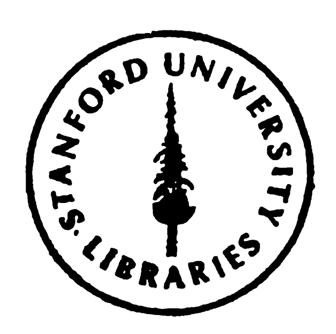




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1865

Erster Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Fünfundfünfzigster Band.



München, 1865.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

X

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

redigirt
von
Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Fünfundfünfzigster Band.



München, 1865.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Menschen die eben meinen, daß Alles nach ihrem Kopfe gehen müsse. Klar ist nur soviel: je gründlicher und ausnahmsloser sich von Jahr zu Jahr der Verfall der alten Ordnung hinschleppt, desto gewaltiger wird die Veränderung auftreten. Aber ich möchte nichteinmal mehr mit Bestimmtheit behaupten, daß sie einen allgemeinen Krieg oder auch nur eine Reihe großer Schlachten kosten werde. Das kann die junge Republik in Nordamerika noch leisten, wir nicht mehr. Gerade seit den Ereignissen des vergangenen Jahres kann Niemand mehr zweifeln, daß die Abstumpfung Europa's in Genuß und Entbehrung, in Gold und Schulden den höchsten Grad erreicht hat. Der politische Zustand der allgemeinen Auflösung, in der wir leben, ist in seinem letzten Grunde socialer Natur. Daraus ergibt sich auch mit Sicherheit der Schluß, daß die große Veränderung nicht bloß die internationalen Verhältnisse der Völker, auch nicht bloß das innere Staatensystem berühren, sondern daß sie die Tiefe des socialen Verbandes, die Gesellschaft selber bewegen wird. Also eine andere Weltordnung auf neuen Fundamenten, mit Einem Wort eine neue Societät.

Ein merkwürdiger Beweis dafür, daß die politische Berechnung nicht mehr von dem socialen Untergrund abstrahiren darf, scheint uns in dem ersten der drei großen Resultate zu liegen, welche das vergangene Jahr uns gebracht hat. Wir zählen folgende Thatsachen zu den gedachten drei Resultaten. Erstens: das europäische Staatensystem existirt nicht mehr. Zweitens: die Hoffnung daß Gesammtdeutschland als europäische Balance sich in die Bresche werfen werde, ist so gut wie verschwunden. Das schöne Wort des alten Gentz: Europa sei durch Deutschland gefallen, durch Deutschland müsse es wieder auferstehen, bleibt abermals auf unabsehbare Frist nur in seinem ersten Theile wahr. Drittens: auch der Statusquo des deutschen Bundes ist nicht mehr haltbar, es muß so oder so anders werden.

Diese drei Resultate stehen unter sich in engster Wechsel-

Beziehung und sie ergeben in ihrem Ensemble ein so grelles Bild, daß dasselbe allen Deutschen geläufig seyn müßte, wenn nicht leider die große Mehrheit der Nation vom Parteigeist verblendet wäre, so daß sie nichts mehr glaubt als was sie wünscht. Ihr sprecht von einem „Räthsel der österreichischen Politik"; wohlan, da schaut hin und ihr findet die einfache Lösung!

Den weitesten Gesichtskreis aber eröffnet die erste der gedachten Thatsachen: der gänzliche Untergang des europäischen Staatensystems durch die Schuld — Englands. Hier zeigt sich nur allzu klar, daß nicht bloß die Pläne des Imperators oder die Grillen anderer Staatsmänner, sondern daß die socialen Zustände selber mit der fünfzigjährigen Ordnung Europa's unverträglich geworden und in Kampf gerathen sind, woraus sich unmittelbar ergibt, daß die künftige Neuordnung des Welttheils tiefgreifende sociale Aenderungen voraussetzt.

Das folgenreichste Ereigniß des vergangenen Jahres ist nicht der dänische Krieg oder der Wiener Frieden an und für sich, sondern die Rückwirkung auf das europäische Staatensystem, welche sich concret darstellt in der völkerrechtlichen Selbstabdankung Englands. Der berufene Balancirer des europäischen Gleichgewichts hat sich freiwillig den Tod gegeben. Der verzweifelte Entschluß kam nicht ganz unerwartet. England hat keinen Finger gerührt, um die gewaltige Umwälzung in Amerika zur Sicherung seiner Zukunft auf dem westlichen Continent zu benützen; es hat für die Sache Polens, so populär sie auch in den drei Königreichen ist oder war, nur grobe Noten abgefeuert mit angehängter Erklärung, daß es mit der Flinte nicht ebenso thun werde; da trat die dänische Krise ein und mit ihr die letzte Probe, ob England noch fähig sei in den Welthändeln Europa's eine thätliche Entscheidung zu geben. Anfangs schien es, als ob die Nation wenigstens auf diesem Punkt nicht brechen wolle mit ihrer politischen Tradition; über einmal aber besannen sich die

Minister, und ohne den gerechten Vorwurf der Ehrlosigkeit zu scheuen, sagten sie ein demüthiges Nein. Die Welt erklärte sich das Unerwartete einfach aus der Furcht vor dem Imperator; weil England aus Angst vor den Kosten einer französischen Allianz weder mit Ihm noch auch ohne Ihn voranzugehen wage, deßhalb habe es den verschwägerten Schützling schmachvoll im Stiche gelassen. Die englischen Staatsmänner aber traten bald mit einer schlechthin principiellen Erklärung auf. Der Verzicht Englands, sagten sie, bedeute mehr; er sei ein förmliches System und das Axiom der englischen Politik laute von nun an: daß die Bedingungen der heimischen Societät Ihrer brittischen Majestät nicht erlaubten, für die Erhaltung des europäischen Staatensystems irgendwie thätig einzugreifen; England werde sich künftig nur vertheidigen, wenn es selber angegriffen werde.

Es gibt keinen bessern Maßstab als diese völkerrechtliche Absage Englands, um zu erkennen, wie weit die Auflösung Europa's in der kurzen Frist von zehn Jahren fortgeschritten ist. Als England damals die kaum für möglich gehaltene Allianz mit dem Imperator abschloß, um wegen einer doch noch ziemlich entfernten Bedrohung der türkischen Integrität gegen Rußland Krieg zu führen, da zürnte und höhnte die Nation über Cobden und seine Manchester-Schule; sie war einig darüber, daß die Lehre dieser Oeconomisten, wornach England nur die Quellen seines Reichthums in Handel und Fabrikation zu schützen und um die Verwicklungen des Continents sich nicht zu kümmern habe, ein ganz „unenglisches" Ding sei. Und heute ist nun dieselbe Lehre der materialistischen Schule oberster Grundsatz der englischen Politik oder Nichtpolitik geworden. England zieht sich auf sich selbst zurück wegen seiner glänzenden Wohlfahrt, wie Oesterreich wegen seiner zu vielen Schulden. Selbst der bis jetzt nie angefochtene Glaubenssatz, daß der Bestand des Großtürkenthums eine Lebensfrage für Englands Weltstellung sei, beginnt dort hinfällig zu werden. Bereits hat der bedeutendste Zukunfts-

Staatsmann der Nation öffentlich behauptet, daß auch der Untergang der Türkei für England keinen Beweggrund abgeben könnte, aus seiner Inaktivität herauszutreten.

Der Imperator hat wie mit allen „modernen Ideen", so auch mit der von der Nichtintervention sein schnödes Spiel getrieben. Aber seine gewaltsamste Willkür hat dem europäischen Staatensystem noch nicht die absolut tödtliche Wunde geschlagen; dieß hat erst die Erklärung Englands gethan, daß es ihm mit der Nichtintervention baarer Ernst sei. Daß selbst England keinen Finger für das Vertragsrecht Dänemarks rührte, das war die Vollendung des Werkes von Solferino. Kein Recht ohne Richter und Vollzieher; es gibt also kein europäisches Recht und keinen geltenden Vertrag mehr, weil kein mächtiger Collektiv-Wille mehr über der Handhabung wacht. Wie wir soeben noch im dänischen Streit erfuhren, sieht der moderne Liberalismus in diesem Zustand ein Ideal der Freiheit; dann ist aber auch das Faustrecht überhaupt ein Ideal. Unsere Liberalen machen der preußischen Politik unaufhörlich den Vorwurf, daß ihr Macht vor Recht gehe; aber welche Befugniß haben sie dazu? Wenn das Aufhören des europäischen Staatensystems ein Glück ist, dann war es auch unschwer vorauszusehen, daß die neue Freiheit dem preußischen Staat zuerst zu Gute kommen würde, nachdem derselbe nuneinmal von Natur aus und durch die hervorragendsten Traditionen seiner Geschichte darauf angewiesen ist, aus faustrechtlichen Zuständen den Hauptgewinn zu ziehen.

Im Grunde hat nicht England als solches, sondern der moderne Liberalismus durch die von ihm beherrschte englische Regierung das große Ereigniß des verflossenen Jahres hervorgebracht: das Aufhören des europäischen Staatensystems als einer geordneten Gemeinsamkeit der civilisirten alten Welt. Sieht man genauer zu, so wird man bald bemerken, daß der moderne Liberalismus überhaupt auf keinem Gebiete etwas Anderes schaffen kann als die geistige Rückkehr zur Barbarei des Faustrechts. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die be-

rühmten „modernen Ideen“ in ihrer Wirkung nichts Anderes seien als moderne Faustrechts-Artikel. Von dem Princip der „Nichtintervention“ haben wir dieß soeben gesehen. Nicht minder wahr ist der Satz in der innern Politik. Der sogenannte „moderne Staat“, dessen Begriff kein anderes Recht zuläßt, als was die jeweilige Stimmenzahl einer regierenden Kammermehrheit zum Gesetz macht, was ist er sonst als modernisirtes Faustrecht? Und vollends auf dem socialen Gebiet die sogenannte „freie Concurrenz“! Ist sie das wirklich was sie besagt, und ist sie nicht allenthalben in ein privilegirtes Raubritterthum des übermächtigen Capitals ausgeartet?

Man kann somit sagen: durch die völkerrechtliche Abdankung Englands im vergangenen Jahre habe der moderne Liberalismus seinen Lauf zur Alleinherrschaft vollendet. Er hat, im Unterschiede von der alten politischen Freisinnigkeit, als wirthschaftlich-sociale Richtung seine Agitation angefangen. Die Macht des Capitals von allen Fesseln und Schranken zu befreien, das war der ursprüngliche Zweck. Daraus hat sich aber mit Nothwendigkeit die Idee des „modernen Staats“ ergeben, welcher in Wirklichkeit nichts Anderes ist als die Standesherrschaft des capitalmächtigen Bürgerthums, der sogenannten Bourgeoisie. In ihrem Dienste sieht man alle Fibern unserer liberalen Staaten ausschließlich dem Geldzweck dienen. Aber auch das Zusammenleben der Völker mußte von dem neuen System im vorgeschrittenern Stadium auflösend beeinflußt werden; schon vor ein paar Jahren hat ein liberales Blatt offen gesagt: der kräftigste Hebel der italienischen Revolution sei der nationalöconomische gewesen. So entstand der Schwindel der Nationalitäten, und die Idee der Nichtintervention setzte der neuen Richtung die Krone auf. Es ist daher auch nicht zufällig, daß England vor allen andern Mächten im Ernst zu diesem Princip sich bekannte. England, der Balancirer des europäischen Staatensystems, war zugleich die Heimath des öconomischen Liberalismus; es konnte den Widerstreit in seinem eigenen Fleische nicht

länger ertragen, und es dankte ab von seiner völkerrechtlichen Charge.

Der moderne Liberalismus hat nun die Sonnenhöhe seiner Macht erreicht, er beherrscht zur Zeit wirklich die Welt: das ist die eigentliche Signatur des Moments, in dem wir stehen. Er ist die Seele der jüngsten Geschichte gewesen und selbst die Politik des Imperators ist ihm nicht über- sondern untergeordnet. Aber sogleich muß man noch ein anderes Merkmal hinzufügen. In dem Augenblicke wo die neue Richtung sich auf dem Weltthron niedersetzt, verbreitet sich ein unbehagliches Gefühl bei ihr selbst und bei Anderen. Denn die allgemeine Auflösung eines neuen Faustrechts kann ja doch nicht der normale Zustand der Menschheit seyn, und diese sieht sich instinktiv nach neuer Gemeinsamkeit um.

Aber wie dazu kommen, das weiß Gott allein. Jedenfalls nicht durch die herrschende Lehre des öconomischen Liberalismus, die sich auch vorzugsweise als eine „Wissenschaft" betitelt. Denn diese Lehre ist der flagranteste Abfall von dem Urquell aller menschlichen Gemeinschaft, von dem lebendigen geoffenbarten Gott überhaupt und von dem christlichen Gebot der Nächstenliebe insbesondere. Freilich mögen die Männer dieser Richtung, durch die dem Liberalismus eigenthümliche Trennung von Leib und Seele, über die Religiosität ihrer Lehre sich beruhigen, aber die entsprechende Wirkung ist nichtsdestoweniger eingetreten. Wie im vorigen Jahrhundert der Geist des englischen Deismus auf dem Continent gewüthet und die furchtbaren Erschütterungen seit 1790 vorbereitet hat, so hat der Materialismus der liberalen Oeconomisten Englands endlich zu der gegenwärtigen Auflösung aller europäischen Verhältnisse geführt. Und wie vor fünfzig Jahren nur die Rückkehr zum geoffenbarten Gott die Erhebung aus der Barbarei eines neuen Faustrechts ermöglicht hat; so wird auch jetzt auf keinem andern Wege die neue Weltordnung entstehen, deren Dimensionen ohnehin nach der Höhe, Tiefe und Breite viel größer seyn müßten als damals.

Der sociale Zusammenhang unserer Weltkrisis ist somit deutlich, wenn man auch nicht wie wir das religiöse Moment im socialen einschließen will. Die Reaktion gegen den modernen Liberalismus ist vorhanden, und zwar folgerichtig zuerst auf dem socialen Gebiet. Aber sie muß in ihren Consequenzen sofort das ganze politische Daseyn Europas berühren. Die getaufte Welt hat drei Perioden der Entwicklung hinter sich: die Periode des ersten oder geistlichen, die Periode des zweiten oder adelichen und die Periode des dritten oder bürgerlichen Standes. Langsam hat sich die letztere über ganz Europa verbreitet, und erst seit einem Decennium kann man auch in Deutschland von einem herrschenden Bürgerthume, der sogenannten Bourgeoisie sprechen. Eine Standesherrschaft kann aber unmöglich das Endziel der Geschichte seyn, am wenigsten dann wenn dieselbe keinen andern Zweck hat als den materiellen Erfolg und Gewinn. In der That sieht man schon allenthalben die Reihen des vierten Standes nachrücken und dessen Rechte fordern. Daß uns eine Weltperiode des vierten Standes wirklich bevorsteht, ist mehr als dunkle Ahnung, und es wird über das Schicksal der Welt entscheiden, wie der Uebergang stattfindet, ob mit Gott oder mit dem Bösen.

So weittragende Gedanken erweckt jeder ernste Blick auf die Lage Europas, und es wird wahrlich für einen Mann, der sich nicht auf ordinäre Kaffehaus-Politik beschränken will, immer schwerer, das Amt eines politischen Berichterstatters zu versehen. In einem einzigen Artikel über diese leitenden Gesichtspunkte sich erschöpfend auszusprechen, ist unmöglich. Aber sie haben unsere Feder im vergangenen Jahre beherrscht und werden sie im künftigen beherrschen.

Wir haben namentlich in dem heißen Streit gegen Dänemark keinen Augenblick den höhern Standpunkt allgemein politischer Logik verlassen. Wir glaubten nicht, daß das deutsche Recht und das nationale Interesse jenseits der Elbe schlechthin nur durch die Zertrümmerung Dänemarks gewahrt werden könne, und wir fürchteten, daß ein solcher Erfolg mit

dem Ruin des europäischen Staatensystems zu theuer bezahlt sei, daß er auch sonst das wahre Wohl des Gesammtvaterlandes nicht fördern werde. Es ist nun doch, durch eine verhängnißvolle Fügung der Umstände, geschehen was wenigstens Oesterreich nicht geschehen lassen wollte; und es fragt sich jetzt, ob unsere Besorgnisse vor dem Rückschlag eingetroffen sind oder nicht. Indem wir diese Frage näher zu beantworten suchen, sprechen wir von dem zweiten und dritten der großen Resultate, welche das verflossene Jahr im Zusammenhang mit dem Untergang des europäischen Staatensystems uns hervorgebracht zu haben scheint.

Es ist bemerkenswerth, daß Preußen in den letzten Jahren nie eine besondere Beunruhigung über die Lage Europas verrathen hat, während Oesterreich bei jeder Gelegenheit seine trüben Ahnungen constatirte. Wir erinnern an das Programm der Frankfurter Fürstenconferenz: „Der Status quo der deutschen Bundesverhältnisse ist schlechthin chaotisch; der Boden des Bundes schwankt unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stellt.“ So gehe man dem nächsten europäischen Sturm entgegen. In den meisten kleineren Staaten Deutschlands schien man dieselben Besorgnisse zu theilen. Ueberall lag dem gewaltigen Drang nach einer deutschen Einigung, bei allen Parteien ohne Ausnahme, das mehr oder weniger bestimmte Vorgefühl zu Grunde, daß die europäische Ordnung einer raschen Auflösung nahe sei, und daß nur das compakte Zusammenstehen aller deutschen Kräfte einen Damm bilden könne gegen die politische Springfluth der nächsten Zukunft. Wie bald hat sich die Vorahnung erfüllt!

Wir unsererseits bezweifelten nur das Eine, ob nämlich der moderne Liberalismus, der ja selbst die Schuld der allgemeinen Auflösung in Europa trägt, in Deutschland die rettende Medicin gegen sein eigenes Werk werde bereiten können. Wir wußten so wenig als ein Anderer, daß der Tod des dänischen Königs und also die schwere Probe so nahe gerückt sei. Aber kaum war es geschehen, so erhob sich ein unglaubliches Schau-

spiel vor unseren Augen. Der liberale Parteigeist mit dem artikulirten Programm der Kieler Schule stürzte wie rasend auf die unüberlegte öffentliche Meinung und auf die schwachen Regierungen los, riß beide mit sich fort über alle ruhige und vernünftige Erwägung hinweg, und der ganze Schwall fuhr gegen die alte Reichs- und Rechtspolitik Oesterreichs los. Sofort ist denn geschehen, was unter solchen Umständen geschehen mußte.

Oesterreich hatte den Willen, aber nicht die Kraft dem erkannten Unglück zu widerstehen. Im Bund mit Preußen hat es den allgemeinen Krieg vermieden, aber den Untergang des europäischen Staatensystems vermochte es, von den russischen Intriken durchkreuzt und vom deutschen Parteilärm gelähmt, nicht mehr zu verhindern. Man muß freilich noch einen Rest von gesunder Vernunft und Geschichtsanschauung aus dem Babel der Tagespolitik gerettet haben, um zu begreifen, welche Tragweite die Haltung Oesterreichs in London nothwendig erhielt. Fürst Metternich hat im J. 1847 gesagt: „Ich war auf Alles gefaßt, nur nicht auf einen revolutionären Papst." Im gleichen Sinne konnte England am 28. Mai v. Js. sagen: „Ich war auf Alles gefaßt, nur nicht auf ein Augustenburgisches Oesterreich." Und nun beachten wir die Folgen!

Gemeinsam mit England hat Oesterreich die Mission des europäischen und des deutschen Rechtsschutzes übernommen; darauf beruhte eigentlich die „natürliche Bundesgenossenschaft" der zwei Mächte. Von dem Moment an, wo England sich auf seine eigensten Angelegenheiten zurückzog und die Fragen des Continents sich selber überließ, war die ganze Stellung Oesterreichs nach außen verändert. Man müßte in Wien dem Vorgange Englands selbst dann bis auf einen gewissen Grad folgen, wenn nicht die dringendsten häuslichen Verhältnisse den Rückzug auf sich selber gebieterisch erheischten. In Worten ist der Rückzug allerdings nicht angekündigt, aber mit der That. Wien bestreitet nicht mehr den Einfluß Preußens in Deutschland, denn es bestreitet nicht einmal mehr den Einfluß

Frankreichs in Rom. Oesterreich räth dem Papst, vielleicht nicht wörtlich aber thatsächlich, sich dem Imperator vertrauensvoll hinzugeben. Darin liegt eine so gründliche Rückwärts-Bewegung des Kaiserstaats, daß wir uns gar nicht wundern würden, wenn morgen der gute Rath von Wien nach München gelangte: wir möchten uns vertrauensvoll hingeben an Hrn. von Bismark!

Die Sache ist eben einfach die, daß die enge Verbindung mit Deutschland so lange einen großen Werth für Oesterreich hatte, als demselben, im sympathischen Connex mit England, die Mission einer Schutzmacht für das europäische Staatensystem oblag. Hört aber diese Mission auf, so fallen natürlich die inhärirenden Bedingungen mit; und ist es einmal die oberste Aufgabe des Kaiserstaats, aus seinen finanziellen Verlegenheiten sich zu erheben und mittelst eines Reichsparlaments seine polyglotten Völker zu materieller Wohlfahrt zu vereinigen — nun dann macht er sich wahrlich lieber heute als morgen los von uns. Von dem deutschen Charakter Oesterreichs könnten wir dann höchstens noch so viel verlangen, daß es sich nicht selber so vertrauensvoll dem Imperator hingebe, als es dem heiligen Vater jetzt zu thun räth. Nun wollen wir zwar nicht behaupten, daß die Dinge schon so weit gediehen sind; das aber steht fest: die Hoffnung eine gesammtdeutsche Einigung der europäischen Auflösung als Damm entgegenzustellen, ist so gut wie verloren. Und dieß ist das zweite große Resultat des vergangenen Jahres.

Bei uns trägt man sich in dieser Beziehung noch immer mit unglaublich hartnäckigen Illusionen. Man will durchaus nicht begreifen, daß die deutsche Stellung Oesterreichs ihren Hauptwerth durch das europäische Staatensystem besaß; den Kaiserstaat in dieser Stellung zu erhalten, hätten wir mit dem letzten Mann und dem letzten Gulden beflissen seyn sollen um unser selbst willen. Nachdem wir aber das Gegentheil davon gethan, sieht es doch sonderbar aus, dem tief erschütterten Staatscredit Oesterreichs Ritterdienste zuzumuthen, die das

unerhört reiche England für zu kostspielig erklärt hat. Freilich predigt auch die deutsch-liberale Partei im Wiener Reichsrath selbst den alten Eifersuchtskrieg gegen Preußen; aber sie hütet sich klüglich die Mittel und Wege des Erfolges anzugeben. Dieselbe Partei erklärt zugleich das Reich als am Rande des Banquerotts stehend. Der schreiende Widerspruch erklärt sich indeß, wenn man bedenkt, daß die Partei in der jüngsten Debatte über Galizien sich nachrühmen ließ, von dem Satze auszugehen: „lieber gar kein Oesterreich als ein unconstitutionelles", und daß sie in der Adreßdebatte offenkundig von dem Princip ausgegangen ist: „lieber gar kein Oesterreich als ein nicht deutsch-liberales!" Gewiß sehr schöne Aussprüche für den Geschmack des herrschenden Parteigeists, aber wenig geeignet für die Staatsraison einer östlichen Großmacht, überdieß auch nicht sehr bedenklich, da im Kaiserstaat noch mehr Leute wohnen, welche von dem Schneckenhaus des Austriacismus eine ganz andere Meinung haben.

Es ist sicher der Anregung durch den neuen europäischen Luftzug zuzuschreiben, daß bei der jüngsten Adreßdebatte im Wiener Reichsrath das Häuflein der slavischen Mitglieder zum erstenmale eine unumwundene Meinung abgab über die Stellung Oesterreichs zum deutschen Bunde. Unsere liberalen Blätter gingen halb schweigend über die Thatsache hinweg. Drei Slaven traten auf, Sadil, Toman, Tschupr, und alle drei erklärten gegen die sogenannte Bundespolitik der deutsch Liberalen: die Rettung Oesterreichs bedinge vielmehr den Rückzug vom deutschen Bund. Das berühmte Axiom der Letzteren: „kein Oesterreich ohne Deutschland" erregt nur ihr mitleidiges Lächeln. Sie fragen: was hat uns das Bündniß mit Deutschland bisher geholfen? und sie antworten: rein nichts! Das sei die Ueberzeugung der gesammten slavischen Bevölkerung, „also bekanntlich der Volksmajorität des Reichs:" versichert Tschupr. Die Allianz mit Preußen, fügt er bei, möge nicht ganz verläßlich seyn, aber „die Allianz mit den kleinern deutschen Bundesstaaten werde ganz und gar perhor-

mitirt, denn diese könnten keinen Schutz gewähren, sondern seien desselben selbst bedürftig." Sogar ein deutscher Abgeordneter, Kromer, schloß sich diesem Standpunkte an. Er bezeugt: „Der Ausspruch: kein Oesterreich ohne Deutschland habe keinen Anklang im Volk gefunden; die Slaven und Magyaren seien voll Zuversicht, daß wenn Oesterreich nur wolle, es sich selbst erhalten könne und der Krücke Deutschlands nicht bedürfe." Ja, dieselbe sei sogar positiv schädlich.

Wahrlich, die Frage wäre an der Zeit: wenn in dieser Versammlung, wo eine deutsche Mehrheit unbedingt herrscht und die ganze östliche Hälfte des Reichs noch unvertreten ist, schon solche Reden fallen, was wird erst dann geschehen, wenn einmal die Magyaren und Slaven im Reichsrath die Oberhand haben? Dazu kommt noch der schlimmste Umstand, daß die thatsächlichen Verhältnisse des Reichs nicht unsern Nationalen, sondern den Andern Recht geben. Augenscheinlich stehen nicht die Anforderungen, welche Giskra, Mühlfeld und Genossen, sondern die, welche die drei Slaven an die auswärtige Politik Oesterreichs stellten, im Einklang mit dem übrigen Inhalt der Adresse. In der That wußte ihnen auch Giskra als Referent nicht anders zu begegnen als mit dem komischen „Bedauern", daß „in die politische Seite der Frage die nationale hineingetragen werde." Als ob nur die Deutschen in Oesterreich ein Recht hätten ihre „nationale Seite" in politische Fragen hineinzutragen!

Thatsächlich hat indeß die Veränderung der Bundeszustände bereits angefangen, da Oesterreich die Bekriegung des preußischen Einflusses aufgibt und in der Abwiegelung seiner bisherigen Bundespolitik begriffen ist. Ob es uns nun lieb sei oder leid, es ist dieß das dritte große Resultat des vergangenen Jahres. Bismark mit seiner Note vom 24. Jan. 1863 hat gesiegt. Vergleiche man nur einmal! „Ich habe," sagt dort der preußische Minister, „den Grafen Karolyi daran erinnert, daß in den Jahrzehnten, die den Ereignissen von 1848 vorangingen, ein stillschweigendes Abkommen zwischen

den beiden Großmächten vorwaltete, kraft dessen Oesterreich der Unterstützung Preußens in europäischen Fragen sicher war, und uns dagegen in Deutschland einen durch Oesterreichs Opposition unverkümmerten Einfluß überließ, wie er sich in der Bildung des Zollvereins manifestirt ... Sollten die früheren intimen Verhältnisse sich nicht neu anknüpfen und beleben lassen, so würde .. ein Bündniß Preußens mit einem Gegner Oesterreichs ebensowenig ausgeschlossen seyn, als im entgegengesetzten Falle eine treue und feste Verbindung beider deutschen Großmächte gegen gemeinschaftliche Feinde."

Sieht man näher zu, so hat Hr. von Bismark sogar noch mehr erreicht, als er hier verlangen konnte. Vor dem Jahre 1848 bestand die Einigung der zwei Mächte in der gleichmäßigen Achtung und Hut des europäischen Staatensystems. Eine solche Einigung kann jetzt nicht wiederkehren, denn das System selber existirt nicht mehr. Nach dem Jahre 1848 nahm man in Wien die deutsche Reformpolitik auf, um einen sichernden Anhalt zu finden in den bereits tief erschütterten Zuständen Europas. Nur insoferne ist es wahr, wenn die Bismarkische Note sagt: die vermeintliche Tradition des österreichischen Kaiserhauses, welche demselben nicht gestatte seinen Einflüssen auf die deutschen Regierungen zu entsagen, datire erst seit dem Fürsten Schwarzenberg. Auch das ist nun vorbei und kein Lamento wird die Schwarzenbergische Bundespolitik von den Todten erwecken. Sie ist an ewigen Versäumnissen gestorben. Aber die Einigungspolitik aus der Zeit vor 1848 ist nicht weniger definitiv gestorben; denn auf Preußen ruht nicht mehr der Bann des europäischen Staatensystems. Insoferne ist die heutige Einigung der zwei Mächte nicht einmal eine europäische Allianz, denn sie hat keine Beziehungen auf ein (nicht mehr existirendes) Gesetz und Recht in Europa. Sie ist ein bloßer Nothbund, der dem Einen Theil sichern soll was er hat, dem andern verschaffen was er will. Wer von beiden Theilen den allseitigen Vortheil daraus ziehen muß, ist unzweifelhaft.

Trotzdem sagen wir, daß diese Allianz zu allem Unglück hin noch ein großes Glück sei. Warum? Weil sonst die Drohung vom 24. Jan. 1863 schwerlich ein leeres Wort bleiben würde, zumal Preußen jetzt nicht mehr unter dem Bann des europäischen Staatensystems steht. Man weiß, wie sehr die öffentliche Meinung in Preußen durch das Blut von Düppel und Alsen aufgestachelt ist, die Herzogthümer zu behalten um jeden Preis. Die berühmte Einzugsrede des hochliberalen Bürgermeisters von Berlin gestattet keinen Zweifel mehr. Muß es aber einmal seyn, so muß jeder deutsche Patriot wünschen, daß Preußen lieber mit Oesterreich als mit Frankreich ans Ziel gelange. Im erstern Fall bleiben wenigstens die Kosten im Land, im zweiten streicht sie der Erbfeind ein. Ich weiß, daß man sich tröstet: „Preußen wird nicht"; so hat man sich auch in der Zollvereinskrisis getröstet. Und es wird allerdings nur im Fall äußerster Gereiztheit zu diesem Mittel greifen; denn man weiß in Berlin sehr wohl, daß der Finger von Saarbrücken alsbald weit über die Grenzen vom 30. Mai 1814 hinausreichen würde, und man weiß insbesondere, daß die „deutsche Politik" Preußens sich niemals mit Hülfe Frankreichs realisiren läßt, sondern nur mit dem guten Willen Oesterreichs. Aber wenn es am letztern gänzlich fehlen sollte, dann möchten wir doch für nichts gutstehen. Das Gespenst vom Kohlenrevier der Saar ist immer noch nicht beschworen, es geht neuerdings in den Zeitungen um, und was ein bekanntes königliches Wort betrifft, so lautet dasselbe: „kein Fuß breit deutscher Erde", aber nicht: kein Pfund deutscher Kohlen!

Offen gesagt, ist uns die Erscheinung, daß unsere liberalen Parteien der österreichisch-preußischen Nothallianz gar keinen Werth zugestehen wollen, schwer verdächtig. Das muß doch ein Blinder sehen, daß sie ein schmerzhafter Pfahl im Fleische des Imperators ist. Unermüdlich hat er seit dem Tage vom 2. Dec. an dem Sturz des europäischen Staatensystems gearbeitet; seine vermeintlich „räthselhafte" Haltung im dänischen Streit hat ihn dem Ziele ganz nahe gebracht, und nun, im

letzten Moment, muß ein armer Rest deutscher Einigung, an den er sicher am wenigsten gedacht hat, ihm den Weg verlegen. Wie konnte Ihm, dem der unselige Handelsvertrag mit Preußen gelungen, auch nur im Traum eine solche Störung seiner Zirkel einfallen! Darum läßt er sich auch jetzt keine Mühe verdrießen, den verhaßten Bund wieder zu sprengen, der ihm in dem Moment die Hände bindet, wo er auf den Trümmern des gesetzlichen Europa seine Erndte halten will. Die Thatsache spricht laut genug, daß er nun plötzlich alle Aenderungen am Handelsvertrag abgeschlagen hat, die Preußen an Oesterreich zu concediren gedachte. Aber die Lage wird für ihn um so peinlicher werden, wenn auch diese blutige Beschämung Deutschlands ihren Zweck verfehlt. Freilich hat dann Preußen die schönste Stellung in Europa; aber verliert die norddeutsche Monarchie den Vortheil, so fällt er unmittelbar dem Imperator zu, und was wäre das für ein deutscher Patriotismus, der durch negative Schritte Oesterreichs oder durch positive der deutschen Mittelstaaten einen solchen Wechsel veranlassen wollte!

Wir wollen nicht noch einmal alle die hartnäckigen Fehler aufzählen, welche das kleinere Deutschland in diese unnennbare Situation gebracht haben. Der tumultuarische Druck der Parteien hatte unsere Regierungen völlig absorbirt; sonst hätten sie die Meinung Oesterreichs über die Bedeutung des Bandes zwischen Dänemark und dem Bund für diesen selbst und das europäische Staatensystem doch wenigstens anhören müssen, und könnten jetzt nicht so sehr von den Folgen überrascht seyn. Der Bundestag mit dem dänischen Gesandten und der Bundestag ohne den dänischen Gesandten verhalten sich fast nothwendig wie großdeutsch und kleindeutsch zu einander, was der Nationalverein trefflich zu würdigen verstund. Um die fatale Analogie hintanzuhalten hätten wir Anderen jedenfalls nicht eine Uebermacht Preußens die Eider überschreiten lassen, wir hätten so stark als möglich vorausmarschiren sollen. Da wir auch dieß nicht thaten und lieber ruhig zu Hause blieben,

so mußten wir nach allen Regeln der politischen Logik schon seit dem 14. Januar darauf gefaßt seyn, die losgerissenen Herzogthümer irgendwie preußisch werden zu sehen. Wir konnten dann wenigstens das schlimmste Präjudiz hintertreiben, wofür ich täglich mehr nicht die direkte Einverleibung, sondern den „engeren Anschluß" ansehe. Nicht umsonst tritt die liberale oder gothaische Partei im Norden (wir erinnern nur an Hrn. von Sybel) gegen die unmittelbare Erwerbung und für den „engeren Anschluß" auf. Denn dieser wäre nichts Anderes als die Maschinenprobe für die allgemeine deutsche Mediatisirung unter einem neuen bestechenden Namen.

Selbst jetzt, in unseren tief herabgekommenen Umständen, wäre doch noch eine politische Fassung möglich. Aber dem Parteigeist ist sie nicht gegeben, er besteht unbeweglich auf seinem Schein, und läßt dadurch Hrn. von Bismark um so freiere Hand. Wohin eine solche Politik der Rechthaberei, ohne die Mittel sie durchzusetzen, führen muß, ist unschwer vorauszusehen. Wenn wir Preußen gar nichts concediren wollen, wird es das erreichen, was uns am schädlichsten ist.

Auch Herr von Bismark ist ein Resultat des vergangenen Jahres und nicht das kleinste; denn das neue Preußen ist mit ihm identisch. Dürfte man ihn den deutschen Napoleon nennen, so hätte er an dem Fürsten Gortschakoff auch gleich seinen Cavour zur Seite. Es ist ihm anfänglich ergangen wie dem Pariser Vorbild; man spottete des Mannes, so lange er zu Berlin mit den tobenden Parteien sich abplagte; aber man lacht nicht mehr, seitdem eine überaus glückliche Fügung ihm nach außen Luft gemacht hat. Ist es doch gerade, als ob der dänische König eigens für Preußen und seinen Minister so früh gestorben sei. Und Niemand kann leugnen, daß die norddeutsche Monarchie den Wink bestens verstanden hat. Wer hätte diesem alternden Preußen noch die Elasticität zugetraut, die es bewies sobald der Bann des europäischen Staatensystems von ihm genommen war! Wahrlich, eine merkwürdige Erscheinung, mit der man nun durchaus rechnen muß, um so

mehr als das neue Preußen oder die preußische Reaktivirung keinen tüchtigern Leiter hätte finden können als Hrn. von Bismark.

Er hat dem Pariser Meister namentlich die große Kunst die Gegner zu täuschen und irre zu führen, gründlich abgelernt. Gleich jenem springt auch der preußische Minister nach den jeweiligen Umständen von einem Standpunkt zum andern über, und schlüpft mit Aalglätte durch, sobald er unbequem festgehalten werden will. Ohne Zweifel ist ihm der berühmte „Purzelbaum" bei der Londoner Conferenz vom 28. Mai zu danken, wo die zwei deutschen Mächte plötzlich erklärten, der Bund sehe die Ansprüche des Augustenburgers für die „bestbegründeten" an. So konnte denn jede Partei- und Rechtsansicht in der dänischen Frage auf Augenblicke Hrn. von Bismark zu den Ihrigen zählen: die dänische Integrität und Christian IX., der Augustenburger und der Oldenburger, die Legitimität und die Volksabstimmung. Wie klug er es gespielt hat, um Oesterreich wider Willen zur Zertrümmerung Dänemarks zu zwingen, das wird wohl noch lange ein Geheimniß der russischen Archive bleiben. Seitdem aber hat er es meisterhaft verstanden, jedem Prätendenten einen andern gegenüber zu stellen, und einen durch den andern zu paralysiren, bis zuletzt — Preußen allein übrigbleibt.

Zu diesem Spiel hat wie gesagt der russische Kanzler, aus Erkenntlichkeit für Polen, getreulich mitgeholfen, und wenn sich die Nachricht von der neuerlichen Schwenkung an der Newa bestätigen sollte, dann fiele dadurch auch Licht auf die Endabsicht des preußischen Ministers. Rußland soll sich nämlich von dem Oldenburger losgesagt haben; es wolle weder dessen Ansprüche auf ganz Holstein und Schleswig, noch die an Oldenburg abgetretenen Theilrechte des Czaren-Hauses selbst weiter vertreten; sondern es stimme dafür, daß Preußen sich die Herzogthümer einverleibe, jedoch unter der Bedingung daß Nordschleswig durch eine Volksabstimmung unter den dänischen Schleswigern an Dänemark zurückgegeben

werde. König Christian müsse nämlich, so argumentire Rußland, wieder gestärkt werden, damit sein Land nicht dem scandinavischen Unionismus in die Arme getrieben werde. Diese Combination, fußend auf Schleswig als einem nicht zum Bunde gehörigen Land, hat viel Wahrscheinliches; und bestätigt sie sich, so wäre das ein Beweis, daß Hr. von Bismark sich bei einer zweiseitigen Aufstellung zu fixiren beginnt: entweder Einverleibung Holsteins und des ganzen Schleswig (nach dem Wiener Frieden) mit dem guten Willen Oesterreichs, oder Einverleibung Holsteins und des halben Schleswig mit dem Beistand Frankreichs, vorbehaltlich des weitern Honorars.

Hier begegnet uns nun vor Allem die Frage, nach welcher Seite Oesterreich gemäß seiner ursprünglichen Ansicht von der Erbfolge in den Herzogthümern hinneigen müßte? Wir behaupten: keineswegs zu der vom liberalen Parteigeist diktirten. Daß Christian IX. kein Recht auf Schleswig-Holstein gehabt und also auch keines abtreten konnte, ist zwar eine richtige Consequenz der Augustenburgischen Schule, aber die Wiener Staatskanzlei hat diese Meinung stets abhorrirt. Darum zieht sich ein diametraler Gegensatz der zwei Großmächte gegen die Mittelstaaten durch die ganze Krisis bis zu dem jüngsten Gezänk über den Abzug der Bundes-Truppen aus Holstein. Oesterreich müßte von seiner constanten Rechtsansicht abfallen, um die mittelstaatliche Politik zu begünstigen. Aber nicht so, wenn Preußen jetzt argumentiren würde wie folgt: Gegenüber dem jüngsten Staatsrecht der Herzogthümer, welches auf dem von den schleswig-holsteinischen Ständen nicht recusirten, sondern faktisch angenommenen Thronfolgegesetz von 1853 beruht, besitzt weder der Oldenburger noch der Augustenburger ein Recht der Nachfolge; nach dem ältern Staatsrecht aber kann keiner von beiden Schleswig in Anspruch nehmen und ebensowenig ganz Holstein, sondern höchstens jeder einen Theil dieses Landes. Das war der Rechtsstandpunkt, von dem aus nicht nur die zwei Groß-

mächte sondern auch drei Mittelstaaten das Londoner-Protokoll annehmen konnten und der ganze Bund die Verträge von 1851/52 einging. Auch der preußische König hatte das Recht Dänemarks in diesem Umfange nur im März 1848 einen Moment lang verläugnet, und es scheint unmöglich, daß Oesterreich sich jetzt unter die Diktate der Kieler Schule beuge, die ihm mit Recht stets ein Gräuel sophistischer Willkür gewesen. Aehnliches scheint auch von den, wenn schon historisch mehr zusagenden, Ansprüchen des Oldenburgers zu gelten, insoferne sich dieselben auf die Gesammtheit der Herzogthümer erstrecken. Daß in Preußen neuestens auch einige Erbrechte angekündigt werden, hat wohl weiter keine Bedeutung, als daß damit das etwas störrige Gewissen des Königs gekirrt werden soll. Aber Hr. von Bismark ginge von dem ursprünglichen Standpunkt Oesterreichs selber aus, wenn er weiter argumentiren würde wie folgt: da Niemand ein volles Erbrecht auf die gesammten Herzogthümer besitzt, so müßten dieselben unter mehrere Erben getheilt werden, wenn nicht eine politische Combination gefunden wird, welche ihr Zusammenbleiben ermöglicht; nun ist aber Preußen in Gemeinschaft mit seinem Alliirten durch das Recht der Eroberung und des Friedensschlusses Rechtsnachfolger des dänischen Königs und es ist im Besitz; also will Preußen sich mit Oesterreich verständigen und die Theilerben entschädigen, um die vereinigten Herzogthümer zu erwerben.

Eines ist unzweifelhaft: daß nämlich der „engere Anschluß" gar keine Rechtsgrundlage für sich hätte und zugleich dem Wesen des Bundes am meisten widerspräche. Er würde auf reiner Willkür, beziehungsweise auf der Noth des Prätendenten beruhen und für die kleineren deutschen Staaten ein viel gefährlicherer Vorgang seyn als die Einverleibung. In Wahrheit ist der Augustenburger gerade für uns die bedenklichste Partie, denn für das Linsenmus seines Thrönleins wäre er nach innen und außen ein verkaufter Mann. Begreiflich, daß man bei uns die schweren Irrthümer nicht gerne

bekennen, und am wenigsten mit einer Combination sich befreunden will, die das gute Recht des Königs Christian und dessen rechtmäßige Abtretung zur Basis hätte. Aber die absolute Weigerung ist im höchsten Grade unpolitisch. Einverleibung oder „engerer Anschluß", eines von beiden wird eintreten, weil jene Länder selbst das lebhafte Bedürfniß haben eines starken und prompten Schutzes versichert zu seyn, und weil es darum jenseits der Elbe nur eine extreme demokratische Partei gibt, welche Kleinstaaten-Propaganda macht; weil ferner diese Umstände dem Expansionstriebe Preußens und namentlich den maritimen Bedürfnissen der norddeutschen Großmacht entgegenkommen; weil endlich die heutige Zeit viel mehr geneigt ist kleinere Staaten zu absorbiren als neue zu schaffen. Wenn es sich aber je um die Creirung einer neuen klein- oder mittelstaatlichen Voll-Souverainetät in Schleswig-Holstein handelte, dann wäre dieß jedenfalls nur mit dem Oldenburger möglich, aber längst nicht mehr mit dem Augustenburger.

Oesterreich und Preußen werden nun als Besitzer der Herzogthümer über deren Schicksal unter sich verhandeln und mit den Prätendenten sich ins Benehmen setzen. Daß man in Wien nicht höhere Rücksichten zulassen, daß man Preußen in die Arme Frankreichs treiben wird, das glauben wir nicht. Die norddeutsche Macht, vom Bann des europäischen Staatensystems befreit und elastisch geworden, befindet sich in einer zu Allem fähigen Lage, solange ihr nicht wieder eine Sättigung zu Theil geworden ist. Wer für ihre billige Abspeisung sorgt, behütet Deutschland vor dem größten Unglück, vor dem allgemeinen Wettrennen nach Paris. Aber dann kommt erst die zweite Frage: was wird das „übrige Deutschland" thun, wenn die Herzogthümer denn doch direkt oder indirekt preußisch werden? Was die opponirenden Staaten aus eigener Kraft vermögen, läßt die jüngste Mobilmachung Sachsens ahnen. Hr. von Beust hat seine ganzen 16,000 Mann consignirt und den Staatsschatz auf den Königstein geflüchtet; aber Europa

nahm sich kaum die Mühe über diese Komödie der Irrungen zu lachen. Holstein ist von den Bundestruppen geräumt und von den Preußen besetzt, wer will sie hinausjagen? Nämlich mit eigenen Kräften, ohne fremde Bundesgenossen?

Hätten wir in den Mittelstaaten noch selbstbewußte Regierungen über den Parteien, so würden wir nichts fürchten. Leider ist dieser Trost versagt. In dem engen Gesichtskreis von Staaten, die seit 50 Jahren jeder politischen Aktion entwöhnt sind, und keine andere Staatskunst mehr übten als die im Gezänk ihrer Kammern oder höchstens des Bundestags zu laviren, mußte endlich Alles in Parteiwesen auf- und untergehen. Und zwar gibt es nur mehr eine einzige mächtige Partei ohne Gegengewicht. Dieser den Hof machen heißt regieren. Die selbstständigen Staatsmänner sind ausgestorben wie die Steinböcke, und gäbe es ihrer noch, so würde die Partei jeden Charakter erdrücken. Nicht mit einem überragenden politischen Verstand, sondern mit den Leidenschaften des Parteigeistes muß man bei uns rechnen. Diesen sehen wir nun aber die systematische Hetzerei gegen die „Vormächte" unablässig betreiben; Oesterreich, das die Partei schon unter ihrem Commando zu haben glaubte, wird noch ärgerlicher angelassen als Preußen, immer unter dem Vorwand, daß es dem von der Partei selbst gemachten „nationalen Recht" abtrünnig geworden sei. Wie nun, wenn die Leidenschaft einmal von Worten zu Thaten kommen soll?

Man hat lange von einer „Trias" als Trutzburg gegen beide Großmächte gesprochen, jetzt spricht man schon von einer Constituirung der einzelnen Staaten außerhalb des Bunds. Auf die Eine Drohung wäre natürlich so wenig Gewicht zu legen als auf die andere; aber sie gewöhnt allmählig die Geister an einen Gedanken, der als zweites Wort nothwendig die französische Allianz auf die Lippen drängen muß. Wird dann noch der Beweis angetreten, daß nur mehr auf diesem Wege der „Sitz des ächten und unvermischten Deutschthums" dem System des Liberalismus erhalten werden könne, dann

wird sich rasch auch eine offene Partei für den neuen Rheinbund bilden. Mehrt sich ja schon fortwährend die Zahl der Politiker, welche uns den Beistand Frankreichs ungenirt empfehlen. Wer hätte das gedacht im Jahre 1859, daß heute wieder der brennendste Schandfleck der deutschen Geschichte in Aussicht genommen werden könnte: der französische, der napoleonische Schutz der „deutschen Libertät“! Nachdem wir einmal so weit gekommen sind, vor was sollte die Leidenschaft der Parteien noch zurückschrecken, sobald nicht der Augustenburger, und namentlich wenn Preußen als Voll-Souverain in den Herzogthümern eingesetzt würde? Und wenn vollends die zwei Mächte bei der Gelegenheit eine Erneuerung des Bundes nach dem Princip, daß Jeder so viel wiegen soll als er schwer ist, vorschlagen sollten, so wären sie der mörderischen Absicht gegen die „deutsche Libertät“ erst recht überwiesen. Daß der Parteigeist so schreien und agitiren würde, ist unzweifelhaft; ob die Regierungen sich inzwischen emancipiren werden, das steht dahin. Wer die Geschichte unseres armen Vaterlandes kennt, verheißt sich nichts Gutes.

Herrschende Parteien sind immer blind und taub im Uebermuth; Jedermann müßte sonst einsehen, daß eine ehrliche Bundesreform, wenn sie jemals nöthig war, es jetzt um jeden Preis ist, und Niemand könnte sonst mehr von der Sonderbündelei einer Trias oder gar von einem Austritt aus dem Bundesverband reden. Nie war eine Zeit den kleineren Mächten feindlicher als die jetzige, weil der Schutz des europäischen Staatensystems nie vollständiger gefehlt hat als jetzt. Selbst zu den Zeiten des ersten Napoleon war bei den großen Mächten das Gefühl, daß der Brand beim Nachbar das eigene Haus bedrohe, nicht so ganz erloschen wie jetzt; selbst damals anerkannten sie noch Pflichten der europäischen Gemeinsamkeit, Rechte der Kleinern auf den Beistand der andern; erst unsere Tage haben den Kainsgedanken ausgeboren, daß jede Macht nur sich selbst angehe. Sogar dem Imperator wird es bange bei einem solchen Zustand, welcher der brutalen Gewalt allein

noch Spielraum läßt, aber jede Gemeinschaft sei es zum Guten sei es zum Bösen unmöglich macht. Unter diesen Umständen, so soll er schon vor drei Monaten erklärt haben, sei nun auch seine Congreßidee verloren. Denn der dänische Krieg habe die europäische Politik in eine Bahn gelenkt, welche zu dem Gegentheil des Congresses führe, nämlich zu der Einzelnaktion der Staaten und demnach zu ihrer Einzelverantwortlichkeit. Darum auch habe er, Napoleon die italienische Frage, welche ursprünglich zur Vorlage bei dem Congreß vorbehalten gewesen, durch abgesonderte Verhandlungen mit dem italienischen König zur Entscheidung gebracht*)!

In der That hat dieser Schritt Napoleons der Vereinzelung aller Mächte die Krone aufgesetzt. Nicht Eine katholische Macht hat den Imperator erinnert, daß er nicht das Recht habe für sich allein über das Schicksal des Papstes zu entscheiden; alle haben, wahrscheinlich gegen die eigene Erwartung der Tuilerien, stillschweigend eingestanden: daß Frankreich ein alleiniges Verfügungsrecht habe über den heiligen Stuhl. Höher kann die Unempfindlichkeit, welche überall ein Zeichen des Todes ist, in der europäischen Societät nicht mehr steigen. Und während demnach Oesterreich nicht einmal eine diplomatische Intervention für den Papst wagt, glaubt man ihm eine entschlossene Intervention gegen Preußen und für den Augustenburger zumuthen zu dürfen! Wer versteht da seine Zeit?

Vor uns allen liegt Europa wie ein dunkles Geheimniß. Kein menschlicher Verstand kann ergründen, ob und wie eine christliche Gemeinschaft zwischen den Staatenindividuen des Erdtheils, ja der Welt sich wiederherstellen, und wie das sociale Fundament des neuen völkerrechtlichen Baues aussehen wird. Unsere herrschenden Parteien aber scheinen noch vor andern Geheimnissen zu stehen und in der engen Befangenheit ihrer Strebnisse selbst die Fähigkeit, ihre unmittelbare Gegen-

*) Aus einer eingeweihten Berliner Correspondenz der Wiener Zeitung „Vaterland“ vom 14. Oktober 1864.

wart zu beurtheilen, eingebüßt zu haben. Weil sie es sehr leicht genommen haben mit dem Umsturz in Italien, mit dem grausigen Völkermord in Polen, mit der Sprengung der alten dänischen Monarchie, mit der französischen Mediatisirung des Papstes, deßhalb glauben sie auch an keine Rückwirkung bei Andern. Wie könnten sie sonst immer noch auf ein allgemein gültiges Recht und Gesetz sich berufen, wo es ihnen gefällt, und wie könnten sie gegen den Grundsatz, daß Macht vor Recht gehe, appelliren, sobald es ihnen einmal anders gefällt?

In dem Kreislauf jener Ereignisse ist jede gesetzliche Gemeinschaft Europas untergegangen, und nur darum befindet sich das europäische Faustrecht zur Zeit noch in ruhender Aktivität, weil in Deutschland noch ein unverhoffter Rest von Gemeinsamkeit besteht. Soll auch der noch verschwinden, dann wird unter den Folgen kaum ein Kleiner größer werden, aber Deutschland wird dann wirklich nichts weiter mehr seyn als ein geographischer Begriff.

II.

Der irenische Versuch des Bischofs von Paderborn.

Vor Kurzem ist die dritte Auflage einer Schrift angekündigt worden, die wir in diesen Blättern nicht unerwähnt lassen dürfen, wenn auch dieselben, in Anbetracht der wesentlich anderswohin gerichteten Zeit, das Gebiet der confessionellen Polemik seit Jahren möglichst vermieden haben. Der hochwürdigste Bischof von Paderborn, Dr. Konrad Martin, ist

der Verfasser und sein Buch ist bestimmt einer Politik entgegenzutreten, welche sich seit einigen Jahren wieder kecker als je bemüht, die alten Vorurtheile gegen die katholische Kirche in Deutschland aufzufrischen und neuen Haß hinzu zu säen.

Natürlich geben die hadersüchtigen Schürer vor, sie seien provocirt worden durch die stolzen Hoffnungen auf katholischer Seite. In Wahrheit aber stachelt sie das innere Bedürfniß des liberalen Protestantismus, Rache zu üben und Schrecken zu verbreiten über die „katholisirende Strömung", die während der jüngsten Periode der Reaktion in so mancher norddeutschen Landeskirche — merkwürdiger Weise viel weniger oder gar nicht in den gemischten Landstrichen des Südens — besorgnißerregend um sich gegriffen hatte. Dieß müssen wir nun büßen.

Das Höchste was in raffinirt boshafter Anschwärzung der katholischen Sache geleistet werden kann, hat Dr. Karl Hase in Jena, eben auch einer der schnaubendsten Feinde protestantischer Symboltreue, vor zwei Jahren vollbracht mit seinem zu Leipzig erschienenen Werke „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche." Wie schon der Titel sagt, sollte das Werk die Dienste eines protestantischen Briefstellers oder Complimentirbuchs gegen uns Katholiken versehen. Ueber den darin herrschenden Ton mag ein einziges Beispiel genügen. Hr. Hase spricht von der Uebung der Canonisation. „Wer sagt denn aber", fährt er fort, „euerer Kirche oder deren Oberhaupt, daß sein durch so vielfache menschliche Vermittelung bedingter Spruch wirklich eine Rang-Erhöhung im Reiche der Seligen hervorzubringen vermöge, und wiederum daß diese nicht stattfinde, wenn eine in Rom beabsichtigte Heiligsprechung aus fremdartigen politischen Gründen, etwa wie die Bellarmins durch den Widerspruch der französischen und der spanischen Krone, verhindert wird, also unser Herr Jesus Christus selbst da, wo sein Statthalter den guten Willen dazu hat, durch Rücksichten auf das spanische Kabinet in der Zusammensetzung seines himmlischen Hofstaates beengt werde."

Unzweifelhaft sind solche Reden auf die oberflächliche und frivole Bildung unserer Generation sehr gut berechnet. Gerade sie sind daher in dem Werke des Herrn Bischofs in's Auge gefaßt. Die Kritik des Hrn. Hase läuft wie ein rother Faden hindurch, aber auch nicht mehr. Im Uebrigen kennt der hochwürdigste Verfasser den gesammten Protestantismus mit allen seinen Vorurtheilen von früher Jugend an aus lebendiger Erfahrung, so daß er sich nicht an ein Buch zu halten braucht, sondern Discurse mit leibhaften Personen und concreten Geistesrichtungen wiedergeben kann. Schon als langjähriger Professor der Moral zu Bonn im ganzen katholischen Deutschland gefeiert, bedarf der Hr. Bischof unseres Zeugnisses für seine wissenschaftliche Leistung nicht; wir möchten nur hervorheben, daß seine im besten Sinne des Wortes populäre Diktion von den seltenen Gaben heiterer Ruhe und liebenswürdiger Gemüthlichkeit begleitet wird.

Ist die vorliegende Schrift der Form nach ein Muster katholischer Irenik, wie sie unserer Zeit noththut, so ist sie es noch mehr dem Princip nach. Es hat sich neuestens die Meinung geltend machen wollen, als habe die zeitgemäße Irenik darin zu bestehen, daß beide Theile von ihrem Standorte aus zumal avanciren und sich dann auf einer richtigen Mitte die Hände reichen. Wir Katholiken, meinte man, brauchten uns nur einmal als deutsche Katholiken vom „Romanismus“ gründlich zu unterscheiden, dann könnten wir von der Vergangenheit und Gegenwart der Kirche genug preisgeben, um unsern „reinen“ oder „sublimern“ Katholicismus den deutschen Protestanten annehmbar zu machen. Von derlei irenischen Judenhändeln, die freilich auch nur in einigen überspannten Professoren-Köpfen spuken, weiß der Herr Bischof nichts. Er führt von vornherein die alte ehrliche Sprache unserer katholischen Väter: „Ein diplomatisches, hinterlistiges, zweideutiges Versteckenspiel ist Gott und allen guten Menschen verhaßt; ich sehe nicht, wie wir uns gegenseitig verständigen können, wenn wir nicht gegeneinander offen und wahr sind.“

Im Verlauf will er zur Wiedergewinnung der protestantischen Prediger nichteinmal bezüglich ihrer Frauen eine Concession machen: „Wer uns will, muß uns nehmen, wie wir sind. Wer die heilige Kirche Christi nicht mehr liebt, als alles Andere in der Welt, ist ihrer nicht würdig. Opferwilligen Proselyten öffnen wir gern unsere Thore; opferscheue können bleiben, wo sie sind. Das Reich Gottes wird durch sie nicht auferbaut.“

Ein moderner Ireniker hätte eine sogenannte Dogmen-Geschichte vorangeschickt, und dadurch etliche zierlichen Schnörkel bezüglich der Autorität der Kirche eingeleitet, mit welcher es um so weniger viel auf sich habe, als dieselbe häufig mit dem „Romanismus“ verwechselt werde. Der Herr Bischof macht es umgekehrt, wie schon der Titel seiner Schrift besagt*). Die Realität der Kirche ist ihm die Hauptsache. „Darauf muß es doch schließlich hinausgehen, daß Ihr die Kirche, die katholische Kirche als die Kirche Christi, und zwar als die allein zu Recht bestehende Kirche Christi wieder anerkennt.“ Solange die heutigen Protestanten über ihre Unterwerfung unter die höhere Autorität Gottes in der Kirche schlechterdings nichts hören wollen, sollte man sich wegen ihrer vermeintlichen „Annäherung“ doch ja keine Illusionen machen. In diesem Punkte aber, der gerade der entscheidende ist, will es, wie der hochw. Verfasser mit Recht bemerkt, heute noch ebensowenig voran wie vor zwei- oder dreihundert Jahren. Es ist allerdings wahr, daß die heutigen Protestanten viel mehr als ihre Voreltern im Einzelnen manches anerkennen, was die Kirche lehrt und leistet; wenn sie aber dabei stehen bleiben und nicht auch die Kirche selber anerkennen, so ergibt sich daraus nur zu

---

*) Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen meiner Diöcese über die zwischen uns bestehenden Controverspunkte von Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn I. Die Lehren von der Kirche. II. Die Lehren der Kirche. Paderborn, Schöningh 1864.

leicht eher eine Entfernung als eine Annäherung. „Das was sie haben, schützt sie so eben vor dem geistlichen Hungertode, und es entsteht bei ihnen nur zu leicht die Meinung, sie haben damit genug und sie brauchen nichts Weiteres, namentlich nicht die katholische Kirche."

Indem nun der Herr Bischof das Wesen der Kirche und ihre unterscheidenden Lehren im Geschmack der Gegenwart erläutert, stellt er ein Werk her, das unter günstigen Umständen für unsere Zeit werden könnte, was Bossuets berühmte Exposition de la doctrine catholique für die ihrige war. Man ist nun nicht mehr in Verlegenheit um eine anziehende, sozusagen salonfähige Lektüre über die großen Kirchenfragen, die jedem gebildeten Protestanten in die Hände gegeben werden könnte. Selbst manche katholischen Theologen, soweit die modernsten protestantischen Vorurtheile auch in diesen Kreisen ansteckend gewirkt haben, dürften einzelne Partien davon, z. B. über Galilei, über den Mortara-Fall, über die Wissenschafts-Frage, mit Nutzen lesen.

Wie ist denn aber die Schrift von Denen aufgenommen worden, an die sie zunächst gerichtet war? Wenn man bloß nach den in protestantisch-kirchlichen und politischen Zeitungen laut gewordenen Stimmen*) urtheilen müßte, so wäre die Aufnahme eine sehr unfreundliche gewesen. In diesen Organen hat sich sogar ein wahres Halloh gegen den bischöflichen Verfasser erhoben, und zwei Pastoren haben dabei officiell den Reigen geführt im Namen der märkischen Pastoralconferenz und der westfälischen Synode. Der Ton und die ganze Art ihres Auftretens beweisen von neuem, wie irrig es ist, bei irgend einem Theil der jenseitigen Schule billigere und mildere Gesinnungen vorauszusetzen, als Luther in seinem letzten Fluchgebet testamentarisch hinterlassen hat.

---

*) Nur das Halle'sche Volksblatt nehmen wir aus. Sein milderes Urtheil bewährt wieder den Satz: daß die Ausnahme eine Bekräftigung der Regel ist.

Freilich hat auch der Herr Bischof sehr empfindliche Stellen berührt und er hat nirgends die Baumwolle entschädigender Concessionen dazwischengelegt. Schon die Motivirung seiner Ansprache an die Protestanten der Diöcese Paderborn warf ein so helles Licht auf seinen Standpunkt, daß der Eindruck nothwendig ein frappanter seyn mußte. Er sagt: ich richte meine Ermahnung an jene Protestanten, weil ich auch für sie Gebete zum Himmel auffenden und auch für ihre Seelen dereinst Rechenschaft geben muß. „Denn von Gottes- und Rechtswegen bin ich Bischof der Diöcese Paderborn**), d. h. nicht bloß der Katholiken dieser Diöcese, sondern aller Christen, die innerhalb der Grenzen derselben wohnen, welchem Bekenntnisse sie auch angehören mögen. Es gibt nur Eine Kirche Christi und durch die gültige Taufe tritt man in sie ein und zwar so, daß wenn man auch durch frevelhaften Abfall später sich ihr wieder entwinden will, man sich ihr vollständig nie wieder entwinden kann." Darum erachte die Kirche, fährt er fort, auch die Protestanten noch als an ihre Gesetze gebunden über die Ehe so gut wie über die Heiligung ihrer Feste oder über das Fasten- und Abstinenzgebot, „und wenn ein Katholik an einem Abstinenztage einem protestantischen Freunde Fleischspeisen vorsetzen will, so bedarf er hiezu sogut der kirchlichen Dispense, als wenn er an solchem Tage selbst Fleisch genießen will."

So praktisch wie hier ist der wahre Kirchenbegriff den Männern der westfälischen Synode schwerlich je vor Augen getreten. In ihrem Aufruhr des Staunens und Grauens hat denn auch wenig gefehlt, daß gegen die dogmatische Consequenz des Bischofs der weltliche Arm angerufen worden wäre. Nur das fiel seinen Gegnern merkwürdiger Weise nicht ein, daß sie ja nur den Spieß umzudrehen und ihrerseits zu erklären brauchten: da wir die Eine wahre Kirche sind, so

**) die sich bekanntlich über einen großen Theil des protestantischen Deutschlands erstreckt und namentlich das eigentliche Wiegenland der Reformation umfaßt.

ist der jedesmalige Bischof von Paderborn ein ungehorsamer Sohn der rheinisch-westfälischen Synode.

Der Herr Bischof hatte ferner den fortschreitenden Verfall des protestantisch-kirchlichen Lebens als einen Beweis namhaft gemacht, wie dringend nöthig die endliche Wiedervereinigung sei. „Das Häuflein der Christus-Gläubigen unter den Protestanten schmilzt immer mehr zusammen. Ich kenne Orte, wo von 18,000 Einwohnern etwa nur noch 32 bis 34, also etwa ein Fünftel-Procent, Kirchgänger und Abendmahls-Empfänger sind. Uhlich, Balzer und wie die Prediger der freien Gemeinden heißen, gewinnen von Tag zu Tag mehr Anhänger und an vielen Orten ist es dahin gekommen, daß die Taufe der Kinder durchgehends nur noch in Folge von Anwendung polizeilicher Zwangsmaßregeln vollzogen wird." Aehnliche Nothrufe waren nun zwar in den Jahren der Reaktion hundertmal auf Kirchentagen und sonst laut geworden; auch fanden vorkurz zu Berlin die gedachten Maßregeln in Einem Monat an 200 säumigen Täuflingen statt; dem Bischofe aber wurde nun namentlich das Wörtlein „durchgehends" wie eine Calumnie angerechnet.

Er hatte drittens darauf hingewiesen, daß die ursprüngliche Lehre der Reformation heute so viel wie gar nicht mehr existire. „Die meisten Lehren der katholischen Kirche, die man damals bestritt, läßt man heute wieder gelten, und gegen wie manche Lehren, welche streng symbolische sind, und worauf die Stifter des Protestantismus einstens sogar das Hauptgewicht legten, wehrt man sich heute mit Hand und Fuß!" Er hatte gefragt, was einem Prediger heute begegnen würde, der die grundlegende Lehre von der Erbsünde auf der Kanzel so vortragen wollte, wie sie Luther in seinem Buche de servo arbitrio aufstellt. Der Herr Bischof hatte in der Darstellung dieser ächt lutherischen Lehre nicht Einen Schattenstrich zu viel gebraucht, und siehe da! sie wird ihm als — Injurie gegen den Protestantismus ausgelegt.

Viertens hatte der hochwürdigste Verfasser eine historische

Thatsache aus dem Jahre 1848 berührt, die freilich sehr mißfallen mußte und zwar nicht bloß in Preußen. „Ich erinnere hier unter Anderm nur an die Hirtenschreiben der Bischöfe und an die Jesuiten-Missionen. Vergleicht man mit dieser ihrer damaligen Haltung und Wirksamkeit diejenige Eurer protestantischen Staatskirche, so muß doch auch dem Blödesten der Unterschied einleuchten. Wo sind denn die Verdienste, die sich diese im Kampfe gegen die Mächte des Umsturzes damals erworben hätte? In der That, ein einziges muthiges Hirtenwort eines Cardinals Diepenbrock wirkte gegen die Berliner Steuer-Verweigerer wie ein wahres Zauberwort und wurde von unsern Regierungs-Beamten in tausend und tausend Abdrücken verbreitet: aber von allen euern protestantischen Predigern oder Oberpredigern ist damals gegen den Revolutionssturm kein Wort geredet worden, was ihn beschwichtigt hätte oder was auch nur über die vier Kirchenwände hinausgeklungen. Protestantische Staatsmänner selbst haben es offen und laut ausgesprochen."

Ein Mann der heute, wo alle servilen Elemente wieder obenauf sind, so redet, der mußte auch auf die zornige Antwort gefaßt seyn. Und gerade das machte seinen Erfolg. Ueberhaupt wäre dieselbe Schrift eines Andern, bewährter Praxis gemäß, zutodtgeschwiegen worden; das muthige Wort eines Bischofs aber cursirt in der dritten Auflage. Es ist in der That ein männliches, ehrlich deutsches, altkatholisches Wort!

III.

Beiträge zur neuern Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel.

Erster Beitrag.

Essay über die Regierungs-Periode und den Charakter Dom Miguels von Portugal.

Die heutige Zeit scheint vorzugsweise den Beruf zu besitzen, die Revision der Weltgeschichte oder vielmehr ihrer bisherigen Darstellung, möglichst frei von vorgefaßten Ansichten und Stimmungen, möglichst parteilos und objektiv vorzunehmen. Man weiß, wie politische und religiöse Meinungen, Ueberzeugungen und Leidenschaften, wie sehr namentlich der politische Fanatismus das Bild solcher Persönlichkeiten, welche für oder wider ein Princip, für oder wider eine Lehre aufgetreten sind und gefochten haben, zu trüben wissen und wie solch eine Trübung kaum mehr zu verwischen ist, wenn eine der Hauptquellen, aus welchen die forschende Nachwelt schöpft, die Literatur, eine bestimmte einseitige Richtung eingeschlagen hat, was namentlich zu Anfang und zum großen Theil noch in der Mitte des heutigen Jahrhunderts der Fall war und noch ist. Unser Jahrhundert schwärmte und schwärmt theilweise noch für den modernen Constitutionalismus — und wer

darf es wagen, einer grassirenden Schwärmerei als Opponent entgegenzutreten oder auf die erhitzten Stirnen erregter Menschen das kühle Wasser ruhiger Ueberlegung und Vernunft zu gießen? Jeder also, welcher entweder aus Vernunft- oder aus Rechtsgründen in jene Schwärmerei nicht mit einstimmte, war ohne weiteres von Seiten der Ton angebenden Literatoren der Acht verfallen, um so mehr, wenn der Opponent eine Stellung einnahm, die ihn befähigte, sich auch thätlich der Verwirklichung jenes Zeitideales zu widersetzen und sie zu verhindern. Heutzutage regen sich jedoch in Folge längerer und oftmals höchst trüber Erfahrung bedeutsame Zweifel an der Recht- und Zweckmäßigkeit jenes Systems, und so dürften denn auch diejenigen, in welchen diese Zweifel schon früher aufgestiegen und sie in ihrem Verfahren bestimmt haben, eine ruhigere Beurtheilung erwarten, als dieß in der Zeit des Kampfes und Taumels selbst möglich war.

Ueberall ist dieser Kampf mit Heftigkeit geführt worden, am heftigsten wohl auf der pyrenäischen Halbinsel und namentlich in deren westlichsten Ende, in dem schönen, der afrikanischen Sonne bereits so nahen Lusitanien. Hier standen sich die zwei Principien: Monarchie mit althergebrachter ständischer Volksrepräsentation und moderner Constitutionalismus mit seiner beinah unvermeidlichen Folge, dem Kammer-Absolutismus, in zwei Brüdern verkörpert gegenüber. Das letztere Princip hatte die laute Stimme der Literatur und Presse für sich, das erstere die leisere Stimme des nationalen Wunsches, die in der Presse nur einen vereinzelten Ausdruck findet und ihrem Wesen nach mit der Generation, deren Stimme sie ist, nach und nach verklingen muß. Aber gerade auf diese Stimme soll der Geschichtsforscher sein vorzugsweises Augenmerk richten, nicht so sehr auf jene häufig nur gemachte, künstlich hervorgerufene und geförderte sogenannte öffentliche Meinung, die, wie sehr es auch den umgekehrten Anstrich haben könnte, als Geschichtsquelle nur einen höchst untergeordneten Werth besitzt und als solche mit äußerster

Vorsicht zu benützen ist. Nach jener anderen Seite hin Aufklärung zu geben, ist der eine Zweck der vorliegenden Veröffentlichungen, welche, hoffentlich mit dieser ersten Publikation nicht abgeschlossen, wenig oder gar nicht aus Zeitungsberichten schöpfen, sondern sich an Aufzeichnungen, Memoiren, Tagebuchblätter von Männern halten, die als möglichst unabhängige und frei denkende Betrachter jenen Kampf in der pyrenäischen Halbinsel miterlebt und beobachtet, die aus der Nation erwachsen für die Wünsche und Hoffnungen derselben den Sinn bewahrt und sich damit das Recht erworben haben, in Sachen ihrer Nation ein freies, offenes Wort mitsprechen zu dürfen. Wir geben indessen keine Geschichte Spaniens oder Portugals, sondern nur Beiträge dazu von dem eben angedeuteten Standpunkte aus.

Wenn durch die vorliegende erste Publikation, deren Original — unsere Arbeit dabei ist nur die des Uebersetzers — wir einem höchst würdigen portugiesischen Gelehrten verdanken, zugleich das Bild eines viel geschmähten und verkannten Fürsten in ein helleres Licht treten wird, so kann dieß nur erfreulich seyn, und der wirklich Humane muß jede Rettung dieser Art mit Dankbarkeit begrüßen. Gibt es wohl einen schöneren Beruf für die Geschichte, als der ist, gekränkte Ehre herzustellen und für Charaktere, welche durch den Einfluß der Parteileidenschaft in ein falsches Licht gerückt worden sind, die richtige und der Wahrheit näher kommende Auffassung anzubahnen? Hierzu tritt noch in vorliegendem Falle, daß jener Fürst nunmehr seit vierzehn Jahren, mit der Tochter eines edeln deutschen Fürstenhauses vermählt, auf unserem Heimathboden weilt und sich durch sein, den früheren Schilderungen so total widersprechendes, mildes und wohlwollendes Wesen, durch seine Frömmigkeit und sein wahrhaft mustergültiges Gattenleben allgemeinste Achtung und bei denjenigen, die ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit erhielten, eine ungeheuchelte Verehrung erworben hat. Es ist eine Pflicht nicht bloß der Gastfreundschaft, sondern auch des Sittengebotes,

Thatsache aus dem Jahre 1848 berührt, die freilich sehr mißfallen mußte und zwar nicht bloß in Preußen. „Ich erinnere hier unter Anderm nur an die Hirtenschreiben der Bischöfe und an die Jesuiten-Missionen. Vergleicht man mit dieser ihrer damaligen Haltung und Wirksamkeit diejenige Eurer protestantischen Staatskirche, so muß doch auch dem Blödesten der Unterschied einleuchten. Wo sind denn die Verdienste, die sich diese im Kampfe gegen die Mächte des Umsturzes damals erworben hätte? In der That, ein einziges muthiges Hirtenwort eines Cardinals Diepenbrock wirkte gegen die Berliner Steuer-Verweigerer wie ein wahres Zauberwort und wurde von unsern Regierungs-Beamten in tausend und tausend Abdrücken verbreitet: aber von allen euern protestantischen Predigern oder Oberpredigern ist damals gegen den Revolutionssturm kein Wort geredet worden, was ihn beschwichtigt hätte oder was auch nur über die vier Kirchenwände hinausgeklungen. Protestantische Staatsmänner selbst haben es offen und laut ausgesprochen."

Ein Mann der heute, wo alle servilen Elemente wieder obenauf sind, so redet, der mußte auch auf die zornige Antwort gefaßt seyn. Und gerade das machte seinen Erfolg. Ueberhaupt wäre dieselbe Schrift eines Andern, bewährter Praxis gemäß, zutodtgeschwiegen worden; das muthige Wort eines Bischofs aber cursirt in der dritten Auflage. Es ist in der That ein männliches, ehrlich deutsches, altkatholisches Wort!

III.

Beiträge zur neuern Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel.

Erster Beitrag.

Essay über die Regierungs-Periode und den Charakter Dom Miguels von Portugal.

Die heutige Zeit scheint vorzugsweise den Beruf zu besitzen, die Revision der Weltgeschichte oder vielmehr ihrer bisherigen Darstellung, möglichst frei von vorgefaßten Ansichten und Stimmungen, möglichst parteilos und objektiv vorzunehmen. Man weiß, wie politische und religiöse Meinungen, Ueberzeugungen und Leidenschaften, wie sehr namentlich der politische Fanatismus das Bild solcher Persönlichkeiten, welche für oder wider ein Princip, für oder wider eine Lehre aufgetreten sind und gefochten haben, zu trüben wissen und wie solch eine Trübung kaum mehr zu verwischen ist, wenn eine der Hauptquellen, aus welchen die forschende Nachwelt schöpft, die Literatur, eine bestimmte einseitige Richtung eingeschlagen hat, was namentlich zu Anfang und zum großen Theil noch in der Mitte des heutigen Jahrhunderts der Fall war und noch ist. Unser Jahrhundert schwärmte und schwärmt theilweise noch für den modernen Constitutionalismus — und wer

„Welch ein Contrast zwischen vormals und jetzt! Zu welcher Höhe wurde Portugal unter Johann I., unter Dom Pedro und Alfons V. und unter König Emanuel dem Großen durch die Macht des christlichen Glaubens gehoben! Zu welcher Erbärmlichkeit ist es durch den Zerfall mit Rom, durch die hochmüthige Ueberspannung der königlichen Gewalt und durch die Macht des Unglaubens und der auch in seinem demoralisirten Klerus herrschenden Freimaurerei herabgesunken! Wer läugnen möchte, daß es die Macht des Glaubens war, die in früheren Zeiten Portugal so hoch emporgehoben, der lese Schäfer's Geschichte von Portugal, besonders von der Stelle an, wo er den christlichen Tod der Gemahlin Joao's I. schildert (Bd. II S. 270 ff.). Wer aber nicht anerkennen wollte, daß in dem Verfall der Religion der Hauptgrund des jetzigen Verfalles der Nation zu suchen sei, der erkläre es, wenn er kann, wie auf einmal in dem sonst so ruhm- und thatenreichen Lande statt der hochherzigsten Aufopferung nur der maßloseste Ehrgeiz und Egoismus, statt des unbeugsamsten Heldenmuthes nur weichliche Feigherzigkeit, statt des großartigsten Unternehmungsgeistes nur die erbärmlichste Intriguensucht zum Vorschein kamen. Ist es dieselbe Sonne, welche jene Riesenstämme des 14. und 15. Jahrhunderts großgezogen, die die Gift- und Schlingpflanzen des 17. und 18. gezeugt hat; oder sind es die Nebel des Hochmuths und der Zweifelsucht, die vom Norden herabgekommen über dem schönen Lande sich gelagert und seinen Boden vergiftet haben? — Ein glühendes, bewegliches Volk, wie die Portugiesen, bedarf mehr, als irgend eines, des stützenden Ansehens der Tradition und des sänftigenden Einflusses der Religion. Man hat ihnen beides genommen und statt dessen eine fremde Bildung einimpfen wollen, für die nicht ein gesundes Element in der portugiesischen Natur zu finden war."

Dieses Bedürfniß der Nation hat Niemand so lebhaft gefühlt und begriffen, wie Dom Miguel. In ihm wachten die alten Traditionen, das alte Gefühl für die Kirche und

den Glanz seines Vaterlandes wieder auf, und nur in diesem Sinne ist sein Regierungsprincip ein reaktionäres zu nennen; es galt keine Reaktion zu einem Absolutismus à la Louis XIV. oder Pombal, sondern eine wahrhaft volksthümliche Reaktion, welche in kirchlicher Beziehung zur alten starken Glaubens-Treue, in politischer zu der früheren staatlichen Unabhängigkeit mit historisch begründeten und dem Zustande der Nation entsprechenden Volksrechten zurückleiten sollte. Aber die „Giftpflanzen" hatten sich schon zu weit verbreitet, als daß für das Emporwachsen neuer „Riesenstämme" Raum und Luft vorhanden gewesen wären. Unglaube, Kosmopolitismus, liberaler Idealismus und politische Intrigue, d. h. Liberale, Freimaurer, Clubisten, kurzum Alle, welche unter dem Schutze Mylord Vampyrs im modernen Constitutionalismus Dom Pedro's entweder das alleinige Heil zu erblicken glaubten oder ihn für egoistische Zwecke auszubeuten gedachten, mußten Dom Miguels erbitterte Gegner seyn, und hätte er sie mit Erfolg bekämpfen wollen, so mußte er sich gleicher Mittel wie sie bedienen. Unser Essayist wird uns sagen, mit welchen Mitteln man ihn bekämpfte, mit welchen Mitteln er sich vertheidigte, und der unbefangene Leser mag selbst urtheilen, auf welcher Seite Milde, Rechtssinn und Geradheit, auf welcher Seite Grausamkeit, Zügellosigkeit und Intrigue gestanden sind. Kurzum, unsere Blätter entfalten uns das Bild eines jungen Fürsten von trefflichen Privateigenschaften*), von ein-

*) Was jetzt selbst die entschiedensten Gegner Dom Miguels nicht mehr in Abrede zu stellen vermögen. Den Beweis hiefür liefert neben Anderm ein Artikel über Kloster Bronnbach bei Wertheim (jetziger Aufenthalt Dom Miguels) in Nr. 43 der „Gartenlaube" vom J. 1863. Nachdem der Verfasser desselben zu Anfang ziemlich Alles, was er Entsetzliches und Ungeheuerliches von Dom Miguel wußte, weitläufig, jedoch ohne alle Kenntniß von der richtigen Sachlage mitgetheilt, berichtet er zuletzt auch über das Resultat seiner jüngsten, in Wertheim und Bronnbach angestellten For-

facher, aber klarer Einsicht in die Lage der Dinge und von großer Entschiedenheit in demjenigen, was er als das Rechte und Zeitgemäße erkannt hatte, und sollte er auch im Einzelnen geirrt, einzelne falsche oder unzweckmäßige Maßregeln ergriffen haben, bei welchem Billigdenkenden wird ihn da nicht seine Jugend entschuldigen? Man sieht aber auch in unseren Blättern, wie man systematisch*) den Charakter desselben zu verunglimpfen gesucht, wie auch hier ärger denn irgendwo die Lüge ihr Unwesen getrieben und dadurch bis auf den

---

schungen über Dom Miguel und sieht sich hier zu folgendem Geständniß gezwungen: „Was mich in das größte Erstaunen setzte, war die allgemeine Versicherung von Hoch und Niedrig, daß der Herzog von Braganza ein höchst gütiger, sanfter, liebenswürdiger und vor Allem ein ungemein wohlthätiger Herr sei, für den seine Dienerschaft schwärme, der von allen Menschen in Heubach, Wertheim, Bronnbach und in der ganzen dortigen Main- und Tauber-Gegend geliebt und geehrt, von den Armen und Hülfsbedürftigen aber wahrhaft angebetet werde. Es wurden mir wahrhaft rührende Beispiele von der Mildherzigkeit und dem Edelsinne des Herzogs erzählt, und sie kamen mir von so glaubhaften Personen und aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung zu, daß an ihrer Wahrheit durchaus nicht zu zweifeln war.“ „Ein ehrenwerther Mann, der den Herzog gut kannte, sagte mir: Es ist keine Spur von Verstellung in ihm; er gibt sich stets und zu aller Zeit, wie er ist. Der Grundton seines Wesens ist Milde, Güte, Menschenfreundlichkeit; und deßhalb muß er immer so gewesen seyn, denn es ist doch ganz unmöglich, daß die menschliche Gemüthsart sich mit der Zeit so ganz in ihr Gegentheil verkehre und daß ein blutdürstiges Ungeheuer zum sanftesten Menschenfreund werde. Die geschichtlichen Berichte über das frühere Leben und Gebahren des Herzogs und sein jetziger Lebenswandel sind ein psychologischer Widerspruch, ein unauflösliches Räthsel.“

*) Es ist das gleiche System, welches im vorigen Jahrhundert gegen die Jesuiten und in diesem auch gegen die Bourbonen in Neapel zur Anwendung gekommen und gegen letztere noch angewendet wird.

heutigen Tag — und wer weiß, für wie lange noch — Tausende und aber Tausende getäuscht hat.

Hätte diesen Fürsten eine große befreundete Macht von gleicher Richtung thatkräftig unterstützt, wäre es ihm dadurch ermöglicht worden, die ihm von Gottes und Rechts wegen zustehende Krone festzuhalten und die hohe Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, zu erfüllen, wie ganz anders wäre dann wohl heutzutage die politische, commercielle und kirchliche Lage des nunmehr namenlos unglücklichen Portugal, wie anders würde dann aber auch das Urtheil der Welt über Dom Miguel lauten! Denn es wiederholt sich leider auch hier die uralte Erfahrung, daß nur derjenige den Ruhm erwirbt, wer den Erfolg für sich gehabt hat.

Doch folge nunmehr unser, durch den Uebersetzer hier und dort mit gerade sich darbietenden Anmerkungen versehener Essay*) und lasse die Thatsachen selbst sprechen.

Weder eine Biographie, noch das vollkommene Bild einer Epoche aus der Geschichte Portugals sollen folgende Blätter bieten, die eine unparteiische, von der Liebe zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit geleitete Hand niedergeschrieben hat; es sind höchstens einige Beiträge zur wahren Geschichte Portugals, die mit dem J. 1820 beginnen und mit der Zeit enden, da dieses unglückliche Land unter die Allgewalt der Revolution gerieth.

Die Hartnäckigkeit, womit die liberale Presse nicht aufhört, den Charakter Dom Miguels von Braganza, der nach

*) Wir müssen in Bezug auf denselben noch bemerken, daß das Original nicht in Druck kommen wird, wodurch die Uebersetzung, was den Inhalt betrifft, Originalwerth erhält.

dem Großmeister von Avis mehr als irgend ein anderer Fürst von den Portugiesen geliebt und verehrt wurde, zu entstellen und herabzuwürdigen, war und ist für Alle, die nur das ungeheure Gebäude der gegen denselben erhobenen Verläumdungen kennen, ohne dessen Grundlagen zu sehen, ein fortwährendes Räthsel. Daher kommt es auch, daß einige Geschichtschreiber, obwohl sonst von guter und aufrichtiger Gesinnung, sich ohne es selbst zu wissen zum Echo der Lüge machten und statt einer Geschichte nur Schmähschriften verfaßten.

Nur Wenige, die außer den Grenzen jenes Landes leben, kennen das heutige Portugal. Sein Volk, das durch seine kühnen Seefahrten der Welt die Pforten der Civilisation geöffnet und, nach dem Ausspruch des großen Jesuiten Vieira, mit seinen Kielen dort Grund faßte, wo der Geist eines hl. Augustinus ihn nicht gefaßt, dieß Volk nimmt heute kaum noch durch seine früheren glorreichen Thaten eine Stelle in der Achtung der Menschen ein. Schwer liegt auf ihm die allmächtige Hand der göttlichen Gerechtigkeit und vor den hohen Beschlüssen der Vorsehung müssen wir uns demüthigen und unser Antlitz neigen bis zum Staube der Erde. Wenn sich aber zur Strafe Gottes der Haß der Menschen gesellt und das Unglück jenes Volkes in der Person eines seiner nationalsten und volksthümlichsten Könige beschimpft, dann ist es Pflicht, der kommenden Generation das Vermächtniß der Wahrheit zu hinterlassen, auf daß dieselbe in künftigen Zeiten der Gegenwart die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Wir beginnen also damit, das Bild Portugals zur Zeit, da die Revolution die ersten Versuche machte, sich einzudrängen, in einfachen Umrissen aufzuzeichnen; sodann werden wir die ganze Reihenfolge von Intriguen und Kabalen anzudeuten versuchen, die sowohl auf den Haß der Revolution gegen Dom Miguel von Braganza, als auf den gegenwärtigen Zustand des Verfalles und der Bedrückung, unter welchem das heldenmüthige portugiesische Volk seufzt, ein erklärendes Licht wirft.

Während der Invasion der Franzosen in Portugal hatte sich die königliche Familie nach Brasilien begeben. Nachdem das portugiesische Volk die Franzosen wieder vertrieben, äußerte sich der allgemeinste Wunsch nach der Rückkehr des Souverains und der königlichen Prinzen.

Indem auch die Revolutionäre die gleichen Gesinnungen heuchelten, erhoben sie sich gegen die Regentschaft, welche im Namen des Königs Dom Joao VI. in Lissabon regierte. „König und Cortes!“ ertönte der Ruf. „Der König soll unter uns und nicht in Brasilien weilen! Wir wollen die Cortes wie wir sie in den alten und schönen Tagen unseres Ruhmes besessen haben!“ Das Volk glaubte an die Wahrhaftigkeit dieses Rufes und rüstete sich zur Empörung.

Alsbald reiste der König Dom Joao nach Portugal ab, von der ganzen königlichen Familie, Dom Pedro, den ältesten Sohn ausgenommen, welcher Letztere in Brasilien zurückblieb, begleitet.

Der König kam an, die Revolutionäre aber verweigern seiner Autorität die Anerkennung. Statt der drei Stände, dem Klerus, dem Adel und dem Volke, welche die alten Cortes bildeten, heißt es, man wolle nur eine Kammer; man entzieht der Krone das Recht des Veto, man verbannt die Königin, den Patriarchen von Lissabon und den Erzbischof von Braga; weder die Güter, noch die Personen der geachtetsten und würdigsten Leute werden geschont.

Diese mit gesteigerter Wuth gegen Thron und Altar geführten Stöße öffnen dem Volk die Augen; aber auch der Infant, Dom Miguel, den die Revolutionäre vergebens seiner Anhänglichkeit an die Kirche zu berauben und für ihre eigenen Reihen zu gewinnen gesucht hatten, erkannte jetzt, daß es an der Zeit sei, so vielem Unrecht wider Gott und das Volk ein Ziel zu setzen. An der Spitze seiner tapferen Soldaten zwang er die Revolutionäre die Waffen zu strecken; die ganze Welt begrüßte ihn als den Retter Portugals, der Ruf: „Nieder mit den Tyrannen!“ verbreitete sich mit Blitzesschnelle

und mit einem Schlage waren der Kirche, dem Königthum und dem Volke ihre Rechte zurückerstattet. Kein Tropfen Blutes hatte den Lorbeer des Siegers befleckt, den alle Souveraine Europas mit einstimmiger Bewunderung begrüßten und den sein Vater zum Commandant-en-Chef der portugiesischen Truppen ernannt hatte.

Von hier an datirt sich der erbitterte, tiefe und unversöhnliche Haß der Revolutionäre gegen den Infanten, der hartnäckige und wüthende Kampf gegen ihn von Seiten aller europäischen Freimaurer *).

---

*) Ueber das freimaurerische Treiben in Portugal s. Hist.-pol. Blätter Bd. 34 S. 681: „Portugal muß zur Zeit wollen, was seine Freimaurer wollen" Vergl. auch S. 967 u. a. Ein anderer deutscher Beobachter schreibt in den vierziger Jahren: „Es ist eine merkwürdige Erscheinung in Portugal, daß neben der wirklichen Regierungsgewalt zwei wohlorganisirte, gegliederte und furchtbare Mächte bestehen, deren Spuren man zwar überall mehr oder weniger antrifft, die aber nirgends diese ausnahmsweise Stellung behaupten, welche sie hier einnehmen ... Die beiden Mächte sind die geheimen Gesellschaften oder Clubs und die Geldgesellschaften oder Compagnien. Erstere sind zwar dem Buchstaben des Gesetzes nach verboten, werden aber von der Regierung offen geduldet; denn zwei Minister sind Mitglieder und an der Spitze derselben. Sie haben mehr als eine politische Umwälzung herbeigeführt, sie haben den Costa Cabral zu der Revolution von Porto getrieben und ihn im Ministerium gehalten. Jetzt noch werden alle Maßregeln der Regierung dort besprochen, oft vorbereitet und die Umtriebe zu den Deputirten-Wahlen von dort aus geleitet." Prinz Wilhelm zu Löwenstein, Ausflug von Lissabon nach Andalusien. Dresden und Leipzig 1846. S. 15, 16. Die wichtigsten, größtentheils dokumentarischen Enthüllungen über das Freimaurertreiben in Portugal finden sich bei Ayres Pinto de Souza, Influencia das sociedades secretas nas revolucoes da Europa. Lisboa. 1850. Es dürfte nicht ohne Werth seyn, hier den Inhalt einiger Artikel der Instruccoes maçonicas do grande Oriente *Espanhol* Egypcio mitzutheilen. Art. 8: „Die Freimaurer, unsere Brüder in Portugal, haben die Scheidung zwischen

Unterdessen hatten in Brasilien unglückliche Ereignisse stattgefunden. Der Prinz Dom Pedro hatte sich an die Spitze

---

Dom Joao VI. und seiner Gemahlin in Gang zu bringen und zu befördern; sie haben alle Sorgfalt darauf zu verwenden, das Betragen und alle Schritte der Königin auszuspähen, so auch die Gespräche des Infanten Dom Miguel mit seiner Mutter. Indessen muß dieß mit der äußersten Vorsicht und größtem Scharfblick geschehen, denn so ist es nützlich, und müssen Sie uns von jedem wichtigen Zwischenfall in Kenntniß setzen." Art. 4: „Man muß trachten, die ganze Correspondenz der Königin zu öffnen, um ihre Relationen mit den verschiedenen Personen zu kennen und über dasjenige, was den Interessen des Ordens dienen könnte, Auszüge zu machen. Dieselben müssen zur Kenntniß des souverainen Rathes und des Großmeisters gebracht werden." Art. 6: „Alle Sorgfalt haben die Brüder in Portugal darauf zu verwenden, den portugiesischen Diplomaten C. P. (Palmella?) heranzuziehen, als am meisten den englischen Kammern geneigt. Alle Andern sind schon Feinde der Königin und ihres Sohnes. Wir haben also nichts zu fürchten; und zu seiner Zeit werden wir Alles zur Wiederherstellung der Constitution bereit haben." Art. 18: „Da es erster Grundsatz der Politik ist: um zu siegen, muß man theilen, so soll man trachten, Zwietracht in der königlichen Familie zu säen und auf geschickte Weise den Geist des Mißtrauens in den Palast einzuführen, so daß man dort an Allem zweifle und diejenigen, welche an der Spitze der Geschäfte stehen, mit Furcht und Besorgniß erfüllt werden und so zwar, daß alle Entschlüsse gelähmt werden, selbst die der Männer, welche die klarste Einsicht und die reinsten Absichten für das Wohl der Monarchie besitzen!" Ferner heißt es dort in Betreff der Königin und des Infanten: „Wenn, wie zu erwarten steht, die Königin von P. und ihr Sohn sich der Revolution widersetzen und, ihren Einfluß zu Gunsten der Nation gebrauchend, uns entgegenarbeiten und das Ministerium entlassen, so hat man alle Diplomaten des Ordens und Alle, die mit redlicher Absicht in den Bund eintreten, zu versammeln, um gegen die genommenen Maßregeln zu protestiren und im Angesichte Europas zu erklären, daß die Königin und der Infant sich an den Rechten der Legitimität vergriffen. Man muß alle Gesandten zu bewegen suchen, sich an dieser Handlung im Namen ihrer Monarchen zu betheiligen; so werden die Minister wieder

derjenigen gestellt, welche die Trennung und Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal proklamirten, und war von denselben zum Kaiser erklärt worden.

In den ersten Tagen dieser Ereignisse hatte der Prinz „mit Blut aus seinem Arme", wie er sich ausdrückte, an seinen Vater geschrieben, um ihm den Schwur der Treue als seinem König und Vater zu bekräftigen, indem er zugleich erklärte, sein voller Haß sei gegen die verpesteten revolutionären Cortes Portugals gerichtet.

Als in Portugal die Revolution erstickt worden war, ging an den Prinzen eine Deputation ab, ihm diese Nachricht zu überbringen und ihn zu bitten, seinem König und Vater ergeben zu bleiben. Bei der Kunde von der Ankunft dieser Deputation in Rio de Janeiro ließ Dom Pedro auf seine eigene Hand die Corvette derselben entwaffnen und confisciren. Er zwang die Deputation Brasilien zu verlassen, sandte die Briefe seines Vaters uneröffnet zurück, unterzeichnete den Befehl, die portugiesischen Schiffe aufzugreifen, ließ die portugiesischen Soldaten, welche ihrem König und Vaterland treu bleiben wollten, mit Ruthen peitschen und schrieb in folgenden Ausdrücken an seinen Vater: „Wir beiden Souveräne, ich als Kaiser von Brasilien und Ew. Majestät als König von Portugal, stehen gegeneinander im Kriege! Was Portugal betrifft, so erkläre ich, daß ich von ihm durchaus nichts will."

---

eingesetzt werden, und Dom Joao VI. wird ohne sich dessen bewußt zu seyn Alles vorbereiten, um die letzte Schmach, die wir ihm anthun wollen, zu dulden." — „Sollten die Königin und der Infant, die Portugal bedrohende Gefahr (wovon der betrogene König nichts weiß) kennend, darauf bestehen unseren Lieblingsplan: die Entthronung des Despoten und die Wiederherstellung der Constitution, umzustürzen, so wird man den König bewegen, Frau und Sohn von portugiesischer Erde zu verweisen, indem die Verbannung und Expatriation, die uns so nützlich sind, mit feinen Vorwänden bemäntelt werden müssen."

Von diesem Augenblick an war die Trennung Brasiliens von Portugal ein fait accompli und der Infant Dom Miguel der legitime präsumtive Erbe der portugiesischen Krone, als solcher aber auch der erneute Gegenstand für die verdoppelten Angriffe der Revolutionäre.

Der mit einem ritterlichen Charakter begabte Infant Dom Miguel hatte die veränderte Stellung, in welche er durch die Trennung Brasiliens von Portugal versetzt war, noch nicht im entferntesten bedacht; er erwartete noch immer eine friedliche Verständigung zwischen seinem Vater und seinem Bruder, und in den Kronsitzungen strebten seine Rathschläge immer diesem Ziele zu.

Unglücklicherweise aber war der König von Verräthern umgeben. Pamplona, der, als die napoleonischen Armeen sein Vaterland mit Feuer und Schwert verheerten, zu den Creaturen Napoleons gehörte, präsidirte in den Kronsitzungen als erster Minister. Der französische Gesandte, Graf de Neuville, bot allen seinen Einfluß auf, um ihn beim König zu halten. Wußte der Graf nicht, daß Pamplona die Seele einer schändlichen Verschwörung gegen den Infanten Dom Miguel, gegen die Königin und gegen Jeden war, der die mindeste Anhänglichkeit an die Kirche, an die Monarchie und folglich an die Person des Königs zeigte? Wir wissen es nicht.

Der Zweck dieses Complottes bestand nicht allein darin, daß der Infant Dom Miguel von jeder Theilnahme an den Regierungsgeschäften ferne gehalten, sondern daß demselben auch die künftige Thronbesteigung unmöglich gemacht werden sollte. Um diesen doppelten Zweck zu erreichen hörten die Verschwörer nicht auf, das Herz des Königs mit Argwohn gegen seinen Sohn zu erfüllen und, indem sie Befürchtungen für die Autorität des Königs und den Frieden des Staates heuchelten, beunruhigende Gerüchte in Umlauf zu setzen. Selbst den häuslichen Herd der königlichen Familie achteten sie nicht; sie flüsterten von einer ultra-royalistischen Verschwörung, an deren Spitze die Königin und ihr Sohn, der

Infant Dom Miguel, stünden und deren Zweck nicht nur der Sturz des Königs und die Proklamation einer Regentschaft, sondern auch eine St. Bartholomäusnacht, eine Nachahmung der sicilianischen Vesper wäre, indem zu einer bestimmten Stunde alle Liberalen und alle der Freimaurerei Verdächtigen im ganzen Königreich ermordet werden sollten. Der außerordentlich gutmüthige und zugleich unentschlossene Charakter des Königs ermuthigte nur die Frechheit dieser Intriganten.

So standen die Verhältnisse, als im königlichen Palast ein geheimnißvolles trauriges Ereigniß stattfand, aus welchem die Urheber aller jener scheußlichen Intriguen den größtmöglichen Vortheil zu ziehen gewußt haben.

Der Hof befand sich damals außerhalb Lissabon, in Salvaterra*).

Man unterhielt sich damit, auf dem Theater des Königs ein kleines Schauspiel in Scene zu setzen, dessen Rollen die Hofleute selbst übernommen hatten. Nach einer der vor der Aufführung stattfindenden Proben entfernte sich gegen eilf Uhr des Abends der Marquis de Loulé; erst eine Stunde später, und zwar in Begleitung der beiden Söhne des Marquis und mehrerer Edelleute, zog sich der Infant Dom Miguel, der ebenfalls zugegen war, zurück; die Herren seines Gefolges begleiteten ihn in sein Gemach und verließen ihn erst nach ein Uhr Nachts, als er sich zur Ruhe begab.

Am folgenden Morgen verbreitete sich das Gerücht, ohne daß man wußte woher, der Marquis de Loulé liege getödtet im Theater. Unter den Ersten, welche das Gerücht an diesen Ort führte, befand sich der König mit dem Infanten und als nach einigen Nachforschungen Jener zu einem der Fenster hinaussah, gewahrte er unter demselben die Leiche des Marquis.

*) Königliches Lustschloß in der Provinz Estremadura, wo sich früher die Könige von Portugal, einem alten Gebrauch gemäß, vom 18. Januar bis Fastnacht aufzuhalten pflegten.

Dieses unglückliche Ereigniß machte auf die ganze königliche Familie den tiefsten Eindruck und versetzte sie in große Trauer. Allgemein hielt man den Marquis für ermordet! Er gehörte, so hieß es, dem Freimaurerorden an, habe aber, seinem Monarchen ergebener als seinen Brüdern, dem König verschiedene Mittheilungen über die Pläne gemacht, mit denen sich die Freimaurer gerade damals getragen. Von diesen Mittheilungen wußte Pamplona; der König selbst vielleicht hatte, ohne Mißtrauen gegen seine Person, ihn in das Geheimniß eingeweiht und, wie es hieß, war Pamplona ebenfalls ein Mitglied dieses Ordens.

Aus all diesem schloß man, der Marquis sei durch den Freimaurerorden ermordet worden, und zwar war dieß die allgemeinst verbreitete Ansicht; Andere indessen, und unter diesen der erste Richter im Prozeß, ein sehr ehrenwerther Mann, glaubten, der Marquis habe einen Fehltritt gethan und sei aus einem der mit ganz niedrigen Brüstungen versehenen Fenster, unter dem man seine Leiche fand, hinabgefallen und in Folge des Sturzes auf den Kopf gestorben.

Sei dem, wie ihm wolle; das Eine wenigstens darf man nicht vergessen, daß der Infant Dom Miguel den Marquis sehr geschätzt hatte, daß sie niemals über irgend einen Punkt in Zwiespalt miteinander gewesen waren, und daß der Infant den Tod Loulé's tief und schmerzlich beklagt hat.

Fassen wir nun das Verhalten der Minister in's Auge! Statt dem Gesetz Folge zu leisten und die Untersuchung dieses Vorfalles der zuständigen Gerichtsbehörde zu übergeben, umging man das Gesetz und wies die Untersuchung einem Richter von niedrigerem Rang zu, den man für zugänglicher, das heißt gelehriger in Bezug auf Einflüsterungen von höherer Seite hielt. Einer der Minister sagte zu ihm: „Das Glück breitet eine schöne und lachende Zukunft vor Ihnen aus; halten Sie sich stark, denn die Verbrecher sind hochgestellte Personen und das Schwert der Gerechtigkeit soll ihre Häupter treffen, selbst wenn sie die Söhne des Königs wären. Es ist

dieß der Wille Sr. Majestät, dem es nicht unbekannt ist, daß auf seinem Sohn und auf dem Marquis d'Abrantes schwerer Verdacht ruht."

Man konnte offenbar die geheim gehegten Wünsche und Erwartungen nicht deutlicher zu verstehen geben. Der Richter aber, der ein höchst ehrenhafter junger Mann war, entgegnete: „Mich wird weder die Aussicht auf eine so schöne und lachende Zukunft bestechen, noch der Zorn irgend eines Menschen in der Welt abhalten meine Pflicht zu thun!" Und er hat Wort gehalten.

Wenige Tage nach dem Beginn der gerichtlichen Untersuchung erklärten ihn jedoch die Minister für incompetent; sie ordneten eine neue Untersuchung an, mit der sie einen andern Richter beauftragten und brachten die Akten der ersteren bei Seite.

Alle diese Umstände, welche den Prozeß charakterisiren und von denen nur Wenige wissen, hat der Schreiber dieser Zeilen aus dem Munde des ersten Richters, Torres, erfahren, der sie ihm selbst mehr als einmal erzählte.

Indessen befriedigte die zweite Untersuchung die Minister ebensowenig als die erste; sie wurde gleichfalls niedergeschlagen und man begnügte sich, gleichsam im Vertrauen zu äußern: „der Prozeß könne nicht zu seinem Ende geführt werden, da der Verdacht der Mitschuld an dem Meuchelmorde Loulé's auf dem eigenen Sohne des Königs, auf dem Infanten Dom Miguel ruhe."

Jedem Unbefangenen drängt sich hiebei der offenbare Widerspruch auf, der zwischen dieser Ausrede und den dem ersten Richter, Torres, ertheilten Winken besteht.

Ungeachtet der Geschicklichkeit dieser gewandten Verräther konnte es doch bald dem Infanten Dom Miguel nicht entgehen, daß man in den Clubs der Freimaurer gegen ihn und gegen das Königthum eine Verschwörung vorbereite. Er beschloß der Revolution, die zu jener Zeit mit mehr

Glück als je sich bis zu den Füßen des Thrones zu schleichen gewußt hatte, einen zweiten Stoß zu versetzen.

Hier muß bemerkt werden, daß Portugal eine ganz militärische Organisation hatte und zwar so, daß jeder Bürger bewaffnet war, um sein Vaterland zu vertheidigen. Die Landeswehr war dreifach zusammengesetzt: erstens aus den Corps, die den effektiven Dienst verrichteten, die Primeira linha; dann aus den Corps zweiter Linie (Milicias) und schließlich aus denen dritter Linie, den Ordonancas. Auch verrichteten die Generalgouverneure der Provinzen der Polizei gegenüber vollkommene Civilfunktionen und überwachten die Aufrechthaltung der Ordnung. Deßhalb hielten sich auch die Commandanten en chef in der Armee für berechtigt, ähnliche Funktionen auszuüben, wie sie denn in der That von dem General Beresford unter ziemlich ähnlichen Umständen auch ausgeübt worden waren.

So glaubte sich auch Dom Miguel als Commandant en chef berechtigt, solchen nie beanstandeten Vorgängen Folge zu leisten und von einem ihm aus seiner Stellung erwachsenden Rechte Gebrauch zu machen. Er begann damit einige der Verschwörer, welche die mächtigste Stütze der unter dem Mantel treuloser Beamten verborgenen Revolution waren, verhaften zu lassen.

Anfänglich, da der König noch den Eingebungen seines Herzens zu folgen vermochte, billigte er Alles, was der Infant gethan hatte, und dankte demselben sogar in einem Schreiben, welches in dem officiellen Journal, der Gazeta de Lisboa, veröffentlicht wurde. Allmählig aber, von dem französischen Gesandten Grafen de Neuville, der mit Pamplona verbündet war, und dem englischen Gesandten, der wiederum mit Pamplona und de Neuville im Bunde stand, gegen den Infanten eingenommen, verließ der König seinen Palast und begab sich an Bord eines englischen Schiffes Namens Windsor-Castle.

Der Infant Dom Miguel war frühzeitig durch treue

Diener hievon benachrichtigt worden; auf ihren Rath, den König an diesem Schritte zu verhindern, entgegnete er aber stets: „Ich werde mich niemals zu irgend Etwas entschließen, das einer Gewaltthätigkeit gegen meinen Vater gleichen könnte.“

Während sich der König an Bord eines fremden Schiffes befand, war der Infant Herr von Lissabon, und ohne Zweifel zählten diejenigen, welche den Monarchen zu einem solchen Schritte bewogen hatten, zu derselben Zeit, da sie durch ihre Intriguen in dem Vater den Verdacht zu erwecken suchten, der Sohn strebe nach der Krone, auf die Treue und Gewissenhaftigkeit Dom Miguels.

An demselben Tag wurde der Infant aufgefordert, sich zu seinem Vater auf das englische Schiff zu begeben. Man rieth ihm, er möge dieser Aufforderung keine Folge leisten, indem er gewiß auf dem Schiff verhaftet werden würde, was als klug ersonnener Plan der Verschwörer vorauszusetzen war. Der Infant erwiderte aber: „Mein Vater hat mir befohlen, vor ihm zu erscheinen; ich werde gehorchen“ *). Und so ging er.

Von Verräthern umgeben, empfing der König seinen Sohn mit großer Kälte und befahl ihm, sich in die Kajüte zu verfügen, die für ihn bereit stehe. Der Infant gehorchte, ohne den geringsten Widerspruch zu erheben.

---

*) Dieses tiefe Gefühl der Achtung vor dem Vater und des Gehorsams demselben gegenüber hebt auch der mit Dom Miguels Charakter sehr vertraute Verfasser der Légitimité Portugaise p. 17 besonders hervor. Er nennt Dom Miguel inspiré par cette obéissance aveugle aux ordres de son père ou de ses représentants qui fut constamment le mobile de toute sa conduite et qui marqua toutes ses actions de ce cachet si touchant du plus profond respect filial. Um so widerwärtiger ist deßhalb die Komödie, welche Dom Pedro später am Grabe des Vaters gespielt haben soll: Hum filho te assassinou, outro filho te vingara.

Nach kurzer Frist erschien der Graf de Rio Maire vor ihm und legte ihm einen Brief vor, den er zu unterzeichnen bat. Dieser Brief enthielt im Namen des Infanten die Bitte an den König, Europa bereisen zu dürfen. Der Infant antwortete: „Ich verstehe; es ist dieß ein Befehl, der mich aus Portugal entfernen soll. Ich werde gehorchen, aber niemals diesen Brief unterzeichnen. Ich soll darin um die Erlaubniß bitten, unter dem Namen eines Herzogs von Braganza Europa bereisen zu dürfen; der Titel des Herzogs von Braganza gehört aber dem Erben der Krone zu, und wenn ich diesen Brief unterzeichnen würde, so würde man dieß zu einer Anklage gegen mich wegen ehrgeiziger Absichten, die ich nicht habe und niemals hatte, benützen; solche Absichten liegen mir ferne, indem ich noch immer auf eine entente cordiale zwischen meinem Vater und meinem Bruder hoffe.“

Man fügt sich seinen Gründen und legt ihm einen andern Brief zur Unterzeichnung vor, worin er unter dem Namen eines Herzogs von Beja um die Erlaubniß Europa zu bereisen, bat. Diesen Brief unterzeichnete der Infant.

Das Schiff, in welchem er die Reise antreten sollte, lag bereit. Ehe er sich auf dasselbe begab, suchte er seinen Vater auf, um Abschied zu nehmen, und traf ihn ganz allein. Als der Infant sagte: „Ich komme, um Ew. Majestät Lebewohl zu sagen“, warf sich ihm der König an den Hals und rief mit von innerer Bewegung erstickter Stimme: „Adieu, mein Sohn! Reise; und suche, sobald Du im Auslande ankommst, Dich zu vermählen.“ „Aber, mein Vater“, entgegnete der Infant, „ich werde mich niemals vermählen, ohne die Erlaubniß Ew. Majestät dazu erhalten zu haben, ohne der Zustimmung meines Vaters gewiß zu seyn.“ „Höre, mein Sohn“, erwiderte der König, „Du kennst die Bedingungen sehr wohl, durch welche Deine Wahl meiner Billigung würdig wird. Du sollst Dich sobald als möglich vermählen und mir erst nach Deiner Vermählung Nachricht davon geben. Auf Wiedersehen!“ „Ja, mein Vater“, sagte der Infant, „auf

Wiedersehen im Himmel; denn auf der Erde werden wir uns wohl niemals wieder sehen."

In diesem Augenblick hörte man nahende Schritte. Die Kerkermeister des Königthumes kamen, und Kerkermeistern gegenüber muß Alles, was ein menschliches Herz verrathen könnte, schweigen. Indem der König eine Herzenshärtigkeit zur Schau trug, welche die Thränenspuren auf seinem Antlitze Lügen straften, wiederholte er: „Adieu, Miguel!".... und Vater und Sohn sahen sich noch einmal an und trennten sich dann, um sich auf der Erde nie wieder zu sehen.

In Oesterreich angelangt verweilte der Infant den Befehlen seines Vaters gemäß in der Nähe des Kaisers. Den Befehlen des Königs ungehorsam hatte Dom Pedro sich zum Kaiser von Brasilien ernennen lassen, ein Akt durch welchen die Trennung Brasiliens von Portugal entschieden und das neue, von allen europäischen Mächten anerkannte Kaiserreich Portugal gegenüber eine fremde Macht wurde, so gut wie Frankreich, Spanien, Oesterreich oder England.

König Don Joao VI. verfiel während dieser Zeit, indem sich ihm seine Verlassenheit lebhaft aufdrängte, in tiefe Trauer und Schweigsamkeit. Eines Tages hörte man ihn sagen: „Die Entfernung meines Sohnes Miguel macht mir großen Kummer (tenho muias saudades do meu Miguel); er muß zurückgerufen werden." Diese Worte waren, wie man allgemein glaubt, sein Todesurtheil.

Wenige Tage darauf wurde er von heftigem Erbrechen ergriffen, das man für nervös erklärte, und am 10. März 1826 verkündigten die Kanonen der Citadelle S. Jorge, daß Portugal seinen König verloren hatte und daß der Thron zum erstenmal leer stand, indem sich der legitime Erbe im Auslande befand.

Es wurde nun ein Dekret veröffentlicht, an dessen Authenticität viele Personen mit Grund zweifeln, und worin gegen Brauch, Sitte und Gesetz des Königreichs eine Regentschaft bestimmt ist, welche die Regierung bis zur Ankunft des

legitimen Erben übernehmen sollte. Der erste Akt dieser Regentschaft hätte die Einberufung der drei Stände seyn sollen, die, und zwar nur sie allein, sowohl auf die Regentschaft, als auf die Bestimmung der Succession ein Recht besaßen; sie that es nicht und folglich waren alle ihre Handlungen illegitim und nichtig.

In Wien kam die Nachricht von der Erkrankung des Königs beinahe gleichzeitig mit der des Todes an. Der Fürst Metternich theilte dem Infanten Dom Miguel zuerst die Nachricht von der Erkrankung mit und erst hierauf, nachdem er denselben möglichst vorbereitet hatte, um die Trauerbotschaft nicht allzu erschreckend zu bringen, meldete er ihm den Tod des Vaters. Den Prinzen traf diese unerwartete Nachricht wie ein furchtbarer Schlag; wie unter der Last eines entsetzlichen Unglückes blieb er gebeugt und niedergeschmettert.

Der Fürst Metternich rieth ihm, sogleich nach Portugal abzureisen, nahm aber diesen Rath auf die Einsprüche des brasilianischen Gesandten, des Marquis de Reçende hin, zurück, und bestimmte den Infanten, bis zur Ankunft neuer Depeschen aus Portugal in Wien zu bleiben.

Die Regentschaft in Lissabon aber hatte den unerwarteten Beschluß gefaßt, eine Deputation nach Brasilien zu schicken und durch sie dem Kaiser die Huldigung Portugals darbringen zu lassen, als hätte über die Frage der Succession gar kein Zweifel bestehen können. Es heißt sogar, die Verschwörer und vielleicht Mörder des Königs hätten dessen Tod drei Tage lang verheimlicht, um Zeit zu gewinnen, Einen der ihrigen, den Arzt Aguiar nach Brasilien senden zu können, wie denn dieser Mann auch wirklich unbemerkt abreiste und schon vor der Deputation in Rio de Janeiro anlangte.

Am 25. April kommt die Deputation in Rio de Janeiro an, wird vom Kaiser empfangen und überbringt Sr. kaiserlichen Majestät die Meldung vom Tode des königlichen Vaters. Se. kaiserliche Majestät — wie die officiellen Dokumente jener Zeit besagen — ist von einer ebenso schmerzlichen

als unerwarteten Neuigkeit überrascht, zieht sich in Trauer zurück und verkündigt nach fünf Tagen der Abgeschlossenheit und der Thränen, daß er sich zu gleicher Zeit zum König von Portugal und Kaiser von Brasilien erkläre, daß durch ihn, als den König von Portugal und durch den Privat-Sekretär des Kaisers von Brasilien, einen gewissen Francisco Gomes de Silva eine Constitution verfaßt worden sei; daß diese Constitution Portugal octroyirt und sofort durch den Engländer Sir Charles Steward überbracht werde; daß auch der Akt der Entsagung seiner Rechte auf die portugiesische Krone bereits geschehen sei, indem er dieselben auf die Person seiner inniggeliebten Tochter Donna Maria da Gloria, Prinzessin von Grao-Pará, übertragen habe, so daß diese brasilianische Prinzessin von nun an und für immer Königin und Portugiesin (!) werden und sich mit ihrem Onkel, dem Infanten Dom Miguel, vermählen würde; und endlich daß all den wegen politischer Vergehen Bestraften eine ebenso umfassende, als großmüthige Amnestie ertheilt werden würde. Dieß war das Werk von fünf Tagen der Abgeschiedenheit und der Trauer.

Die Freiheit, hieß es, habe durch den Despotismus gesiegt, und zwar durch einen Despotismus ohne Gleichen in Portugal. Es war die Revolution in ihrer abscheulichsten und widerwärtigsten Nacktheit.

Kein fremder Souverain, außer Napoleon und den beiden Philipp von Spanien, hatte jemals Portugal Gesetze gegeben; weder ein portugiesischer noch ein fremder Souverain, außer Napoleon, hatte jemals Akte der Souverainetät in Beziehung auf Portugal ausgeführt, bevor der Eid geleistet war, das Land gut regieren und hüten, alle Vorrechte des Volkes und alle öffentlichen Freiheiten aufrechthalten und bewahren zu wollen; kein Souverain, weder ein portugiesischer noch ein fremder, hatte jemals Hand an die alten Constitutionen Portugals gelegt, ohne Beistimmung und Billigung Volkes; kein Souverain, weder ein portugiesischer noch

ein fremder, hatte bei männlichen Erben, wie Dom Pedro sie besaß, die portugiesische Krone einem weiblichen Haupte übertragen.

Folglich waren alle diese Handlungen, dem öffentlichen portugiesischen Rechte gegenüber, null und nichtig. Die Regentschaft in Lissabon scheute sich auch, sie veröffentlichen und in's Werk setzen zu lassen; der General Saldanha aber drohte, sie mit Gewalt durchzusetzen, und so fand er Gehorsam.

Die dem Lande ergebensten Männer, welche durch die unerwartete Nachricht vom Tode des Königs einen Augenblick lang in Bestürzung gerathen waren, erörterten die Frage der Succession und erklärten sich für Dom Miguel. Die Regierung bemühte sich, die ausbrechende Revolution zu unterdrücken; aber das Volk, wie auch ein bedeutender Theil der Armee blieb auf Seiten Dom Miguels. Die Regierung schwankte; dann forderte sie Beistand von England, welches sich beeilte, denselben zu leisten, indem es Truppen unter dem Commando des Generals Clinton zur Verfügung stellte.

Unter den Schlägen der Gewalt einer großen Macht wurde die Stimme der Gerechtigkeit erstickt, und die Blüthe der portugiesischen Armee suchte in Spanien ein Asyl, die Verbannung der Schmach vorziehend, einem fremden Herrscher unterworfen zu seyn.

Unterdessen weilte der Infant Dom Miguel noch immer ruhig in Wien. Man hatte alle Maßregeln getroffen, um ihm die Illegitimität der Handlungsweise seines Bruders zu verbergen und zu verhindern, daß er vom Zustande des Königreichs und der gegen sein Recht ausgeübten Gewalt in Kenntniß gesetzt werde. Man hatte ihn vor seiner Abreise nach Portugal bewogen, einen Akt der Unterwerfung unter seinen Bruder und unter die Constitution abzufassen; der Infant hatte sich aber den Vorstellungen nur insoweit gefügt, daß er den Akt unter der Erklärung, auf seine Rechte nicht Verzicht leisten zu wollen, unterzeichnete.

Dieses Dokument muß sich in den Archiven zu Wien noch vorfinden, falls es nicht zerstört worden ist.

Als der Kaiser von Brasilien erfuhr, daß sein Bruder im Begriff stehe, von Wien nach Lissabon zu reisen, ernannte er denselben zu seinem Stellvertreter im Königreich Portugal. Natürlich war auch dieß wieder ein null und nichtiger Akt, sowohl dem alten öffentlichen Rechte als der neuen, vom Kaiser von Brasilien Portugal octroyirten Constitution nach.

Am 22. Febr. 1828 kam der Infant Dom Miguel in Lissabon an, ohne eine Spur von Ehrgeiz im Herzen und fortwährend fest gesonnen, sich dem Willen seines Bruders nicht zu widersetzen, so lange seine eigenen Rechte nicht bestimmt und legitim durch das competente Tribunal entschieden worden seien. In Uebereinstimmung mit dieser aufrichtigen und untadelhaften Absicht hatte er den Eid geleistet*).

---

*) Vergl. Portugiesische Legitimitätsfrage S. 16 ff. und besonders J. G. C., La Question Portugaise p. 17, 18, wo der angebliche Eidbruch Dom Miguels in's rechte Licht gestellt wird. Der Punkt ist übrigens von solcher Wichtigkeit, daß wir nicht umhin können, das Votum jenes zweiten competenten Beurtheilers wörtlich beizufügen: „Il est vrai, que circonvenu qu'il était par des personnes intéressées à le tromper et surtout inspiré par cette obéissance aveugle aux ordres de son père ou de ses représentants qui fut constamment le mobile de toute sa conduite et qui marqua toutes ses actions de ce cachet si touchant du plus profond respect filial et de la plus sublime abnégation qu'on ne saurait trop admirer, le prince (Dom Miguel) a eu le malheur de se prêter à tout ce qu'on exigea de lui, acceptant et jurant, le 4 octobre 1826, la Charte imposée à sa patrie par son frère et promettant une première et une seconde fois de s'y conformer; mais il est aussi vrai, qu'ayant reçu quelques jours plus tard de copies de lois faites par les Cortès de Lamego et de Lisbonne, qu'il ne connoissait pas, il en fit faire une double traduction en français et en allemand, accompagnée de notes qui mettaient en lumière l'évidence de ses droits; et tous ces documens, il les remit personnellement entre les mains du Prince de Metternich, le 19 novembre 1826. Cette démarche, ou elle n'avait pas de sens ou elle ne pouvait être interprétée que comme une véritable protestation

Zu bemerken ist, daß nach Einführung des neuen Systems bis zur Ankunft des Infanten jeder Tag durch irgend einen

---

contre ce qui venait de se passer; et la preuve que tel était en effet le sens que l'Infant lui-même y attachait, nous la trouvons dans son manifeste daté de Queluz, le 28 mars 1832. En effet, voici les propres expressions de ce manifeste: „Ayant fait à Vienne la réserve spéciale de mes droits, j'agréai ce qui me fut proposé.“ Cela étant, de quel droit viendrait-on l'accuser aujourd'hui de parjure, parcequ'il a changé de conduite après avoir juré de se conformer à la constitution de Don Pedro? Est-ce que ce changement n'existait pas déjà en germe dans la démarche du 19 novembre 1826? La vérité est que Don Miguel a agi dans ce cas aussi loyalement et aussi consciencieusement qu'il pouvait le faire dans les circonstances où il se trouvait.... Du reste, ce qui est tout à fait singulier et généralement très peu connu, c'est que malgré la protestation de Vienne l'Infant lors de son arrivée à Lisbonne paraissait se soucier assez médiocrement de faire valoir ses droits, dont pourtant il avait déjà parfaite connoissance. Il avait l'air de se trouver presque satisfait de son sort et ne se pressait nullement de modifier la position, que l'usurpation de son frère lui avait faite; mais la nation, qui voyait par là ses propres droits complètement sacrifiés, ne l'entendit pas ainsi et le força bientôt (car c'est réellement le mot) de réaliser immédiatement ce qu'il se devait à lui-même et à sa patrie, dont il devait être le premier et le plus zélé serviteur. En effet, aussitôt débarqué, les populations le saluent du titre de Roi avec un ensemble qui fait trembler le gouvernement qui agissait au nom de Don Pedro. „O Rei chegou! O Rei chegou!“ criait-on de Lisbonne jusqu'à Caminha avec un enthousiasme frénétique. Ces manifestations si spontanées et si générales ne paraissent pas faire beaucoup d'impression sur l'esprit de Don Miguel; mais il se voit bientôt écrasé sous une véritable avalanche de pétitions de toutes les municipalités du royaume, du corps tout entier de la noblesse, de tous les tribunaux, de tous les chapitres et autorités ecclésiastiques. de tous les corps constitués enfin, qui le prient de prendre immédiatement le titre de Roi.“

revolutionären Skandal, durch irgend ein Attentat auf die Autorität, auf die Kirche, auf den Clerus, auf die friedlichsten und den alten Traditionen ergebensten Personen bezeichnet war.

Unter solchen Umständen begreift man leicht, was geschehen mußte, als sich das Gerücht von der Ankunft des Infanten Dom Miguel verbreitete. Ein Freudengeschrei erhob sich im ganzen Königreich und von einem Ende zum andern erschallten die Vivas! äußerten sich Jubel und Enthusiasmus. Es schien das vor Kurzem erst noch so traurige, unglückliche und tief daniedergebeugte Volk sei von einer wahren Raserei der Freude und des Jubels ergriffen worden, so daß die Geschichte nach Dom Joao I. keine ähnlichen Zeichen der Liebe des portugiesischen Volkes zu einem seiner Fürsten aufzuweisen hat.

Alle Gerichtshöfe, alle Corporationen sandten Deputationen an den Infanten ab, um ihm ihre Huldigungen darzubringen. Dasselbe that die Universität Coimbra und ihre Deputation bestand aus den angesehensten und ausgezeichnetsten ihrer Professoren.

Die von so vielen Zeichen der Ergebenheit für den von ihnen so tief gehaßten Infanten auf's höchste erbitterten Freimaurer ersannen eine Rache, wie die Verbrecherannalen keine scheußlichere enthalten. Sie versammeln ihren hohen Rath und beschließen den Meuchelmord dieser verehrungswürdigen Jugendlehrer und es hat wohl noch keine gleiche Schandthat das Maß dessen erreicht, was dieses Verbrechen so ganz abscheulich macht: daß es freimaurerische Studenten seyn mußten, welche das Herz ihrer Lehrer durchbohren und ihre ruchlosen Hände in deren Blut tauchen sollten!

Das Loos wird gezogen und fällt auf zehn junge Männer, deren Einer der Pathe der Königin, der Mutter des Infanten, war und einer dem Vaterlande und seinen Fürsten auf das treueste ergebenen Familie angehörte. Und dieß ist noch nicht Alles. Unter denjenigen, welche der Berathung betreffs der Ermordung der Professoren beiwohnten, befanden sich auch

die beiden Söhne eines derselben; ob sie für den Mord gestimmt haben, weiß man nicht, das aber weiß man, daß sie den Vater abreisen sahen, ohne ihm auf irgend eine Weise von der ihm drohenden Gefahr einen Wink zu geben!

Die Deputation trat die Reise an, mit ihr die Söhne einiger ihrer Glieder. Es war am Morgen. Zwei oder drei Stunden nach ihrer Abreise verbreitete sich in Coimbra das Gerücht, die ganze Deputation sei ermordet worden. Beinahe um dieselbe Stunde kam diese an der für den hinterlistigen Ueberfall bestimmten Stelle an. Zehn Männer mit Taschentüchern vor dem Antlitz und Gewehren in den Händen umringten die Wagen, befahlen den Kutschern vom Wege abzubiegen, und ließen sie in einiger Entfernung in dem Thale, das sie verbarg, Halt machen. Die Reisenden hielten die Vermummten für Diebe, boten ihnen deßhalb Alles an, was sie bei sich hatten, und baten, man möge sie nur nicht tödten. Statt aller Antwort zwang man sie, sich auf die Knie zu werfen, und so wurden sie noch während sie um ihr Leben baten, durch Flintenschüsse niedergestreckt. Einige der Schlachtopfer waren nur schwer verwundet, ohne zum Tode getroffen zu seyn; die Metzelei beginnt von neuem, auf den Hülferuf eines kleinen Mädchens aber, das dem Schreckensschauspiel von der Spitze des Berges aus zugesehen hatte, kommt eine Escadron Cavallerie, die ihr Weg in der Nähe der besagten Stelle vorbeiführte, in vollem Galopp daher gesprengt, so daß die Meuchelmörder die Flucht ergreifen. Von all den unglücklichen Opfern aber waren nur zwei am Leben geblieben, Vater und Sohn; die Uebrigen schwammen leblos in ihrem Blute.

So weit hatte es der Fortschritt der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit gebracht! Beinahe alle die Mörder wurden von der Cavallerieescadron und vom Volke arretirt. Ihr Proceß nahm einen raschen Verlauf; sie wurden durch das Gesetz zum Tode verurtheilt. Die Königin wollte ihren Pathen retten; man bat den Infanten Dom Miguel um

Gnade für ihn; aber er antwortete: „Wenn ich Einem dieser Meuchelmörder Gnade ertheile, wie kann ich sie den andern verweigern? Und wenn ein solcher Vatermord — denn gewiß sind diejenigen, welche ihre Lehrer morden, Vatermörder zu nennen — Gnade verdiente, vor welchem Verbrechen könnten wir dann noch zurückschaudern?“ Und ungeachtet des Schmerzes und der Trauer, welche das Herz des Infanten und der Königin Mutter zerriß, ging die Gerechtigkeit ihren Gang.

Dieß ist eines der Hauptereignisse, auf welche hin man Dom Miguel und die Königin, seine Mutter, der Tyrannei und der blutdürstigen Grausamkeit beschuldigen zu dürfen glaubt. Ihre Ankläger aber sind gerade diejenigen, deren Namen, wenn die Geschichte sie aufbewahrt, mit dem Blute der bei Condeira gemordeten Professoren von Coimbra geschrieben werden sollten*).

Diese Schandthat und so viele andere, welche nach dem Tode Dom Joaos VI. begangen wurden, war der letzte Anstoß für das Volk, um eine auf Recht, auf Gerechtigkeit, auf religiöse Principien gegründete Regierung zu fordern.

Von allen Seiten wurde der Infant bestürmt, die Constitution aufzuheben und den Königstitel anzunehmen. Gerichtshöfe, Municipalitäten, religiöse und bürgerliche Körperschaften, Alle ohne Ausnahme beschworen ihn im Namen dessen was ihm das Heiligste sei, so vieler Unordnung und Auflösung

---

*) S. auch Portug. Legitimitätsfrage S. 16: „Das Faktum, welches Dom Miguel den Ehrentitel eines „„Wüthrichs““ verschafft hat, ist beiläufig dieses. Unter seiner Regierung hatten zwölf Studenten von Coimbra aus verblendetem politischen Parteihaß in einem gewaltsamen Ueberfall zwei ihrer Professoren ermordet und fünf derselben schwer verwundet. Wegen dieses Verbrechens wurden sie von dem competenten Gerichtshof zu Tode verurtheilt und bis auf Einen, der nach England geflohen war, hingerichtet. Der ganze Chorus der liberalen Presse schrie Zeter über dieß „„politische Autodafé.““ Jeder vernünftige Mensch sieht darin lediglich einen durch die Gerechtigkeit gebotenen Akt der Criminaljustiz.“

im Lande ein Ende zu machen. Der Infant widerstand; aber der Ruf: „Es lebe der König Dom Miguel!“ ertönte von allen Seiten und im ganzen Lande wurden Acclamationsakte unterzeichnet.

Dieser allgemeine Ruf hätte nur durch Blut erstickt werden können; der Infant hätte sich entweder an die Spitze der Truppen stellen oder auf die Seite der Freimaurer schlagen müssen, um das Volk zu unterdrücken, oder aber er mußte die ihm angebotene Krone annehmen; außerdem blieb ihm zwischen diesen beiden Extremen nur ein einziger Ausweg, dem er endlich vor jenen den Vorzug gab.

Er bat in einer Proklamation das Volk sich ruhig zu verhalten, indem er demselben zugleich versprach, die Successionsfrage einem competenten Tribunal vorlegen zu wollen. Dieses Tribunal waren, wie es gar nicht anders seyn konnte, die drei Stände des Königreiches *).

---

*) Zur Beleuchtung dieser Frage noch einige Worte. Hätte der Prinz sich auf die Seite der Freimaurer gestellt und das Volk unterdrückt, so würde er gegen die Gefühle seines Herzens und gegen die Stimme seines Gewissens gehandelt haben; die Krone aber sofort anzunehmen, dagegen wehrte sich die Zartheit seines Gewissens ganz entschieden; denn wenn auch dem Volke das Recht, ihm die Krone anzubieten — mit anderen Worten das allgemeine Stimmrecht — nicht abgesprochen wurde, so war doch noch festzustellen, ob auch der Erwählte das Recht besaß sie anzunehmen. Wenn aber diese beiden Rechte nebeneinander bestanden, so war die Annahme der Krone, wie sich der Prinz selbst in seinem Manifeste ausdrückte, mehr als ein Recht, sie war eine Pflicht. Gewiß war diese Philosophie des öffentlichen Rechtes eine entwickeltere, als es die heutige ist! (Anm. d. Orig.) — Das Hauptwerk über die portugiesische Legitimitätsfrage ist die 1830 in Paris erschienene Légitimité Portugaise des Baron von Porbigné. 4. p. 752 44. 45. Es ist ein Quellen- und Urkundenwerk im eigentlichsten Sinne. Kurze, aber sehr überzeugende, einfache und klare Darstellungen geben die „Portugiesische Legitimitätsfrage“, Köln 1854, S. 17, die, wie oben schon bemerkt worden, von einem der tüchtigsten

Kaum war die Zusammenberufung der drei Stände erfolgt, als in Porto eine Militärrevolution ausbrach. Die Revolutionäre erklärten, der Infant befinde sich nicht im Besitz seiner Freiheit und sei in Lissabon in halber Gefangenschaft; der eigentliche und wohlbekannte Zweck der Empörung aber war der, sich der Person des Infanten zu versichern und die Zusammenkunft der drei Stände zu verhindern.

Jeder rechtliche Mensch schaudert voll Indignation bei der Erzählung der Abscheulichkeiten, welche die von Porto aus die Provinzen überschwemmenden wilden Horden verübten, um dem Volke die drei revolutionären Tugenden in der Praxis zu lehren. Uns genügt es hier zu sagen, daß ihrem Grimme nichts entging, daß man gesehen hat, wie sie die achtbarsten Bürger auf den öffentlichen Plätzen arretirten und eine Zeit lang unter lautem Hohngelächter mit Ruthen peitschten; wie sie auch Frauen und zwar in einer so grausamen und empörenden Weise mit Ruthen hieben, daß sich die Feder sträubt, solche Schandthaten in der Geschichte aufzubewahren, und wie sie endlich, um das Maß der revolutionären Gräuelthaten vollzumachen, die Gefangenen, welche sie in den Kerkern angehäuft hatten, in den untern Raum eines entmasteten Schiffes einschlossen, große Massen Kalk auf sie warfen, um sie zu

jüngeren Rechtsgelehrten Deutschlands herrührt, und J. G. C., La Légitimité Portugaise. Die neueren deutschen Geschichtschreiber lassen die staatsrechtliche Frage meistens zu sehr außer Acht und verlieren dadurch den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung Dom Miguels. — Ueber die portugiesischen Cortes im Besonderen s. auch: „Einige Notizen über die Form und das Wesen der Portugiesischen Cortes nach den vom Visconde de Santarem II gesammelten authentischen Nachrichten.“ Berlin und Stettin 1828. Santarem war Vorstand des königlichen Archivs da Torre do Tombo zu Lissabon und Mitglied der 1824 von König Johann VI. ernannten vorbereitenden Commission (Junta praeparatoria), welche die Wiederbelebung der alten Cortes als rechtmäßiger Nationalrepräsentation einzuleiten den Auftrag hatte.

ersticken, und die Armen dann so in dem hermetisch verschlossenen Schiff der Barmherzigkeit der Wogen überantworteten.

Trotz der Bemühungen der Revolutionäre, die Zusammenkunft der Cortes zu verhindern, fand dieselbe in Lissabon statt. Einige Glieder des Clerus und eine Anzahl Procuratoren aus den Provinzen konnten nur mit Gefahr ihres Lebens nach Lissabon gelangen. Folgendermaßen aber lautete der Ausspruch dieser Versammlung, welche nicht nur eine der achtungswerthesten, sondern zugleich auch die zahlreichste gewesen ist, die Portugal je gesehen hat*):

„Gemäß dem öffentlichen Rechte Portugals könne Dom Pedro als fremder Herrscher niemals und auf keine Weise König von Portugal seyn; alle die in dieser Eigenschaft von ihm ausgegangenen Akte der Souverainetät seien unwiderruflich null und nichtig; alle die dem Dom Pedro in seiner Eigenschaft als König von Portugal, wie auch der durch ihn octroyirten Constitution geleisteten Eide der Unterwerfung seien null und nichtig; und der gute Glaube Jener, welche diese Akte unterzeichnet und diese Eide geleistet hätten, deren Gegenstand dadurch keineswegs weniger unerlaubt geworden, habe absolut keine Begründung zu irgend einer obligatorischen Verpflichtung."

Man muß wohl bemerken, daß in den drei Ständen nicht nur die ausgezeichnetsten und folglich auch competentesten Juristen Sitz und Stimme hatten, um diese Nichtigkeitserklärung abzugeben, sondern daß sich unter dem Clerus auch alle Bischöfe des Königreiches, die Prälaten der religiösen Orden und viele kirchliche Würdenträger befanden, die zum größten

---

*) Es waren 294 Repräsentanten der Geistlichkeit, des Adels und des Volkes erschienen. Ihre Namen finden sich bei Bordigné, Légit. Port. im ersten Anhang: Actes des décisions de trois Etats, p. 31 sq.

Theil eine gleiche Competenz in den staatsrechtlichen Fragen ihres Heimathlandes beanspruchen konnten.

Deßhalb mußte von ihrer Entscheidung an jedes Schwanken und Zandern aufhören und der Prinz Dom Miguel seiner Pflicht eingedenk handeln. Dieß einzige competente Tribunal, welches vor Gott und vor der Welt seine Entscheidung abgab, erklärte vor ganz Europa: „Dom Miguel ist König von Portugal!"

Die Revolution hatte sich für stark genug gehalten, dem Laufe des Rechtes und der Gerechtigkeit Einhalt zu thun, und sie wäre es in einem andern, seinen angestammten Königen weniger ergebenen Lande sicher auch gewesen. Sie verfügte über viele Hülfsmittel, war Herrin über die zweite Hauptstadt des Königreiches und vielleicht über die Hälfte der Armee, deren Chefs ihr durch die verwandten Bande des Freimaurerordens angehörten; aber die andere Hälfte oder wenigstens ein großer Theil der Armee blieb seiner Pflicht getreu und auf dieser Seite stand auch das Volk.

Binnen fünfzehn Tagen war von den Portugal mit einem Jahre 93 bedrohenden Revolutionären ein Theil zu Gefangenen gemacht, ein anderer hatte in Spanien ein Asyl gesucht und wieder ein anderer hatte sich nach England eingeschifft. Die Entscheidung der drei Stände wurde sofort bereitwillig im ganzen Königreich und auf allen überseeischen Besitzungen angenommen, mit Ausnahme der Insel Terceira (Azoren), wo ein Jägerbataillon und andere Truppen das revolutionäre Geschrei fortsetzten und allen erdenklichen Unfug ausübten.

Aber der König hatte viele Thränen zu trocknen, viele Wunden zu heilen, während die Revolutionäre nicht diejenigen sind, welche sich um die Leiden des Vaterlandes kümmern. Die in Portugal zurückgebliebenen unterhielten fortwährend mit den Emigrirten eine enge Communication und sparten keine Mittel, auch das infamste nicht, um das Land in Unruhe und Unordnung zu stürzen.

Der Verrath, die Intrigue und die Verläumdung — Alles wurde in's Werk gesetzt, um Verwirrung und Mißtrauen zu säen und die legitime Regierung zu hindern, ihren hochherzigen Ideen zu folgen und das Werk der Friedensstiftung und der Einigung zwischen allen Söhnen Portugals zu vollenden. Hier eine Probe, wie der Verrath geübt wurde!

Die Revolutionäre hatten während ihrer Herrschaft vor der Ankunft des Königs Dom Miguel geschickt dafür gesorgt, ihre Adepten an die ausgezeichnetsten Stellen sowohl in der Verwaltung als in der Justiz einzuschmuggeln. Der König hatte nur diejenigen entlassen, welche irgend einer verbrecherischen Handlung schuldig oder den Pflichten ihres Berufes nicht nachgekommen waren. In Betreff der Uebrigen pflegte er, selbst wenn ihm bemerkt wurde, daß sie Liberale seien und folglich kein Vertrauen verdienten, zu entgegnen: „Aber um welcher Thaten willen kann man sie verdammen? Ideen, welche im Innern verborgen bleiben, sind keine Vergehen, die man bestrafen darf. Wir können nichts weiter von ihnen fordern, als daß sie ihre Pflichten erfüllen."

Und gerade solche Männer waren es, welche die Hochherzigkeit des Königs mit Verrath vergalten. Sie schlugen sich auf die Seite Jener, welche über Verfolgung schrien; sie nannten alle dem König ergebenen und edelgesinnten Männer Verräther; sie riefen, der König sei rings von Feinden umgeben, die Empörung stehe im Begriff auszubrechen und müsse vor ihrer Geburt erstickt werden. Und so lauteten ihre Anzeigen und Mittheilungen an die Regierung, wobei sie sich einen solchen Schein von Ueberzeugtheit zu geben wußten, daß Niemand wagte an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ja, um sich mehr Glauben zu verschaffen, denuncirten sie zuweilen sogar Liberale, die nur mit Worten zu weit gingen, während sie denen, die listig und verschmitzt ihr Spiel im Dunkeln trieben, zugleich Schutz gewährten; mit jenen ersteren Liberalen aber denuncirten sie auch viele friedliche und der Sache der Legitimität oftmals warm ergebene Bürger als Revolutionäre.

Lange Zeit hatte man von dieser Art Verrath keine Kenntniß und würde sie vielleicht noch nicht haben, wenn man nicht unter den Papieren eines dieser Männer ein freimaurerisches Rundschreiben gefunden hätte, das mit dem Namen Gracchus unterzeichnet wär und folgende Stelle enthielt: „Man muß dem Dom Miguel durchaus die Mittel nehmen, zu regieren. Sie dürfen keine Gelegenheit versäumen, Jeden, wer es auch sei, selbst einen unserer Brüder zu compromittiren, wenn er sich friedlich verhält und uns zu nichts dient. Und alles dieß muß mit möglichst viel Lärm in der Art geschehen, daß Sie dadurch das Vertrauen der Regierung gewinnen und das Entschlüpfen der Angeklagten begünstigen. Handeln Sie nach diesen Instruktionen, so werden Sie der Sache der Freiheit einen Dienst erweisen, den man nicht vergessen wird.“

Zur selben Zeit, als sich die Verrätherei in so schamloser Weise bethätigte, wußte sie sich auch in die Kasernen einzuschleichen. Man verstreute dort fremdes Geld mit vollen Händen und es gelang, ein ganzes Regiment der Garnison von Lissabon aufzuwiegeln. Die Empörung wurde zwar bezwungen, aber erst nachdem viel Unglück geschehen, wozu namentlich die Ermordung des vortrefflichen und dem König treu ergebenen Grafen de San Martinho zu zählen ist.

Während die Verrätherei auf diese Weise ihre Netze auswarf, blieb die Intrigue als Bundesgenossin nicht müßig. Sie hatte ihre Leute, die aller Orten umhergingen und gelegentlich fallen ließen, gegen diese oder jene Person sei eine Verfolgung im Gang; häufig wurde diesen Andeutungen und scheinbaren Warnungen Glauben geschenkt, die Betreffenden verbargen sich oder flüchteten und vermehrten so wider ihren Willen die Menge der Revolutionäre.

Hier möge ein Beispiel dieser Verfahrungsweise folgen, um eine Vorstellung von der ganzen Schlechtigkeit jener Partei zu geben. Eines Morgens in aller Frühe wird an die Thüre des Marquis de Pombal gepocht. „Es wird Jemand in sehr wichtigen und dringenden Geschäften seyn“, denkt der Marquis

und befiehlt zu öffnen. Da erscheint ein Freund des Marquis ganz athemlos und ruft: „Retten Sie sich, Herr Marquis!“ „Aber warum? Ist Feuer im Schloß ausgebrochen?“ „Nein, Herr Marquis, aber noch vor Mittag werden Sie verhaftet werden. Ein Freund, der mir das Wort abgenommen hat, niemals seinen Namen zu verrathen, hat mir im Vertrauen diese Mittheilung gemacht, die er selbst aus den bestunterrichteten Quellen geschöpft hat. Ein englisches Schiff ist bereit, Sie aufzunehmen.“ Der Marquis runzelt die Stirne und entgegnet nach einigen Minuten des Nachdenkens: „Ich danke Ihnen für so viel Interesse für mich, mein Herr; wenn ich mich zur Abreise entschließe, werde ich Sie davon benachrichtigen. Auf Wiedersehen!“

Kurz darauf begibt sich der Marquis in den Palast des Herzogs von Cadaval, der an der Spitze des Ministeriums stand. Der Herzog empfing ihn mit der gewohnten liebenswürdigen Artigkeit und die zwischen ihnen ausgetauschten Worte verrathen nichts von dem, was dem Marquis hinterbracht worden war; Neugierde und Spannung entlockten ihm endlich die Frage: „Hat sich nichts ereignet, was mich betrifft?“ „Doch“, antwortete der Herzog; „ich wollte Sie soeben davon in Kenntniß setzen.“ Der Herzog erhebt sich, um nach seinem Portefeuille zu greifen. Für den Marquis tritt ein Moment peinlicher Unruhe und Besorgniß ein. Da wendet sich der Herzog mit versiegelten Briefen in der Hand zu ihm und sagt: „Der König hat die Gnade gehabt, Sie zum zweiten Chef seiner tapfern royalistischen Bataillone zu ernennen; hiemit überreiche ich Ihnen die betreffenden Dokumente.“ Die Ueberraschung des Marquis läßt sich denken.

Was die Verläumdung betrifft, so braucht man kaum ein Wort zu verlieren, um ihre Existenz und ihre cynische Frechheit zu beweisen. Es wird am Orte seyn, die Aeußerung eines revolutionären Portugiesen bei einer der Gelegenheiten, wo das Licht der Wahrheit die Finsterniß der Lüge durchdringt, über diesen Gegenstand hier anzuführen. Seine Worte

lauten: „Um Dom Miguel als Schuldigen hinzustellen, um ihm ein Verbrechen zur Last zu legen, braucht man keine wahre, ja nicht einmal eine wahrscheinliche Thatsache anzuführen; es genügt, daß sie überhaupt möglich sei.“ Das ist der Cynismus der Infamie.

Die Autorität der Zeugnisse, auf welche man sich berufen kann, um die persönliche Ehre und die moralischen Eigenschaften des Königs Dom Miguel mit Koth zu bewerfen, liegt jetzt offen zu Tage: es ist die Autorität der Verläumdung, und immer der Verläumdung!

„Doch nicht immer!“ wenden manche ehrenwerthe Leute, deren es unter den Gegnern des Königs Dom Miguel wirklich, jedoch in geringer Anzahl gibt, dagegen ein. „Ihr müßt uns zugeben, daß es keine Verläumdung ist, wenn man die Regierung des Prinzen der Tyrannei beschuldigt. Wir wollen einräumen, daß der Prinz betreffs seiner persönlichen Eigenschaften verläumdet worden; ganz anders aber verhält es sich mit dem, was über seine Regierung gesagt worden ist. Wenn man auch gewisse strenge Maßregeln entschuldigen kann, die gegen Agitatoren und zur Unterdrückung der Unruhen getroffen wurden, so wird man es doch niemals rechtfertigen können, daß man über dreißig bis vierzig Personen wegen politischer Vergehen das Todesurtheil ausgesprochen hat. Man entgegnet uns zuweilen, daß auf der Insel Terceira die Regentschaft im Namen Dom Pedros und in Oporto die Regierung desselben Dom Pedro Gleiches gethan habe: man kann aber daraus keinen weiteren Schluß ziehen, als daß eben auf beiden Lagern die Tyrannei herrschte.“

In dieser Beurtheilung liegt etwas Ungenaues und Unbestimmtes. Was nennt man Tyrannei? Kann man es Tyrannei nennen, wenn den Gesetzen Folge geleistet wird — und zwar nicht Gesetzen, welche man ad hoc gemacht hat, sondern Gesetzen, welche man als schon gegeben in voller Geltung vorgefunden hat?

Auf der Insel Terceira hat man erschossen, gepeitscht,

mit Stockschlägen zu Tode geprügelt — welchem Gesetze zu Folge? Wo sind die Prozeßakten, welche uns die Gesetzmäßigkeit, mit welcher man vorgegangen ist, darthun können und die uns beweisen, daß sich die Tribunale mit Ruhe ausgesprochen und den Angeklagten die Möglichkeit der Vertheidigung gegönnt haben? Nirgendwo Gesetze, nirgendwo Tribunale, nirgendwo Vertheidigung, nirgendwo Prozesse! Auf Terceira war das Todesurtheil wie in der Türkei die Sache einiger müßigen Augenblicke.

In Portugal, wo, wie es heißt, der Despotismus auf dem Throne saß, richteten die Tribunale nach den Gesetzen, die sie zuweilen milderten, und man kann dort noch die Prozeßakten finden, aus denen sich der Beweis ergibt, daß das Todesurtheil selbst dann nicht bloß die Sache eines Federzuges war, wenn man mit Verbrechern zu thun hatte, deren empörerische That mit dem Blute achtungswerther Bürger besudelt war, wie es bei dem Aufstande des 4. Regimentes in Lissabon der Fall war.

Zehn Jahre zuvor hatte man dieselben Gesetze in all ihrer Strenge in Ausübung gebracht, und zwar nicht in Sachen einer ausgeführten, von Mord und Raub begleiteten Empörung, sondern nur wegen des Versuchs einer solchen, und demungeachtet hat man den König Johann VI. niemals einen Tyrannen genannt.

In allen diesen Fällen aber darf man nicht vergessen, daß es die Tribunale waren, die das Urtheil sprachen, und nicht der König, und daß diese Tribunale nach seit langer Zeit geltenden Gesetzen urtheilten, nicht nach Gesetzen, die, wie es bei den Revolutionären geschah, erst gemacht wurden.

Manchem dürfte ein weniger strenges Verfahren angemessen erscheinen, während ein Anderer es für unvermeidlich erachtet. Von der einen Seite erklärt man sich gegen die Todesstrafe überhaupt, auf der andern hält man sie für eine traurige Nothwendigkeit; das Herz des Wohlwollenden neigt sich immer jenen, der Verstand dagegen, dem Herzen zum

Trotz, diesen zu; und so ist derjenige gewiß zu beklagen, der in seinen Händen die Wage der Gerechtigkeit zu halten hat. Die Geschichte berichtet uns, Titus habe bei Unterzeichnung eines Todesurtheiles Thränen vergossen; aber er unterzeichnete es doch. Wie viele Todesurtheile blieben unvollführt, wenn die Thränen derjenigen, welche sie unterzeichnen müssen, sie auslöschen könnten!

Seit der Thronbesteigung des Königs Dom Miguel hatten beinahe alle Großmächte ihre in Lissabon befindlichen Gesandten zurückberufen; aber ungeachtet der Ermuthigung, welche die revolutionären Anführer aus diesem Verfahren der Diplomatie schöpften, durfte sich die legitime Regierung doch als gesichert betrachten, indem sie sich auf die Ergebenheit des besseren Theiles ihres Volkes stützte. Am ersten hatte die englische Regierung, an deren Spitze Lord Wellington stand, ihre Bedingungen, unter welchen sie Dom Miguel anerkennen wollte, gestellt; Frankreich, Oesterreich und Rußland schlossen sich ihr an. Die Kabinette aller dieser Großmächte forderten die Verheirathung des Königs mit der Prinzessin von Grao Pará und eine Amnestie. Hierauf entgegnete die portugiesische Regierung: „Wir sind bereit, auf die Vorschläge der Großmächte einzugehen und wünschen uns nachgiebig zu zeigen; aber niemals werden wir uns entschließen, diese Vorschläge als gestellte Bedingungen anzunehmen. Wenn das Land unabhängig ist, wenn das Recht auf unserer Seite steht, so fehlt es den Großmächten nicht an Grund, uns anzuerkennen. Uebrigens rechnen Sie auf unseren guten Willen!"

Lord Wellington hat im Jahre 1830 diesem würdigen Verhalten der Regierung im Oberhaus ein glänzendes Zeugniß ausgestellt*). Aber die aus Portugal verjagte Revolution

---

*) „The Duke of Wellington, Lord Aberdeen, Sir Robert Peel, Lord Lyndhurst and others defended Miguel; but their arguments, however cogent, were of little avail against the fierce tide of *popular prejudice*, *unremittingly stimulated by the*

um ihren Sitz auf dem Throne des hl. Ludwig. Der Sturz des Ministeriums Wellington ließ nicht auf sich warten; und von jenem Augenblick an haben sich die englische und französische Regierung mit stets wachsender Feindseligkeit gegen Portugal benommen.

Jeder Tag brachte Gelegenheit zu neuen Streitigkeiten; man suchte nach Klagegründen und fand sie in Masse. Um ihre Begründung und Gerechtigkeit zu zeigen, genügt folgende Geschichte.

Ein nach Portugal gekommener französischer Perückenmacher war eines Tages in eine Kirche gegangen, wo eben die ewige Anbetung gehalten wurde. Nachdem er einige weniger auffallende Unehrerbietigkeiten ausgeübt, wandte er sich an einige fromme Frauen, die sich in seiner Nähe befanden, begann sich frech gegen dieselben zu benehmen, steigerte seine Unverschämtheit bis zum empörendsten Grad und warf endlich, um das Maß der Gemeinheit voll zu machen, den Priester eben in dem Augenblick da derselbe mit dem Allerheiligsten den Segen ertheilte, mit Koth! Man arretirte ihn und machte ihm als Gottesschänder den Prozeß; die Regierung Louis Philipps aber hatte nichts Eiligeres zu thun als dem Elenden zu Hülfe zu kommen; sie bewirkte seine Freilassung und verlangte sogar die Absetzung der Richter, welche den Prozeß geführt hatten!

Die portugiesische Regierung widersetzt sich solchen brutalen Zumuthungen, und die französische Regierung antwortet ihr darauf aus dem Munde der Kanonen. Eine Escadre unter dem Commando des Admirals Roussin erscheint im Hafen von Lissabon, besetzt die Passage, greift ohne vorhergegangene Kriegserklärung die portugiesische Escadre an, die im Tajo vor Anker liegt und führt sie nach Frankreich. Die Revolu-

---

declamations of the press". Portuguese Politics, Blackwood's Edinburgh Magazine. Nr. CCCCXXXI. Sept. 1851 p. 350.

tionäre in Portugal spendeten diesem gemeinen Schimpf, der ihrem Vaterlande von der rohen Gewalt zugefügt wurde, ihren Beifall, weil Alles in Uebereinstimmung mit ihnen geschehen war; denn sie hatten versprochen, sich bei Annäherung des Feindes zu erheben, was sie aber doch, als der Moment kam, aus Furcht unterließen.

Die von allen ihren Alliirten verlassene und von Schwierigkeiten rings umgebene portugiesische Regierung mußte sich diese niederträchtige Beleidigung gefallen lassen, die wohl einer der schimpflichsten Flecken in der Geschichte Louis Philipps zu nennen ist.

Zu derselben Zeit wurde Dom Pedro von den Revolutionären, zu deren Chef er sich gemacht hatte, aus Brasilien vertrieben. In Europa angekommen machte er sich zum Mittelpunkt der revolutionären Bestrebungen aller europäischen Länder. Er hatte Geld und folglich fehlte es ihm nicht an Soldaten.

Dieß Geld aber gehörte Portugal, und Brasilien sollte es nach dem Vertrag von 1825 an die englischen Gläubiger zahlen. Man führte mit Portugal Krieg, indem man sich portugiesischen Geldes zu diesem Zwecke bediente, und verwickelte zugleich die portugiesische Regierung in neue Verlegenheiten mit England.

In den englischen und französischen Häfen wurde die Expedition Pedro's vorbereitet, und alsbald wüthete ein blutiger, durch die aus den beiden genannten Ländern stets aufs neue eintreffenden Verstärkungen zwei Jahre lang unterhaltener Krieg; als aber ungeachtet aller Bemühungen die Standhaftigkeit des portugiesischen Volkes, das für seine Religion, für sein Vaterland und für seinen König kämpfte, nicht besiegt werden konnte, faßten Louis Philipp und die englische Regierung den Entschluß, die Maske der Neutralität abzulegen und sich offen gegen den legitimen König von Portugal zu erklären.

Gleichzeitig brach in Spanien ein ganz ähnlicher Kampf

ml. Don Fernando VII. war gestorben; dem salischen Gesetze nach fiel die Krone dem Bruder des verstorbenen Königs Don Carlos, dem Onkel des Königs von Portugal zu; Andere aber, und auf ihrer Seite befanden sich die Liberalen, behaupteten das salische Gesetz sei legitimer Weise erloschen. Das aber, was gar keinen Zweifel aufkommen ließ, war der Umstand, daß die Frage des Erbrechtes wie in Portugal auch die Frage der Revolution war.

Don Carlos zog sich nach Portugal zurück. Alsbald erhielt der als Gesandter am Hofe Dom Miguels anwesende General Cordova von seiner Regierung den Befehl, sich beim Könige vorzustellen und ihm zu notificiren: die spanische Regierung habe bis jetzt dem Drängen Frankreichs und Englands, einen Vertrag zwischen Dom Pedro und der französischen, englischen und spanischen Regierung, die Vertreibung Don Carlos und Sr. Majestät von der iberischen Halbinsel betreffend, abzuschließen, widerstanden; es stehe nun eine spanische Armee von 40,000 Mann unter dem Commando des Generals Rodil an den Grenzen Portugals; wenn Se. Majestät ihren Onkel Don Carlos bewege, Portugal zu verlassen, so werde die spanische Armee dem König gegen seine eigenen Feinde beistehen; im entgegengesetzten Falle aber werde der Vertrag unterzeichnet werden und dieselbe Armee in Uebereinstimmung mit Dom Pedro, Frankreich und England gegen Se. Majestät wirken.

Der König Dom Miguel ertheilte folgende Antwort, die allein genügen könnte, seinen Charakter zu kennzeichnen: „Sagen Sie Ihrer Regierung, daß mein Onkel Don Carlos hier das Asylrecht hat und daß mir die Pflicht obliegt, ihm dasselbe zu sichern. Wenn meine Krone mir vom Haupte fällt, wird sie fallen, ohne durch ähnliche Akte der Feigheit befleckt zu seyn“ *).

Der Vertrag, den man die Quadrupel-Allianz genannt

*) S. auch Portug. Legitimitätsfrage. S. 14, 15.

hat, wurde unterzeichnet; die spanische, mit den Truppen Dom Pedro's vereinigte Armee besetzte sofort die Grenzen und der Colonel Wilde präsentirte sich dem König, um ihm im Namen der englischen Regierung zu erklären, daß der Vertrag unterzeichnet sei, daß die englischen und französischen Escadres sowohl, als ihre Armeen in Uebereinstimmung mit den spanischen vorgehen würden, daß folglich aller Widerstand unnütz sei und nur Blutvergießen herbeiführen werde.

Das Herz des Königs ließ ihn nie unnützer Weise Blut vergießen. Eine Convention wurde unterzeichnet. Die Revolution frohlockte über einen jener Triumphe, welche die Schmach des Siegers und die Ehre des Besiegten sind.

Als die Soldaten ihre Waffen niederlegen mußten, zerschmetterten sie dieselben am Boden und Thränen des Schmerzes strömten von ihren Wangen*). Und die Folgen haben gezeigt, daß diese Thränen berechtigt waren; denn Jene von ihren Gefährten, die ihr Leben auf dem Schlachtfeld verloren hatten, sind weniger unglücklich gewesen, als sie es wurden.

Auf den Wegen, welche sie zu passiren hatten, oder am häuslichen Herde erwartete diese Tapferen ein schmählicher Tod. Der Dolch, dieses wandelnde Schaffot in den Händen der Feigen, verschonte Niemand. Generale, Offiziere, Priester, Mönche, Beamte, Adelige, Plebejer, alle sind auf den Gassen und Straßen, auf den öffentlichen Plätzen oder im häuslichen Kreise unter den Augen der Ihrigen, ja sogar in der Kirche, gemordet worden.

Der päpstliche Nuntius wurde aus Portugal vertrieben; ebenso die Jesuiten, welche der König Dom Miguel zurückberufen hatte; alle Mönche, alle Priester der geistlichen Corporationen wurden aus ihren Klöstern vertrieben, all ihr Eigenthum confiscirt**). Die Bischöfe wurden von ihren

*) Wie die Offiziere Dom Miguels diesem ihre Treue bewahrten, s. in Portuguese Politics, Blackwood's Edinburgh Magazine. Nr. CCCCXXXI. Sept. 1851. p. 353.

**) Ueber die Confiskation der Klostergüter äußert sich der (prote-

Bisthümern, die Pfarrer von ihren Pfarreien verjagt und an ihre Stellen Eindringlinge gesetzt. Zwei Bischöfe sind in unerhörter Weise gepeitscht worden.

---

stantische) Geograph Ungewitter, Neueste Erdbeschr. Bd. II, S. 18 der II. Aufl.: „Man sieht, daß die von Dom Pedro und seinen Anhängern in Beschlag genommenen reichen Klostereinkünfte (die von Alcobaça allein beliefen sich auf mehr als ½ Mill. Gulden jährlich) in die Staatskassen nicht geflossen seyn können, denn sonst müßten diese stets gefüllt seyn, und ebensowenig dem portugiesischen Volke zu Gut gekommen sind, denn diesem ist bis jetzt nicht eine einzige Steuer erlassen oder auch nur vermindert, vielmehr sind ihm sogar zu den alten Steuern seit 1834 neue aufgebürdet werden. Demnach liegt schon die Vermuthung sehr nahe, daß sie dazu gedient haben, die Beschlagnehmenden selbst zu bereichern. Und so verhält es sich auch; ja, es ist Thatsache, daß man förmliche Entwendungen im gemeinsten Sinne nicht verschmäht und werthvolle goldene Kreuze und andere aus Klöstern geraubte Kostbarkeiten auf englische Schiffe geschleppt und so aus dem Lande geschafft hat." Derselbe Schriftsteller äußert sich S. 19, 20: „Johann VI. kehrte 1821 nach Portugal zurück; sein ältester Sohn, Dom Pedro, der in Brasilien geblieben war, erklärte sich 1822 zum unabhängigen Kaiser dieses Landes und schloß sich dadurch von der Thronfolge in Portugal aus. Denn als die Cortes von Lamego (die gesetzmäßigen Landesorgane seit 1143) das Haus Braganza auf den portugiesischen Thron beriefen oder vielmehr diese Thronberufung in staatsgrundgesetzlicher Form sanktionirten, erklärten sie (um nämlich der Wiederholung eines ähnlichen Falles, wie seit 1580 mit Spanien, ein für allemal vorzubeugen) in ihrem Manifeste vom Jahre 1641 jeden, eine fremde Krone tragenden Fürsten für ausgeschlossen von dem portugiesischen Thron, und zwar so entschieden davon ausgeschlossen, daß das bloße Faktum des Tragens einer fremden Krone hinreichen würde, um an deren Besitzer das Thronfolge-Recht in Portugal nicht gelangen zu lassen. Da nun zur Zeit der durch Johann VI. Tod 1826 eingetretenen Erledigung des portugiesischen Throns Dom Pedro die Kaiserkrone Brasiliens auf seinem Haupte trug, so konnte auch nicht einmal das Recht an die Nachfolge auf diesem Thron, kraft jener schon zwei Jahrhunderte bestandenen Thronfolgeordnung, auf ihn übergehen, selbst dann nicht, wenn er die brasilianische Krone niedergelegt hätte. Wenn er also dennoch (wie er wirklich

Wenn die Gefangenen vor die Richter geführt wurden, folgte ihnen der Sarg; auf dem Wege wurden sie getödtet. Oftmals blieben die Leichen auf offenen Plätzen, ja sogar mitten auf den Straßen liegen, und Niemand wagte im Vorübergehen bei ihnen zu verweilen; denn dieß hätte wie Mitleid aussehen können und wäre ein Verbrechen daraus gemacht worden. An einem Maitage wurde der Offizier Pitta Bezerra getödtet, als er den Gerichtshof verließ, und vom frühen Morgen bis zum Abend durch alle Straßen Oporto's geschleift. Es waren die schrecklichsten Blutsaturnalien! Zwei Jahre später veröffentlichte ein ehrenwerther Mann von der liberalen Partei das statistische Verzeichniß der Meuchelmorde und constatirte, daß mehr als fünf Tausend Personen ermordet worden waren!

Was den König betrifft, so war man übereingekommen, daß er sich auf einem englischen Schiffe, das ihn zu Sines erwartete, einschiffen sollte. Ueber zweihundert Meuchelmörder hatten Lissabon verlassen, um ihn zu tödten; aber als sie ihr

---

that) über den portugiesischen Thron zu Gunsten seiner Tochter verfügte, so war dieß an und für sich null und nichtig und nicht viel besser, als wenn er über irgend einen anderen europäischen Thron verfügt hätte. Vielmehr ging nach jener nämlichen gesetzlichen Bestimmung das Thronfolgerecht eo ipso auf Johanns VI. zweiten Sohn, Dom Miguel über, den denn auch die 1828 einberufenen Cortes von Lamego, im Einverständniß mit der großen Mehrheit des portugiesischen Volkes, als rechtmäßigen König anerkannten, und der ohne Zweifel bis auf den heutigen Tag sich behauptet haben würde, wenn er einerseits nicht die ernstliche Absicht gezeigt hätte, Portugal von der drückenden politischen und commerciellen Abhängigkeit, in die es seit Cromwell und durch den sog. Methuen-Traktat von 1703 zu England gerathen war, frei zu machen, und andererseits nicht der Einführung des modernen Constitutionswesens in Portugal, als unvereinbar mit den dortigen Zuständen und daher verderblich für des Landes Wohlfahrt (wie der Erfolg gelehrt hat), standhaft sich widersetzt hätte." Ueber die unglücklichen finanziellen Zustände Portugals vergl. auch J. G. C., La Question Portugaise.

Ziel erreichten, war der König schon an Bord des englischen Schiffes und der Streich schlug fehl.

Um sich zu entschädigen, wurde Alles, was dem König gehörte, confiscirt: die Casa d'Infantado, alle Grundstücke welche er gekauft hatte, Möbel, Edelsteine, alle seine Bagage — kurz, man nahm ihm Alles, was ihm gehörte, nicht einmal die für seinen Gebrauch bestimmte Wäsche ausgenommen. Man entzog ihm das Erbe der Königin, seiner Mutter, wie auch das seiner Schwester, der Infantin Maria, welche ihn zu ihrem Universalerben ernannt hatte.

Um die Nuancen der Charaktere recht sichtbar zu machen, muß hier bemerkt werden: der König Dom Miguel hatte seinem Bruder Dom Pedro Alles, was demselben aus der Erbschaft seines Vaters, des Königs Johann VI., gehörte, übersendet, und selbst während des Krieges wurde der Geburtstag Dom Pedros immer als Galatag ausgezeichnet, wie es am portugiesischen Hofe der Brauch war. Es ist dieß ein nicht zu übersehender Contrast.

Im Jahre 1846 machte das portugiesische Volk einen Versuch, seinen König wieder auf den Thron zurückzuführen; im Jahre 1847 aber fiel eine vom General Concha commandirte spanische Armee in Portugal ein und zwang das Volk die Waffen niederzulegen.

Noch heute richten die besten Männer Portugals ihre Augen voll Thränen auf diese königliche Familie, welche jetzt in Bronnbach verweilt. „Dort“, sagen sie, „ruhen unsere Hoffnungen, dort erhält der oberste Herrscher über Reiche und Gewalten das Mittel zur Beglückung dieses Volkes, von dort aus wird ein neuer Tag des Glanzes für die Kirche und des alten Ruhmes für Portugal anbrechen!“

Und noch immer kann man sagen: Dom Miguel sei ein Tyrann gewesen! Wann wurden Tyrannen so von ihren Unterthanen geliebt? wann waren sie je ihrem Volke so theuer?

IV.

Der neueste Roman von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Peregrin. Zwei Bände. Mainz bei Kirchheim 1864.

Wir verzeichnen es mit Vergnügen, daß unsere einheimische poetische Literatur auf dem Gebiete, das gegenwärtig den Geschmack der Lesewelt am meisten beherrscht, mit jedem Jahr sich zusehends vermehrt. Ring um Ring setzt sich an der noch kleinen aber gediegenen Kette neuer christlicher Romane an, die durch ihren Inhalt ganz geeignet sind, den heute allgemein erkannten Grundsatz praktisch zu erhärten, daß, wie die schlechte Presse nur durch die gute Presse, so der schlechte Roman am besten durch den guten Roman bekämpft werde.

Während wir früher Werke dieser Art nur vom Ausland, namentlich von England, Spanien und Italien erhielten, können wir nun bereits auf einen schätzbaren Grundstock deutscher Originale und auf Namen von bestem Klang hinweisen, die den Roman der Gegenwart mit Glück bebauen. Obenan steht hier Gräfin Hahn-Hahn, die uns soeben mit ihrem vierten Romane beschenkt, und August Lewald, aus dessen Feder wir gleichfalls demnächst wieder ein zeitgenössisches Gemälde zu gewärtigen haben. Auch Conrad von Bolanden hat es neuerdings mit dem Zeitroman versucht und einen ganz tüchtigen Griff gethan. Seine „Aufgeklärten“ (Mainz, Kirchheim 1864) sind gewiß ein zeitgemäßes Thema und sie sind zugleich das Produkt einer reichen Begabung und einer naturwüchsigen Frische, worin dem Rattenkönig der modernen

Aufklärung derb und ungeberdig der Hohlspiegel vorgehalten wird; es ist nur Schade, daß es der Verfasser an dem rechten Maß und an der feinern Durcharbeitung hat fehlen lassen, die Wirkung seines Buches müßte eine ungleich größere seyn.

Im wohlgeordneten Besitz ihres geistigen Schmuckes tritt Gräfin Hahn-Hahn in „Peregrin“ wieder auf den Platz. Bei ihr steht den hohen Intentionen eine diesen gewachsene gestaltende Kraft zur Seite, und dieser Kraft wieder eine Herrschaft über die vollendete Form, die jede ihrer Arbeiten zum Kunstwerk stempelt. In der geregelten Concordanz dieser drei Faktoren liegt wohl jenes Etwas, das die Lektüre ihrer Schriften, wie man auch sonst über Einzelnheiten denken möge, zum Genuß macht. Vom Peregrin ist das aufs neue zu bestätigen.

Wer eine neue Erzählung der Gräfin Hahn in die Hand nimmt, weiß zum voraus, daß er es mit dem religiösen Roman zu thun hat. Die Tendenz des Peregrin steht überdieß auf dem Titelblatt zu lesen, in dem Motto, das die Verfasserin dem heiligen Anselm von Canterbury entlehnt hat: „Wenn Einer dir sagt: blicke rückwärts, sonst stürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dieß verbietet: so sollst du Gott gehorchen, wenngleich die ganze Welt in Trümmer stürzt.“ Dieß, angewendet auf die Ehe und Eheschließung im strengkirchlichen Geist, und erläutert an dem Schicksal zweier Generationen gemischten Bekenntnisses — bildet die Grundidee der Geschichte. Der Schwerpunkt des Conflikts, der aus den gegebenen Mischungen entspringen muß, wird jedoch weniger in den dogmatisch-confessionellen Gegensatz gelegt, als in den Gegensatz von Glauben und Unglauben oder, was mit diesem zusammenfällt, Indifferentismus. Menschen, die noch aus der frivolen Generation der Encyklopädisten stammen, treten in Beziehungen zu seelenvollen weiblichen Wesen, deren ganzes Leben in Glauben getaucht ist, und aus dem Schooße dieser Verbindungen heraus wachsen die Spannungen naturgemäß in die Höhe, Conflikte die die tiefsten Saiten und die höchsten Fragen berühren. Ein Geschick solcher Art vollzieht sich zuerst an der irisch-römischen Colomba, einer „christlichen Psyche“

nach der schönen Schilderung der Verfasserin; und an dem Schicksal ihrer Tochter Heliade, die nicht umsonst in der mütterlichen Leidensschule großgeworden, erreicht dann der Conflikt, durch den verdoppelten Widerstreit gegen die eigene Herzensneigung und gegen die kindliche Liebe, die höchstdenkbare dramatische Spitze und jenen Punkt der Entscheidung, wo das Motto aus dem heiligen Anselm seine Illustration empfängt.

Der Träger der Idee ist darum nicht sowohl der Titelheld Peregrin, obgleich dieser das wesentlichste romanhafte Element beibringt, als vielmehr Heliade, eine jener idealischen weiblichen Gestalten, wie sie uns die Dichterin so reizend zu schaffen versteht; Heliade, „die kleine Fee mit den Siriusaugen" anfänglich nach dem bewundernden Ausdruck Peregrins, und dann in ihrem spätern Leben eine andere Vivia Perpetua, eine demüthig energische weibliche Natur, energisch im Entsagen, im Dulden und im Ueberwinden. Die Verfasserin pflegt den Lebensgang ihrer Helden in den entscheidenden Situationen gerne durch ein ähnliches Beispiel aus der Heiligenlegende zu illustriren. So erhält Heliade für ihr Schicksal ein passendes Vorbild in der schönen Geschichte der heiligen Vivia Perpetua, der edlen Carthagerin aus der Zeit des Septimius Severus, die gegen den Willen und das schmerzliche Widerstreben des eigenen Vaters den Triumphweg zum Martyrium im Amphitheater ging. So im rechten Zeitpunkt und in vorbereiteter Stimmung das Spätere durch das Frühere zu beleuchten: dazu besitzt die Gräfin Hahn eine besondere Kunst, und sie erzielt auch im vorliegenden Fall mit dem Parallelismus die wohlthuendste Wirkung. Die Lösung der Geschichte ist übrigens dießmal nicht eine tragische, sondern eine mild versöhnende, das Gemälde einer langsamen großartigen Seelenführung, worin die schön angelegten Charaktere der beiden Hauptpersonen auf einsamen Wegen für einander erzogen werden. „Wir brauchen starke Herzen in unserer Zeit": sagt die Verfasserin irgendwo, und das hat sie uns hingestellt in den beiden Helden, dem männlichen und dem weiblichen, Peregrin und Heliade.

Ueber die Ausführung im Einzelnen haben wir, nach

unfern frühern Beurtheilungen, nicht nöthig uns eingänglich zu verbreiten, und bemerken wir nur im Allgemeinen, daß die Darstellungskraft der Dichterin uns aufs neue mit Bewunderung erfüllt hat, ohne uns gegen einzelne Mängel blind zu machen. Zu den letztern zählen wir den Gebrauch so romanhafter Mittel, wie es Entführung, unterschobene Kinder und ein paar geschraubte Effektscenen sind; ungewöhnliche Verhältnisse scheinen überhaupt zu den Requisiten ihrer Gemälde zu gehören, wobei man freilich auch gleich hinzusetzen muß, daß sie dieselben spannend anzulegen und pikant auszuarbeiten die Fähigkeit besitzt. Hält man die vier Romane der Gräfin zusammen, so läßt sich nicht verdecken, worauf wir schon bei der Besprechung ihrer vorletzten Erzählung hindeuteten, daß sie in vielen Dingen und Motiven sich außerordentlich ähnlich sehen. Das liegt wohl zu einem Theil in der Tendenz des religiösen Romans überhaupt, um dessen Bebauung sich die Frau Gräfin nun einmal und mit nicht zu unterschätzendem Erfolg angenommen hat, und zu einem andern Theil in der Individualität der Verfasserin, die sich ohne Zweifel die kluge Beschränkung auferlegt, nicht über ihren Kreis hinauszugehen und nur das zu geben, was sie kennt, beobachtet und innerlich erlebt hat. Dieser Kreis aber ist ein ziemlich scharf umzogener. Die Romane der Gräfin Hahn-Hahn tragen alle das Siegel einer ganz bestimmten Individualität, einer Physiognomie die mit gar keiner andern zu verwechseln ist. Ausdruck, Ton und Vortrag athmen in allen so sehr ihren Geist, diesen ausgeprägten, coruscirenden Geist, daß sie augenblicklich erkannt wird und sie selber bleibt vom Eingang bis zum Schlusse. Hierin eben liegt zugleich ihr Vorzug und ihre Begrenzung.

Was gerade den vorliegenden Roman betrifft, so trägt er wieder alle kennzeichnenden Merkmale ihres Genius, vom ersten Kapitel mit seiner prächtigen Introduktion an bis zum Schlußkapitel mit seinen fernausklingenden Akkorden. Geist, Feinsinn, vornehme Eleganz und ein hinreißender Schmelz der Sprache sind Eigenschaften, die man bei ihrem Namen sofort als selbstverständlich voraussetzt. An psychologischem

[illegible] aus gesammelter [illegible] eine tiefe Welt kennen fühlen nach. Immer auf der Höhe der Bildung bewahrt ihre Darstellung doch einen Odem der Ursprünglichkeit, der immer wieder erfrischend wirkt. Von seltner Art ist der Dialog mit den fliegenden Einfällen und den anregenden, freilich oft nur flüchtig hingeworfenen Betrachtungen: von seltner Art ihre Charakteristik. Der weibliche Sonderling, die ungemüthlich strenge Baronesse von Ruhrach mit ihrem kategorischen Imperativ und ihrer rücksichtslosen Vernünftigkeit ist nicht minder lebensvoll gezeichnet, als die duftigen Gestalten einer Colomba und Heliade; das Haus Gerum nicht minder als die Virtuosen-Familie Torrigi. Das Kunstelement steht der Verfasserin, nach dem adeligen Salon, am nächsten, und man findet es darum fast in allen ihren Romanen in einer Hauptperson vertreten, diesmal in Peregrin selbst. Es ist übrigens fein und anmuthig benützt, um den Goldfaden zu spinnen, der zwei junge Seelen aneinander bindet. Von ihrer bekannten Kunst landschaftlicher Schilderei hat diesmal den schönsten Tribut das grüne Erin empfangen.

Hinsichtlich der Inscenirung der Geschichte haben die Romane der Gräfin einen gewissen kosmopolitischen Zug. In allen waltet derselbe Orts- und Landeswechsel für den Schauplatz der Begebnisse, der sich in dem gegenwärtigen sogar auf beide Hemisphären erstreckt. Aber es steckt, wie uns dünkt, Methode darin: es geht durch diese Romane insgesammt eine geheime Attraktion nach Rom, wo in der Regel die Fäden der Geschichte von den Punkten der Peripherie zusammenlaufen. Und das verträgt und verschmilzt sich mit dem kirchlich-religiösen Grundton derselben auf das ansprechendste. Hierin liegt, wenn wir es recht verstehen, ein Stück ganz vernünftigen Universalismus, oder was ja dasselbe besagt, etwas durchaus Katholisches. Das eben wollen die Romane der Gräfin Hahn-Hahn in ihrem ganzen Wesen seyn und verkünden.

V.

Zur Erinnerung an Franz Streber.

Die hohe geistige Blüthe, welche vor einem Menschenalter die kleine Hauptstadt Bayerns zum Range der ersten Culturcentren emporzuheben begann, hat im Laufe weniger Jahre fast alle ihre Träger verloren. Das alte München steht nur mehr auf ein paar Augen. Am 24. November hat sich abermals ein solches Grab geschlossen, und einen treueren Stammhalter hatte das alte München nicht als den der da bestattet worden ist. Darum war er auch nicht ein bloßer Gelehrter, der seinen ganzen Werth in hinterlassenen Werken auf die Nachwelt vererben kann.

Franz Streber war ein Gelehrter, aber er war noch viel mehr. Er war Christ und Mann im vollen Sinne des Wortes; als Christ werkthätig in heiliger Liebe, als Mann unerschütterlich treu seinen Ueberzeugungen; ernst und doch mild, eine ebenso liebenswürdige als ehrfurchtgebietende Erscheinung; streng gegen sich, wohlwollend gegen alle Andern. Als Musterbild in allen seinen Stellungen zur Kirche und zum Staat, an der Hochschule und in der Familie, unter den Freunden und den Armen lebt er im Andenken seiner Bekannten fort. Ein Charakterzug aber, der ihn fast zur ge-

lehrten Ausnahme machte in unserer Zeit, war seine stille anspruchslose Bescheidenheit. Von ihm hat die Mitwelt nie erfahren, was sie an ihm besitze; um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, der Mitwelt genauer zu sagen, was sie an ihm besaß.

Am 26. Februar 1806 wurde Franz Seraph Streber als der Sohn des Johann Streber, Patrimonialrichters bei den Grafen von Seiboltsdorf, Törring und Sandizell, zu Deutenkofen bei Landshut geboren. Er entwickelte sich früh, so daß er schon mit 16 Jahren das Gymnasium absolvirte, und zwar, obwohl er alle seine Mitschüler übertraf, mit der nach damaligen Verordnungen nöthigen Altersdispense. Im November 1822 wurde er an der Universität Landshut immatrikulirt. Hier zeigte sich bald, daß Streber zu jenen jetzt immer seltener werdenden Naturen gehörte, die bei aller Neigung zu einem Specialstudium doch vor Allem das Bedürfniß einer allgemein menschlichen und idealen Bildung fühlen. Solchen Naturen ist es denn auch in der Regel allein vorbehalten, daß ihre Zukunft mehr oder weniger auch auf weitere Lebenskreise einwirkt. Dem idealen Zuge nach allgemeiner Bildung folgend ging der junge Streber, nachdem er sein erstes Universitätsjahr vornehmlich dem Studium der Philosophie und Mathematik gewidmet, und hier den ersten Grund zu dem klaren Denken gelegt hatte, das ihn ausgezeichnet hat, nach München in das philologische Seminar. Ein volles Jahr studirte er hier unter der Leitung von Thiersch und Kopp klassische Philologie, und kehrte dann erst nach Landshut zurück, um sich die Theologie als eigentliches Fachstudium zu erwählen.

Die Vorsehung hatte ihn jedoch ohne sein Ahnen für einen ganz andern Lebensberuf ausersehen. Als Student der Theologie verlegte er sich neben der hebräischen und arabischen Sprache mit besonderer Vorliebe auf die Kunstarchäologie. In den Ferien unternahm er größere Reisen zu den kostbaren Sammlungen und Kunstschätzen von Mailand und Venedig,

Dresden und Berlin. Der Umgang mit einzelnen Gelehrten und Künstlern fixirte ihn immer mehr auf dem weiten Gebiete der Kunst. Bedeutend wirkte namentlich sein Schwager Stiglmaier auf ihn ein, ein Mann, wie er selbst sich ausdrückt, „ebenso in der Stempelschneidekunst und in der Bildhauerei ausgezeichnet wie im Erzguß weithin berühmt.“ Ein anderer Umstand trat entscheidend hinzu. Sein Oheim Ignaz von Streber, Weihbischof und Dompropst in München, war zugleich Conservator des königlichen Münzkabinets, und als sich hier die Stelle eines Amanuensis erledigte, wünschte er den gründlich vorgebildeten Neffen als solchen neben sich zu haben. Er glaubte auch, daß die Erlangung der Priesterwürde mit dem neuen Berufe in keinem Widerspruch stehe. Da aber zeigte sich die zarte Gewissenhaftigkeit, die den Neffen durch sein ganzes Leben geleitet hat. Streber hatte Priester werden wollen, um nach der praktischen Anlage seines Wesens es wirklich zu seyn und als solcher der Kirche in der Seelsorge zu dienen; aber er wollte nicht die Weihen nehmen, um dann doch in einem fremdartigen Berufe gänzlich absorbirt zu werden. Indem er also seiner wissenschaftlichen Neigung folgend die neue Stellung annahm, entsagte er seinem frühern Lebensplane. Um jedoch seine fünfjährigen Universitätsstudien „in geregelter Weise abzuschließen“, unterzog er sich am 9. August 1827 einem examen rigorosum, in welchem ihm wie schon vorher aus jedem einzelnen Gegenstande die Note der Auszeichnung zuerkannt ward.

Als Amanuensis des k. Münzkabinets betrieb Streber nun zwei Jahre lang das specielle Studium der Archäologie und Numismatik mit wahrhaft riesigem Fleiße, wobei er an seinem Oheim den besten Führer hatte. Doch auch die reichen Sammlungen Münchens genügten seiner Wißbegierde nicht; im J. 1829 begab er sich zu einem längeren Aufenthalte nach Wien, wo er bei den Vorständen des kaiserlichen Antiken- und Münzkabinets Steinbüchel, Arneth und Bergmann die dankenswertheste Förderung fand. In dieser Zeit von zwei bis

dritthalb Jahren verfaßte er einen Katalog mit kritischen Bemerkungen und 5 Tafeln Handzeichnungen über 18,000 griechische Münzen, welche König Ludwig, selbst ein großer Kenner auf numismatischem Gebiete, alle selbst geprüft und untersucht hatte. Noch bedeutender und bis dahin einzig in seiner Art war das nächste Werk, ein „Lexicon numismatico-iconographicon", welches in zwei Bänden ungefähr 6000 griechische Autonom-Münzen, zu 5/6 aus der k. bayerischen, zu 1/6 aus der Wiener Sammlung, enthält, alle eigenhändig nach den Originalen gezeichnet und nach den Typen geordnet. Die Zeichnungen sind meisterhaft, den Charakter der Typen bis ins Einzelnste genau wiedergebend erscheinen sie wie ein prächtiger Kupferstich. Der erste Numismatiker jener Zeit, der greise Sestini in Florenz, mit dem der junge Streber in vielfachem literarischen Briefwechsel stand, hat diese Arbeit und ihr System mit dem lebhaftesten Beifall begrüßt und ihn ermuntert, sein System fortzusetzen. „Der Himmel", schreibt er, „hat mir ein langes Leben gegeben, und ich konnte Vieles schreiben, Vieles drucken. Dasselbe wünsche ich Ihnen. Ich werde zufrieden sterben, weil ich weiß, daß ich einen solchen wackern Nachfolger hinterlasse."

Streber hatte sein Werk nebst andern Arbeiten dem Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staats vorgelegt, und auf dessen Gutachten wurde er am 10. März 1830 zum Adjunkten des königlichen Münzkabinets ernannt. Als er im folgenden Jahre, namentlich auf den Rath des Akademikers und Reichsraths Friedrich von Roth und des Archivars Kiefhaber die Abhandlung „Symbolae ad genealogiam Burggraviorum Norimbergensium" in den Druck gab, ertheilte ihm die philosophische Fakultät in Erlangen den Doktorgrad. Schon im J. 1834 war eine neue Arbeit vollendet, worin unter dem Titel „Numismata nonnulla graeca" etc. eine Reihe von Münzen des k. Kabinets, welche von Cousinéry, Mionett und Sestini irrthümlich beschrieben waren, berichtigt sind. Von dem erstgenannten Franzosen, weiland Consul in der Levante,

ist ein großer Theil der griechischen Münzen in der Münchener Sammlung erkauft, und Sestini selbst hatte unsern Streber zur Verbesserung des Katalogs von Cousinéry aufgefordert. Schelling, dem das Werk im Manuscript vorlag, hat es mit den größten Lobsprüchen überhäuft und die Hoffnung ausgesprochen, daß es „nicht bloß wegen der Gelehrsamkeit sondern auch wegen der Gewissenhaftigkeit im Forschen und Untersuchen“ von der gelehrten Welt „den verdientesten Beifall“ ärndten werde. Er fügte bei: „Könnten Sie sich nicht entschließen diese Abhandlung ... dem I. Bande der Denkschriften der philosophisch-philologischen Klasse einverleiben zu lassen?“

Wer Schelling gekannt hat, weiß daß solche Ausdrücke bei ihm nicht bloße Schmeicheleien waren. Der Erfolg hat sie auch vollkommen gerechtfertigt. Denn die Abhandlung ist alsbald nach ihrem Druck von der Pariser Akademie mit dem von Allier de Hauteroche gestifteten Preis gekrönt worden. Raoul Rochette, einer der Preisrichter, hat in seinem Referat (Journal de Savants August 1836) den wissenschaftlichen Geist Strebers treffend charakterisirt, indem er an ihm besonders die durch Uebung im Vergleichen der Münzen gewonnene Erfahrung und den Adlerblick für das Alterthum rühmt. Er hebt die Sicherheit in der Bestimmung der Typen und die Schönheit der Zeichnung hervor: „Denn mit eigener Hand wollte der Verfasser vor unsern Augen die Münzen reproduciren . . . welche so betrachtet und so gezeichnet volle Sicherheit für den Alterthumsforscher geben, der sich derselben für seine Arbeiten bedient.“ Als noch größeres Verdienst wird endlich geltend gemacht, daß Streber „alle Spuren an den Münzen findet, die mit möglicher Gewißheit sich erkennen lassen.“

In nächster Folge wurde Streber, auf den Vorschlag von Schelling und Thiersch, am 26. April 1834 zum außerordentlichen Mitglied der Akademie einstimmig gewählt, und am 11. Okt. 1835, gleichfalls auf den einstimmigen Vorschlag der philosophischen Fakultät und des akademischen Senats, zum außerordentlichen Professor der Archäologie und

Numismatik ernannt. Im J. 1840 wurde er ordentlicher Professor und 1841, unmittelbar nach dem Tode seines Oheims, durch ein motu proprio des König Ludwig, der ihn damals schon hochschätzte, Conservator des Münzkabinets.

Streber widmete sich mit aller Liebe dem Lehramte, nebenher aber gingen fortwährend kleinere und größere Abhandlungen über Numismatik und Archäologie. Aus dem II. Bande der akademischen Denkschriften ist namentlich eine „Ueber den Stier mit dem Menschengesichte auf den Münzen von Unteritalien und Sicilien" zu erwähnen, die auch für die Mythologie von großer Bedeutung ist. Mit der sichern Ruhe seiner Scheidekunst klärt er das Chaos der früheren Ansichten und weist in dem räthselhaften Symbol das Sinnbild des Dionysos nach, ein Resultat welches selbst in den neueren Forschungen über die vedischen Götter eine Bestätigung finden dürfte. Andere Abhandlungen besprechen die Syrakusischen Stempelschneider, die Chimära auf den Münzen von Sikyon, die Münzen von Caulonia. Mit nicht minderm Eifer als die klassische bearbeitete Streber die mittelalterliche Münzkunde. So beschrieb er meist unbekannte Münzen von Würzburg unter Bischof Gerhard, Kurmainz, Hessen, Böhmen-Pfalz, Hohenlohe, Coburg und Hildburghausen, Salzburg, Wertheim, Fulda, Oberpfalz u. s. w. Namentlich waren es aber die alten gallischen und keltischen Münzen, welchen er in den letzten Jahren seinen gewissenhaften Fleiß zugewendet.

Wir meinen insbesondere die ausführliche Schrift im IX. Bande der akademischen Denkschriften „Ueber die sog. Regenbogenschüsselchen" (zwei Abtheilungen). Streber weist nach, daß diese Münzen, mit ihren Fundorten südlich der Donau, dann zwischen der Donau, dem Rhein und dem Main und endlich in Böhmen, keineswegs germanischen Ursprungs seien, sondern als keltisch weit über den Einfall der Cimbern und Teutonen hinaufgesetzt und, an Alter den gallischen Münzen vorangehend, bis über das 4. Jahrhundert vor Chr. datirt werden müßten. Auch diese meisterhafte, in ihren

Resultaten aufräumende und neue Wege weisende Abhandlung Strebers — ihr folgte nur noch der tiefsinnige Aufsatz über eine gallische Silbermünze mit dem angeblichen Bilde eines Druiden — wurde von der Akademie der Wissenschaften zu Paris 1863 mit dem Preise der Numismatik gekrönt. Saulcy, einer der ersten jetzt lebenden Archäologen Frankreichs, hat dem Verfasser in ehrendster Weise seine Anerkennung gezollt.

Aber wir haben den seligen Streber bisher nur nach seinen hauptsächlichsten Druckwerken, also als Numismatiker betrachtet*). Er war indeß auch langjähriger Lehrer der Kunstgeschichte und Aesthetik an der Universität. Seine Hefte sind nicht veröffentlicht, aber sie werden einen Schatz gewissenhafter Forschung enthalten wie alles was von ihm ausging. Als feiner Kunstrichter war er von Jedem anerkannt, der ihn zu würdigen verstand. Allerdings gehörte er nicht zu jenen modernen Aesthetikern, die über der äußern Form die ewige Idee, über dem Einzelnen die Allgemeinheit vergessen. Er ist bei aller Hingabe an das Schöne nie unwahr und weichlich geworden. So sehr er an irgend einer Kunstschöpfung sich begeistern konnte, sei es in der Architektur oder Skulptur und Malerei, so sehr ihn auch die Poesie zu ergreifen vermochte, so blieb er doch kalt, wenn nicht die schöne Form einer ewigen Idee, einer höhern und innern Wahrheit zum Ausdruck diente, ja er konnte sich ereifern, wenn die äußere Schönheit nur zum Deckmantel der Lüge, der Unsittlichkeit und puren Sinnlichkeit gebraucht wurde. Dieser tiefen Auffassung der Kunst hat er, wenigstens theilweise, in seiner Rektoratsrede vom Januar 1853 Ausdruck gegeben: ihre letzte Aufgabe sei „traditionell und prophetisch“ zugleich. „Was den Künstler drängt und

*) Auf archäologischem Gebiet sind seine zwei Abhandlungen zu erwähnen: „Die Mauern Babylons und der Belustempel“; sodann: „Die Vorhalle des salomonischen Tempels.“ — Die Histor.-polit. Blätter verdanken ihm den schönen Aufsatz: „Leonardo da Vinci“ Bd. 39 S. 757 ff.

treibt, Schönes zu dichten und zu gestalten, ist einerseits die, wenn auch dunkle Erinnerung an die verlorene, andererseits die Hoffnung auf die wieder zu gewinnende ursprüngliche Schönheit."

Streber war daher auch nichts weniger als einseitig hinsichtlich der verschiedenen Formen, in welchen das Schöne in der Kunstgeschichte zu Tage tritt. Jede Kunstepoche würdigte er nach ihrer innern Wahrheit; er erhob nicht die antike Kunst auf Kosten der christlichen noch umgekehrt; und auch in der christlichen Kunst war er bei aller Vorliebe für die Gothik und bei der gründlichsten Kenntniß derselben keineswegs unempfänglich für die Kunstschöpfungen anderer Epochen. Er war ein Feind alles gelehrten Pedantismus wie jenes exclusiven Purismus, der leider nur zu oft ohne Pietät und ohne historischen Sinn bei den Restaurationen alter Kirchen mehr verdirbt als gutmacht. In diesem Geiste hat er auch als Comité-Mitglied zur Restauration der Münchener Frauen-Kirche eifrig gewirkt, leider nicht immer mit dem Erfolg, welcher seinen competenten Ansichten zu wünschen gewesen wäre.

Auf dem Katheder hat der Selige weniger durch blendende und blitzende Ideen, welchen nur allzu oft die innere Wahrheit mangelt, als durch die ihm eigenthümliche Klarheit und eine Art treuherziger Gründlichkeit auf seine Zuhörer gewirkt. Er hat auf unnachahmliche Weise die edelste Herzlichkeit mit der Wissenschaft zu verbinden gewußt; wenn er auch weniger seine Schüler „hinriß", so fühlte doch auch der Verhärtetste, daß bei diesem Manne seine Wissenschaft Fleisch und Blut geworden war, und von seinem wohlwollenden Tone nahm jeder einen pietätsvollen Eindruck aus dem Collegium mit fort.

Viele verdanken ihm mehr. Denn Streber war den Studirenden in allen Verhältnissen ein theilnehmender Freund, stets bereit nach seinen Kräften zu helfen mit Rath und That. Er schloß sich nicht vornehm ab; allen zugänglich,

suchte er Allen Alles zu werden, und stets war sein forschender Blick auf die bessern Seiten gerichtet, welche einen gedeihlichen Einfluß ermöglichten. Konnte es auch ihm wie allen edlern Naturen nicht an bittern Erfahrungen fehlen, so verlor er doch nie sein Vertrauen und seine Liebe zur studirenden Jugend. Sein Urtheil war immer ruhig und mild. So war er vielleicht der einzige Mann, der zwei Biennien lang das verhaßte Amt des Ephorats verwalten konnte, welches unter dem Ministerium Abel für die philosophische Fakultät eingeführt worden war, ohne daß unangenehme Conflikte eintraten. Stets besorgt um auch materiell der Noth armer Studirender abzuhelfen, ließ er sich keine Mühe gereuen, bis es ihm endlich gelang, als eine Abzweigung der St. Vincenz-Gesellschaft den „Verein zur Unterstützung armer Studirender“ zu Stande zu bringen, dessen Vorstand er bis zu seiner tödtlichen Erkrankung geblieben ist. Der Verein war ihm eine theure Herzensangelegenheit, für die er keine Zeit und keine Opfer scheute.

Die Hochschule selbst hat den Seligen wiederholt geehrt, indem sie ihn oft zum Senator und zweimal zum Rektor Magnificus gewählt hat. Der schrittweise Zerfall der Corporation unter der Herrschsucht einer eingeschleppten Partei hat es ihm erspart, die Last des Rektorats zum drittenmale zu tragen. Wie sich aus dem Vorausgehenden und dem Nachfolgenden von selbst ergibt, war nämlich Streber einer der überwiesensten „Ultramontanen“, und konnte daher im neuen Bayern nicht anders als sehr übel angesehen seyn.

Es ist bekannt, wie bei den Elementen der Bewegung und seit ihrer Zeit der St. Vincenz-Verein angeschrieben war. Streber war aber einer der ersten Gründer dieses Werks der Nächstenliebe, langjähriger Conferenzvorstand und 2. Präsident des Centralcomité's. Und wie er war in Wort und That, so blieb er bis zum letzten Athemzuge: ein im Leben thätiger Christ, ein unumwundener Katholik, durch und durch ein treuer Sohn der Kirche ohne jede Genu-

flexion vor den neuen Göttern. Die innerste Ueberzeugung, mit der er in den Wohnungen des Elends die von ihm besuchten Armen tröstete, hat er in keiner Sitzung eines hohen Raths vertuscht. Allerdings war seine Geradheit und Offenheit mit besonnener Ruhe und Selbstbeherrschung gepaart; kein Zug seines Wesens war angreifender Natur; Niemanden wehe zu thun war seine angeborne milde Neigung, und Vorsicht im Reden und Urtheilen über Andere seine strenge Uebung. Aber wo es die Principien galt, da hat man ihn nie aus ruheliebender Bequemlichkeit schweigen, nie aus Charakterschwäche markten, nie aus liebseliger Verschwommenheit tergiversiren sehen.

Wer ihn nicht gekannt, dem ist mit Worten nur schwer eine Anschauung zu geben von dem Hauch sittlicher Wärme, die ihn durchdrang und von ihm ausging. Dieselbe Gewissenhaftigkeit, die Schelling an dem jungen Gelehrten in wissenschaftlicher Beziehung gerühmt, drückte sich mehr noch in seinem ganzen Leben aus. In Allem was er that und wirkte, erschien er Jedem der ihm näher stand, auch eine sittliche Aufgabe zu erblicken, welcher er mit einer zarten Beflissenheit, die oft an Aengstlichkeit zu grenzen schien, nachzukommen trachtete. Ein leichtsinniges Unternehmen oder Versprechen war bei Streber undenkbar; was immer er aber unternahm, das suchte er mit dem Aufgebot aller Kräfte der Vollendung zuzuführen. Und dabei war der Mann so bescheiden, machte so gar nichts aus seiner Person, daß er in der That nur für Andere zu leben schien; nie sprach er von sich und seinem Thun, nie hörte man von ihm auch nur annähernd ein ruhmrediges Wort.

Für das muthige Pflichtgefühl Strebers brachte das Jahr 1848 eine schwere Probe, die er glänzend bestand. Das größere Publikum hatte ihn bis dahin kaum gekannt; wer ihn nicht im numismatischen Kabinet, an der Universität oder zuweilen bei einem armen Kranken fand, der wußte nicht von ihm. Die Gesellschaft und die große Welt hatte er nie ge-

sucht, sondern geflohen. Ein kleiner Kreis vertrauter Freunde und seine Familie waren sein irdisches Paradies. Seit 1835 vermählt mit der Tochter eines in den Rheinlanden viel bekannten Mannes, des Fabrikanten Diez in Coblenz, den Görres, Clemens Brentano und ihr ganzer Kreis als Freund verehrten, lebte er in der glücklichsten Ehe, mit Nachkommen reich gesegnet, ein Muster für Alle die seine Häuslichkeit zu betrachten das Glück hatten. Vielleicht hat der stille Streber nie ein schmerzlicheres Opfer gebracht, als indem er aus dem traulichen Frieden seines Hauses heraustrat unter das wilde Treiben politischer Agitation. Freiwillig brachte er das Opfer doch, aus reinem Patriotismus, aus selbstloser Liebe für Wahrheit und Recht.

Er war kein Politiker und wollte keiner seyn, in den einfachen Katechismuswahrheiten bestand seine ganze Diplomatie. Aber um so klarer durchschaute er die Gefahren der Zeit; und da er es für Pflicht eines jeden guten Bürgers hielt, nach seinen Kräften Widerstand zu leisten, so wollte er am wenigsten selbst zurückbleiben. Es gehörte viel Muth und Unerschrockenheit dazu, damals so aufzutreten wie Streber mit einer Handvoll Gleichgesinnter auftrat. Sie gründeten den „Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit", dessen erster Vorstand Streber während des ganzen achtjährigen Bestandes war, seufzend unter der Last einer seinem Geschmack so wenig zusagenden Wirksamkeit, aber dennoch treu ausharrend. Als im J. 1849 die Partei des Fortschritts in der zweiten Kammer bereits so mächtig war, daß die Majorität dem Könige die übliche Submissionsformel verweigerte, da hat der Verein den pompösen Fackelzug vor die königliche Residenz veranstaltet, welcher in der That den Wendepunkt der Bewegung abgegeben hat. An jenem Tage und nie mehr hat freudiger Stolz das Angesicht Strebers verklärt. Beliebt und angesehen in den bürgerlichen Kreisen hat er in der kritischen Zeit unberechenbaren Einfluß geübt und sich große Verdienste um das Vaterland gesammelt. Einige Jahre später

VI.

Ueber Apologetik und Hettingers Apologie des Christenthums*).

Der verstorbene Lasaulx erzählte uns, daß er den alten Görres einmal bei der Lektüre eines apologetischen Werkes angetroffen und auf die Frage: wie ihm das Werk gefalle, die Antwort erhalten habe: Immer wieder ein neues Buch,

*) Erster Band. Der Beweis des Christenthums. Freiburg bei Herder 1863. Die Ausstattung ist sehr schön. — Beiläufig wollen wir erwähnen, daß nach einem Nachweis in der belletristischen Beilage zu Nr. 259 der Kölnischen Blätter der Professor Luthardt in Leipzig in seinen „Apologetischen Vorträgen" (Leipzig bei Franke) Hettingers Buch in einer „höchst eigenthümlichen Weise" benutzt resp. seine besten Gedanken und Citate aus diesem Buch entlehnt hat. Die Allg. Zeitung lobte in der Beilage zu Nr. 255 Luthards Schrift, fand sich aber nicht veranlaßt, die Leser auch nur mit einer Zeile an Hettinger zu erinnern. Aber an solche Dinge sind ja die katholischen Schriftsteller in Deutschland gewohnt. — Das ebenfalls im Verlag von Herder in Freiburg erschienene apologetische Werk von Bosen „Das Christenthum und die Einsprüche seiner Gegner" wird hoffentlich einmal auch in diesen Blättern besprochen werden. Es ist bereits in zweiter Auflage erschienen.

dem Ideenkreis der intelligenten Welt vermitteln, irrige Anschauungen berichtigen und dort, wo das geistige Leben bereits zwiespaltig geworden ist, heilend und versöhnend einwirken"; sie hat den Zweck das Gut des Glaubens, dieses Retters und Heilandes der Menschheit, zum klaren Bewußtseyn zu bringen und den Glaubensmuth, die Liebe und den innern Frieden immer tiefer und fester zu begründen; sie will das Ganze dem Ganzen gegenüber überblicken, nicht den einen oder andern Satz des Glaubens, sondern die Welt des Glaubens gegenüber dem menschlichen Geiste, der Geschichte und dem Leben darstellen. Und eine solche Darstellung ist gewiß ein wahres Bedürfniß, zunächst selbst für Theologen, die sich bei ihren gelehrten Studien nur zu leicht von dem Leben und der Gegenwart abwenden, die vor lauter Gelehrsamkeit und Eingehen in das Einzelne nur zu leicht das große Ganze aus dem Auge verlieren und zu sehr in den Formeln der Schule hängen bleiben. Aber ein größeres Bedürfniß noch ist eine solche Darstellung für die große Mehrzahl von Geistlichen, die nur mit den Resten ihrer Seminars- oder Universitätsbildung ausgerüstet, weder für sich selbst noch für ihren Beruf, namentlich der weltlichen Bildung gegenüber, die sich zweifelnd, kritteln, verneinend oder wenigstens ignorirend verhält, hinlängliche Waffen haben, oder besser — weil Waffen an Streiten und Kämpfen erinnert, was der Verfasser nicht will — denen es an großen Ideen und Gesichtspunkten fehlt, von denen aus der Glaube wirklich als welt- und geisterbeherrschende Macht erscheint. Und dann erübrigt vor allem noch die große Anzahl der „Gebildeten", welche den Katechismus, der dem einfachen Landmann eine Quelle tiefer Erkenntniß bleibt, vergessen und in ihrer Universitätsbildung keinen weitern Religionsunterricht empfangen haben, und denen doch auch nach dem Gebote des Heilandes das Evangelium gepredigt werden soll. Aber man kann ihnen nur das Evangelium erfolgreich predigen, wenn man in ihrer Sprache redet, d. h. wenn man so viel als möglich die Formeln der

Schule auflöst und übersetzt, wenn man, dem Leserkreis entsprechend, im rechten Sinne populär zu schreiben weiß, nicht durch Verwässerung und Verflachung der Gegenstände, sondern durch Schärfe und Klarheit, durch Abwerfen alles störenden Ballastes, alles Beiwerks und aller Nebenfragen, die am meisten den klaren Ueberblick über die Totalität verhindern.

Dieß eben hat Hettinger verstanden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er bei seinem Werke, an dem er der Vorrede nach eine Reihe von Jahren hindurch mit hingebender Liebe gearbeitet hat und dessen Vollendung ihm eine heilige Lebensaufgabe gewesen, ganz besonders die „Gebildeten" aus allen Ständen im Auge gehabt, und daß gerade für sie sein Buch von besonderer Wirkung seyn kann, weil er ihre Bedürfnisse kennt, weil er ihnen zu Herzen redet und augenscheinlich von der Ansicht ausgegangen ist, daß die Gebildeten sich nicht in Gute und Schlechte, Ungläubige und Gläubige theilen lassen, sondern daß neun Zehntel von ihnen zu den bloß Unentschiedenen gehören, die weniger durch bösen Willen, durch Lüge und falsche Wissenschaft, als durch Unkenntniß und Vorurtheil dem Christenthum und der Kirche entfremdet worden. Und eine solche Ansicht prägt der Darstellung einen versöhnenden Charakter auf.

Aber es sind ja, kann man einwenden, vor Hettinger in den letzten Jahrzehnten eine große Anzahl apologetischer Schriften erschienen, und vorzüglich haben Franzosen, wie Lacordaire, Ravignan, Nicolas u. A. Treffliches auf diesem Gebiete der theologischen Literatur geleistet. Woher deßhalb diese besondere Hervorhebung von Hettingers Apologie?

Bemerken wir auf diese berechtigte Frage zunächst, daß es eigentlich nie zu viele apologetische Schriften geben kann, wenn wir vor allem das Eine im Auge behalten, daß die Apologie weniger polemisch als thetisch, nicht angreifend sondern entwickelnd vorgehen soll. Wenn die Profanliteratur nicht müde wird mit jedem Jahre neue Schilderungen der Natur und Welt zu liefern, wenn sie sich in diesen Schil-

treibt, Schönes zu dichten und zu gestalten, ist einerseits die, wenn auch dunkle Erinnerung an die verlorene, andererseits die Hoffnung auf die wieder zu gewinnende ursprüngliche Schönheit."

Streber war daher auch nichts weniger als einseitig hinsichtlich der verschiedenen Formen, in welchen das Schöne in der Kunstgeschichte zu Tage tritt. Jede Kunstepoche würdigte er nach ihrer innern Wahrheit; er erhob nicht die antike Kunst auf Kosten der christlichen noch umgekehrt; und auch in der christlichen Kunst war er bei aller Vorliebe für die Gothik und bei der gründlichsten Kenntniß derselben keineswegs unempfänglich für die Kunstschöpfungen anderer Epochen. Er war ein Feind alles gelehrten Pedantismus wie jenes exclusiven Purismus, der leider nur zu oft ohne Pietät und ohne historischen Sinn bei den Restaurationen alter Kirchen mehr verdirbt als gutmacht. In diesem Geiste hat er auch als Comité-Mitglied zur Restauration der Münchener Frauen-Kirche eifrig gewirkt, leider nicht immer mit dem Erfolg, welcher seinen competenten Ansichten zu wünschen gewesen wäre.

Auf dem Katheder hat der Selige weniger durch blendende und blitzende Ideen, welchen nur allzu oft die innere Wahrheit mangelt, als durch die ihm eigenthümliche Klarheit und eine Art treuherziger Gründlichkeit auf seine Zuhörer gewirkt. Er hat auf unnachahmliche Weise die edelste Herzlichkeit mit der Wissenschaft zu verbinden gewußt; wenn er auch weniger seine Schüler „hinriß", so fühlte doch auch der Verhärtetste, daß bei diesem Manne seine Wissenschaft Fleisch und Blut geworden war, und von seinem wohlwollenden Tone nahm jeder einen pietätsvollen Eindruck aus dem Collegium mit fort.

Viele verdanken ihm mehr. Denn Streber war den Studirenden in allen Verhältnissen ein theilnehmender Freund, stets bereit nach seinen Kräften zu helfen mit Rath und That. Er schloß sich nicht vornehm ab; allen zugänglich,

suchte er Allen Alles zu werden, und stets war sein forschender Blick auf die bessern Seiten gerichtet, welche einen gedeihlichen Einfluß ermöglichten. Konnte es auch ihm wie allen edlern Naturen nicht an bittern Erfahrungen fehlen, so verlor er doch nie sein Vertrauen und seine Liebe zur studirenden Jugend. Sein Urtheil war immer ruhig und mild. Es war er vielleicht der einzige Mann, der zwei Biennien lang das verhaßte Amt des Ephorats verwalten konnte, welches unter dem Ministerium Abel für die philosophische Fakultät eingeführt worden war, ohne daß unangenehme Conflikte eintraten. Stets besorgt um auch materiell der Noth armer Studirender abzuhelfen, ließ er sich keine Mühe gereuen, bis es ihm endlich gelang, als eine Abzweigung der St. Vincenz-Gesellschaft den „Verein zur Unterstützung armer Studirender“ zu Stande zu bringen, dessen Vorstand er bis zu seiner tödtlichen Erkrankung geblieben ist. Der Verein war ihm eine theure Herzensangelegenheit, für die er keine Zeit und keine Opfer scheute.

Die Hochschule selbst hat den Seligen wiederholt geehrt, indem sie ihn oft zum Senator und zweimal zum Rektor Magnificus gewählt hat. Der schrittweise Zerfall der Corporation unter der Herrschsucht einer eingeschleppten Partei hat es ihm erspart, die Last des Rektorats zum drittenmale zu tragen. Wie sich aus dem Vorausgehenden und dem Nachfolgenden von selbst ergibt, war nämlich Streber einer der überwiesensten „Ultramontanen“, und konnte daher im neuen Bayern nicht anders als sehr übel angesehen seyn.

Es ist bekannt, wie bei den Elementen der Bewegung und seit ihrer Zeit der St. Vincenz-Verein angeschrieben war. Streber war aber einer der ersten Gründer dieses Werks der Nächstenliebe, langjähriger Conferenzvorstand und 2. Präsident des Centralcomité's. Und wie er war in Wort und That, so blieb er bis zum letzten Athemzuge: ein im Leben thätiger Christ, ein unumwundener Katholik, durch und durch ein treuer Sohn der Kirche ohne jede Genu-

„Volo et ego facere librum“ geschrieben, sondern im Geiste des Verfassers nach und nach als das Resultat seiner Studien, Reflexionen und Lebenserfahrungen entstanden und gewachsen, und der Leser fühlt daß es der Ausdruck eines reichen Geistes- und Seelenlebens ist. Das Werk ist die Sprache eines Geistes, der mit der ganzen Kraft seines Denkens den göttlichen Gedanken nachgegangen und sich in das Reich der geoffenbarten Wahrheiten hineingelebt hat; der was er erkannte, mit Liebe umfaßt, und dem diese Liebe jene Wärme verliehen hat, die unwillkürlich das Wort beseelt und über die ganze Darstellung einen Hauch des Lebens ausbreitet. Dieß ist der erste Vorzug des Werkes. Jedoch was ist aller Reichthum der Ideen, alle Fülle des Wissens, aller Glanz und Zauber der Sprache, wenn nicht die Reinheit der Lehre zu Grunde liegt? Aber diese Reinheit liegt dem Werk zu Grunde und ist dessen wesentlichster Vorzug.

Gegenüber dem Protestantismus und modernen Subjektivismus müssen wir an eine katholische Apologie des Christenthums vor allem die Anforderung stellen, daß sie uns nicht subjektive Meinungen, nicht Lieblingstheorien, nicht geistreiche Erörterungen und Aperçus biete, sondern daß sie uns in reinster Objektivität mit Schärfe und Klarheit die Lehren der Kirche darlege, daß sie nicht die Schwierigkeiten löse, wie sich der Verfasser diese Lösung denkt, sondern wie die Kirche sie gibt, daß sie also scharf die Lehre der Kirche von allem scheide was bloße Meinung der Schule, Ansicht des Schriftstellers oder nur Hypothese ist. Es ist ein vielen neuern Apologeten, besonders auch den französischen, eigenthümlicher Fehler, daß bei Beweisführungen in ganz bedeutenden Fragen z. B. der Erkenntniß Gottes, der Nothwendigkeit der Offenbarung u. s. w. subjektive falsche Vorstellungen mit unterlaufen, so daß der Leser nicht einmal den richtigen Begriff von der Sache bekommt. Gegen diesen Fehler nun hat sich Hettinger besonders zu wahren gesucht; er stellt den Worten und kirchlichen Begriffen nicht ein Gebilde subjektiver Willkür

sucht, sondern geflohen. Ein kleiner Kreis vertrauter Freunde und seine Familie waren sein irdisches Paradies. Seit 1835 vermählt mit der Tochter eines in den Rheinlanden viel bekannten Mannes, des Fabrikanten Diez in Coblenz, den Görres, Clemens Brentano und ihr ganzer Kreis als Freund verehrten, lebte er in der glücklichsten Ehe, mit Nachkommen reich gesegnet, ein Muster für Alle die seine Häuslichkeit zu betrachten das Glück hatten. Vielleicht hat der stille Streber nie ein schmerzlicheres Opfer gebracht, als indem er aus dem traulichen Frieden seines Hauses heraustrat unter das wilde Treiben politischer Agitation. Freiwillig brachte er das Opfer doch, aus reinem Patriotismus, aus selbstloser Liebe für Wahrheit und Recht.

Er war kein Politiker und wollte keiner seyn, in den einfachen Katechismuswahrheiten bestand seine ganze Diplomatie. Aber um so klarer durchschaute er die Gefahren der Zeit; und da er es für Pflicht eines jeden guten Bürgers hielt, nach seinen Kräften Widerstand zu leisten, so wollte er am wenigsten selbst zurückbleiben. Es gehörte viel Muth und Unerschrockenheit dazu, damals so aufzutreten wie Streber mit einer Handvoll Gleichgesinnter auftrat. Sie gründeten den „Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit“, dessen erster Vorstand Streber während des ganzen achtjährigen Bestandes war, seufzend unter der Last einer seinem Geschmack so wenig zusagenden Wirksamkeit, aber dennoch treu ausharrend. Als im J. 1849 die Partei des Fortschritts in der zweiten Kammer bereits so mächtig war, daß die Majorität dem Könige die übliche Submissionsformel verweigerte, da hat der Verein den pompösen Fackelzug vor die königliche Residenz veranstaltet, welcher in der That den Wendepunkt der Bewegung abgegeben hat. An jenem Tage und nie mehr hat freudiger Stolz das Angesicht Strebers verklärt. Beliebt und angesehen in den bürgerlichen Kreisen hat er in der kritischen Zeit unberechenbaren Einfluß geübt und sich große Verdienste um das Vaterland gesammelt. Einige Jahre später

hat der heilige Vater sein gemeinnütziges Wirken überhaupt durch die Ernennung zum Ritter des St. Gregorius-Ordens geehrt, eine Auszeichnung die wegen des damit verbundenen Sterbablasses den Seligen noch auf dem Todbette erfreute.

In seiner langjährigen Stellung an der Spitze des gedachten Vereins ist Streber auch zum politischen Schriftsteller geworden. Alle die zahlreichen Adressen und Erklärungen sind aus seiner Feder geflossen, alle ohne Ausnahme wahre Meisterstücke. Denn sie kamen vom Herzen und gingen zum Herzen; nie ist ein Mann der Phrase unzugänglicher gewesen als der edle Streber. Noch einmal hat er im J. 1859 zur politischen Feder gegriffen, indem er auf den Wunsch eines wahrhaft adelichen, fürstlichen Mannes ein Promemoria verfaßte, welches die Errichtung von Freicorps mit der Erlaubniß und unter dem Schutze der deutschen Regierungen einleiten sollte. Er konnte nicht glauben, daß in diesem „Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Treue und Umsturz" Oesterreich verlassen bleiben sollte. „Dieß", sagt er, „haben die Fürsten Deutschlands erkannt und darum, obgleich friedliebend, mit starker Hand gerüstet; dieß haben die Völker Deutschlands erkannt, darum der wunderbar einstimmige Ruf von den Alpen bis zur Ostsee, von der Donau bis zum Rhein: Einer für Alle, Alle für Einen!" Es war in der Reihe großer Enttäuschungen, die der Selige erleben mußte, eine der letzten.

Streber hatte ein weites Herz, das den öffentlichen Kummer kannte und tief empfand. Worüber Andere sich leichten Sinnes hinwegsetzten, das drückte auf ihn täglich schwerer. Wer ihm nahe stand, bemerkte wohl, wie die sich häufenden Ursachen seines öffentlichen Kummers an dem Manne zehrten. Er verlegte sich nur um so eifriger auf die Geschäfte seines Berufs und auf seine gelehrten Arbeiten, aber es war zuviel für seine körperliche Kraft. Er fühlte das selbst, als es zu spät war, daß übermäßige Anstrengungen ihn aufgerieben hatten, und in seiner langen hoffnungslosen Krankheit hat er

manchen jüngern Freund gewarnt: das Beispiel seines Unglücks sich zur Lehre dienen zu lassen. Noch in diesem traurigen Zustande, wo er vierzehn Monate lang stündlich dem Tod ins Angesicht sehen mußte, hat er nicht sein Schicksal angeklagt, sondern für Andere Sorge getragen.

So lebte und wirkte dieser Mann, Vielen ein Lehrer und Vorbild, nicht Wenigen eine Stütze, Allen die ihm näher gestanden, ein offener, treuer, in jeder Lage bewährter Freund. Auch König Ludwig I, der „Männer" schätzen gelernt hat, hielt ihn stets hoch und hat ihm während seines langen Leidens in der ehrendsten Weise Theilnahme bezeugt. In Streber hat München einen unermüdeten Freund der Armen, die Universität einen ausgezeichneten Lehrer und in seinem Fache weithin berühmten Gelehrten, Bayern einen großen Ehren-Mann und Charakter verloren. Have *pia* anima, anima *candida!*

Wir Ueberlebende, die wir bessere Zeiten kannten und in den trüberen Tagen uns oft an ihm aufgerichtet haben, stehen immer einsamer Doch der Eine Trost bleibt uns, der auch den Katholiken Streber nie verzagen ließ: daß, wenn auch eine erschütternde Krisis unaufhaltsam hereinzubrechen droht, die Kirche unter dem Einfluß des göttlichen über den Wogen der Geschichte schwebenden Geistes auch die zerfallende Welt des Abendlandes wieder zu verjüngen und neuzugestalten im Stande seyn wird.

schnöde Magd in der Verbannung in terra alienigenarum lebte, daß sie betteln ging um fremdes Brod, sie die einst die Völker genährt hatte und die Mutter der Wissenschaften gewesen war. Durch diesen Verlust verlernten wir die heimische Sprache, und die ächt kirchliche, katholische Wissenschaft kam uns fast ganz abhanden, so daß wir bei Kant und Schelling, bei Jacobi und Jacob Böhm in die Schule gingen, um zu lernen was denn das eigentliche Christenthum sei, daß wir hungerten und verschmachteten, während zu unsern Füßen die reichsten Schätze verborgen lagen, die wir aber nicht zu heben verstanden. Diese katholische Wissenschaft, die aus dem Leben der Kirche ihre Thätigkeit empfing und diese Thätigkeit durch Hingabe an die lebendige Einheit der Kirche stärkte, müssen wir wiedergewinnen und demgemäß zunächst die Verbindungswege finden, die uns dem Alterthum und das Alterthum uns näher bringen; wir müssen die Brücken wiederherstellen, die die Zeit der Aufklärung und Säkularisation abgebrochen hat; wir müssen die Continuität der katholischen Wissenschaft festhalten, denn die katholische Wissenschaft kann eben so wenig als die Kirche von gestern oder vorgestern seyn.

Wie innig aber auch der Anschluß an die altkatholischen Schulen seyn soll, wie unerläßlich auch dem theologischen Schriftsteller nach zwiefacher Richtung hin, nämlich ideell bereichernd und formell bildend, die Vertrautheit mit diesen Schulen ist, welche die Forschungsresultate sowohl der Alten wie der heil. Väter aufnahmen und mit ihrer Darstellung verschmolzen: so kann doch für jeden Unbefangenen keineswegs an eine bloße Repristination der Scholastik des Mittelalters zu denken seyn. Es wäre gewiß ebenso eigensinnig als thöricht, sich gegen den wirklichen Fortschritt stemmen, sich in den Bann alter und veralteter Begriffe einschließen, und um ein ähnliches Wort Eichendorffs zu gebrauchen, gleichsam wie eine vom Zeitgeist belagerte Festung sich hinter dem Bollwerk verbrauchter Formeln geistig aushungern lassen zu wollen. Keine Zeit hat umsonst gelebt, und wirken auf seine Zeit kann nur

und jedes neue apologetische Buch bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß wir noch nicht eine einzige für unsere Zeit genügende Apologie des Christenthums besitzen. Und im Verlauf der Unterredung habe dann Görres seine Gedanken dahin entwickelt, daß der Apologet nur wirken könne, wenn man aus seinem Werk herausfühle, daß ihm das Christenthum nicht bloß Sache der Wissenschaft, sondern der Kern des eigenen innern Lebens geworden, und daß er in unserer Zeit nur wirken könne, wenn er alle Mittel, welche die Gegenwart gegen das Christenthum aufbiete, zu dessen Vertheidigung verwende, und demnach nicht bloß die Waffen der Gegner zu handhaben verstehe, sondern auch durch ein tieferes Eindringen in den Geist der Zeit die Gründe kenne, weßhalb die Zeit gerade diese Waffen benütze. Es genüge nicht, daß der Apologet Waffen darreiche, mit denen die Zeitgenossen und vor allem die heranwachsende Generation sich sieghaft durch die verwitterten Vorurtheile hindurchschlagen und in die frische freie Luft der Wahrheit eindringen könnten, sondern er müsse sie zu beleben und zu begeistern im Stande seyn und sie mit seiner gläubigen Freudigkeit erfüllen, die gern alle ihre Kräfte zum Aufbau eines neuen christlichen Zeitalters verwende. Es waren goldene Worte, sagte Lasaulx, und ich wollte, jeder theologische Schriftsteller hätte hören können, mit welcher Wärme der Freund betonte, daß der Apologet vor allem die Verbreitung lebenskräftiger christlicher Ueberzeugungen und ächt religiöser Gesinnungen als das eigentliche Ziel seines Wirkens auffassen und den Kampf lediglich als ein Mittel betrachten müsse, um die Gegensätze zu versöhnen und den Frieden zu erringen.

Wir haben bei der Lektüre von Hettingers Buch uns oft an diese Worte erinnert, und glauben, daß der alte Görres, hätte er es lesen können, kaum mehr sagen würde: Wir haben noch keine für unsere Zeit genügende Apologie des Christenthums.

Hettingers Apologie will den „christlichen Glauben mit

dem Ideenkreis der intelligenten Welt vermitteln, irrige Anschauüngen berichtigen und dort, wo das geistige Leben bereits zwiespaltig geworden ist, heilend und versöhnend einwirken"; sie hat den Zweck das Gut des Glaubens, dieses Retters und Heilandes der Menschheit, zum klaren Bewußtseyn zu bringen und den Glaubensmuth, die Liebe und den innern Frieden immer tiefer und fester zu begründen; sie will das Ganze dem Ganzen gegenüber überblicken, nicht den einen oder andern Satz des Glaubens, sondern die Welt des Glaubens gegenüber dem menschlichen Geiste, der Geschichte und dem Leben darstellen. Und eine solche Darstellung ist gewiß ein wahres Bedürfniß, zunächst selbst für Theologen, die sich bei ihren gelehrten Studien nur zu leicht von dem Leben und der Gegenwart abwenden, die vor lauter Gelehrsamkeit und Eingehen in das Einzelne nur zu leicht das große Ganze aus dem Auge verlieren und zu sehr in den Formeln der Schule hängen bleiben. Aber ein größeres Bedürfniß noch ist eine solche Darstellung für die große Mehrzahl von Geistlichen, die nur mit den Resten ihrer Seminars- oder Universitätsbildung ausgerüstet, weder für sich selbst noch für ihren Beruf, namentlich der weltlichen Bildung gegenüber, die sich zweifelnd, kritelnd, verneinend oder wenigstens ignorirend verhält, hinlängliche Waffen haben, oder besser — weil Waffen an Streiten und Kämpfen erinnert, was der Verfasser nicht will — denen es an großen Ideen und Gesichtspunkten fehlt, von denen aus der Glaube wirklich als welt- und geisterbeherrschende Macht erscheint. Und dann erübrigt vor allem noch die große Anzahl der „Gebildeten", welche den Katechismus, der dem einfachen Landmann eine Quelle tiefer Erkenntniß bleibt, vergessen und in ihrer Universitätsbildung keinen weitern Religionsunterricht empfangen haben, und denen doch auch nach dem Gebote des Heilandes das Evangelium gepredigt werden soll. Aber man kann ihnen nur das Evangelium erfolgreich predigen, wenn man in ihrer Sprache redet, d. h. wenn man so viel als möglich die Formeln der

Schule auflöst und überlegt, wenn man, den Leserkreis an-
sprechend, im rechten Sinne populär zu schreiben weiß, nicht
durch Verwässerung und Verflachung der Gegenstände, sondern
durch Schärfe und Klarheit, durch Ausmerzen alles unnöthigen
Ballastes, alles Beiwerks und aller Erörterungen, die am
meisten den klaren Ueberblick über die Hauptsache verhindern.

Dieß eben hat Hettinger verstanden. Wir glauben nicht
zu irren, wenn wir annehmen, daß er bei seinem Werke, an
dem er der Vorrede nach eine Reihe von Jahren unablässig
mit hingebender Liebe gearbeitet und zu dessen Vollendung
ihm eine heilige Lebensaufgabe geworden, ganz besonders die
„Gebildeten“ aus allen Ständen im Auge gehabt, und daß
gerade für sie sein Buch von besonderer Bedeutung sein kann,
weil er ihre Bedürfnisse kennt, weil er immer zu Herzen redet
und augenscheinlich von der Absicht ausgegangen ist, daß die
Gebildeten sich nicht in Gute und Schlechte, Ungläubige und
Gläubige theilen lassen, sondern daß neun Zehntel von ihnen
zu den bloß Unentschiedenen gehören, die weniger durch bösen
Willen, durch Lüge und falsche Wissenschaft, als durch Un-
kenntniß und Vorurtheil dem Christenthum und der Kirche
entfremdet werden. Und eine solche Absicht prägt der Dar-
stellung einen versöhnenden Charakter auf.

Aber es sind ja, kann man einwenden, vor Hettinger in
den letzten Jahrzehnten eine große Anzahl apologetischer
Schriften erschienen, und namentlich haben Franzosen, wie
Lacordaire, Ravignan, Nicolas u. A. Treffliches auf diesem
Gebiete der theologischen Literatur geleistet. Wozu deshalb
eine besondere Hervorhebung von Hettingers Apologie?

Bemerken wir auf diese berechtigte Frage zunächst, daß
es eigentlich nie zu viele apologetische Schriften geben kann,
wenn wir vor allem das Eine im Auge behalten, daß die
Apologie weniger polemisch als irenisch, nicht angreifend
sondern entwickelnd vorgehen soll. Wenn die Naturwissenschaft
nicht müde wird mit jedem Jahre neue Schilderungen der
Natur und Welt zu liefern, wenn sie sich in diesen Schul-

eigenen Schwere in die Tiefe gezogen wird, und in ihrem unstillbaren Durst nach Wahrheit und Leben bald nach der Materie hascht, die sie vergebens zu vergeistigen und zu vergöttern sucht, und bald leere Abstraktionen verfolgt, flüchtige, gestalt- und seelenlose Schatten ihrer Phantasie.

Der Zweifel ist eine Schwäche, ein Siechthum des Geistes, keineswegs die Probe seiner Kraft. Der Zweifel kann nicht die Grundlage der Philosophie seyn. „Wie es untheologisch ist, wie Hermes wollte, die Theologie d. h. die Glaubenswissenschaft zu basiren auf den Zweifel, d. h. auf den Abfall vom Glauben, so ist es unphilosophisch die Philosophie d. h. die Vernunftwissenschaft zu basiren auf den Zweifel, d. h. auf den Abfall von der Vernunft, die nur Vernunft ist durch die Gewißheit ihrer ersten Principien." Es gibt eine Gewißheit und Wahrheit, und die Natur des menschlichen Geistes selbst beweist uns die Möglichkeit und Gewißheit der Erkenntniß auf dem dreifachen Gebiete der Wahrheit — als sinnliche Erkenntniß durch die Thätigkeit der Sinnesorgane, als geistige Erkenntniß durch die Thätigkeit der denkenden Vernunft und als übernatürliche und religiöse Erkenntniß durch den Glauben an die sich offenbarende Gottheit. Dieß ist der Gegenstand des zweiten Vortrags „die Reiche der Wahrheit", worin der Verf. alle falschen Erkenntnißtheorien beleuchtet, nämlich den Skepticismus, der alle Wahrheit läugnet und die Möglichkeit der Erkenntniß bestreitet, den Sensualismus, der dem Menschen jede höhere Vernunfterkenntniß abspricht, und den Rationalismus oder Naturalismus, der die geoffenbarten Wahrheiten verneint.

Nachdem so die rechten Grundlagen gelegt worden, geht die Darstellung auf die Gegenstände unseres Erkennens über, und der dritte Vortrag behandelt zunächst „Gottes Daseyn und Wesen." Auf dreifachem Wege wird der Nachweis der Existenz Gottes geführt, nämlich aus der Geschichte, aus der Natur und aus dem Menschengeist, und hiermit wird zugleich entwickelt die Lehre von der Art und Weise unserer Gottes-

kenntniß, von den Eigenschaften Gottes und der göttlichen Vorsehung. Die Verurtheilung des Atheismus wie des Deismus ergibt sich dann von selbst. Es existirt ein Gott, setzt der Verf. auseinander, darum ist falsch der Atheismus, denn er ist ein Widerspruch gegen die Geschichte, gegen die Natur und gegen die Gesetze des menschlichen Denkens. Es gibt einen Gott, aber dieser Gott ist kein tauber in unnahbaren Regionen wohnender Götze, der die Welt dem Zufall und sich überläßt, sondern er ist über der Welt und in der Welt, wo er die Geister leitet und die Sterne ihre Bahnen führt, in Weisheit, Macht, Liebe und Gerechtigkeit: und darum ist falsch der Deismus der die Vorsehung läugnet, Alles aus dem blinden bewußtlosen Wirken der Naturkräfte zu erklären sucht und nur als ein auf halbem Wege stehen gebliebener Atheismus zu betrachten ist. Wie aber in Folge einer falschen Erkenntnißtheorie der Skepticismus den Atheismus erzeugt und der Rationalismus in den Deismus ausläuft, so erzeugt die falsche Theorie der Sensualisten den Materialismus und Pantheismus, und die Charakteristik und die Widerlegung dieser beiden falschen Systeme, die den lebendigen persönlichen Gott läugnen, die Welt vergöttlichen und Gott in der Welt untergehen lassen, füllt den vierten und fünften Vortrag, und gehört durch Schärfe und Klarheit zu den Glanzpartien des Werks. Wir bedauern, daß uns der Raum unserer Anzeige nicht gestattet, auch nur zu skizziren, wie der Verf. die Gemeinschaft und den Unterschied zwischen Materialismus und Pantheismus darlegt, wie er das Wesen und die Geschichte beider durchführt und sieghaft nachweist, daß beide nicht im Stande sind, die Frage über den Ursprung und das Wesen der Dinge zu beantworten. Nur die christliche Weltanschauung, die zwischen Gott, dem Unendlichen, und seinem Werk, der endlichen Welt, unterscheidet, erklärt allein das Leben und gibt Antwort auf alle Fragen des Lebens, nur die biblische Lehre von der Schöpfung bietet die einzig mögliche Lösung des Weltproblems. Nur wer den

wahren Gott erkannt, hat zugleich erkannt die wahre, große Bedeutung des irdischen Lebens, welches nicht ein Spiel der wechselnden Kräfte ist, ohne Ausgangspunkt und ohne Ziel, sondern ein göttlicher Gedanke, von Ewigkeit entworfen, den die Menschheit und jeder Einzelne zu realisiren hat, von Gott geführt und getragen, aber durchgeführt durch die eigene freie That.

Und somit geht der Verfasser, nach seiner Darlegung des richtigen Verhältnisses zwischen Gott und Welt, auf den Menschen und seine Aufgabe über, und zwar in seiner doppelten Beziehung zu Gott und Welt. Abermals wird hier die Lehre des Materialismus in ihrer Anwendung auf die Lehre vom Menschen mit schneidender Kritik widerlegt und gezeigt, daß seine ganze Beweisführung auf unklaren Vorstellungen und falschen Schlüssen beruht. Die materialistische Theorie, die den Geist als das Produkt des Körpers ansieht und daher keine Unsterblichkeit, keinen freien Willen, keinen qualitativen Unterschied zwischen Mensch und Thier, keine allgemein gültigen Grundsätze des Rechts und der Moral anerkennt, ist in sich haltlos, ist mit sich im Widerspruch und außer Stand die Erscheinungen und den Inhalt des Bewußtseyns zu erklären, sie ist nur eine Folge der materialistischen Richtung des Lebens, die unbekümmert um sittliche Ideen und höhere Motive nur nach der vollkommenen Emancipation des Fleisches, nach der Rehabilitirung der Materie strebt, und das Leben der Einzelnen und Familie und Staat zerstört. Nein, der Mensch ist nicht bloße Materie und seine Seele ist nicht ein bloßes Produkt der Stoffmischung, sondern er hat, wird weiter im siebten Vortrag dargethan, eine vernünftige und freie Seele und darum ist er erhaben über die gesammte Thierwelt, und er hat eine unsterbliche Seele und darum ist er erhaben über die gesammte vergängliche Welt.

Im achten Vortrag „Gott und der Mensch“ folgt die Entwicklung des Verhältnisses des Menschen zu seinem Schöpfer und der Nachweis, wie die Religion das Wechselverhältniß zwischen Gott und dem Menschen begründet, und wie sie ein

Geist der Menschheit ist. Die Religion, zeigt der neunte Vortrag, erfaßt den ganzen Menschen: sie ist nicht bloß der Gegenstand seines erkennenden Geistes, wie Hegel annahm; nicht bloß die That seines Willens, wie Kant wollte, und nicht bloß Sache des Gefühls wie Schleiermacher vorgab; sondern sie ist Erkenntniß und That, Geist und Leben des Menschen, und erscheint zugleich in den innersten Gefühlen seines Herzens. Und aller All' diesen Richtungen äußert sie sich im Gebet. Im Gebete sind alle Kräfte der Seele thätig, Erkenntniß, Wille und Gefühl. Das Gebet ist die „Seele der Seele", der lebende Hauch des unsterblichen Menschengeistes, und es erschließt dem Menschen, auch dem Niedrigsten, die Erkenntniß des Höchsten und Göttlichen. „Gebet ist, sagt der Verf., die Philosophie des Volks, und wahrhaftig eine ächte, wahre, fruchtbare Philosophie," und Döllinger betrachtet das Gebet mit Recht als „einen Hebel sittlicher Erneuerung und durchgreifender Civilisation, mit dessen Wirkungen nichts Anderes in Vergleich gebracht werden kann."

Nach diesen Beweisführungen betritt Hettinger nunmehr das Gebiet der Offenbarung. Gott, so lehrt die Vernunft, ist das Licht der Intelligenz des Menschen, das Ideal seines Strebens, die Befriedigung seines Herzens, aber wie kann man, fragt die Vernunft weiter, das innere Leben und Wesen Gottes, und wie seine Gedanken und Rathschlüsse und den Plan, den er mit der Menschheit vorhat, ergründen? Auf diese Fragen kann die endliche, geschaffene Intelligenz keine Antwort ertheilen, und so müssen wir in ein neues Reich von Erkenntnissen eintreten, die weit erhaben sind über die bloß empirischen Kenntnisse und über die Sphäre der Vernunftwahrheiten — in das Reich der übernatürlichen und geoffenbarten Wahrheit, die wir allein durch den Glauben erfassen.

So zeigt nun der zehnte Vortrag „Glaube und Geheimniß" 1. daß der Glaube des Menschen würdig, 2. daß der Glaube an Gottes Offenbarung des Menschen würdig und 3. daß der Glaube an das Geheimniß des Menschen würdig und in den

Gesetzen der Vernunft selbst begründet ist. Der religiöse Glaube ist die zweite höhere Stufe der Gotteserkenntniß und das Princip eines höhern übernatürlichen Lebens. Der religiöse Glaube aber schließt in sich das „Bedürfniß der Offenbarung“ (elfter Vortrag), weil die sich selbst überlassene Menschheit die Idee der wahren Religion nie realisirt hat, weil sie diese Idee nie realisiren kann, und weil die natürliche Religion, an sich betrachtet, zu mangelhaft und zu schwach ist, [illegible] die Menschheit in ihrem gegenwärtigen Zustand ihrem Ziel entgegenzuführen.

Ist aber die Offenbarung Bedürfniß, so ergibt sich (zwölfter Vortrag: „der Weg des vernünftigen Glaubens“) für den Menschen die Pflicht der Forschung nach der Existenz einer Offenbarung und die Pflicht der Prüfung der Grundlagen des Christenthums, womit die Beantwortung der Frage zusammenhängt: Welchen Weg werden wir gehen, um uns von der Glaubwürdigkeit der christlichen Offenbarung zu überzeugen? Und darauf wird aus äußern und innern Kriterien der Beweis für die Glaubwürdigkeit der christlichen Offenbarung geführt, und „Wunder und Weissagungen“ werden speciell als Offenbarungsthatsachen und Offenbarungskriterien im dreizehnten Vortrag in ihrer Möglichkeit, ihrer Beweiskraft und ihrer Erkennbarkeit gegenüber dem Rationalismus dargethan, und mit dem Evangelium und dessen Mittelpunkt, der Person Christi, in innigste Verbindung gebracht. Es folgt dann im vierzehnten bis sechszehnten Vortrag die Darlegung der Glaubwürdigkeit und Göttlichkeit der evangelischen Geschichte, die aus den Wundern und Prophetien nachgewiesen wird, bis der Verfasser im siebzehnten Vortrag zur Entwicklung von „Christi Wort und Werk“ und im achtzehnten zur Darstellung der „Person Christi“ aufsteigt, mit welcher der erste Band seines Werkes abschließt.

Mit der Erhabenheit der Gegenstände steigert sich die geistige Schärfe und die Gemüthswärme des Verfassers, so daß wir die letzten Vorträge in jeder Beziehung als wahre Meisterwerke in der apologetischen Literatur bezeichnen können.

Wir gestehen daß wir Aehnliches in ähnlicher Vollendung noch nie gelesen haben und daß uns noch kein Buch über die Person und das Werk des Heilandes so tief ergriffen hat. „Ja wahrhaftig, sagen wir mit den Schlußworten Hettingers, hätten wir noch keine Ahnung von Gott gehabt, nach dem Bilde Jesu müssen wir Gott uns denken. Wenn aber Gott ist, so muß in Jesus die Gottheit erschienen seyn. Er ist das sichtbare Bild des Unsichtbaren, die Kraft und Weisheit des Vaters, der Abglanz seiner ewigen Majestät.“

Hettinger hat es sich vor allem angelegen seyn lassen, eine Vermittlung der geoffenbarten Wahrheiten mit dem vernünftigen Denken, mit unserer gesammten Welt- und Lebens-Anschauung, mit unsern moralischen, socialen und allgemein menschlichen Bedürfnissen zu versuchen. Und darin liegt die Hauptaufgabe eines neuern Apologeten. Er muß zeigen, daß das Christenthum und das Christenthum allein das Wort hat, welches alle Räthsel des Daseyns löst, welches Allem seine Bedeutung, sein Verständniß, seine Stellung und seine Weihe gibt, daß es allein die Seele und der belebende Odem ist für alle ächte Wissenschaft und Kunst, das allein erhaltende und neugestaltende Element des öffentlichen wie privaten Lebens. Er muß zeigen, daß wir über das Christenthum nicht hinaus, daß wir es aber ebensowenig ignoriren können, daß daher die Consequenz des Denkens uns ihm zu ergebenen Freunden oder, setzen wir uns seiner Einwirkung entgegen, zu entschiedenen Feinden macht und nur die Halbheit auf halbem Wege stehen bleiben kann.

Was nun die Durchführung dieser Aufgabe betrifft, so haben wir früher die völlige Correktheit in der Entwicklung der kirchlichen Lehren als die erste und unerläßlichste Bedingung einer Apologie bezeichnet. Aber wir müssen weiter von ihr bezüglich der Form und Methode den reinsten, besten und darum pro materia subjecta schärfsten Ausdruck verlangen. Kürze, Durchsichtigkeit, Uebersichtlichkeit und Prägnanz sind die Kriterien der innern Vollendung eines Werks im Geiste

des Schriftstellers, und erleichtern nicht nur das Verständniß, sondern bieten im gewissen Sinne auch eine ästhetische Befriedigung. Beim Selbstdenker trägt der Styl allenthalben das Gepräge des Ernstes, der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit; er geht aus der Sache selbst hervor und schließt sich dem Gedanken an als dessen eigenstes, mit ihm selbst geborenes Gewand. Und auch in dieser Beziehung hat Hettingers Werk große Vorzüge und man wird es mit Freuden lesen. Wir würden dem Werke einen „blühenden Styl" nachrühmen, aber wir vermeiden diesen Ausdruck weil, was man bei uns so oft unter blühendem Styl und schöner Schreibweise versteht, vielfach nur ein mit plumper Hand über ein unklares Gedanken-Gerippe ausgeschütteter Blumenkorb ist. Und eine solche „Blüthe" suchte Hettinger nicht. Er strebte vielmehr dem Ideale nach für das Höchste und Beste die würdigste Form zu finden, und den Edelstein der göttlichen Wahrheit in das lauterste Gold zu fassen. Wer aber einem solchen Ideale nachstrebt, hält sich fern von allem unfruchtbaren Moralisiren, von allem Predigtton, allem trockenen Aufzählen von Dingen, z. B. der Häresien, ohne innere Verbindung, wie sich dieß bei französischen Apologeten nicht selten findet; er hält sich fern von allem geistreichen Blendwerk, von allem Haschen nach Antithesen u. s. w. und bringt nie den sittlichen Gehalt dem „schönen geistreichen Ausdruck" zum Opfer. So lange der Verfasser eines Buches selbst noch sucht während er schreibt, und in den erkannten Wahrheiten selbst noch nicht seinen innern Frieden gefunden, so lange kann sein Buch auch dem Leser keinen Frieden bringen; es kann belehren, erregen und aufregen, aber es beruhigt nicht und gibt nicht jene freudige Ueberzeugung und volle Befriedigung, die der Schriftsteller unwillkürlich seinem Leser mittheilt, wenn er sie selbst besitzt. Hettingers Werk gibt diese volle Ueberzeugung und innere Befriedigung, und wir können es deßhalb allen Lesern dieser Blätter, welcher Confession und welchem Stande sie angehören mögen, nicht warm genug empfehlen.

VII.

Zur Kritik von Lösungen der socialen Frage.

Mögen Diplomaten und Zeitungsschreiber die Frage für sehr wichtig halten, ob Schleswig-Holstein preußisch werde oder nur dann glücklich seyn könne, wenn man die Zahl der deutschen Fürsten um einen weitern vermehre; mögen sie noch so großes Gewicht auf Adreßdebatten und Kammerbeschlüsse legen — wir glauben, auf dem Blutfelde von Solferino liege alles legitime Recht begraben, das zweifelhafte des Augustenburgers mit inbegriffen, und glauben weiter, das Volk stehe im Begriffe, hinsichtlich aller Verfassungen nach französischer Schablone um so gründlicher zur Tagesordnung überzugehen, je eklatanter sich die Unfruchtbarkeit derselben für sein Wohl herausgestellt habe. Die wichtigste aller Fragen — eine religiöse kennen wir Gottlob nicht! — ist für uns die Volksernährungsfrage oder die sociale. Und dieß wohl mit Recht.

Die Socialpolitiker aller Lager stimmen darin überein, der Hauptfortschritt, den das gesellschaftliche Leben der europäischen Culturvölker seit 300 Jahren gemacht habe, heiße: Despotismus des materiellen Capitals, organisirter Zerstörungs-Krieg wider die Industrie des kleinen Mannes, die aus-

schweifendste Ungleichheit des Einkommens, kurz die Massen-Verarmung im großartigsten Maßstabe mit all dem leiblichen, intellektuellen und moralischen Elend, welches sie im Gefolge führt. Ob und inwieweit die Socialpolitiker Recht haben, lehrt eine Wissenschaft, welche bis zur Stunde leider viel zu wenig gepflegt, zumeist nur auf Wittwenkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und dergleichen angewendet wurde, aber um so eifriger gepflegt werden sollte, weil sie allem Parteitreiben des Tages ferne steht und mehr als irgend eine andere geeignet ist, alle Illusionen zu zerstören. Diese Wissenschaft ist die vergleichende Statistik. Schon Laplace hat in seinem Essai sur les probabilités darauf hingewiesen, daß man die auf Beobachtung und Calcul gegründete Methode, welche in den Naturwissenschaften so treffliche Dienste geleistet, auch auf die politischen und moralischen Wissenschaften anwenden sollte, Beobachtung und Calcul aber sind die Seele der vergleichenden Statistik wie der Astronomie.

Eindringlicher als der genialste Kanzelredner predigen die dürren Zahlen der vergleichenden Statistik auch dem erklärten Atheisten die schreckliche Wahrheit, die moderne Gesellschaft — gerade die der am meisten entwickelten Staaten, England, Frankreich, Preußen und Belgien in erster Linie — befinde sich trotz allem Geprahle mit Aufklärung, Freiheit, reinem Menschenthum auf dem besten Wege, sich mehr und mehr in Atome aufzulösen, und den Hobbes'schen bellum omnium contra omnes zur Wirklichkeit zu machen. Laut Adam Riese wandeln wir auf dem Wege des Verderbens; laut Adam Riese ist binnen einer gar nicht langen Reihe von Jahren der Untergang gewiß, ohne daß schreckliche Natur-Ereignisse, verheerende Seuchen und blutige Kriege uns decimiren — wenn der bisherigen einseitigen Entwicklung nicht Halt geboten, wenn ihr nicht ein Damm entgegen gethürmt wird, der den Strom des Verderbens in minder gefährliche und zerstörende Bahnen einzwängt. Allein wer soll, wer kann der bisherigen Entwicklung Halt gebieten? Wer

nen und wie soll der rettende Damm erbaut werden, auf welchen die halbtodt gehetzten und enttäuschten Massen der Völker sich flüchten mögen? Hic Rhodus, hic salta!

I. Die moderne Nationalökonomie und Industrie.

So einig alle Socialpolitiker darin sind, daß sich im Leben der Culturvölker ein schweres inneres Leiden offenbare, welches sich mit dem Fortschritte der modernen Civilisation steigere, so uneinig sind dieselben hinsichtlich des eigentlichen Sitzes des Leidens sowie der Heilmethode. Der Franzose Le Play findet die Ursache des Leidens in der Centralisation. Lavergne behauptet, an den Scheußlichkeiten der ersten französischen Revolution trage die Centralisation die Hauptschuld, dieselbe Centralisation habe die Staatskräfte auf einzelne Punkte im Uebermaß angehäuft und damit die Phantasien jenes Socialismus erzeugt, der auf nichts Anderes hinauslaufe als auf das Streben Aller, auf Kosten Aller zu leben. Gleiches meint Odilon-Barrot, der die Decentralisation als die brennende Tagesfrage nicht allein Frankreichs sondern aller Länder betrachtet und bedeutungsvoll beifügt: „Der decentralisirende und der Freiheit des Individuums so förderliche Einfluß des Christenthums ward durch Verkennung seiner Lehren gehemmt sowie durch die Verbindung der staatlichen und kirchlichen Gewalt.“ Wahr bleibt an der Meinung der genannten Männer, daß der moderne Fortschritt einen schwer kranken Fuß hat; bekanntlich absorbirt der kranke Theil mehr und mehr die besten Kräfte des Organismus, bis die Amputation glückt oder der Tod erscheint. Um die Gesellschaft zu reorganisiren, natürlich zunächst die französische, empfiehlt Proudhon den den Jakobinern von 1793 so verhaßten Föderalismus und macht folgende Vorschläge: „Die Gesellschaft zerfällt in engere Staatskreise von mäßiger Ausdehnung, auf autonomischem Daseyn beruhend und durch Föderativverträge miteinander verbunden. In den Föderativstaaten sind die verschiedenen Ressorts des öffentlichen Lebens soweit gesondert

und verschiedenen Organen übertragen, als eine Sonderung mit dem Gesammtinteresse vereinbarlich ist. Die Verwaltung steht überall unter der Controlle der Oeffentlichkeit. Die Autonomie und das Leben der Föderativstaaten, d. h. der Gemeinden und Departements wird ferner nicht mehr durch die Centralgewalt absorbirt, die Funktionen der letztern beschränken sich vielmehr auf Anregung und Controlle; sie übt ihre politische Macht nur im Auftrage der Föderativstaaten." Proudhon macht hiezu die scharfsinnige Bemerkung: „Die politischen Institutionen sind inzwischen nur haltbar, soweit sie in dem ökonomischen Leben eine Stütze finden. Sind Produktion und Vertheilung der Güter wie des Erwerbs dem Zufalle anheimgegeben; dient die Staatsgewalt nur zum Schutze der Anarchie in den Bewegungen des Handels und der Capitalien; findet sich in Folge dieser anarchischen Bewegungen die Gesellschaft in zwei Klassen gesondert, in spekulirende Capitalisten und in besoldete Proletarier, d. h. in Reiche und Arme, so wird alsbald die politische Verfassung sich als unhaltbar erweisen."

Aehnlich den Franzosen sehen auch die Preußen Lavergne-Peguilhen und Franz in der Centralisation der Staats-Verwaltung, in dem finanziellen, industriellen und merkantilen Feudalismus die Ursachen der socialen Krankheitszustände, blicken aber doch bedeutend tiefer als jene, indem sie erkennen, daß die ganze moderne Civilisation aus falschen Lehren hervorgegangen sei.

Aus falschen Lehren, ja, das ist das rechte Wort! Die Wissenschaft schöpft aus sich selbst und aus dem Leben, sie wirkt befruchtend auf sich wie auf das Leben zurück. Schöpft sie nun nicht aus der Quelle der Wahrheit, als welche wir die christliche Offenbarung und das christliche Sittengesetz betrachten, sondern aus unlautern und trüben Quellen; betrachtet sie das Leben mehr oder minder einseitig lediglich in seiner jeweiligen Erscheinung, um aus dieser Schlüsse zu ziehen, welche Anspruch auf allgemeine Geltung

riehen: dann hört die Wissenschaft auf, eine Tochter des Himmels, eine Vermittlerin der Leidenschaften, eine Führerin der Menschheit auf den Pfaden friedlicher Entwicklung zu seyn, sie wird in das Gegentheil verkehrt. Dieses traurige Loos ward der modernen Nationalökonomie beschieden, als deren Gründer Adam Smith dasteht. Die Triebfeder aller Wirthschaft soll die Selbstliebe seyn. Insofern die Selbstliebe unter der Herrschaft des Sittengesetzes und innerhalb des Christenthums unter der Herrschaft des christlichen Sittengesetzes steht, so wäre die Wirthschaftslehre im Allgemeinen als ein Theil der christlichen Moral zu betrachten. Demgemäß wären die Principien der Wirthschaftslehre auf dem Gebiete der Freiheit zu suchen und die aus ihr deducirten Sätze müßten gleich den Grundsätzen der Moral als Richtschnur freier Handlungen gelten. Allein von all dem weiß die gesammte moderne Nationalökonomie leider nichts, mindestens nichts bezüglich der Ausführung, wofür selbst die Lehrbücher der sogenannten dogmatischen Schule Belege sind. Adam Smith, der Freund der Encyklopädisten d'Alembert und Helvetius, das Orakel der nationalökonomischen Schriftsteller, suchte die Principien der Nationalökonomie keineswegs im Gebiete der Freiheit, sondern auf dem der Unfreiheit, der Natur-Nothwendigkeit, und fand dieselben verkörpert in seinem Vaterlande, nämlich in der selbstsüchtigen, schmutzigen Privatwirthschaft englischer Krämer.

Dem Materialismus entsprossen, fand die moderne Nationalökonomie den empfänglichsten Boden im modernen Staate, der sich ganz nach denselben Principien entwickelte. An die Stelle erlaubter Selbstliebe trat als Triebfeder der starre Egoismus, die Wurzel aller Wehen, insbesondere aber der trostlosen und lügenreichen Zustände der modernen Gesellschaft. Die moderne Wissenschaft und der moderne Staat wirkten zusammen, die ursprünglich freie Kraftäußerung des Menschen mehr und mehr zum unfreien Naturprodukte, zur Waare zu machen, deren Preis durch das Gesetz der Nach-

frage und des Angebotes bestimmt wird. Weil unter ein und demselben Principe nur Gleichartiges sich zu vertragen vermag, so befürwortet die moderne Nationalökonomie vor allem die Theilung der Arbeit. Die fortgesetzte Theilung der Arbeit reducirt aber die Befähigung hiezu in solcher Weise, daß die Beschäftigung des einzelnen Menschen — des Herrn der Schöpfung! — zur verstandlosen Operation wird, welche jedem Kinde anvertraut werden kann und in unsern Fabriken bekanntlich längst anvertraut wird. Indem die fortgesetzte Theilung der Arbeit diese zu einer verstandlosen, mechanischen Operation degradirt, wird das Gebiet der Nachfrage nach Arbeit unendlich erweitert. Es bildet sich ein Markt, auf welchem die persönlichen Kräfte der zahlreichsten Menschen-Klasse gegen ein bestimmtes Quantum von Arbeit zum Tausche kommen. Die Größe des Angebotes persönlicher Kräfte hängt von der Zunahme der Bevölkerung, diejenige des Angebotes der Arbeit aber von der Capitalbildung ab.

Man hat berechnet, daß der jährliche innere Zuwachs einer Volksmenge im Durchschnitte 3 bis 4 Procente beträgt. „Wenn daher die statistischen Thatsachen“, erklärt Rau in Heidelberg, „oft keinen schnellern Zuwachs der Volksmenge als um ½ bis 1 Procent jährlich, in manchen Ländern einen noch langsamern nachweisen, so sind wir berechtigt zu vermuthen, die Vermehrung der Menschen gehe mit der des Capitals im gleichen Schritte oder werde sogar durch sie beschränkt, woraus dann nothwendig die Folge hervorgeht, daß in der Regel die Concurrenzverhältnisse der Arbeiter ungünstig seien.“ In klares Deutsch übersetzt lautet dieser nationalökonomische Lichtblick aber also: Die Capitalbildung ist nicht im Stande mit der Bevölkerungszunahme gleichen Schritt zu halten, weßhalb ein Theil der Bevölkerung stets durch Hunger und Elend zu Grunde geht oder mindestens nicht gezeugt wird. Der Markt, auf welchem persönliche Kräfte gegen Arbeit eingetauscht werden, ist deßhalb den Unternehmern stets günstig, während die bittere Noth die Arbeiter zwingt, ihre persönlichen Kräfte zur

Anbnutzung stets wohlfeil herzugeben. Oder mit andern Worten: die Waare, welche die Arbeiter anzubieten haben, ist stets in Hülle und Fülle vorhanden; aus dieser Thatsache folgt, daß der Unternehmer sich stets in der Lage befindet, wohlfeil zu kaufen, während der Arbeiter sich stets genöthigt findet, theuer zu kaufen. Die Arbeiter, wir wiederholen es, sind genöthigt, ihre persönlichen Kräfte oder, da diese mit der Person unzertrennlich verbunden sind, sich selbst stets wohlfeil das heißt gegen Empfangnahme des geringsten Lohnes hinzugeben.

Hiezu sind sie genöthigt erstens durch die Thatsache, daß es in unsern civilisirten Staaten, in unserm Zeitalter der Humanität, der hohen Industrie gestattet ist, Menschenkäuferei zu treiben; zweitens durch die Thatsache, daß dem todten Capital ein Recht eingeräumt wurde, welches nur der freien Persönlichkeit und deren Tüchtigkeit zusteht; drittens endlich in Folge der egoistischen Concurrenz der Unternehmer unter sich. Wir müssen und können den Beweis für diese Behauptungen antreten.

I. Die Arbeiter sind genöthigt, sich selbst gegen Empfangnahme des geringsten Lohnes hinzugeben, weil die hohe Industrie Menschenkäuferei treiben darf. Den Beweis hiefür liefern thatsächliche Vorgänge, welche auch in solchen Ländern und Gegenden alle Tage vorkommen, in denen die hohe Industrie erst in ihren untern oder mittlern Entwicklungsstadien sich befindet. Junge Leute beiderlei Geschlechtes von 12 bis 16 Jahren werden unter Verheißung eines für ihr Alter ganz anständigen Lohnes in die Fabriken gelockt. In der Regel reicht ein Aufenthalt von 10 Jahren hin, den jugendlichen Fabrikarbeiter für jedes andere Geschäft untauglich zu machen. Das Zusammenleben beider Geschlechter in engen Räumen stiftet Arbeiterehen und begünstigt die Propagation. Damit hat die Leibeigenschaft der Arbeiter-Familie ihren Anfang, ein Ende aber selten oder gar nie, falls nicht ganz außerordentliche Vorkommnisse z. B. eine erhebliche

Erbschaft, Lotterieglück u. dgl. dazwischen treten. Die intellektuellen Anlagen des Arbeiters, mögen dieselben noch so bedeutend seyn, müssen einschlafen oder in falschen Bahnen sich bethätigen, da sein Geschäft Tag für Tag auf eine einfache Manipulation oder fast verstandlose Operation beschränkt bleibt. Geistige und physische Verkümmerung sowie die Mittellosigkeit sind die Ketten, womit Arbeiter und Arbeiterfamilien an die Fabrikgelasse erbarmungslos angeschmiedet werden. Sie sehen sich gezwungen, den Unternehmern ihre persönlichen Kräfte bis auf den letzten Tropfen zur Abnutzung zu überlassen. Und die moralischen Früchte des Fabriklebens? Im Großherzogthum Baden ist Pforzheim diejenige Stadt, in welcher sich das Fabrikleben bis jetzt am meisten entwickelt hat. Vor nicht langer Zeit ließ sich hierüber ein protestantischer Geistlicher im protestantischen Kirchen- und Volksblatt folgendermaßen vernehmen: „Die hoffnungsvollsten Knaben und Mädchen kann man oft wenige Wochen, nachdem sie in die Fabrik eingetreten, besonders aber nach etlichen Jahren kaum wieder erkennen. Manche kennen sich nach ihrem eigenen Geständnisse bald selbst nicht mehr. Die Liebe zu Gottes Wort und zur Kirche, die Achtung vor Eltern, Lehrern und Obrigkeiten, der Respekt vor Gebot und Ordnung, die Lust und das Interesse, etwas Gutes und Nützliches zu lernen und zu treiben, kurz alles Gute nimmt bei Vielen in reißender Schnelligkeit ab und aus den eingesogenen Anschauungen, Begriffen und Gewohnheiten erzeugt sich ein religiöser Stumpfsinn, eine Verachtung der christlichen und himmlischen Güter, eine sittliche Verwilderung und Fäulniß, die wie der Krebs um sich frißt und zu einer Macht wird, wider die auch die bessern Elemente und wohlgemeinte menschliche Veranstaltungen und Bemühungen nichts ausrichten zu können scheinen . . . Lassen Sie uns, um von diesen sittlichen Gefahren eine Vorstellung zu gewinnen, die für die Fabrik angeworbenen Lehrlinge — Knaben und Mädchen — bei ihrem Eintritte in das Pforzheimer Fabrikleben ein wenig begleiten. Schon

vor der Confirmation erscheinen einzelne Fabrikherrn oder ihre Cabinetmeister in unsern Gegenden (um Pforzheim herum), um Lehrlinge anzuwerben. Der Vater eines Confirmanden wird etwa in's Wirthshaus gerufen und ihm so lange zugesetzt, bis der anfangs Widerstrebende seinen Sohn oder sein Mädchen herzugeben verspricht; ein Kronenthaler oder etwas dergleichen wird als Handgeld bezahlt und der Handel ist fertig. Ein Lehrer hat mir erzählt, daß ihm einmal für jeden aus seiner Schule tretenden Schüler, den er für die Fabrik anwerbe, ein Kronenthaler angeboten worden sei." Letzter Satz erinnert unwillkürlich an die sogenannte Schulreform in Baden. Alle Leistungen der neuen badischen Aera laufen darauf hinaus, die Herrschaft einer gottentfremdeten Bourgeoisie zu festigen, die Entwicklung der hohen Industrie zu fördern. Sollte die große Zärtlichkeit der Fabrikanten und Geldherrn für die sogenannte Schulreform nur im Hasse gegen das positive Christen- und Kirchenthum wurzeln? Machte man ohne tiefer liegende Gründe einen Vertreter der modernen Nationalökonomie, Herrn Knies, zum Oberschul-Direktor? Schwerlich! Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Juden-Emancipation, der preußisch-französische Handelsvertrag führen in dem von der Natur so reich gesegneten Lande mit Riesenschritten zur Verarmung der Massen, die sog. Schulreform führt zur Entchristlichung der Jugend, macht dieselbe lüstern nach der allseitigen Emancipation des Fleisches. Zweifelsohne, wenn die neue Aera sich weiter entwickelt, dann bricht für die hohen Industriellen Badens rasch jenes goldene Zeitalter herein, in welchem sie keineswegs mehr nöthig haben, junge Arbeitskräfte um harte Thaler anzuwerben, sondern wo die nackte und verwilderte Jugend sich um die Ehre rauft, des Glückes der weißen Sklaven theilhaftig zu werden!

II. Die Arbeiter sind genöthigt, sich selbst gegen Empfangnahme des geringsten Lohnes zu verkaufen, weil dem todten Capital ein Recht eingeräumt wird, welches nur der freien Persönlichkeit und deren Tüchtigkeit zusteht. Bekanntlich

ist jeder Capitalist durch den Titel des Capitalbesitzes **allein** schon berechtigt, mit der persönlichen Tüchtigkeit der Handwerker in Concurrenz zu treten. Die absolute Gewerbefreiheit ist Anarchie, wie **Schüren** in seinem schönen Buche „Zur Lösung der socialen Frage" auseinandersetzt. In anarchischen Zuständen aber wird der Stärkere Meister und der Stärkere ist keineswegs der Handwerker, mag er persönlich auch noch so tüchtig seyn, sondern das Capital. Das Capital macht durch Theilung der Arbeit sowie durch Maschinen die Massenproduktion möglich. Durch diese wird eine Wohlfeilheit der Waare erzielt, welche die Waare des selbstständigen Handwerkers vom Markte rasch verdrängen und den selbstständigen Handwerker zum Fabriktaglöhner, zum ouvrier, degradiren muß. In Folge davon wird das Angebot der Arbeitskräfte vermehrt, der Preis derselben muß sinken. Der herabgekommene Handwerker ist gezwungen, mit dem Arbeiter zu concurriren und damit ist die Aussicht auf eine selbstständige Stellung für immer versperrt. Was aber die erste und zweite Ursache zum Elende des Arbeiterstandes beizutragen vergessen haben möchte, die dritte würde es bestimmt nachholen.

III. Die Arbeiter sind genöthiget, sich selbst gegen Empfangnahme des geringsten Lohnes zu verkaufen in Folge der **egoistischen Concurrenz** der Unternehmer unter sich selbst. Die Concurrenz, also raisonnirt unsere moderne National-Oekonomie, nöthigt den Unternehmer, mit den geringsten Kosten möglichst viel zu produciren, um seine Produkte möglichst wohlfeil geben und dadurch jede Waare derselben Art, welche er liefert, vom Markte verdrängen zu können. Nun enthält aber der Rohertrag der Produktion: a) den Ersatz des umlaufenden Capitals, b) die Entschädigung für die auf die Produktion verwendeten Capitalnutzungen, die Zinse, c) die Entschädigung für die Arbeitsleistungen des Unternehmers, das Honorar des Geschäftsherrn, d) die Entschädigung für die Ausnutzung der Arbeitskräfte Anderer, den Lohn der

Arbeiter, und endlich e) den Gewinn des Unternehmers. Fordert nun die Concurrenz die äußerste Wohlfeilheit der Produkte, so können selbstverständlich die Ertragstheile a, b und c nicht geschmälert werden, weil sonst entweder das Geschäft Noth leiden oder der Unternehmer selbst dem Principe der modernen Nationalökonomie ganz zuwider ein persönliches Opfer bringen müßte, ohne eine reelle Entschädigung irgend einer Art dafür erwarten zu dürfen. Aus diesem Grunde bewegt sich der Kampf der unter sich concurrirenden Unternehmer stets um Unternehmergewinn und — Arbeitslohn. Der starre Egoismus, das Princip der modernen Nationalökonomie, entscheidet den Kampf — seltene und ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — nach Möglichkeit stets zu Gunsten des Unternehmers. Dieser hat auf dem die Menschheit entwürdigenden, sie in ihrem Innersten verletzenden Kampfplatze nur einen einzigen gewaltigen Gegner, nämlich — man vergesse ja nicht, daß wir nicht von Baden oder Bayern, sondern vom ganzen industriellen Europa reden — den Hungertyphus, der die Arbeiterbevölkerung decimirt. So lange dieser Würgengel der ärmern Volksklassen nicht erscheint und ergiebige Ernten hält, so lange bleibt der Arbeiter gezwungen, von seinem kärglichen Lohne den Geldbeutel des Unternehmers füllen zu helfen. Der Unternehmer hat es in seiner Hand, seine Arbeitskräfte stets wohlfeil zu kaufen, der Käufer nimmt hierin lediglich sein Selbstinteresse zur Richtschnur, falls er dem Grundprincipe der modernen Nationalökonomie nicht ungetreu werden will, was bekanntlich und begreiflich selten geschieht.

Aus dem Bisherigen folgt aber das nationalökonomische und von Lassalle keineswegs erst entdeckte, sondern mit vollstem Rechte nur besonders hervorgehobene und scharf markirte Gesetz, vermöge dessen „der Arbeiter auch im günstigsten Falle nur einen Lohn erhalten kann, der zu seinem nothdürftigen Lebensunterhalte ausreicht.“ Wird bei der Concurrenz unter den Unternehmern der Eine durch den andern gezwungen,

seine Fabrikate wohlfeiler abzusetzen, so kann dieser Zwang nur daher rühren, daß derjenige Unternehmer, welcher die größere Wohlfeilheit der Waare hervorrief, entweder seinen Gewinn oder — was in der Regel der Fall ist — den Lohn des Arbeiters schmälerte. Man mag in minder entwickelten oder kaum in den Anfängen der hohen Industrie begriffenen Staaten und Städtchen einwenden, jener Fabrikant habe wohlfeile Wohnungen oder Sparkassen für seine Arbeiter eingerichtet, dieser wohlfeile Wohnungen, wohlfeile Kost und eine Sparkasse obendrein; wir wollen und können nicht läugnen daß Solches vorkommt, wir loben es sehr; allein Angesichts des industriellen Europa fragen wir: wo sind die durch den Dienst im Interesse der hohen Industrie zur Wohlhäbigkeit und Selbstständigkeit, zu einem menschenwürdigen Daseyn gelangten Arbeiter und Arbeiterfamilien?

Je mehr die moderne Industrie in irgend einem Lande aufblüht, desto größer wird das Elend der enormen Mehrheit der Bevölkerung. Also lehrt die vergleichende Statistik und sie beweist durch Zahlen. Bereits ist in manchen Fabrik-Distrikten des Musterstaates England die mittlere Lebensdauer der Arbeiter auf 19, ja auf 15 Jahre herabgesunken, die Armensteuer ins Fabelhafte gewachsen; der Hungertod in den Straßen Londons vor den Augen der Könige der Industrie ist etwas Alltägliches. In Belgien zählte man 1853 eine Bevölkerung von 3,830,000 Köpfen, vertheilt auf 908,630 Familien, von welchen nur 89,630 in guten oder behäbigen Vermögensverhältnissen, 373,000 in mehr oder minder gedrückten Umständen, volle 446,000 dagegen im Elende lebten. Erst in den jüngsten Tagen schob ein Sudelblatt des badischen Fortschritts solch weitgediehene Massenverarmung keineswegs der hohen Industrie und den industriellen Raubrittern des Maurerthums, sondern der Vermehrung der religiösen Orden Belgiens in die Schuhe. Werfen wir deßhalb einen Blick auf Preußen, welches die Fahne der modernen Cultur hoch trägt. Laut Dietericis statistischen Angaben befinden sich

daselbst von 3,181,968 Familien nur 119,324 in guten Umständen, dagegen 762,672 in mehr oder minder gedrückter Lage und volle 2,298,972 in Armuth und Elend. Während also in Belgien auf 100 Familien 9 reiche oder wohlhabende, 42 unbemittelte und 49 in Armuth und Elend lebende kommen, gestaltet sich für Preußen das Verhältniß bedeutend ungünstiger, indem von 100 Familien nur 4 reich oder wohlhabend, dagegen 24 unbemittelt und volle 72 ganz vermögenslos sind. Solchergestalt sind die Ergebnisse der modernen Industrie, geleitet von einer Wissenschaft, welche ihre Lehren keineswegs aus der Volkswirthschaft des christlichen Staates und mit Rücksicht auf dessen Zweck, sondern aus der selbstsüchtigen Privatwirthschaft englischer Materialisten ableitete und ganz folgerichtig den starren Egoismus zu ihrem Principe nahm. Die Früchte einer falschen, gottentfremdeten Philosophie treiben den modernen Staat, der ein christlicher Staat nicht seyn will und deßhalb auch ein Culturstaat im wahren Sinne des Wortes niemals zu werden vermag, in erschreckend raschem Laufe dem Untergange entgegen. Niemand kann mehr als wir überzeugt seyn, der uralte Fluch: „du sollst dein Brod essen im Schweiße deines Angesichtes", werde niemals von unserm Geschlecht hinweggenommen, die unverschuldete und selbst verschuldete Armuth werde zahlreiche Repräsentanten bis zum jüngsten Tage behalten; allein die Massenverarmung, das bitterste materielle und im Zusammenhange damit das physische, intellektuelle und moralische Elend von Millionen Ebenbildern Gottes — das ist eine Errungenschaft unserer Zeit, von welcher die Geschichtbaumeister der Humanität prahlerisch lügen, sie stehe über dem heidnischen Alterthum, welches nur den Bürger, und über dem Christenthume, welches nur den Christen anerkenne, während in unsern Tagen der Mensch als solcher zur Geltung gekommen sei. Der Mensch als solcher, ihr Gleißner und falschen Propheten! Die von landes- und sachkundigen Männern oft gehörte Behauptung, die Sklaven Amerikas seien weit besser

daran als das weiße Fabrikproletariat Europas, enthält keine Uebertreibung, wohl aber handgreifliche Wahrheit. Der amerikanische Sklave braucht sich um Nahrung, Kleidung, Wohnung nicht zu kümmern, er hat freie Stunden und sein Peculium; er wird keineswegs an die Luft gesetzt, falls er erkrankt und schon die kluge Rücksicht auf die Stimmung der schwarzen Plantagenarbeiter gebietet dem Herrn, den alters- schwach gewordenen Neger mit leichten Hausgeschäften zu be- trauen und menschlich zu behandeln. Die Scheußlichkeiten der abolitionistischen Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" mögen annähernd als Ausnahme vorgekommen seyn, nimmer- mehr als Regel, wofür die neueste Geschichte der nordameri- kanischen Union das beredteste Zeugniß ablegt. Der europäische Fabrikarbeiter hat Ursache, den amerikanischen Sklaven zu be- neiden. Beide Menschenklassen sind Waare, käufliche Waare; allein der amerikanische Sklave repräsentirt ein mehr oder minder bedeutendes Capital, dessen verständige und möglichst lange Ausnutzung die erste wirthschaftliche Aufgabe des Herrn ausmacht, der weiße Fabrikarbeiter dagegen repräsentirt nur eine Arbeitskraft und zwar eine solche, die stets wohlfeil zu haben ist und leicht ersetzt werden kann.

Viele haben die Noth und Demoralisation der arbeiten- den Klassen sowie die mehr und mehr wachsende Verkümme- rung des einst so blühenden Handwerkerstandes in er- greifender Weise geschildert; auch an Vorschlägen zur Hebung dieser Uebelstände hat es zu keiner Zeit gemangelt. Allein man ahnte die eigentliche Quelle des Verderbens kaum, so sichtbar und handgreiflich dieselbe uns auch umsprudelt und über- fluthet; man suchte den Sitz der socialen Krankheit in ein- zelnen Symptomen derselben, die Heilung in Palliativmitteln. In dieser Hinsicht haben in unsern Tagen besonders die Schulze-Delitzsch'schen Vereine, sowie die Schriften und Agitationen des durch ein vielfach räthselhaftes Geschick jüngst weggerafften Privatgelehrten Ferdinand Lassalle die öffent- liche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen.

Schulze-Delitzsch wie Lassalle vermuthen den Sitz der socialen Krankheit in dem Gegensatze von Capital und Arbeit, beide bezeichnen zugleich die Heilmittel, deren Anwendung unfehlbar helfen müsse, beide empfehlen die Associationen der Arbeiter. Hinsichtlich der Zubereitung der Heilmittel aber laufen die Meinungen beider weit auseinander. In diesem socialen Gebiete steht Schulze als der Repräsentant der großen Lüge des modernen Liberalismus dem radikalen Lassalle, der ernstlich helfen und die Arbeiter zur Herrschaft im Staatswesen bringen will, unversöhnlich gegenüber. Schulzes Vorschläge sind unscheinbar und einfach, die seines demokratischen Gegners Aufsehen erregend, complicirt, politisch durchgreifend, die Vorschläge beider aber ohne Erfolg hinsichtlich der Beseitigung der socialen Krankheit. Beide betrachten ein Symptom des Leidens als den Sitz desselben, die Weisheit beider läuft auf Quacksalberei hinaus, die im günstigsten Falle nichts hilft, im ungünstigeren das Uebel verschlimmert. Es dürfte am Platze seyn, unsere kurz hingeworfenen Bemerkungen näher zu begründen.

VIII.

Zur Charakteristik der neuesten Geschicht-schreibung.

III. Ob die Historische Zeitschrift des Herrn von Sybel dem Fortschritt huldigt?

Man thut der Historischen Zeitschrift des Hrn. v. Sybel Unrecht, wenn man ihr, wie es neulich von gläubig-protestantischer Seite geschehen, nachsagt, daß sie in der Behandlung christlicher Fragen Programm und Ton geändert habe und in letzter Zeit völlig radikal geworden sei. In allen christlichen Fragen war die Zeitschrift seit jeher radikal. Freilich hat sie ihren Radikalismus noch niemals so scharf ausgesprochen als in ihrem vor Kurzem erschienenen dritten Heft dieses Jahrgangs bei der Beurtheilung von Renan's Schmachlibell über das Leben Jesu, und es ist ja überhaupt nur als erfreulich anzusehen, daß der französische Roman auch in Deutschland die Geister zur Entscheidung drängt.

Nach dem Urtheil der Zeitschrift hat Renans Buch — obgleich ihm wissenschaftliche Mängel ankleben — „das rechte Wort, zur rechten Zeit in der wirkungsvollsten Form ausgesprochen"! Ein Werk, wie das von Renan, heißt es S. 133, welches „kaum hervorgetreten, bereits von ich weiß nicht wie

viel Bischöfen und von der römischen Curie selbst verdammt worden ist, muß nothwendig ein Buch von Verdienst seyn"! Was die Sage von der Auferstehung des Heilandes betrifft, in deren Verwerfung bekanntlich Renans Buch culminirt, so verdient allerdings, sagt die Zeitschrift, die einstimmige Ueberlieferung unserer Quellen Beachtung, daß es Frauen, und insbesondere jene Maria von Magdala, aus der Jesus sieben Teufel ausgetrieben haben sollte, die also wohl jedenfalls eine Frau von sehr erregbarem Gemüthe war, gewesen seien, denen der Auferstandene sich zuerst zeigte." Was dann eine gesehen zu haben glaubte, wollten natürlich auch mehrere gesehen haben und so wurde dann das Alles „bald in der Sage, bald auch in ihrer eigenen Erinnerung gesteigert, vermehrt, ins Concretere ausgemalt." Aber die Zeitschrift fügt doch, um ihren „wissenschaftlichen" Charakter zu wahren, noch hinzu: es wäre jedoch der Glaube an die Auferstehung „nicht bloß das Erzeugniß der religiösen Schwärmerei oder gar der Verliebtheit eines nervösen Mädchens" (à la Renan); es sei kein bloßes „Produkt von Visionen", sondern sein innerlichster Kern sei der „Eindruck", den Jesus durch seine Lehre und Person hinterlassen habe!!

Dieß ist der Standpunkt eines Organs, welches seinem Programm nach „vor allem ein wissenschaftliches seyn" will. Es ist im Grunde dieselbe Wissenschaft, die im vorigen Jahrhundert der französische Encyclopädismus zu Markte trug. Nur die formelle Begründung des Unglaubens ist eine andere geworden; große neue Gedanken hat er nirgends seit Voltaire erzeugt.

Aber der besagte Standpunkt der Zeitschrift ist nicht neu, er ist derselbe geblieben, wie er vor Jahren war. Schon im 8. Bd., S. 110 verkündigte die Zeitschrift, daß das „Wunder undenkbar sei." Wenn uns daher, sagt sie, in der Geschichte des Christenthums „Wunder erzählt werden, so müssen diese Erzählungen, soweit sie Wunder berichten, falsch seyn; d. h. das Erzählte ist entweder überhaupt nicht geschehen, oder wenn

es geschehen ist, so hat es seine ausreichenden natürlichen Ursachen gehabt, mögen nun die Erzähler diese Ursachen gekannt haben oder nicht, mögen sie mithin natürliche Vorgänge oder Wunder berichten wollen."

Und dieser Standpunkt ist nur die consequente Entwicklung der im J. 1859 von Herrn von Sybel im Programm seiner Zeitschrift ausgesprochenen Grundsätze. Sybel schließt die Kirche von dem Entwicklungsproceß des Volkes und der Völker aus; er kennt keine Lebensbildung des Volkes und der Völker unter christlichem Einfluß, sondern lediglich eine natürliche und individuelle Entwicklung unter dem Sittengesetz. Jeder, gleichviel ob Katholik oder gläubiger Protestant, der die Kirche (so wurde damals in unsern Blättern Bd. 42, 402 flg. des Nähern ausgeführt) nicht eingezwängt sehen will zwischen den Tempelmauern, oder aufgehängt wie Mahomeds Sarg zwischen Himmel und Erde, sondern wer sie als einen von Gott gesetzten Faktor alles öffentlichen Lebens betrachtet, ist im Sinne des Herrn von Sybel ein „Ultramontaner" und versündigt sich am „Leben des Volks." Das Christenthum hat für den Herausgeber der Zeitschrift keine reale Existenz, und es hat nach einer von ihm im J. 1857 herausgegebenen Broschüre (Die politischen Parteien im Rheinlande S. 86) auf die Sittlichkeit eben so viel und eben so wenig Einfluß gehabt als die verschiedenen Systeme der Chemie, der geschichtlichen Wissenschaften, der Malerschulen!

Darum ändert also Sybels Zeitschrift weder Programm noch Ton, wenn sie im neuesten Hefte die destruktiven Tendenzen von Strauß und Renan vertritt. Ihr Kampf gegen den „Ultramontanismus" ist ein Kampf gegen das ganze positive Christenthum.

Abgesehen aber von allgemein christlichen Fragen hat in der Zeitschrift doch in den letzten Jahren eine gewisse „Aenderung des Tones" stattgefunden, oder besser gesagt, ihre in der Darstellung geschichtlicher Ereignisse und Personen kirchenfeindliche Richtung ist immer schärfer, parteiischer und rück-

sichtsloser hervorgetreten. Sogar Widersprüche mit sich selbst liegen ihr dabei wenig am Herzen.

Wir heben zum Belege nur ein einziges Beispiel hervor. Bd. 2, S. 527 gibt die Zeitschrift „gerne" zu, daß der katholische General Tilly „vom Parteigeist vielfach verleumdet worden sei, .. daß die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly zu den unbewiesenen und unwahrscheinlichen Fakten gehöre." Bd. 3, 258 wird sogar zu Gunsten Tillys ein Artikel aus den Histor. polit. Blättern citirt, und die Bemerkung hinzugefügt, Onno Klopp habe in Westermanns Illustrirten Monatsheften (Jahrgang 1859) „eine Reihe urkundlicher Zeugnisse beigebracht, wonach Tilly in Norddeutschland milde und menschlich aufgetreten ist." Ja noch mehr. Bd. 5, 268 heißt es: Man gebe gern zu, daß Tilly sich durch Einfachheit, Nüchternheit, Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet habe, daß Tillys Verfahren vor Magdeburg ganz correkt gewesen sei.

Aber alle diese „Zugeständnisse" hat die Zeitschrift vergessen, nachdem Klopp sein treffliches Werk über Tilly herausgegeben und bald darauf, wie bekannt, die Geschichtschreibung des Herrn von Sybel in ein eigenthümliches Licht gesetzt hatte. Das verehrliche Organ, dessen Charakter „vor allem ein wissenschaftlicher zu seyn" beansprucht, läßt sich durch — Jacob Venedey, diesen so oft ausgepfiffenen Literaten und Romanschreiber, bedienen (Bd. 7, 381—444), um dem deutschen Volke von neuem aufzubinden, Tilly sei eigentlich ein religiöser Heuchler und Bluthund gewesen und sein Vertheidiger Klopp sei ein Donquixote, der Windmühlen bekämpfe und Schöpsenheerden für feindliche Heere ansehe. In sophistischer und rabulistischer Weise zerrt Literat Venedey einzelne Stellen aus dem Werke von Klopp heraus, haspelt sie durcheinander, und macht daraus ein neues „Gebilde", dessen Hauptfaden unversöhnlicher Haß gegen alles Katholische ist. Hören wir einzelne Stellen. Man muß „Tillys Name mit dem Schauer nennen, der ihm selbst nach der Rettung Klopps immerhin noch gebührt." Bevor Tilly den Sturm auf Magdeburg be-

gann, hörte er zwei hl. Messen. Darüber sagt der Literat: „Wahrlich zwei Messen hätten ihn wohl über das bischen Gewissensbiß eines unnöthigen und gegen allen Kriegsbrauch angeordneten Sturmes mit Untergang und Verderben gegen Mann und Weib und Kind, gegen Haus und Gut und Hof wie er es angedroht, hinwegsetzen sollen.“ .. Aber die Geschichte sagt, Tilly wollte den Sturm auf Magdeburg nicht. Nein, ruft der Literat, „Tilly that in ächt jesuitischer Scheinheiligkeit so, als ob er den Sturm nicht wünschte.“ Wir wissen aus protestantischen Quellen, daß General Pappenheim zwei Häuser an der hohen Pforte zu Magdeburg anzünden ließ, um den Widerstand der dort kämpfenden Bürger zu brechen. Aber der Literat weiß es besser: Die Soldaten Pappenheims waren „an Plünderung, Mord und Brand gewohnt. Dazu (kam) ein „„Glas rheinischen Weines““ mit „„Jesus Maria!““ — und die Brandfackel ging von Haus zu Haus.“.. Hätte Tilly Ausreißer von seinen Truppen im Dome gefunden, „so würde er diese“, weiß Venedey, „haben hängen lassen; am Tage, nachdem vorher Tausende von Unschuldigen gefallen waren, fehlten Tilly noch ein paar Ueberläufer für den Galgen.“ In diesem Tone wird in der ganzen Diatribe fortraisonnirt.

Aber woher, darf man fragen, stammt diese neue Erhitzung, welche die Histor. Zeitschrift des Herrn von Sybel gegen Tilly zeigt? Sie stammt aus der von Venedey gemachten Entdeckung, daß General Tilly ein — Jesuit gewesen und „dem Orden bis zu seinem letzten Athemzuge angehörte.“ Und die Jesuiten sind an allem Unglück der Weltgeschichte Schuld bis auf den heutigen Tag. So liegt z. B. nach Angabe des Literaten die Hauptursache des dreißigjährigen Krieges in dem von den Jesuiten hervorgerufenen Treiben der Spanier in Deutschland. .. Die Jesuiten haben den Niederländern die „Gedankenfreiheit“ (Sir, geben Sie Gedankenfreiheit! sagt Marquis Posa) rauben wollen und daraus ist der Bund der Geusen entstanden. Es schaudert dem Lite-

raten vor dem Sieg Roms und der Jesuiten, vor „dem Sieg des Geisteszwanges, der noch heute Göthe und Schiller, Kant, Hegel und Humboldt zum Scheiterhaufen verdammen würde, der noch heute das Lesen der Bibel mit Zuchthaus bestraft. . . .“ Glaubt man nicht bei solchen Stellen einen Artikel etwa aus einem deutschkatholischen Winkelblatt oder aus dem Frankfurter Journal zu lesen, während man eine Zeitschrift vor sich hat, deren Charakter, ihrem Programm nach, „vor allem ein wissenschaftlicher seyn soll.“

General Tilly, der edle deutsche Held, darf nicht gerettet werden, dafür rettet die Historische Zeitschrift des Herrn von Sybel andere Helden, z. B. den König — Heinrich VIII. von England. Man sollte es kaum für möglich halten. Aber in unserer Zeit ist auf dem Papiere Alles möglich. Hat doch Adolf Stahr sogar den Tiberius vertheidigt und ein anderer Literat den Catilina. Auch Sulla gehört bekanntlich schon zu den „geretteten“ Männern. Sybels Zeitschrift rettet Heinrich VIII., denn sie kämpft gegen den Ultramontanismus, welcher „die nationale und geistige Entwicklung der Auctorität einer äußern Kirche unterwirft“, und Heinrich VIII. war ja auch ein Vorkämpfer gegen die Ultramontanen.

Dennoch aber war die Zeitschrift nicht immer gleichmäßig auf die Rettung Heinrichs bedacht. Als der Engländer Froud in seiner „Geschichte Englands seit dem Sturze Wolsey's bis zum Tode Elisabeths“ den König Heinrich als einen „Helden ohne Flecken und ohne Tadel“ hinstellte, sprach sich die Zeitschrift (Erster Jahrgang S. 561 flg.) dahin aus, ein „solches Buch sei keine Geschichte und der Schreiber kein Historiker“; der Verfasser betrachte Heinrich nicht als „einen gewöhnlichen Sterblichen, sondern als ein höheres Wesen“, das nicht „nach den Regeln gewöhnlicher Moral beurtheilt werden dürfte“, und der Verfasser verrathe „auf jeder Seite Unkenntniß und Mangel an Urtheil.“ Froud stellt, sagt die Zeitschrift, „den damaligen socialen Zustand Englands als nahehin vollkommen dar, wenn es nur keinen Papst gegeben.“ Wenn Heinrich

daran als das weiße Fabrikproletariat Europas, enthält keine Uebertreibung, wohl aber handgreifliche Wahrheit. Der amerikanische Sklave braucht sich um Nahrung, Kleidung, Wohnung nicht zu kümmern, er hat freie Stunden und sein Peculium; er wird keineswegs an die Luft gesetzt, falls er erkrankt und schon die kluge Rücksicht auf die Stimmung der schwarzen Plantagenarbeiter gebietet dem Herrn, den altersschwach gewordenen Neger mit leichten Hausgeschäften zu betrauen und menschlich zu behandeln. Die Scheußlichkeiten der abolitionistischen Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" mögen annähernd als Ausnahme vorgekommen seyn, nimmermehr als Regel, wofür die neueste Geschichte der nordamerikanischen Union das beredteste Zeugniß ablegt. Der europäische Fabrikarbeiter hat Ursache, den amerikanischen Sklaven zu beneiden. Beide Menschenklassen sind Waare, käufliche Waare, allein der amerikanische Sklave repräsentirt ein mehr oder minder bedeutendes Capital, dessen verständige und möglichst lange Ausnutzung die erste wirthschaftliche Aufgabe des Herrn ausmacht, der weiße Fabrikarbeiter dagegen repräsentirt nur eine Arbeitskraft und zwar eine solche, die stets wohlfeil zu haben ist und leicht ersetzt werden kann.

Viele haben die Noth und Demoralisation der arbeitenden Klassen sowie die mehr und mehr wachsende Verkümmerung des einst so blühenden Handwerkerstandes in ergreifender Weise geschildert; auch an Vorschlägen zur Hebung dieser Uebelstände hat es zu keiner Zeit gemangelt. Allein man ahnte die eigentliche Quelle des Verderbens kaum, so sichtbar und handgreiflich dieselbe uns auch umsprudelt und überfluthet; man suchte den Sitz der socialen Krankheit in einzelnen Symptomen derselben, die Heilung in Palliativmitteln. In dieser Hinsicht haben in unsern Tagen besonders die Schulze-Delitzsch'schen Vereine, sowie die Schriften und Agitationen des durch ein vielfach räthselhaftes Geschick jüngst weggerafften Privatgelehrten Ferdinand Lassalle die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen.

Schulze-Delitzsch wie Lassalle vermuthen den Sitz der socialen Krankheit in dem Gegensatze von Capital und Arbeit, beide bezeichnen zugleich die Heilmittel, deren Anwendung unfehlbar helfen müsse, beide empfehlen die Associationen der Arbeiter. Hinsichtlich der Zubereitung der Heilmittel aber laufen die Meinungen beider weit auseinander. In diesem socialen Gebiete steht Schulze als der Repräsentant der großen Lüge des modernen Liberalismus dem radikalen Lassalle, der ernstlich helfen und die Arbeiter zur Herrschaft im Staatswesen bringen will, unversöhnlich gegenüber. Schulzes Vorschläge sind unscheinbar und einfach, die seines demokratischen Gegners Aufsehen erregend, complicirt, politisch durchgreifend, die Vorschläge beider aber ohne Erfolg hinsichtlich der Beseitigung der socialen Krankheit. Beide betrachten ein Symptom des Leidens als den Sitz desselben, die Weisheit beider läuft auf Quacksalberei hinaus, die im günstigsten Falle nichts hilft, im ungünstigeren das Uebel verschlimmert. Es dürfte am Platze seyn, unsere kurz hingeworfenen Bemerkungen näher zu begründen.

VIII.

Zur Charakteristik der neuesten Geschichtschreibung.

III. Ob die Historische Zeitschrift des Herrn von Sybel dem Fortschritt huldigt?

Man thut der Historischen Zeitschrift des Hrn. v. Sybel Unrecht, wenn man ihr, wie es neulich von gläubig-protestantischer Seite geschehen, nachsagt, daß sie in der Behandlung christlicher Fragen Programm und Ton geändert habe und in letzter Zeit völlig radikal geworden sei. In allen christlichen Fragen war die Zeitschrift seit jeher radikal. Freilich hat sie ihren Radikalismus noch niemals so scharf ausgesprochen als in ihrem vor Kurzem erschienenen dritten Heft dieses Jahrgangs bei der Beurtheilung von Renan's Schmachlibell über das Leben Jesu, und es ist ja überhaupt nur als erfreulich anzusehen, daß der französische Roman auch in Deutschland die Geister zur Entscheidung drängt.

Nach dem Urtheil der Zeitschrift hat Renans Buch — obgleich ihm wissenschaftliche Mängel ankleben — „das rechte Wort, zur rechten Zeit in der wirkungsvollsten Form ausgesprochen“! Ein Werk, wie das von Renan, heißt es S. 133, welches „kaum hervorgetreten, bereits von ich weiß nicht wie

viel Bischöfen und von der römischen Curie selbst verdammt worden ist, muß nothwendig ein Buch von Verdienst seyn"! Was die Sage von der Auferstehung des Heilandes betrifft, in deren Verwerfung bekanntlich Renans Buch culminirt, so verdient allerdings, sagt die Zeitschrift, die einstimmige Ueberlieferung unserer Quellen Beachtung, daß es Frauen, und insbesondere jene Maria von Magdala, aus der Jesus sieben Teufel ausgetrieben haben sollte, die also wohl jedenfalls eine Frau von sehr erregbarem Gemüthe war, gewesen seien, denen der Auferstandene sich zuerst zeigte." Was dann eine gesehen zu haben glaubte, wollten natürlich auch mehrere gesehen haben und so wurde dann das Alles „bald in der Sage, bald auch in ihrer eigenen Erinnerung gesteigert, vermehrt, ins Concretere ausgemalt." Aber die Zeitschrift fügt doch, um ihren „wissenschaftlichen" Charakter zu wahren, noch hinzu: es wäre jedoch der Glaube an die Auferstehung „nicht bloß das Erzeugniß der religiösen Schwärmerei oder gar der Verliebtheit eines nervösen Mädchens" (à la Renan); es sei kein bloßes „Produkt von Visionen", sondern sein innerlichster Kern sei der „Eindruck", den Jesus durch seine Lehre und Person hinterlassen habe!!

Dieß ist der Standpunkt eines Organs, welches seinem Programm nach „vor allem ein wissenschaftliches seyn" will. Es ist im Grunde dieselbe Wissenschaft, die im vorigen Jahrhundert der französische Encyclopädismus zu Markte trug. Nur die formelle Begründung des Unglaubens ist eine andere geworden; große neue Gedanken hat er nirgends seit Voltaire erzeugt.

Aber der besagte Standpunkt der Zeitschrift ist nicht neu, er ist derselbe geblieben, wie er vor Jahren war. Schon im 8. Bd., S. 110 verkündigte die Zeitschrift, daß das „Wunder undenkbar sei." Wenn uns daher, sagt sie, in der Geschichte des Christenthums „Wunder erzählt werden, so müssen diese Erzählungen, soweit sie Wunder berichten, falsch seyn; d. h. das Erzählte ist entweder überhaupt nicht geschehen, oder wenn

es geschehen ist, so hat es seine ausreichenden natürlichen Ursachen gehabt, mögen nun die Erzähler diese Ursachen gekannt haben oder nicht, mögen sie mithin natürliche Vorgänge oder Wunder berichten wollen."

Und dieser Standpunkt ist nur die consequente Entwicklung der im J. 1859 von Herrn von Sybel im Programm seiner Zeitschrift ausgesprochenen Grundsätze. Sybel schließt die Kirche von dem Entwicklungsproceß des Volkes und der Völker aus; er kennt keine Lebensbildung des Volkes und der Völker unter christlichem Einfluß, sondern lediglich eine natürliche und individuelle Entwicklung unter dem Sittengesetz. Jeder, gleichviel ob Katholik oder gläubiger Protestant, der die Kirche (so wurde damals in unsern Blättern Bd. 42, 402 flg. des Nähern ausgeführt) nicht eingezwängt sehen will zwischen den Tempelmauern, oder aufgehängt wie Mahomeds Sarg zwischen Himmel und Erde, sondern wer sie als einen von Gott gesetzten Faktor alles öffentlichen Lebens betrachtet, ist im Sinne des Herrn von Sybel ein „Ultramontaner" und versündigt sich am „Leben des Volks." Das Christenthum hat für den Herausgeber der Zeitschrift keine reale Existenz, und es hat nach einer von ihm im J. 1857 herausgegebenen Broschüre (Die politischen Parteien im Rheinlande S. 86) auf die Sittlichkeit eben so viel und eben so wenig Einfluß gehabt als die verschiedenen Systeme der Chemie, der geschichtlichen Wissenschaften, der Malerschulen!

Darum ändert also Sybels Zeitschrift weder Programm noch Ton, wenn sie im neuesten Hefte die destruktiven Tendenzen von Strauß und Renan vertritt. Ihr Kampf gegen den „Ultramontanismus" ist ein Kampf gegen das ganze positive Christenthum.

Abgesehen aber von allgemein christlichen Fragen hat in der Zeitschrift doch in den letzten Jahren eine gewisse „Aenderung des Tones" stattgefunden, oder besser gesagt, ihre in der Darstellung geschichtlicher Ereignisse und Personen kirchenfeindliche Richtung ist immer schärfer, parteiischer und rück-

sichtsloser hervorgetreten. Sogar Widersprüche mit sich selbst liegen ihr dabei wenig am Herzen.

Wir heben zum Belege nur ein einziges Beispiel hervor. Bd. 2, S. 527 gibt die Zeitschrift „gerne" zu, daß der katholische General Tilly „vom Parteigeist vielfach verleumdet worden sei, .. daß die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly zu den unbewiesenen und unwahrscheinlichen Fakten gehöre." Bd. 3, 238 wird sogar zu Gunsten Tillys ein Artikel aus den Histor. polit. Blättern citirt, und die Bemerkung hinzugefügt, Onno Klopp habe in Westermanns Illustrirten Monatsheften (Jahrgang 1859) „eine Reihe urkundlicher Zeugnisse beigebracht, wonach Tilly in Norddeutschland milde und menschlich aufgetreten ist." Ja noch mehr. Bd. 5, 268 heißt es: Man gebe gern zu, daß Tilly sich durch Einfachheit, Nüchternheit, Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet habe, daß Tillys Verfahren vor Magdeburg ganz correkt gewesen sei.

Aber alle diese „Zugeständnisse" hat die Zeitschrift vergessen, nachdem Klopp sein treffliches Werk über Tilly herausgegeben und bald darauf, wie bekannt, die Geschichtschreibung des Herrn von Sybel in ein eigenthümliches Licht gesetzt hatte. Das verehrliche Organ, dessen Charakter „vor allem ein wissenschaftlicher zu seyn" beansprucht, läßt sich durch — Jacob Venedey, diesen so oft ausgepfiffenen Literaten und Romanschreiber, bedienen (Bd. 7, 381—444), um dem deutschen Volke von neuem aufzubinden, Tilly sei eigentlich ein religiöser Heuchler und Bluthund gewesen und sein Vertheidiger Klopp sei ein Donquixote, der Windmühlen bekämpfe und Schöpsenheerden für feindliche Heere ansehe. In sophistischer und rabulistischer Weise zerrt Literat Venedey einzelne Stellen aus dem Werke von Klopp heraus, haspelt sie durcheinander, und macht daraus ein neues „Gebilde", dessen Hauptfaden unversöhnlicher Haß gegen alles Katholische ist. Hören wir einzelne Stellen. Man muß „Tillys Name mit dem Schauer nennen, der ihm selbst nach der Rettung Klopps immerhin noch gebührt." Bevor Tilly den Sturm auf Magdeburg be-

gann, hörte er zwei hl. Messen. Darüber sagt der Literat: „Wahrlich zwei Messen hätten ihn wohl über das bischen Gewissensbiß eines unnöthigen und gegen allen Kriegsbrauch angeordneten Sturmes mit Untergang und Verderben gegen Mann und Weib und Kind, gegen Haus und Gut und Hof wie er es angedroht, hinwegsetzen sollen.“ . . Aber die Geschichte sagt, Tilly wollte den Sturm auf Magdeburg nicht. Nein, ruft der Literat, „Tilly that in ächt jesuitischer Scheinheiligkeit so, als ob er den Sturm nicht wünschte.“ Wir wissen aus protestantischen Quellen, daß General Pappenheim zwei Häuser an der hohen Pforte zu Magdeburg anzünden ließ, um den Widerstand der dort kämpfenden Bürger zu brechen. Aber der Literat weiß es besser: Die Soldaten Pappenheims waren „an Plünderung, Mord und Brand gewohnt. Dazu (kam) ein „„Glas rheinischen Weines““ mit „„Jesus Maria!““ — und die Brandfackel ging von Haus zu Haus.“ . . Hätte Tilly Ausreißer von seinen Truppen im Dome gefunden, „so würde er diese“, weiß Venedey, „haben hängen lassen; am Tage, nachdem vorher Tausende von Unschuldigen gefallen waren, fehlten Tilly noch ein paar Ueberläufer für den Galgen.“ In diesem Tone wird in der ganzen Diatribe fortraisonnirt.

Aber woher, darf man fragen, stammt diese neue Erhitzung, welche die Histor. Zeitschrift des Herrn von Sybel gegen Tilly zeigt? Sie stammt aus der von Venedey gemachten Entdeckung, daß General Tilly ein — Jesuit gewesen und „dem Orden bis zu seinem letzten Athemzuge angehörte.“ Und die Jesuiten sind an allem Unglück der Weltgeschichte Schuld bis auf den heutigen Tag. So liegt z. B. nach Angabe des Literaten die Hauptursache des dreißigjährigen Krieges in dem von den Jesuiten hervorgerufenen Treiben der Spanier in Deutschland. . . Die Jesuiten haben den Niederländern die „Gedankenfreiheit“ (Sir, geben Sie Gedankenfreiheit! sagt Marquis Posa) rauben wollen und daraus ist der Bund der Geusen entstanden. Es schaudert dem Lite-

raten vor dem Sieg Roms und der Jesuiten, vor „dem Sieg des Geisteszwanges, der noch heute Göthe und Schiller, Kant, Hegel und Humboldt zum Scheiterhaufen verdammen würde, der noch heute das Lesen der Bibel mit Zuchthaus bestraft. . . .“ Glaubt man nicht bei solchen Stellen einen Artikel etwa aus einem deutschkatholischen Winkelblatt oder aus dem Frankfurter Journal zu lesen, während man eine Zeitschrift vor sich hat, deren Charakter, ihrem Programm nach, „vor allem ein wissenschaftlicher seyn soll.“

General Tilly, der edle deutsche Held, darf nicht gerettet werden, dafür rettet die Historische Zeitschrift des Herrn von Sybel andere Helden, z. B. den König — Heinrich VIII. von England. Man sollte es kaum für möglich halten. Aber in unserer Zeit ist auf dem Papiere Alles möglich. Hat doch Adolf Stahr sogar den Tiberius vertheidigt und ein anderer Literat den Catilina. Auch Sulla gehört bekanntlich schon zu den „geretteten“ Männern. Sybels Zeitschrift rettet Heinrich VIII., denn sie kämpft gegen den Ultramontanismus, welcher „die nationale und geistige Entwicklung der Auctorität einer äußern Kirche unterwirft“, und Heinrich VIII. war ja auch ein Vorkämpfer gegen die Ultramontanen.

Dennoch aber war die Zeitschrift nicht immer gleichmäßig auf die Rettung Heinrichs bedacht. Als der Engländer Froud in seiner „Geschichte Englands seit dem Sturze Wolsey's bis zum Tode Elisabeths“ den König Heinrich als einen „Helden ohne Flecken und ohne Tadel“ hinstellte, sprach sich die Zeitschrift (Erster Jahrgang S. 561 flg.) dahin aus, ein „solches Buch sei keine Geschichte und der Schreiber kein Historiker“; der Verfasser betrachte Heinrich nicht als „einen gewöhnlichen Sterblichen, sondern als ein höheres Wesen“, das nicht „nach den Regeln gewöhnlicher Moral beurtheilt werden dürfte“, und der Verfasser verrathe „auf jeder Seite Unkenntniß und Mangel an Urtheil.“ Froud stellt, sagt die Zeitschrift, „den damaligen socialen Zustand Englands als nahehin vollkommen dar, wenn es nur keinen Papst gegeben.“ Wenn Heinrich

die Ehe bricht und mit Lady Tailbois einen Sohn erzeugt, den er an den Hof nimmt und zum Herzog von Richmond macht, so ruft Froud aus: „Es ist kein kleines Verdienst, daß er nicht mehr als eine Maitresse gehabt hat!" Wenn Heinrich erklärt, Katharina von Arragon sei nicht sein rechtmäßig Weib, sondern eine Concubine gewesen, so geräth Froud in Entzücken. „Welche Gewissenhaftigkeit! Seit der König Zweifel über die Gesetzlichkeit der Ehe gefühlt, hat er keine Opfer gescheut, sich davon los zu machen." Und was ist der Beweis für diese Gewissenhaftigkeit? „Heinrich selbst hat es gesagt. Verstellung war ihm vor allen Dingen fremd"! Ueber eine derartige Geschichtsfälschung sprach Sybels Zeitschrift ihren Unwillen aus. Sie stand damals noch im ersten Jahrgang. Aber ihr „Fortschritt" in der von ihr proklamirten „voraussetzungslosen Wissenschaft" entwickelte sich rasch.

Es war nämlich inzwischen der erste Band von **Ranke's** „Englischer Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" erschienen, und der Berliner Historiograph hatte ebenfalls, gestützt auf Froud, einen ganz neuen Maßstab für den englischen Tiberius gewonnen. Er präconisirte ihn als einen Mann, „der eine praktische Intelligenz hatte ohne Gleichen, eine den allgemeinen Interessen zugewandte kraftvolle Thätigkeit, der Beweglichkeit der Absichten mit einem jeder Zeit festen Willen verband." Das wirkte. Die Historische Zeitschrift beeilte sich (Jahrgang 2, S. 101) Ranke's Werk als die „Arbeit eines ganzen Meisters" anzupreisen, und verstieg sich zu der Behauptung: „Es wäre Anmaßung und Thorheit zugleich, die längst bekannte und bewährte Weise des berühmten Geschichtschreibers noch einmal beschreiben oder gar kritisiren zu wollen." Ranke wahre, heißt es, „**stets** eine Gerechtigkeit des Urtheils, die selbst ein Gegner der Principien anzuerkennen genöthigt ist." Mit Ranke sei alle Arbeit über Heinrich VIII. für alle Zukunft abgethan; „denn es ist nicht anzunehmen, daß die beinahe zahllosen **ungedruckten und unbenutzten Schriftstücke**, die im Staatsarchiv zu London

neuerdings zugänglich werden, ein nennenswerthes Schwanken in dieser Auffassung hervorbringen könnten"! (S. 106). Was ist das anders als eine kriechende Schmeichelei, über die Ranke selbst gewiß wenig erbaut gewesen ist!

„Der achte Heinrich ist unstreitig", sagt die Zeitschrift, „unter allen (Tudors) derjenige, der zuerst das persönliche mit dem nationalen Bedürfnisse bewußt vereinte und mit breiter Schulter, einem Atlas gleich, das wichtigste Triebrad des Staats in neue Angeln hob... Sicher wie der Bolzen in die Scheibe trifft sein gesprochenes wie geschriebenes Wort." Froud, der Heinrich „zu einem Gott" gemacht, begeht einen „Mißgriff", Ranke dagegen hat „auf kaum hundert Seiten den Mann und seine Zeit behandelt, und darin nach allseitiger Prüfung und mit sicherm Takt die Schätzung auf das wahre Maß zurückgeführt." Aus diesem „sichern Takt" folgt nun zunächst, daß man zu streng im Urtheil gewesen, wenn man Heinrich für einen Wollüstling hielt. „Man vergesse nicht, bemerkt der Apologet S. 111, daß Eduards IV. Blut in des Königs Adern rann, daß beinahe (!!) schon die körperliche Anlage beider starke Sinnlichkeit mit sich brachte!" Bisher suchten Protestanten, wie Katholiken, in Heinrichs verbrecherischer Neigung zu Anna Boleyn den Grund seiner Scheidung von seiner Gemahlin Katharina; aber sie waren im Irrthum, denn „obenan als wichtigstes Motiv stand ohne Frage der Mangel eines männlichen Thronfolgers", und als sich Heinrich mit den Wünschen einen Sohn zu bekommen trug, „geschah es, daß sich ihm Zweifel und Gewissensscrupel über die Gültigkeit seiner Ehe erhoben", und außerdem trafen auch andere „Momente der Entzweiung zusammen. Die Königin begann zu altern und zu kränkeln, überdieß wurde ihr sittenstrenges, vielleicht grämliches Wesen, ihre spanische Orthodoxie dem lebenslustigen Gemahl immer unbequemer"! Ist das nicht eine herrliche Vertheidigung oder wenigstens eine Inschutznahme des Ehebruchs! Aber man verwundere sich nicht, da die Historische Zeitschrift noch neulich, wie in diesen

Blättern mitgetheilt wurde, erklärt hat, die geschlechtlichen Vergehungen eines Herrschers hätten nur ein „anekdotisches Interesse."

Auch die Ehebrecherin Anna Boleyn erhält dann S. 115 eine Zähre des Mitleids. „Wer kennt nicht die Liebes- und Leidensgeschichte der Lady Anna Boleyn, und weiß nicht daß in den unversöhnten Leidenschaften der Zeit sie den einen als unschuldiges Opfer, den andern als gerecht bestrafte Sünderin erschienen" ... „Im Februar 1536 brachte sie einen todten Knaben zur Welt, wodurch also abermals die Sehnsucht Heinrichs nach einem männlichen Erben hinausgeschoben, vielleicht gar der alte Aberglaube, der Zorn Gottes laste auch auf dieser Heirath, wieder erweckt wurde. Es hat darauf harte Worte gegen Anna gegeben." Doch genug. „Das Großartige in Heinrichs Wesen besteht darin, daß er sich einestheils nicht scheut, Schauder und Abscheu zu erregen, auf der andern Seite aber mit einem unvergleichlichen Takt, staatsmännischen Scharfsinn und der vollen Energie, deren er fähig war, bei einem jeden Umschwunge dieser Art den Moment zu treffen weiß, wo seine Interessen und Stimmungen mit denen der Nation zusammenfallen" ... „Vielen Tausenden wurde es klar, daß, nachdem einmal mit Rom gebrochen, Heinrich niemals das alte Joch zurückführen, daß er selber vorwärts schreiten würde und daß er dieß, obwohl unter beständigem Schwanken nach rechts und links, wirklich that. Man erblickte in ihm eben mit Recht den Steuermann, dem man beim Toben von Wind und Wetter das Schiff und sich selber getrost anvertrauen konnte."

Wäre die Historische Zeitschrift des Herrn von Sybel weniger „gebildet", so dürfte man sie vielleicht daran erinnern, daß Heinrichs Biograph und Vertheidiger Lord Herbert uns einige Aufklärungen gibt über die Art wie der englische Tiberius „vorwärts schritt" und wie sicher man sich „getrost ihm anvertrauen" durfte. Heinrich ließ, sagt sein Vertheidiger, zum Tode verurtheilen „zwei Königinen, zwei Cardinäle,

zwölf Herzöge, Marquis, Earls und Söhne von Earls, acht zehn Barone und Ritter, siebenundsiebzig Aebte, Prioren u. s. w., und von mehr gewöhnlichem Volk der einen und der andern Religion ungeheure Massen." Nicht aus katholischen, sondern aus protestantischen gleichzeitigen Quellen erfahren wir, daß diese „ungeheuren Massen" in der That nicht weniger als 72,000 Hinrichtungen begriffen, in einer Bevölkerung die nicht mehr als vier Millionen betrug. Wir haben diese Notizen nicht etwa einem ultramontanen Organ entnommen, sondern den mit der Zeitschrift des Herrn von Sybel im Kampfe gegen den Ultramontanismus völlig einverstandenen — „Grenzboten", wo man sie Jahrgang 1860, S. 121 flg. nachlesen möge.

IX.

Lamartine über die Jesuiten.

Herr von Lamartine, ein ehemaliger Zögling der Jesuiten, dessen Name seit lange her in den Jahrbüchern der Dichter glänzt — beweist eine schöne, edle Seele, indem er in seinen Confidences der ehemaligen Lehrer seiner Jugend gedenkt. Die Stelle ist wenig gekannt; deßhalb theilen wir dieselbe unsern Lesern mit. Mögen sie nicht vergessen, daß hier ein Rationalist spricht, und zwar mitten im Sturmgewelle, das im J. 1848 die menschliche Gesellschaft erschütterte; daß er in eben demselben Werke zu Gunsten der Jesuiten

spricht, in welchem er seine Bewunderung für den Freidenker Pelletan ganz unumwunden an den Tag legt.

In dieser Schrift nun gibt Hr. von Lamartine sein Gutachten über den Unterricht der Jesuiten ab. Nachdem er diesen und Anderes versucht, und lange Jahre darüber hingegangen waren, hat er endlich, an Lebenserfahrung reich, sein Urtheil hierüber formulirt wie folgt.

Zuerst erzählt er, daß er als Knabe aus einem Colleg, das von weltlichen Lehrern geleitet wurde, ganz einfach durchgegangen sei, woselbst er „vor dem gezwungenen Lächeln und der heuchlerischen Zärtlichkeit seiner Lehrer, die sich für Geld bemühten ein Vaterherz zur Schau zu tragen, keine Achtung hatte.“ „Ich wurde“, fährt er fort, „von meiner Familie nicht gut aufgenommen, mit Ausnahme jedoch meiner armen Mutter. Sie setzte es durch, daß man mich nicht wieder nach Lyon zurücksandte.“

„Das College der Jesuiten zu Belley an der Grenze Savoyens genoß damals sehr guten Ruf nicht nur in Frankreich sondern auch in Italien, Deutschland und der Schweiz. Dorthin brachte mich meine Mutter. — Kaum war ich einige Tage dort, als ich schon den auffallenden Unterschied fühlte zwischen jener feilen Erziehung, die von industriellen Lehrern für Geld an unglückliche Kinder verkauft wurde, und dieser andern, welche im Namen Gottes, mit religiösem Opfer-Willen geleitet wurde im Hinblick auf den Himmel als einzigen Lohn! Zwar habe ich dort meine Mutter nicht wieder gefunden; aber ich habe Gott wieder gefunden, die Reinheit des Gewissens, das Gebet, die Liebe einer sanften und väterlichen Leitung, kurz den wohlwollenden Familienton der zwischen Kindern herrscht, die sich einander lieben, und der sich ausprägt auf zufriedenen Gesichtern. Ich war wie verbittert und verhärtet dahingekommen, ließ mich aber erweichen und umwandeln. Wie von selbst beugte ich mich unter das Joch, welches mir meine ausgezeichneten Lehrer sanft und leicht zu machen verstanden. Ihre Kunst lag darin, unsere Vorliebe

für die Erfolge des Hauses zu gewinnen, und so uns zu lenken nach unserem eigenen Willen und dem Zuge unserer Begeisterung."

„Ein und derselbe Hauch des göttlichen Geistes schien Lehrer und Schüler zu beleben. Es waren uns gewissermaßen geistige Flügel gewachsen, die uns wie von selbst zu allem Guten und Schönen trugen. Auch die Widerspenstigsten unter uns wurden von der allgemeinen Bewegung gehoben und mitgezogen. Da habe ich aus Erfahrung gesehen, was man aus Menschen machen kann, nicht mit Zwangsmitteln, sondern mit der bloßen Begeisterung. Dieselbe Gesinnung, welche unsere Lehrer erfüllte, erfüllte auch uns! Sie besaßen die Kunst, uns dieselbe liebenswerth zu machen, unser Gefühl dafür zu wecken und eine heilige Inbrunst zu Gott in unseren Seelen zu schaffen. Dieser Hebel, einmal ins Herz gelegt, hob unser ganzes Wesen."

„Unsere hochwürdigen Lehrer trugen ihre Liebe zu uns nie zur Schau; aber sie liebten uns wirklich — wie etwa die Heiligen ihre Pflicht lieben, die Arbeiter ihr Werk, die Ehrsüchtigen die Auszeichnung welche ihnen zu Theil wird. Kurz! zuerst suchten sie mich glücklich zu machen, um mir dann die wahre Wissenschaft und Weisheit des Lebens beizubringen."

„So kam Frömmigkeit wieder in meine Seele. Sie wurde die Triebfeder meines Eifers für die Arbeit. Ich schloß innige Freundschaft mit Knaben meines Alters, die ebenso rein waren und zufrieden, wie ich selbst. Diese Freundschaft stimmte uns zu einem vertraulichen Ton, wie er sonst nur im Familien-Kreise gefunden wird. Die ausgezeichnete religiöse Erziehung, die wir bei den Jesuiten erhielten, das häufige Gebet, die Betrachtungen, die heil. Sakramente, die frommen Ceremonien, die öfters wiederholt wurden und lange andauerten, der Schmuck der Altäre, die Pracht der kirchlichen Gewande, der Gesang, der Weihrauchduft, die Musik übten auf das Gemüth der Knaben und Jünglinge einen Zauber,

der nur Aehnlichkeit hat mit der religiösen Begeisterung der Orientalen."

„Die Geistlichen, welche die genannten frommen Uebungen in reichlichem Maße veranstalteten, gingen uns voran in Verrichtung derselben mit der ganzen Aufrichtigkeit und Inbrunst ihres Glaubens. Anfangs, da ich noch von den Vorurtheilen und dem Widerwillen dagegen befangen war, die mein ehemaliger Aufenthalt im College von Lyon in mir zurückgelassen hatte, sträubte ich mich durch einige Zeit daran Theil zu nehmen. Allein, die milde und liebevolle Leitung meiner nunmehrigen Lehrer, dann die bewältigende Macht ihres Unterrichtes auf den Geist und die Einbildungskraft eines Jünglings von 15 Jahren befestigte in mir allmählig die Ueberzeugung, daß sie mich die rechten Wege führten. So gewann ich nach und nach die Gottesfurcht wieder, und mit der Gottesfurcht den Frieden des Herzens; Ordnung und Ergebung kehrte in meine Seele zurück. Meine Lebensweise hatte ihre Richtschnur wieder gefunden, ich fand Geschmack an dem Studium, hatte Herz für meine Pflicht, Empfänglichkeit für den Verkehr mit Gott, Freude an Gebet und Betrachtung, und begab ich mich zum Gebete, so fühlte ich mich in Gottes Gegenwart, durch heilige Tröstung beglückt, wie sie die Erde nicht geben kann."

„Beim Abschiede aus dem Collegium drückte ich diesen ausgezeichneten Lehrern meinen Dank aus, die es verstanden hatten, meiner Seele das Leben zurückzugeben, während sie meinen Geist bildeten, und mit der Liebe zu Gott, von welcher ihr Herz überströmte, die Herzen ihrer pflegbefohlenen Kinder zu erfüllen."

„Die PP. Desbrosses, Varlet, Bequet und Wrintz vor Allem, mehr meine Freunde als meine Professoren, werden stets als Muster eines heiligen Lebens, der Wachsamkeit, der Väterlichkeit, der Innigkeit und Liebenswürdigkeit gegen ihre Zöglinge in meinem Andenken bleiben. Ihre Namen sollen bei mir immer zu jenem geistigen Familien-Kreise zählen,

dem man zwar nicht Fleisch und Blut verdankt, dafür aber wissenschaftliche Bildung, guten Geschmack, sittliches Leben und edle Gefühle. Ihr Eifer war so brennend, daß er unmöglich von Anderem als von einem übernatürlichen, göttlichen Beweggrund entzündet seyn konnte. Ihr Glaube war aufrichtig, ihr Leben rein, hingeopfert jeden Augenblick bis an ihr Ende für Gott und ihre Pflicht. — Voltaire, der gleichfalls ihr Zögling war, hat ihnen dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch er hat die Lehrer seiner Jugend geehrt. Ich ehre und verehre sie ob ihrer Tugenden wie er; die Wahrheit hat nie nöthig, selbst die geringste Tugend zu verläumden — um durch die Lüge zu triumphiren. Dieß wäre eigentlich der sogenannte Jesuitismus der Philosophie. Nein! Die Vernunft darf nur durch die Wahrheit triumphiren." So Lamartine.

Es ist wohl zu beachten, daß es sich hier nicht um metaphorische Jesuiten handelt, mit welchem Namen man etwa bisweilen die Geistlichkeit im Allgemeinen bezeichnet; sondern es handelt sich um die wahren wirklichen Jesuiten, jene Jesuiten welche Pascal verspottet, welche Eugen Sue in Gesinnung und Leben lügenhaft verzerrt hat, und jüngst erst wieder der Verfasser des Maudit — um eben dieselben Jesuiten handelt es sich, welche den Hrn. v. Geroult in seinem Schlaf und in seiner Logik stören, die er sicherlich aus Frankreich verbannen würde, wenn er jetzt so geneigtes Ohr fände bei dem Minister des Innern, wie zur Zeit als er die Auflösung der Gesellschaft des heil. Vincenz von Paul durchsetzte. Nun gerade diese Jesuiten sind es, deren Lob Lamartine geschrieben hat. Sollte Obiges nicht genügen, um Hrn von Geroult zu überzeugen, so verweisen wir ihn an einen anderen Gewährsmann, den er weder abweisen noch widerlegen kann, an den Philosophen des 18. Jahrhunderts, der am 7. Februar 1746 schreibt, wie folgt: „Während der sieben Jahre, die ich im Hause der Jesuiten verlebte, was habe ich da gesehen? Das arbeitsamste, mäßigste, geordnetste Leben. Alle ihre

Stunden waren getheilt zwischen der Sorge, die sie uns widmeten, und den Uebungen ihres strengen Berufes. Dafür habe ich Tausende von Männern zu Zeugen, die dort erzogen wurden wie ich. Man sei ehrlich! Ist denn wirklich die Satyre der Lettres provinciales Pascals der richtige Maßstab, um die Moral der Jesuiten wahrheitsgemäß zu beurtheilen? Nein, sicher nicht! Sondern sie selbst sind es, ihre Patres Bourdaloue, Cheminais wie ihre anderen Prediger und Missionäre. Man stelle einmal die Lettres provinciales mit den Predigten des P. Bourdaloue zusammen! Was wird man daraus lernen? Aus den ersteren: die Kunst, zu spotten, ganz unschuldige Dinge in ein böses, gehässiges Licht zu stellen, und mit Wohlredenheit zu schmähen. Aus dem P. Bourdaloue aber wird man lernen streng zu seyn gegen sich selbst und Nachsicht zu haben gegen Andere. Nun frage ich, auf welcher Seite findet sich die wahre Moral, und welches von beiden Büchern ist nützlicher für die Menschheit? Ich nehme keinen Anstand zu behaupten: es gibt nichts Widersinnigeres, nichts Ungerechteres, nichts Schmachvolleres für die Menschheit, als Männer einer lockern Moral zu beschuldigen, welche in Europa ein Leben größter Entsagung führen und die bis an die äußersten Grenzen Asiens und Amerikas wandern, um es dem Tode zu opfern." (*Voltaire* Correspondance générale.)

X.

Christliches Denkmal für die im Schleswigischen Kriege Gefallenen.

Unsere Landeskinder sind als Sieger aus Schleswig heimgekehrt. Sie haben, vereint mit den treu Verbündeten, den braven Oesterreichern, den Feind überall aufs Haupt geschlagen. Der Segen der Vorsehung ruhte auf ihnen, weil sie — wie mit Recht der königliche Armeebefehl sagt — „gottesfürchtig, pflichtgetreu, gehorsam und tapfer waren.“ — Darum hat ihnen das dankbare Vaterland beim Triumpheinzuge den Lorbeer des Sieges dargereicht.

Aber nicht alle die Tapfern, die zum Kampfe auszogen, haben das Vaterland wieder begrüßt. Sie fanden den Tod auf dem Felde der Ehre oder erlagen den Strapazen des Krieges. Im treuesten Gehorsam, wie ihn unsere heilige Kirche lehrt, starben sie eines ewig ruhmvollen Heldentodes. Diese siegreich Gefallenen haben unsere Liebe und Dankbarkeit im vorzüglichen Maße verdient. Ihnen gebührt ein Denkmal, welches dauernder ist, als Stein und Erz. — Die Wahlstatt, auf der sie fielen, schmückt der Granit; aber es gebührt ihnen als treuen Söhnen der Kirche auch ein christliches, ein kirchliches Denkmal. — Auf sie findet Anwen-

dung das Wort, welches nach dem Heldenkampfe der Machabäer für alle Jahrhunderte in der heil. Schrift geschrieben ward: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöset werden.“ 2. Mach. XII. 46.

Auf dieses christliche und kirchliche Denkmal des Gebetes haben die Gefallenen um so mehr den gerechtesten Anspruch, weil sie nach Gottes Fügung nicht nur die politische, sondern auch die kirchliche Freiheit in den Herzogthümern erfochten haben. Ueber ihren Gräbern ist durch Gottes gnädiges Walten bereits der Altar unserer heiligen Kirche errichtet, und ein Priester als Wächter ihrer Gräber bestellt. Die Gräber von Oeversee und Düppel, von Flensburg und Satrup gehören zu der neucreirten katholischen Missionspfarre Flensburg, die in sehr entsprechender Weise unter den Schutz der schmerzhaften Gottesmutter gestellt ist.

In der Missionspfarre zu Flensburg soll den Gefallenen ein kirchliches Denkmal errichtet werden durch

Gründung einer Memorien- und Meßstiftung für ewige Zeiten.

Es ist christlich, billig und recht, daß dort, wo die Tapfern im Heldenkampfe Blut und Leben auf dem Altare des Vaterlandes geopfert haben, auf dem Altare der Kirche das unblutige Opfer des neuen Bundes in der heil. Messe für den Frieden ihrer unsterblichen Seelen für ewige Zeiten dargebracht werde.

Darum ergeht unsere Bitte an Alle, die ein christliches Herz für diese christlich gefallenen Krieger haben, zu dieser Memorien- und Meßstiftung ihre Opfergabe beizutragen.

Ihr trauernden Mütter und Väter, Brüder und Schwestern, dieser siegreich Gefallenen — in Steyermark und Ungarn, in Posen, Schlesien, Westphalen, an der Donau und am Rhein, folget dem Beispiel des Judas Machabäus, der im Tempel zu Jerusalem für die Gefallenen opfern ließ und leget Eure Opfergabe auf den Altar der schmerzhaften Mutter in Flensburg, damit Maria, die unter dem Kreuze ihres sterbenden Sohnes stand, als Trösterin der Betrübten Euch den Frieden und den im Herrn Entschlafenen die ewige Ruhe bei ihrem göttlichen Sohne erflehe.

Die nähere Anordnung dieser Memorien- und Meßstiftung für die Gefallenen bleibt dem apostolischen Provikar, dem hochw. Herrn Bischofe von Osnabrück vorbehalten.

Die Unterzeichneten erklären sich zur Entgegennahme milder Gaben gern bereit.

Münster den 14. December 1864.

Fritz Graf Schmising-Kerssenbrock. Alfred Graf zu Stolberg-Stolberg. Freiberg, Kaplan zu Troppau in öster. Schlesien. Leopold Graf Spee, Canonicus zu Aachen. Kappen, Pfarrer zum heil. Aegidius in Münster. Lüders, Seelsorger der Strafanstalt. Reinermann, Kaplan zum heil. Aegidius. Tappehorn, Kaplan zum heil. Martinus in Münster.

XI.

Erklärung.

Ein Herr Dr. C. G. H. Lentz, der sich Generalsuperintendent in Blankenburg im Herzogthum Braunschweig und Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig nennt, hat unter dem Titel „Sanct Ansgar, der Apostel des Nordens" für das bevorstehende Millenarium des gedachten Heiligen (obwohl man nicht recht begreift, was die Protestanten mit demselben zu schaffen haben) eine Fabrikarbeit à 4 Silbergroschen bei Robert Kittler in Hamburg erscheinen lassen, deren Beurtheilung ich der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig überlassen will. Nebenbei aber

hat der Herr Generalsuperintendent kein Bedenken getragen, aus meinem kürzlich im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn erschienenen „Leben des heiligen Ansgar“ die im hymnologischen Anhange enthaltenen metrischen Uebersetzungen altkatholischer, auf den heiligen Ansgar gedichteter Hymnen sämmtlich Wort für Wort abzuschreiben, mit der einzigen Abänderung, daß er im dritten Hymnus statt der Worte: „Muster für kathol'sche Sitte“ (im Original: forma vitae Romanorum) die ihm aus leichtbegreiflichen Gründen nicht convenirten, den krassesten Unsinn, nämlich „Mutter nach der Christen Sitte“ gesetzt hat. Außer dieser einzigen, die Leistung eines Johann Ballhorn wohl noch übertreffenden Aenderung hat der Herr Generalsuperintendent von Blankenburg, wie gesagt, die meinem Buche angehängten Ansgarius-Hymnen verbotenus abgeschrieben, und zwar ohne meinen Namen oder den Titel meines Buches auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, eine Art und Weise, sich mit fremden Federn zu schmücken, die bisher, mindestens außerhalb der Generalsuperintendentur Blankenburg, für unanständig galt. Uebrigens will ich meinem Herrn Verleger quaevis competentia wegen Nachdruck hiemit vorbehalten haben.

Feldkirch in Vorarlberg im December 1864.

Dreves, Dr.

XII.

Ein Nachtrag zur Besprechung der Flir'schen Briefe.

Im 54. Bd. 12. Heft S. 1004 der Histor.-polit. Blätter ist in der Besprechung von Flirs „Briefen" eine Stelle enthalten, die ich schon in Nr. 11 und 12 der Wiener Kirchenzeitung 1864 auf den Gehalt der Wahrheit zurückgeführt habe. Herr Rapp, der „Herausgeber" von Flirs Briefen hat diese Stelle, trotzdem daß ihm meine Berichtigung bekannt gewesen, in einer zweiten Auflage der „Briefe" mit großer Beharrlichkeit ohne irgend eine Bemerkung wiederholt abdrucken lassen.

So sehr ich den hingegangenen Flir mit jener Schonung behandelt habe, die man einem Todten schuldig ist, der sich nicht mehr selber vertheidigen kann, so sehr habe ich mich aber auch bemüssigt gefühlt der Wahrheit Zeugniß zu geben. Flir hatte eine Menge guter Eigenschaften; er war geistreich, er war wohlthätig, er war freigebig, er war bereit zu dienen und aus der Noth zu helfen, er war in Geldangelegenheiten die nobelste Natur — im Reden aber und in Briefen an vertraute Freunde hing sein Urtheil von seiner Stimmung und zum Theil auch von jenen ab,

mit denen er conversirte. Das wird jeder finden der seine Briefe durchliest.

Zur Erläuterung der besagten Briefstelle diene Folgendes:

1) Unter Dr. B. ist offenbar der Gefertigte zu verstehen, der am 15. Oktober (1856) um 7 Uhr Abends von Rom wegfuhr und von Flir bis zur Post begleitet wurde. Uebrigens weilte ich bei meiner damaligen ersten Anwesenheit in Rom acht Tage daselbst, verkehrte aber mit Flir, wie in „Kennst du das Land" zu ersehen, erst die letztern vier Tage, woraus sich seine zwar nicht wichtige aber doch irrige Angabe erklären läßt.

2) Ich selber erzählte Flir, daß ein Artikel über Schenachs „Monismus" in die Kirchenzeitung kommen werde, der nicht günstig sei: dieser Artikel gegen Schenach war aber von einem intimen Freunde Flirs, mit welchem er in beständigem Briefwechsel stand. Ich kannte das freundschaftliche Verhältniß Flirs zu Schenach gar nicht, und konnte daher sogar meinen, es sei Flir durch die Aufnahme eines Artikels von einem seiner intimen Freunde ein Gefallen geschehen.

3) Flir hatte die Kirchenzeitung Jahre lang in Rom gar nicht gesehen, seine Urtheile darüber konnten somit nur vom Hörensagen kommen; wenn es daher in seinem Briefe heißt: „es kann diese Kritik übrigens bei allen jenen von keinem Gewichte seyn, welche wissen, daß die philosophirenden Mitarbeiter der Kirchen-Zeitung Güntherianer sind", so ist die Thatsache entgegenzustellen, daß im Jahre 1856 nur wenige philosophische Artikel und zwar nur von zwei Verfassern erschienen, und daß überhaupt in andern Jahrgängen Artikel von Philosophen verschiedener Richtung aufgenommen wurden.

4) Ein Vierteljahr nach dem erwähnten Briefe vom 16. Oktober 1856, also am 19. Januar 1857 schreibt Flir an einen Freund Schenachs über des letzteren Buch: „Ich bin aber erst mit den Beweisen über Gottes Existenz zu Ende. Es wäre zwar schon Stoff zu mehr als Einem Briefe vorhanden, aber es ist doch

rathsamer das Urtheil zurückzuhalten bis das Ganze gelesen ist."
Daraus geht hervor, daß Flir Schenachs Buch, als er es am 16. Oktober 1856 gegen den Artikel der Kirchenzeitung in Schutz nahm, ebensowenig als den Artikel der Kirchenzeitung darüber gelesen hatte.

5) Im selben Briefe vom 19. Januar 1857 macht Flir Schenachs Buch selber lächerlich, indem er wörtlich sagt: „ich werde durch dieses Buch auch keineswegs auf den Standpunkt Schenachs hinübergehoben, aber ich blicke dennoch mit Achtung und Rührung auf diese liebliche Naivetät (!) des Denkvertrauens!"

6) Im Brief aus Albano vom 28. Juli 1857 sagt es Flir dem Schenach selbst, daß sein Buch nur durch Ignoriren gerettet werden könne, und im Briefe vom 4. August 1857 heißt es: „Wenn das Buch zur Verhandlung käme, würde es verurtheilt." Wie reimen sich nun alle diese Stellen mit jener Stelle gegen die Wiener Kirchenzeitung zusammen? Im selben Briefe heißt es: „Von wem ist die Kritik in der Augsburger Postzeitung? Von Deutinger? Ich habe einige ähnliche Einwendungen gemacht." Nun brachte aber die Kirchenzeitung nicht nur Artikel von Deutinger, sondern auch die Philosophie Deutingers (Regensburg, Manz) wurde sehr ehrenvoll besprochen. Wie stimmt nun das mit dem Ausspruch Flirs über die philosophischen Mitarbeiter der Kirchenzeitung?

7) Die Kirchenzeitung hat nie eine philosophische Gegenkritik gegen irgend einen Artikel zurückgewiesen, sie hat den Parteien so lang sich Rom nicht ausgesprochen, immer freien Spielraum gewährt. Ein einziges Mal wurde eine Erwiderung nicht aufgenommen, aber nicht weil es eine Erwiderung, sondern weil es ein completer Unsinn war. Ich kann sämmtliche Schriftsteller, welche mit der Kirchenzeitung je in Verbindung gestanden sind, hier zum Zeugniß auffordern.

8) Die Kirchenzeitung hat gegen mehrere philosophische Systeme Artikel gebracht, gegen welche sich auch die Cong. Indicis

ausſprach; dieſe Artikel waren immer nur rein vom Standpunkt der wiſſenſchaftlichen Kritik. Auf Unfehlbarkeit hat das Blatt nie einen Anſpruch erhoben, der Redakteur aber iſt immer der allgemeine Sündenbock, auf den von allen Seiten losgeſchlagen wird, und wenn die Lebendigen nimmer ausreichen, ſo werden auch noch die Todten zum Aufgebot aus den Gräbern zuſammengetrommelt.

9) Schenach, der übrigens ein ebenſo begabter als edler Mann war, lebte darnach in Wien mit ſeinem früheren Kritiker in einem intimen freundſchaftlichen Verhältniß und „die ganze Laſt der freundlichen Erinnerung an jenen Artikel" ſcheint ſomit auch hier wieder auf dem glücklichen und beneidenswerthen Redakteur liegen geblieben zu ſeyn bis zu Schenachs Tode! Ich habe den Verfaſſer nie genannt — ſo lange Schenach lebte!

10) Der Schreiber dieſes verlebte den vergangenen Herbſt in Rom und hat dort von den verſchiedenſten Perſonen nur Eine Stimme über die Herausgeber von Flirs Briefen vernommen. Er hat daher das vollſte Recht die ſchon beim Erſcheinen der erſten Auflage veröffentlichten Anfragen hier wieder zu ſtellen und jedem vernünftigen katholiſchen Leſer die Beantwortung derſelben zu überlaſſen:

I. Konnte es im Sinne Flirs gelegen ſeyn, daß ſeine für enge Freundeskreiſe beſtimmten Briefe nach ſeinem Tode mir nichts dir nichts in die Publicität hinausgeworfen werden?

II. Iſt der Sache, welche auch der Herausgeber dieſer Briefe zu vertreten hat, durch Publicirung der Aeußerungen Flirs, die offenbar aus momentanen Stimmungen über die verſchiedenſten Zuſtände und Perſonen hervorgegangen ſind — ein Dienſt erwieſen?

III. Iſt Flirs Andenken durch die rückſichtsloſe Herausgabe dieſer Briefe eine höhere Ehre erwieſen worden?

War nun Flir auch offenbar ein Phantaſiemenſch und

von den Stimmungen, Personen und Umständen in seinen Aeußerungen abhängig, so werde ich doch auf seinen Grabstein dieselben Worte der freundlichen Erinnerung niederlegen, die ich nach seinem Tode veröffentlichte:

„Dem Schreiber dieses wird die freundschaftliche Gesinnung und die edle Dienstbeflissenheit Flirs nie aus dem Andenken weichen. Unvergeßlich sind ihm die Abende, die er mit dem eben so gelehrten als gemüthlichen Mann auf dem römischen Forum, auf Pietro in montorio, im Kolosseum und in der Region der alten Kaiserpaläste zugebracht — einen kundigeren Führer, dem die Geschichte Roms getreuer zur Seite stand, hätte man kaum finden können!"

„Flir war ein bedeutender Philolog — aber wie er überhaupt eine ruhige Natur gewesen, so betrieb er auch die Philologie ohne von jenem ausschließlichen Geist sich treiben zu lassen, der manche Philologen zu erfassen pflegt; — die Ruinen der Tempel und Kaiserpaläste ließen immer noch Platz genug, daß die muntere Quelle des Humors über das Geröll rauschen konnte."

„Es war eben Mondenschein als wir auf dem Forum standen — er zeigte mir die Steinüberreste der Rostra, auf denen Cicero seinen unsterblichen Rednerruhm erworben, und bemerkte hierüber, „„wie die Zahl der Zuhörer nach allem Ausmaße der Säulengänge und der ganzen Lokalität nicht habe groß seyn können."" Als ich entgegnete: „„wie wohl manchmal die lange Weile, welche diese Herren dabei empfunden, um so viel größer gewesen seyn mag"" — konnte er herzlich darüber lachen, nur meinte er: Man sehe wohl, daß diese Aeußerung nicht von einem Philologen von Profession herkomme, denn die gerathen gewöhnlich, wenn sie zum ersten Mal an diesen Platz kommen, in eine stumme Verzückung!"

„Als wir einmal auf Pietro in montorio standen und die scheidende Abendsonne zum letzten Gruß über die Albanergebirge ihre röthlichen Feuerfluthen ausgoß, und auch das kolossale Gemäuer Roms und die Campagna zu unsern Füßen im rothen Schimmer wie vergoldet dalag, konnte ich nicht umhin, mich über den wahrhaft bezaubernden Anblick in einiger Begeisterung auszusprechen. Flir erwiderte: Ja, man kanns immer sehen, immer mit neuem Interesse — das wächst, je mehr man sich mit dem Anblicke vertraut macht; es ist die Stadt, in der das Auge nie satt wird."

„Dieses nur ein paar Aeußerungen des Hingegangenen, wie sie eben im Gedächtniß auftauchten."

„Seine Gabe, das Wort Gottes mit voller Ueberzeugung zu verkünden — seine aufopfernde Liebe, mit welcher er besonders seinen deutschen Brüdern, die nach Rom kamen, dienstbar zu seyn suchte, und mit Rath und That ihnen an die Hand ging — sein Fleiß in Erfüllung seiner Berufspflichten, sein ächt priesterlicher Wandel mögen ihm dort Gottes Frieden als unverwelklichen Lohn bringen, wie sie ihm hier auf Erden das freundlichste Andenken bei allen jenen erwarben, die ihn gekannt haben."

Sebastian Brunner.

XIII.

M. Kochs Geschichtswerk über Ferdinand III.*)

Die erste Hälfte des dreißigjährigen Krieges hat von jeher ein lebhafteres Interesse erweckt und ist darum eifriger bearbeitet worden als die zweite. Ein hauptsächlicher Grund dieses Verhältnisses ist der wahre oder vermeinte Glanz, welcher über die Häupter einiger Heerführer in der ersten Hälfte ausgegossen liegt, zumal da man ja selten die Ursachen der Krankheit im deutschen Nationalleben, die wir den dreißigjährigen Krieg nennen, zu ergründen strebt, sondern sich mit den Symptomen derselben begnügt. Deßhalb haben bei aller Specialforschung über einzelne Begebenheiten, dennoch für das Ganze und Große die Irrthümer und Verdrehungen, welche namentlich Bougeant im französischen, Pufendorf im schwedischen Interesse hoch gebracht haben, noch nicht viel an ihrer Kraft verloren. Und zwar dieß um so weniger, da ja die Tendenz der Schweden und Franzosen von damals ganz und gar derjenigen der kleindeutschen Geschichtsbaumeister von

---

*) Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. Nach handschriftlichen Quellen von Mathias Koch. I. Bd. Wien. Verlag von C. Gerolds Sohn. 1865.

heute entspricht, nämlich die Zerrüttung und den Zwiespalt in Deutschland zu nähren durch die Verdächtigung Oesterreichs. Die schwedisch-französische Richtung, welche damals in dem von Richelieu und Orenstjerna bezahlten Buche des Hippolithus a Lapide ihren Gipfel erreichte, das Streben des Hinausdrängens von Oesterreich aus Deutschland, oder lieber noch der Vernichtung des Hauses Habsburg im Interesse der Zertrümmerung Deutschlands und der Theilung desselben unter Schweden und Frankreich — diese Richtung, nur mit dem Unterschiede daß statt Schweden jetzt eine andere, dem damaligen Schweden einigermaßen verwandte Macht gesetzt wird — diese Richtung, sagen wir, ist geistiges Eigenthum des sogenannten kleindeutschen Professorenthumes geworden. Sie ist, wenn auch an Qualität schwach, doch an Quantität sowohl der Personen als ihrer Bücher von nicht geringem Umfange.

Um so erfreulicher ist es auch auf diesem Gebiete einen Forscher zu treffen, der mit der Art urkundlicher Beweise sich Bahn bricht durch das wuchernde Gestrüpp des schwedisch-französischen Unkrautes und des betreffenden Nachwuchses. Herr M. Koch hat sich bereits durch seine früheren Arbeiten die Anerkennung gesichert, daß er unbekümmert um die Meinungen des großen Haufens nur das als wahr hinstellt, was sich aus den Akten selbst als unzweifelhaft gewiß ergibt. Er hat nach Kräften beigetragen, uns den ersten Oranier, entkleidet von dem Flittergolde der Redensarten, zu zeigen als den herrsch- und habgierigen Egoisten, der seine reiche geistige Begabung nur dazu anwendet, um zu eigenem Nutz und Frommen desto mehr Elend und Jammer über Millionen zu bringen. Wir gehen an die Prüfung der jetzt vorliegenden Arbeit des Herrn Koch mit dem in seiner Vergangenheit begründeten Vertrauen auf seinen Fleiß, seine Gewissenhaftigkeit, sein Streben nach Gerechtigkeit.

Herr Koch gibt in der Einleitung, in der er mehr als in dem Buche selbst thatsächlich den Beweis der völligen

Herrschaft über seinen Stoff darlegt, die Stellung der Parteien in großen, allgemeinen Zügen an. Als der wichtigste derselben tritt der Schlußabsatz (S. XX) hervor: „Obgleich es sich von selbst versteht und der Gang der Ereignisse es mit der höchsten Evidenz herausstellt, daß der von Ferdinand III. fortgeführte Krieg ein Vertheidigungskrieg im Interesse der Integrität und Unabhängigkeit Deutschlands war, daß er fortwähren mußte, so lange der Angriff der fremden Mächte auf das deutsche Gebiet fortdauerte: so heischen doch mehrfache in unserer Darstellung entwickelte Gründe, diesen Gesichtspunkt als den maßgebenden für das Urtheil von vorneherein festzustellen, und darauf aufmerksam zu machen, daß die jüngsten von der Nation durchgekämpften Befreiungskriege und der ältere dreißigjährige, Ursache und Beschaffenheit miteinander gemein haben, und jene der getreue Reflex von diesem sind."

An einer anderen Stelle charakterisirt Herr Koch mit kurzen Worten die deutsche Politik an Ferdinand III. persönlich. Er sagt (S. 18): „Die Politik Ferdinands III. war eine durchweg erhaltende, die tief begründet in einer wahrhaft reichspatriotischen Gesinnung, auf kein anderes Ziel als auf Vertreibung der Franzosen und Schweden vom Reichsboden, auf Erlangung eines billigen und mit der Ehre verträglichen Friedens gerichtet war. Tausende von Aktenstücken, bei deren Einsicht wir eben diese Frage sorgfältig ins Auge faßten, überzeugten uns, daß Ferdinands Politik der angedeuteten Art war und sich immer gleich blieb."

Herr Koch knüpft daran eine Klage und einen Vorwurf „insbesondere für Herrn Droysen, der in seiner Geschichte der Politik des preußischen Staates die habsburgische dieses Zeitabschnittes in einer Ekel erregenden Weise verdächtigt. Was soll, fragen wir, damit erreicht werden, oder welchen Dienst glaubt man mit der Entstellung der Wahrheit Preußen und dem Protestantismus u. s. w. zu leisten?" So Herr Koch.

Was soll, möchten wir dagegen Herrn Koch erwidern,

eine solche Frage seinerseits an Herrn Droysen? Die Frage ist in Wahrheit sehr gutmüthig, sehr vertrauensvoll. Das Vertrauen, daß Jemand sein Unrecht einsehen und demnach davon ablassen werde, sobald man ihm klar beweist, daß es Unrecht sei, mag in vielfacher Beziehung des Lebens eine höchst achtungswerthe Eigenschaft seyn: in diesem hier vorliegenden Verhältnisse eignet es sich nicht. Hier ist nur ein Verfahren angezeigt, nämlich der Nachweis der Unwahrheit. Und daran hat allerdings auch Herr Koch, wie ich später an einigen Beispielen zeigen werde, es für die Herren Droysen, Häusser u. s. w. nicht fehlen lassen. Damit ist die Grenze dessen erreicht, was diesen Herren gegenüber möglich ist.

Dem oben angeführten Principe gemäß, daß der Krieg von Seiten des Kaisers ein Vertheidigungskrieg war für die Integrität Deutschlands gegen die fremden Eindringlinge, oder wenn man lieber will, die Theilungsmächte Schweden und Frankreich: diesem Principe gemäß müßte Herr Koch den Charakter des Religionskrieges geradezu verneinen. Er thut dieß nicht, sondern begnügt sich denselben zu beschränken. Hier jedoch sind wir in mancher Beziehung mit Herrn Koch nicht einverstanden. Er sagt (Einl. S. I): „Hätte es sich bei dem dreißigjährigen Kriege um nichts anderes als um die Religion gehandelt, so würde ein zweiter Religionsfriede seine Beilegung ermöglicht haben." Demnach ist Herr Koch der Meinung: es habe sich im J. 1547, im J. 1552 um die Religion gehandelt. Allein das Verhältniß ist dasselbe wie im dreißigjährigen Kriege. Wie den schwedischen Glaubens-Helden der Krieg in Deutschland nur möglich wurde durch französisches Geld: so haben auch Johann Friedrich von Sachsen, Philipp von Hessen, und dann Moritz von Sachsen ihre Rebellion nur beginnen können mit französischem Gelde. Das Ziel, das zuletzt erreicht wurde, der „Religionsfriede" von Augsburg, hat immerhin seinen Namen von der Religion. Thatsächlich aber ist er nichts anderes als der reichsrechtlich anerkannte Absolutismus des Territorialherrn auf kirchlichem

Gebiete, oder mit anderen Worten: die reichsrechtliche Anerkennung der lutherischen Cäsareopapie, die sich in die Worte faßt: cujus regio, ejus religio. Von einer wirklichen Religion ist dabei sehr wenig zu erkennen, am wenigsten von einem Rechte des Individuums auf seine Religion. Deßhalb haben sich auch in den Kriegen von 1547 und 1552, die ja nur mit Söldnern geführt wurden, die Individuen so völlig theilnahmslos verhalten, und von einer Begeisterung, an die auch Herr Koch für das 16. Jahrhundert zu glauben scheint, ist nur in den Büchern moderner Professoren etwas zu finden: die Thatsachen selbst, wie die sogenannte Schlacht von Mühlberg, die Ph. Melanchthon kurz charakterisirt: non fuga, sed desertio, zeigen von einer solchen keine Spur. Bei dem Landgrafen Philipp ist ein Hauptmotiv seiner Unterwerfung die Furcht vor dem Abfalle seiner eigenen Unterthanen.

Ganz ebenso ist es im dreißigjährigen Kriege. Herr Koch sagt: „Das religiöse Element war keineswegs, wie Einige behaupten, gänzlich ausgeschlossen. Es handelte sich um die *Religion* bei dem protestantischen Theile des deutschen **Volkes**, dem man die Meinung einflößte, der Krieg werde lediglich zum Schutze des Protestantismus und der deutschen Libertät geführt, nämlich gegen die Anschläge der Katholiken und des Hauses Habsburg jenen auszurotten und diese zu vernichten. Dieser vergiftende Einschnitt in die religiöse Lebensader erklärt den aus der lautersten Quelle entsprungenen regen Antheil des Volkes an dem Kriege, und die ungeheueren Opfer, die es demselben brachte."

Der Recensent, nicht Herr Koch, hat die letzten Worte gesperrt hervorgehoben, um sie dadurch als diejenigen zu bezeichnen, welche er für irrig hält. Er verneint beide Sätze. Das Volk hat niemals regen Antheil genommen; es hat ferner niemals freiwillig ungeheure Opfer dargebracht. Das Volk verhielt sich eben nur leidend, grauenvoll leidend. Es hat nicht den Krieg geführt: es hat ihn an sich führen lassen. Der Charakter der Zeit ist nicht die Thatkraft, sondern

die Feigheit. Das Volk verhält sich wie eine Schaar Tauben, unter die der Stoßvogel fährt. Dieser Stoßvogel ist das Söldnerthum.

Der Krieg ist, wie Herr Koch mit Recht sagt, in Wahrheit ein französischer Aggressiv-Krieg gegen Deutschland, nur mit dem Unterschiede, daß für die ersten sechs Jahre die Generalstaaten von Holland das Gebläse hergeben, welches Deutschland in Asche legt, hernach der Cardinal Richelieu. Alle Anderen, die handelnd gegen Deutschland oder das Haus Habsburg auftreten — wir sagen dieß oder mit Nachdruck; denn der Fortbestand von Deutschland beruhte nur auf dem Haus Habsburg — alle diese Andern sind nur Söldner, sei es der Holländer, sei es des Cardinals Richelieu. Sie waren von diesen beiden Mächten ausgesendet zur Zerrüttung Deutschlands, mochten sie nun deutsche länderlose Abenteurer wie Mansfeld, Christian von Halberstadt, Bernhard von Weimar u. s. w. seyn, oder fremde Könige wie Christian von Dänemark, Gustav Adolf von Schweden, oder wirkliche deutsche Fürsten wie Friedrich von der Pfalz, Wilhelm von Hessen nebst seiner, wie Herr Koch mit Recht sagt, noch ungleich mehr tückischen und verlogenen Wittwe Amalia Elisabeth: sie alle empfingen das Geld zum Beginne ihrer Kriegesrüstung von Holland oder Frankreich, und halfen sich dann weiter durch Mord, Raub und Brand an den unglücklichen Deutschen. Wir sind nicht Willens die moralische Schuld jener Würgengel auch nur um ein weniges zu verringern. Ihr Frevel schrie zum Himmel. Allein ein solcher Frevel des Söldnerthumes ist doch andererseits nur möglich in einer Zeit völliger Wehrlosigkeit, in einer Zeit wo alle selbstständige Kraft und Mannheit erlahmt ist, kurz wo die Menschen sind wie eine Heerde Schafe, in die der Wolf einbricht. Die Deutschen von damals haben unsäglich gelitten, mehr als irgend eine andere Nation der beglaubigten Geschichte. Allein, wenn wir auch die Schuld jener menschlichen Wölfe um nichts verringern: waren darum die menschlichen Schafe frei von der Schuld ihres Leidens?

Es ist wahr: jene Würgengel haben nicht gekargt mit ihren Betheuerungen vom Evangelium, von Freiheit und dergleichen Dingen mehr. Ihre Staatsschriften, ihre Proklamationen, ihre Flugschriften, welche sie haufenweise über die Länder ausstreuten, legen Zeugniß davon ab und gewähren auch heute noch die unwiderleglichen Beweise, daß die Helden so geredet haben. Wir bezweifeln gar nicht, daß dem Schwedenkönige Gustav Adolf die Worte „Gott und das Evangelium" möglichst locker auf der Zunge lagen, daß Wilhelm von Hessen-Kassel und Bernhard von Sachsen-Weimar täglich ein, und wenn man will, auch zwei Capitel in der Bibel lasen; allein liegt denn darin der Beweis, daß irgend Jemand ihren Redensarten Glauben schenkte, oder daß die Menschen von damals die ungeheuren Opfer, welche die Eroberungswuth dieser Mächtigen ihnen auferlegte, freiwillig getragen haben?

Namentlich in Betreff des Schweden Gustav Adolf ist hohe Vorsicht vonnöthen, weil der endlose Schwall von Büchern, die dem Wesen nach der Eine von dem Anderen abschreibt, um die geschichtliche Persönlichkeit dieses Mannes einen so dichten Nebel der Mythe ausgegossen haben, daß es für den, der nicht die ursprünglichen Zeugnisse einsieht, schwer hält sich des Massengewichtes der Dichtung und Sage völlig zu erwehren. Herr Koch sagt (S. VI): „Gustav Adolf gewann leicht die günstigste Stellung in Deutschland, weil die sorgenerfüllten und durch das Restitutions-Edikt wirklich bedrängten Protestanten dem sehr verzeihlichen Wahne sich hingaben: er sei bloß ihretwegen gekommen." Wer doch, möchten wir fragen, sind diese Protestanten, die das geglaubt haben sollen? Das Restitutions-Edikt zunächst bedrohte nicht die einzelnen Protestanten als solche, sondern die Inhaber von Bisthümern, Abteien u. s. w., also fürstliche Personen. Doch lassen wir diesen Unterschied, und fassen sie alle zusammen. Gustav Adolf ist in Pommern, wo er landete, weder von dem Herzoge noch dem Volke mit Freuden aufgenommen.

Sie duckten sich dem Zwange. Gustav Adolf ist dann in Brandenburg weder von dem Kurfürsten noch dem Volke mit Freuden aufgenommen. Auch sie waren wehrlos und duckten sich dem Zwange. Die strenge Mannszucht, die man ihm in neuerer Zeit beigelegt hat (auch Herr Koch S. 238), konnte er nicht halten, weil er kein Geld hatte. Ein halbes Jahr nach seiner Landung stand sein aus allen Nationen, wie er selbst sagt, componirter Söldnerhaufe bereit zum Entlaufen, als der Cardinal Richelieu mit Geldhülfe eintrat. Wieder ein halbes Jahr später, im Sommer 1631, meldet der Schwedenkönig selbst heim, daß er kein Brod habe für sein Heer, daß dasselbe lebe vom Plündern und Rauben. Wo sind dann die freiwilligen Opfer?

Erst die Schlacht bei Breitenfeld ist der Wendepunkt. Der Erfolg sprach für ihn, und der Erfolg ist mächtig. Und dennoch hat auch da keine deutsche protestantische Stadt sich ihm freiwillig aufgethan, nicht Erfurt, nicht Frankfurt. Man pflegt bei der Erzählung dieser Dinge Gewicht zu legen auf die salbungsvollen langen Predigten des Schweden. Wozu des Geredes? Bevor er zu reden beginnt, hat er überall sehr ausdrucksvoll auf die Mündungen seiner Kanonen gezeigt. Die Beweiskraft derselben leuchtet dann den Vätern der Städte so sehr ein, daß sie sich geduldig auch in das Anhören der Predigt fügen, zumal da ja diese Predigt der eigenen Feigheit vor dem großen Haufen ein anständiges Colorit gab. So hat es der Schwede gemacht in Erfurt, in Frankfurt am Main u. s. w. Denn die Macht seines Erfolges, die Furcht vor seinen Kanonen ging ihm viele Meilen voran, und überall wiederholte sich dasselbe: der Mangel an Muth und Kraft zum Widerstande gegen den fremden Eroberer hüllte sich in den Mantel der Redensart vom evangelischen Wesen.

Dabei ist indessen nicht zu vergessen, daß Gustav Adolf es meisterlich verstand, selbst da wo er die Katholiken zu schonen schien, die Gemüther der Menschen gegen einander zu hetzen und für immer zu entzweien. Dieses Mittel war

leicht und einfach, und versagte doch nimmer seinen Dienst. Es lag nicht auf dem Gebiete der Dogmen, sondern auf dem des Besitzes. Er nahm den Katholiken kirchliches Eigenthum, und schenkte es den Protestanten. Diese mußten annehmen bei Strafe seiner Ungnade. Die Zustände, die dann sich entwickelten, bedürfen keiner Darlegung. Aber will man das einen Religionskrieg nennen? Eine andere Leistung der Deutschen für den Schweden als diejenigen, zu welchen sein Fingerzeig auf die Mündungen seiner Kanonen ihnen willige Herzen und eifrige Hände machte, muß so lange als unglaubwürdig bezeichnet werden, bis das Gegentheil dargethan ist.

Wir haben bei dieser Persönlichkeit, obwohl sie für das Buch des Herrn Koch eine minder wichtige ist, deßhalb länger verweilen müssen, weil der Irrthum über dieselbe unter verschiedenen Gestalten auch bei Herrn Koch mehrfach wiederkehrt.

Ist selbst der klare Blick des Herrn Koch nicht völlig frei geblieben von diesem endlos wieder aufs neue ausgesäeten und lustig wuchernden Vorurtheile: so bringt er andererseits Zeugnisse genug aus einzelnen protestantischen Territorien, welche die Meinung, als hätten irgendwelche Landstände oder dergleichen Personen an einen Religionskrieg geglaubt, hinreichend beleuchten. Ueberhaupt ist, wie es scheint, der allein richtige Weg, der zu einer selbstständigen Ueberzeugung und vollen Klarheit über die Frage des Religionskrieges führt: die Untersuchung der betreffenden Aktenstücke aus dem Archive eines kleinen oder großen, damals rein protestantischen Territoriums. Es versteht sich dabei von selbst, daß derartige Aktenstücke nicht aus Briefen mit anwesenden schwedischen Generalen, oder Hessen und Weimaranern, denen allen der schwedische Jargon vom evangelischen Wesen in gleicher Weise geläufig war, bestehen dürfen, sondern in freien Aeußerungen, sei es der Landstände unter sich, sei es gegen ihren nicht durch schwedische Furcht gefesselten Landesherrn. Wo dieß nicht der Fall ist, wo die Meinungsäußerung der Landstände eine völlig freie ist: da darf man mit hoher Wahrscheinlichkeit immer

voraussetzen, daß sie kaiserlich deutsch gesinnt sich aussprechen. Auch fehlt es bei Herrn Koch nicht an Beispielen solcher Art. Im J. 1637 werfen die calenbergischen und cellischen Abgeordneten dem Stadtrathe von Lüneburg vor, daß derselbe durch die Aufnahme der Schweden in die Stadt ein crimen laesae majestatis und offenkundige Felonie begangen, und beschuldigen ihn, daß er fort und fort mit jenen unter einer Decke stecke (Koch S. 51). — Als der Herzog Eberhard von Württemberg den Landständen 1637 die Frage vorlegte, ob er dem Prager Frieden beitreten sollte, erwiderten Ritter und Prälaten: es würde unverantwortlich seyn es nicht zu thun (S. 63). — Die calenbergischen Stände protestirten im Juli 1640 feierlich gegen die Verbindung ihres Herzogs mit den Schweden. Sie verlangten, daß er sich der Gnade des Kaisers unterwerfe (v. d. Decken, Herzog Georg Bd. III S. 41). U. s. w.

Wie ist es überhaupt denkbar, daß, selbst wenn die Meinung eines Religionskrieges vor 1635 dagewesen wäre, sie nach dem Prager Frieden sich hätte erhalten können? Denn immerhin ja ist es möglich, daß vorher der große Hause sich durch die endlosen Flugschriften, die damals dasselbe leisteten was heutzutage die Zeitungen, ferner durch Predigten von protestantischen Geistlichen, deren politischer Gesichtskreis abschloß mit der Feldmark ihres Dorfes, sich habe beschwatzen und bethören lassen, wenigstens so lange bis seine Glaubensretter leibhaftig vor ihm standen, um ihm das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen zu pressen. Allein auch diese Möglichkeit mußte aufhören, als mit dem Frieden des Jahres 1635 sämmtliche deutsche protestantische Fürsten bis auf den französischen Marschall, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, und zwei oder drei andere fürstliche Abenteurer, zu ihrem Kaiser traten, und als dann in Folge dessen die protestantischen Sachsen, die Brandenburger und wer immer sonst, von den schwedischen Glaubensrettern behandelt wurden gleich den Katholiken. Früher hatten diese „Löwen von Mitternacht“, die in Wahrheit indessen aus dem Aus-

wurfe aller möglichen Nationen bestanden, in protestantischen Gegenden sich mit Raub und Plünderung begnügt: nach dem Prager Frieden gebot Baner, wenn er Sachsen betrat, ganz ebenso wie in Böhmen, die Dörfer auf so und so viel Meilen Weges rund umher nieder zu brennen.

Kann da bei einer Bevölkerung wie derjenigen von Sachsen und Brandenburg, welche um ihrer Religion willen von kaiserlichen Truppen niemals auch nur die geringste Beeinträchtigung erlitten hatte, noch ein leiser Ueberrest auch nur des Wortes geblieben seyn? Ich sage ausdrücklich: um ihrer Religion willen; denn die Thatsache der Erpressungen, der Räubereien der Wallensteiner steht ebenso fest, wie die daß es dem Wallenstein und seinen Obersten ganz einerlei war, ob die Unglücklichen, welche von ihnen ausgepreßt werden sollten, ein katholisches oder protestantisches Glaubensbekenntniß aussprachen. Es kam dem gebietenden Söldnerthume lediglich darauf an, ob etwas herauszudrücken war. In Wallensteins Heere selbst ward auf den Unterschied der Religion auch nicht im mindesten gesehen. Ja unter den Beschwerden der katholischen Fürsten auf dem Deputationstage 1630 über Wallenstein selbst findet sich auch die, daß er mit Vorliebe protestantische Offiziere in katholische Gegenden einlagere. Die Erklärung liegt nahe: die protestantischen Offiziere unter solchen Verhältnissen waren rücksichtsloser, entsprachen darum eher dem Systeme Wallensteins, der in seiner Feldherrnstellung von Anfang bis zu Ende nur das eine bestimmte Ziel verfolgte: Befriedigung seiner eigenen Habgier und Herrschsucht, und der das Heer seines Kaisers hauptsächlich und zunächst verwendete zur Verfolgung dieses seines eigenen persönlichen Zieles.

Doch kehren wir von Wallenstein zurück zu den Schweden. In protestantischen Gegenden von Deutschland hat sich der Volksreim erhalten, der kurz und eindringlich die Glaubensretter zeichnet:

Bet't Kinder, bet't,
Morgen kommt der Schwed,

Morgen kommt der Oxenstern,
Will Euch Kinder beten lehrn.

Aus der Erhaltung dieses Reimes spricht Geschichte, kürzer, wahrer, eindringlicher als aus so und so viel Dutzend der landläufigen Bücher. Das wahre Volk, welches von der sogenannten Bildung unseres trostlosen Bücherwesens sich frei erhalten, denkt vielleicht auch heute noch so. Als im Jahre 1813 schwedische Truppen auf dem Durchzuge Sachsen berührten, wo man doch täglich Soldaten fast von allen Nationen vor Augen hatte, gaben die Sachsen, d. h. das wirkliche Volk, ihre Furcht und Sorge so unverhohlen zu erkennen, daß die schwedischen Offiziere ihnen begütigend zureden mußten: „Fürchtet euch nicht. Wir sind nicht die Schweden des dreißigjährigen Krieges" *). Aus solchen Worten, ich wiederhole es, spricht Geschichte. Und diese wirkliche Geschichte ist unvereinbar mit der späteren Fiktion irgend einer Wärme, irgend einer Zuneigung des deutschen Volkes für das damalige Schwedenthum und alles was in neuerer Zeit damit zusammenhängt.

Herr Koch legt für seine Ansicht viel Gewicht auf die protestantischen Städte. Er sagt (S. 83): „Die moralische Losgebundenheit der einzelnen Theile vom Ganzen offenbarte sich ganz besonders bei den protestantischen Städten, die allen Abmahnungen und Bedrohungen zum Trotze, beharrlich fortfuhren, den Feinden Truppen, Munition, Lebensmittel und Geld zu liefern. Ohne diese nicht hoch genug anzuschlagenden Leistungen hätten sowohl die Franzosen wie die Schweden den deutschen Krieg aufgeben müssen."

Die Anschuldigung ist hart, ja ich möchte sagen, in ihrer Allgemeinheit allzu hart. Denn Hr. Koch hat nicht ein

---

*) Vergl. die Schrift: die Einnahme und Einäscherung der Stadt Sonnenwalde durch die Schweden, vom Superintendent Ziehme, Leipzig 1841.

Beispiel angeführt, daß eine Stadt, die außerhalb des Bereiches der französischen oder schwedischen Waffen lag, freiwillig aus sich irgend ein Opfer solcher Art dargebracht hätte. Andererseits ist nicht im geringsten zu bezweifeln, daß die Gewinnsucht in den Städten mächtiger war als die Pflicht gegen das Vaterland, oder auch das Parteiinteresse. Wie hier Hr. Koch diese Anklage gegen die Städte vom kaiserlich-deutschen Standpunkte aus ausspricht: so wurde sie damals vom Parteistandpunkte aus erhoben in Betreff des Verhaltens der Hansestädte gegen das von Tilly belagerte Magdeburg. Die Städte lieferten dem Feldherrn das Pulver zur Beschießung, und gaben dadurch, wie ein Parteigenosse sich ausdrückt, ihrer Schwesterstadt die letzte Oelung. Die Sache war einfach so wie sie auch heutzutage zuweilen liegen soll: den Kaufleuten geht ihr Gewinn über jegliches andere Motiv. Herr Koch führt (S. 478) die Worte an, die der Graf Auersperg 1644 an den Kaiser schrieb: „Diese Städte, Hamburg, Lübeck, Bremen, trachten zu sehr nach Gewinn, zumal bei diesen Läuften, um noch aus Ehrbarkeit, Pflicht und Eiden etwas zu thun oder zu unterlassen.“ Es scheint, daß derselbe Maßstab überall angelegt werden müsse. Die Kaufleute der deutschen Städte hatten eine ausgesprochene Sympathie weniger für die Sache der Schweden und Franzosen als für den eigenen Erwerb.

Ich habe in den vorstehenden Worten es für nöthig erachtet, der, wie mir scheint, allzu großen Gerechtigkeitsliebe und demgemäß den über das billige Maß hinaus gehenden Concessionen des Herrn Koch an die schwedisch-kleindeutschen Behauptungen beschränkend entgegen zu treten. Dagegen verdient es unsere volle Anerkennung, daß Herr Koch mit solchem Nachdruck auf den eigentlichen Brunnquell des deutschen Unfriedens hingewiesen hat.

„Das Friedenshinderniß“, sagt er (S. 31), „kam allein von Frankreich. Richelieu hatte die Politik Heinrichs IV. und Sullys ergriffen, und da die Wirren in

Deutschland sie ungemein begünstigten, ihre Verwirklichung sich zu einem Ziele gesetzt, welches er zum Staatsgrundsatze erhob. Er trug sich mit der Ansicht, daß Oesterreich bei der Fortsetzung des Krieges, in welchem es von so wenigen Bundesgenossen unterstützt wurde, zuletzt denn doch erliegen werde, und da ihn einestheils der Ruhm und die Größe Frankreichs bewegte, anderntheils das eigene Interesse, nämlich die Bedingung sich seinem Herrn nothwendig zu machen, um sich in seiner Stellung zu behaupten: so waren in seiner Seele alle Friedensgedanken ausgeschlossen. Da aber die Ehre Frankreichs vorschrieb den Schein zu retten, so heuchelte er fortwährend die friedlichsten Gesinnungen, und wälzte die Schuld der Verzögerung auf den Kaiser. Das Mittel dazu war, daß er abermals und immer wieder Bedingungen stellte, welche der Kaiser voraussichtlich nicht annehmen würde. So schrieb er aus Soissons dem Abbé Fieschi in Madrid: Ich arbeite am Frieden mit einem so warmen Eifer, daß wenn das Zustandekommen desselben die Vergießung meines eigenen Blutes erheischte, die Welt sich von der Wirkung meiner Bereitwilligkeit bald überzeugen würde. Zur selben Zeit aber erhob er in Köln eine Schwierigkeit nach der anderen, bis vier Jahre nutzlos verstrichen waren."

So Herr Koch, dessen hier vorgetragene Ansicht alle Thatsachen beweisen. Der Kaiser Ferdinand selbst spricht sich in ganz ähnlicher Weise an die Kurfürsten von Bayern und Brandenburg aus (S. 32): „Je länger, je mehr weiset der Augenschein, daß die beiden Kronen nicht, wie sie jederzeit vorgaben und sich rühmten, pro defensione religionis aut libertatis Imperii sich in diesen deutschen Krieg eingemischt, sondern daß es zur Erweiterung ihrer Herrschaft und Eroberung fremder Länder, auch zu völliger Destruktion des Reiches und des deutschen Kaiserthumes geschehen ist. Unter dem Vorwande unser Erzhaus allein zu bekriegen, sind sie gewillt das Reich unter ihre Gewalt zu bringen und unter sich zu theilen." — Das kleindeutsche Professorenthum spricht

bekanntlich bis auf den heutigen Tag über diese Dinge so, wie der Cardinal Richelieu wünschte, daß es darüber sprechen sollte.

Der Cardinal Richelieu bezahlte zu diesem Zwecke der Fortdauer des Krieges hauptsächlich die Schweden, und erfand sich alle drei Jahre sehr willig und eifrig den Subsidienvertrag zu erneuern, bevor er noch abgelaufen war. Allein die Schweden waren von Gustav Adolf an bis zu Torstenson und Wrangel hinunter die evangelischen Glaubensretter, und haben den armen Deutschen gegenüber offiziell diesen Namen niemals abgelegt. Richelieu dagegen war Cardinal der römisch-katholischen Kirche und erdrückte in Frankreich die Hugenotten.

Wir kommen hier unvermeidlich wieder auf den Knäuel des Religionskrieges zurück. In der landläufigen kleindeutschen Auffassung, nach welcher der Protestantismus und der Katholicismus damals dreißig Jahre lang gegen einander geschlagen haben, pflegen diese Gegensätze unvermittelt, still und ruhig neben einander zu schlafen. Der Cardinal Richelieu ist sehr unbequem, und man entledigt sich seiner, indem man ihn möglichst wenig erwähnt, oder erst von dem aktiven Eingreifen Frankreichs an seiner gedenkt, mit dem Bemerken, daß damals und dadurch der Krieg seinen ursprünglichen Charakter verloren habe. Dieß ist indessen lediglich eine Fiktion. Der Cardinal Richelieu griff sofort nach dem Antritte seines Ministeriums aktiv ein, zuerst durch die Unterstützung des Dänenkönigs Christian IV., der bekanntlich auch den Glaubenskrieg proklamirte. Dann nachdem der Däne sich als unfähig erwiesen, wartete der Cardinal Richelieu nicht auf die Bitte des schwedischen Glaubensretters um Unterstützung, sondern schickte einen eigenen Gesandten mit dem Angebote derselben nach Stockholm. Der Schwede that erst hochmüthig in Betreff der Titulatur, sah sich aber einige Monate nach seiner Landung schon genöthigt, Winke seiner Noth zu geben. Die Hand des Cardinals Richelieu stand sofort ihm offen

und blieb es, ungeachtet aller Predigten, die der Schwede in jeder deutschen Stadt hielt, und der Flugschriften, die er über die deutschen Länder streute, alle voll vom evangelischen Wesen und den anderen ihm geläufigen Redensarten. Das mußte der Cardinal wissen; denn es war weltkundig.

Die Frage würde mithin die seyn, ob der Cardinal um den Preis der völligen Zerrüttung Deutschlands, wie der Schwede sofort mit großem Eifer sie in Angriff nahm, die katholische Kirche in Deutschland zu opfern bereit war. Ich glaube, diese Frage muß verneint werden. Der Cardinal hatte den Schweden durch den Bärwalder Vertrag gebunden, die katholische Kirche in dem Stande zu belassen, wie er sie finden würde. Der Schwede hielt den Vertrag nicht besonders streng; allein er wagte doch auch nicht offen ihn zu brechen. In Schweden hatte er Jesuiten hinrichten lassen, weil sie das Verbrechen begingen Jesuiten zu seyn: in Deutschland begnügte er sich selbst persönlich oder durch Fabricius gegen sie zu predigen. So redselig seine Zunge vom Religionskrieg, vom Evangelium da überfloß, wo er mit Bürgern und Magistraten deutscher Städte zu thun hatte: so hütete er sich sehr scharf diese Worte in offiziellen Aktenstücken an andere Regierungen zu gebrauchen, abgesehen natürlich von den deutschen Fürsten, die er durch die Anweisung auf den Raub katholischen Eigenthumes zu ködern suchte. In solchem Falle leisteten zur Stärkung der Schwachen einige sogenannt evangelische Redensarten nützliche Dienste. Ferner kannte er den Werth der Presse als Agitationsmittel. Er ließ, was nicht oft genug gesagt werden kann, in Deutschland unzählige Broschüren zum Beweise seiner Glaubensretterschaft ausstreuen. Dagegen verkündete in französischer Sprache der auf seinen Befehl geschriebene Soldat suédois: die Behauptung, daß Gustav Adolf einen Religionskrieg führe, sei eine schwere Verläumdung. Die Freunde der Schweden, die Generalstaaten von Holland, meldeten dem Cardinale Richelieu: das Vorgeben, daß der Schwede einen Religionskrieg führe, sei eine

österreichische Lüge. Der Papst Urban VIII. erwiderte dem Kaiser auf die Vorstellung, daß die ganze katholische Kirche in Deutschland durch die Fortschritte des Schweden in Gefahr gerathe: dem sei nicht so; der Schwede führe einen politischen, nicht einen Religionskrieg. Die schwedisch-französische Brandschrift des Hippolithus a Lapide gegen Deutschland und das Haus Habsburg sagt (1640): sileat autem ac cesset tandem vanus ille de religione praetextus: nam non de religione, sed de regione agitur. Dem entspricht endlich die Schrift, welche im 17. Jahrhunderte als Testament Richelieu's ausgegangen ist. Ich wage nicht zu entscheiden, ob sie authentisch sei. Ist sie es nicht, so ist die Schrift ein Meisterwerk der Nachahmung. Es verlohnt sich der Mühe in dieses Verhältniß noch etwas näher einzugehen.

Es erscheint uns unzweifelhaft, daß wie der Cardinal Richelieu bei dem Bärwalder Vertrag die Absicht hatte die Schweden als sein Werkzeug zu gebrauchen, ebenso der Schwede seinerseits hoffte sich von dem Cardinale unabhängig zu machen. Allein so viel auch der Schwede in Deutschland erpreßt und erplündert hat: er ist doch der Kette, mit welcher der französische Subsidienvertrag ihm Hände und Füße umschlang, nicht los geworden. Er konnte sich nicht frei bewegen. Die Reden, die er das ein und andere Mal gegen Frankreich gehalten, sind im Grunde nur Bravaden für leichtgläubige Deutsche berechnet, darum trefflich geeignet zur Ausstaffirung des hohlen Gustav-Adolf-Schwindels der Neuzeit, damals indessen von keinem reellen Werthe. Da nun der König Gustav Adolf selbst wegen der Subsidien-Fessel sich der leitenden und führenden Hand des Cardinals Richelieu nicht hatte entziehen können, so konnten es noch viel weniger die Nachfolger, denen zugleich mit der königlichen Autorität die Einheit des militärischen und diplomatischen Willens fehlte. Der Cardinal Richelieu war der eigentliche Kriegsherr des schwedischen Söldlingthumes. Er erneuerte aber jedesmal noch vor dem Verfalltage den Subsidien-Traktat.

Er kann mithin mit den schwedischen Diensten nicht unzufrieden gewesen seyn. Die Schweden führten aber dennoch einen Glaubenskrieg, wenn sie allerdings auch um des Cardinals willen sich ein wenig die Zügel anlegen mochten. Ward denn der Cardinal Richelieu darüber getäuscht, oder lag ihm zu wenig daran, oder hatte er noch andere Ziele?

Daß ein Mann wie der Cardinal Richelieu über das Wesen des schwedischen Krieges, über die Neigungen und Richtungen der Bandenführer, welche er auf das unglückliche Deutschland losließ, auch nur eine Woche habe getäuscht werden können, ist undenkbar. Er wußte, wenn auch nicht auf Heller und Pfennig die Summe des geraubten und gestohlenen katholischen Kirchengutes, doch sicherlich im Allgemeinen, daß die Schweden raubten und stahlen. Er war römisch-katholischer Kirchenfürst, und hat, so hassenswürdig seine Politik uns erscheint, dennoch selbst nicht geglaubt seiner Kirche schaden zu wollen. Er muß mithin sein Verfahren in Deutschland der katholischen Kirche nicht für schädlich gehalten haben. Ja wir gehen noch einen Schritt weiter. Er muß subjektiv sich vor sich selber die Dinge so zurecht gelegt haben, daß sein Verfahren in Deutschland der katholischen Kirche eher nütze als schade.

Subjektiv, sage ich, muß der Cardinal Richelieu sich die Dinge so zurecht gelegt haben. Aber wie nun, wenn Spuren vorhanden wären, daß auch Andere so dachten? Diese Spuren sind allerdings vorhanden. Man könnte zuerst den Kurfürsten von Trier, Erzbischof Philipp Christoph von Soetern, anführen, dessen Vaterlandsverrath an Frankreich demjenigen des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel an Schweden gleich steht. Philipp Christoph vertheidigte sich vor den deutschen Kurfürsten unter andern mit den Worten (Koch S. 219): „Wider den Kaiser und das Reich habe er nie eine Conföderation mit dem Auslande gemacht; die, welche er geschlossen, sei diejenige einer simplex assistentia zur Conservirung seines Erzstiftes und der katholischen Religion."

Zu diesem Zwecke also verrieth er Ehrenbreitenstein den Franzosen. Herr Koch bemerkt dazu: „Das ist das einzige Beispiel, daß katholischer Seits die Religion zum Deckmantel der Felonie benützt wurde."

In der moralischen Qualifikation dieses katholischen Verräthers finden wir, wie gesagt, von derjenigen der protestantischen keinen Unterschied. Die Aehnlichkeit ist auch sonst sehr groß. Philipp Christoph war daheim gegen seine Landstände nicht minder Despot, als Wilhelm von Hessen-Kassel. Allein Philipp Christoph muß sich doch auch bei jenen Worten etwas gedacht haben. Ebenso wie das Vorgeben des Landgrafen Wilhelm vom evangelischen Wesen bei ihm subjektiv wenigstens die Art von Wahrheit hatte, daß er die Katholiken nicht bloß berauben, sondern zugleich ihnen seinen halben oder ganzen Calvinismus aufnöthigen wollte: so muß auch dem Kurfürsten Philipp Christoph zugestanden werden, daß er selbst in irgend einer Weise an die Wahrheit seiner Worte geglaubt habe.

Mit diesem Glauben stand er aber nicht allein. Auch auf der andern Seite finden wir die Besorgniß, daß der Abfall vom Kaiser, der Verrath am Vaterlande gerade dem deutschen Protestantismus Gefahr drohe, sehr klar und bündig ausgesprochen. Herr Koch hebt (S. 296) mit besonderem Nachdrucke ein Schreiben des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen hervor, des Hauptes der Lutheraner. Johann Georg hat bekanntlich nur die vier Jahre hindurch von 1631 — 35 gegen seinen Kaiser gestanden, und es sind hinreichende Spuren genug zum Beweise, daß er bereits einige Monate nach seinem Abfalle von der kaiserlich-deutschen Sache auch auf die Aussöhnung bedacht war. Nach dem Abschlusse des Prager Friedens war Johann Georg wieder wie nur je zuvor ein kaiserlich-deutsch gesinnter, treuer Mann. Das berührte Schreiben an den Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg findet sich gedruckt bei Londorp V, 130 u. f. Da dasselbe mehr Aufschluß über die Motive und das Wesen des Krieges

gewährt, als einige Dutzend neuerer Bücher, so darf das Studium desselben mit Recht empfohlen werden. Ueberhaupt wäre die Ausnutzung der allgemein zugänglichen Aktenstücke bei Londorp ebenso sehr zu wünschen, als die Benutzung der Papiere dieses oder jenes Archivs. Denn in den meisten Büchern wird, auch da wo man Londorp citirt findet, eine eingehende Kunde des reichlich dort aufgespeicherten Materiales allzu oft vermißt.

Der Kurfürst Johann Georg, das Haupt der deutschen Lutheraner, sagt in diesem Briefe ausdrücklich, daß die Absichten der damaligen Aktions-Partei, also Friedrichs von der Pfalz und der Nachfolger desselben in der Rebellion gegen Kaiser und Reich, und mithin gegen die wahren Interessen der deutschen Nation, auf die Unterdrückung und Vertilgung der anderen Religionspartei ausgegangen seien. „Die nach der Errichtung des Religionsfriedens eingetretene Ruhe, sagt er, hat so lange gewährt, bis unruhige Leute im Reiche zunächst sich selbst eingeredet und dann andere beredet haben, daß man mit gutem Gewissen unter einem katholischen Kaiser und neben Katholiken nicht leben könne. Von diesen Ideen beherrscht, haben sie allerlei Ränke und wunderseltsame ohne Scheu verfolgte Anschläge zum Vorschein gebracht. Man strebte die Reichsverfassung zu stürzen, den einheitlichen Verband zwischen dem Oberhaupte und den Gliedern zu lösen und das Reich in eine ganz neue Form zu gießen. Wiewohl die eingebildete Klugheit dieser Leute zu Schanden geworden und Gott das deutsche Reich erhalten hat, so ist es doch Thatsache, daß dergleichen Eiferer heutzutage wieder hervorkriechen und sich äußerst anstrengen, mit Hülfe der fremden Kronen ihre Plane zu verwirklichen." Wir bemerken also hier ausdrücklich, daß der erste protestantische Fürst des Reiches die Schuld des Anfanges und der Fortsetzung des grausigen Krieges der Aktionspartei des Friedrich von der Pfalz und seiner Nachfolger beimißt. Wir sagen ausdrücklich nicht: der protestantischen Aktionspartei;

denn die Urheber waren zuerst nicht protestantisch überhaupt, sondern calvinisch. Ferner aber kann nicht der Protestantismus als solcher haftbar gemacht werden für die Verbrechen derjenigen, welche diesen Verbrechen durch den Namen des Protestantismus einen Deckmantel umzuhängen suchten. Wir bemerken ferner, daß der Kurfürst Johann Georg sich in ganz ähnlicher Weise im J. 1626 ausgesprochen. Das Aktenstück findet sich ebenfalls bei Londorp III. 890 u. f.

Hören wir weiter den Kurfürsten Johann Georg. „In welche Gefahr sie die evangelische Partei durch dergleichen Umtriebe stürzen, ist leicht zu ermessen, wenn die eifrige Verwendung Frankreichs für die Erhaltung der katholischen Religion in Deutschland erwogen wird. Was anders als ein Kreuzzug gegen die Protestanten ist zu erwarten, falls dem Könige von Frankreich von katholischer Seite vorgestellt wird: die Evangelischen hätten keine andere Absicht, als mit Hülfe der Schweden unter dem Vorwande von unerledigten Beschwerden die Katholiken aus Deutschland oder doch aus dem größten Theile der von ihnen bewohnten Länder zu vertreiben?“ Johann Georg räth deßhalb zum Frieden, zum Vergleich. „Sollte aber, fährt er fort, der eine oder der andere Reichsstand die Fortsetzung des von den fremden Mächten in Deutschland geführten Krieges billigen und empfehlen, so dürften die Katholiken (d. h. die katholischen Reichsstände), in Erinnerung der in der Anhaltischen Kanzlei und in anderen Schreiben dargelegten Maximen, wohl gar auf den Gedanken kommen: man wolle evangelischer Seits alles mit den Waffen durchsetzen, keiner Reichsordnung und keinem Rechte ferner sich unterordnen, sondern unter dem Schlagworte deutscher Freiheit nach baarer Willkür verfahren, das Oberste zu unterst kehren, den römischen Kaiser aller Autorität, Jurisdiktion und Hoheit entledigen und einen Schatten-Kaiser aus ihm machen, und unter dem vorgegebenen Schein von Religionsbeschwerden die Absicht bergen, die Katholiken endlich einmal zu vertreiben und zu vertilgen.“

Herr Koch hebt mit Recht hervor, daß diese hier vorgetragene Ansicht des ersten protestantischen Fürsten damaliger Zeit in Deutschland, und zwar an einen anderen protestantischen Fürsten gerichtet, der gerade Gegensatz derjenigen Meinungen ist, mit welchen von Heidelberg bis Berlin alljährlich so und so viel Bücher angefüllt werden. Man wird ferner die merkwürdige Aehnlichkeit nicht verkennen, welche mutatis mutandis zwischen der von Johann Georg geschilderten Aktionspartei von damals und dem heutigen Nationalvereine obwaltet.

Johann Georg also, bei welchem damals auch der Gedanke nicht aufkommt, daß jemals ein deutscher Professor dahin gelangen könne, dem Kaiser den Ursprung und die Fortdauer des Krieges zuzuschreiben, fürchtet bei Fortsetzung desselben für den Protestantismus, und mahnt darum andere protestantischen Fürsten ab, auf die Lockungen der fremden Kronen zu hören. Lassen wir auf das Wort des ersten protestantischen Kurfürsten sogleich dasjenige des ersten katholischen folgen.

Kurmainz bemerkte 1642 im Kurfürsten-Collegium Folgendes (Koch S. 356): die Sorbonne und andere Pariser Theologen hätten erklärt, daß der König von Frankreich einen gerechten Krieg führe. Sowohl in curia Romana apud summum Pontificem als bei den Cardinälen dürfe man ungescheut vorbringen, daß der deutsche Krieg, ungeachtet die Katholiken jetzt darunter leiden, der katholischen Religion zuletzt doch große Vortheile verschaffen werde, und daß aus der Vereinigung der akatholischen Fürsten Deutschlands mit den Schweden dem katholischen Religions-Exercitium kein sonderlicher Nachtheil erwachse, indem dasselbe an vielen Orten erhalten bleibe. Hieraus sei zu schließen, fährt der Kurfürst von Mainz fort, daß der König von Frankreich bei diesem Kriege keine Gewissensunruhe empfinde, sondern sogar meint, ex intentione sua, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten. Um so weniger werde bald der Friede zu Stande kommen, als überdieß ja bekannt sei, welche consilia ratione Regni Austrasiae bestehen.

In wieweit diese Ansichten mit der objektiven Sachlage übereinkommen, entscheide ich nicht. Es genügt hier sie anzuführen und Gewicht darauf zu legen, daß sie für die geschichtliche Betrachtung sehr zu beachten sind. Es fehlen nur noch die Aeußerungen des Cardinals Richelieu selbst. Der Werth derselben beschränkt sich nicht auf die Kenntniß der Vergangenheit.

Bereits im Jahre 1624, wo die Politik Richelieu's zur Zerrüttung von Deutschland und Spanien erst im Beginne war, glaubte der spanische Gesandte oder hatte den Auftrag ihm ernstliche Vorstellungen zu machen. „Ich darf nicht länger schweigen, sagte er*), vor meinem Gewissen und im Dienste meines Königs. Im Namen desselben protestire ich vor E. E. und rufe Gott zum Zeugen an gegen allen Jammer, welcher der Christenheit aus dieser Politik erwachsen wird. E. E. sind Urheber eines beweinenswerthen Krieges und werden das Andenken eines Cardinales der Hölle hinterlassen.“ — „Ich bin“, erwiderte Richelieu, „Priester, Cardinal und guter Katholik. Ich bin in Frankreich geboren, einem Lande, welches keine Ungläubigen hervorbringt. Aber ich bin auch Minister des Souverains von Frankreich, und als solcher darf ich nicht, kann ich nicht mir ein anderes Ziel setzen als seine Größe, und nicht diejenige des Königs von Spanien, dessen Absichten auf eine Universalmonarchie man zur Genüge kennt. Ich will Ihnen diese Ansichten nicht verhehlen, weil die Zeit gekommen ist, wo man aufhören muß zu heucheln.“

Ausführlicher redet er in der Schrift, die man als sein Testament**) publicirt hat. „Es war mein Ziel, sagt dort der Cardinal, Frankreich eins zu machen mit Gallien, indem ich ihm seine Grenzen wieder gab. Allein ich fand Frankreich

*) Flassan: histoire de la diplomatie française. T. II p. 270. (2de édit.)

**) Cardinalis Richelieu Testamentum Christianum et Politicum. Freistadii 1670.

krank an zwei Uebeln: an der Ketzerei und der Freiheit. Ich habe beide Uebel gebrochen. Das dritte Uebel war die Entfremdung unserer Freunde. Sie verließen Gallien, weil Gallien sie verließ. Sie lebten als Freunde des Hauses Habsburg, um nur nicht dessen Sklaven zu seyn. Sie ließen sich durch Verheißungen und Titel kirren, und doch war es Knechtschaft unter dem Schein anständiger Freundschaft. Ich habe Europa in dem Könige die Freiheit gezeigt. Ich habe ihn gezeigt als einen Starken, um andere niederzubeugen, als einen Gerechten, um sie nicht sich zu entfremden, als freundlich gesinnt, indem er Wohlthaten erweisen will ohne Gegendienst. Ich habe Rom in Gallien das Asyl gezeigt, welches der Welt geöffnet seyn sollte in Rom. Ich habe Italien gezeigt, daß Gallien das was es gegeben, auch beschützen wolle, und nicht es zurückfordere. Ich habe Deutschland gezeigt, daß es frei sei, wenn es neutral seyn wolle."

Man beachte das immense Gewicht dieser letzten Worte, die so oft sich erneut haben. Deutschland ist demgemäß frei, wenn es Gewehr im Arme ruhig zusieht, wie die von Natur und Geschichte zum Schutze Deutschlands berufene Macht allein den Kampf für die Erhaltung desselben aufnimmt. Das ist die Logik des Cardinals Richelieu — und Anderer. Beispiele sind die Jahre 1795, 1805, 1859.

Der Cardinal fährt fort: „Ich bin in Deutschland und überhaupt außer Gallien nicht weniger katholisch gewesen als daheim. Ich habe mit dem Schweden zuerst über die Religion Deutschlands unterhandelt, bevor ich mich über die Freiheit ausgesprochen. Ich habe die Kirchen ausgenommen von dem Gesetze der Waffen. Ich habe ihm bedeutet, daß es sich um einen politischen Krieg handele, nicht um einen Religionskrieg. Hat die Religion dabei Schaden gelitten, so hat diesen Schaden nicht derjenige zugefügt, der ihn hat verhindern wollen. Jedenfalls entsprach der Schwede in Deutschland mehr der Religion als der Deutsche in Mantua. Auch ist dem katholischen Glauben die Kriegsgemeinschaft mit dem

Schweden nicht mehr zuwider, als die mit dem Engländer; noch ist ferner ein Bund mit freien Völkern wie die Deutschen sind, weniger katholisch, als ein solcher mit den Unterthanen des englischen Königs. — Aehnlich verhält es sich mit dem gegebenen Beispiele und der Nachahmung. Spanien hat das Beispiel (?) gegeben, Gallien es nachgeahmt. Spanien hat die französischen Unterthanen gegen ihren König aufgereizt; ich das deutsche Volk gegen seinen Feind. Spanien hat den Franzosen die Waffen in die Hand gedrückt zur Rebellion; ich den Deutschen für die Freiheit. Das Ziel jedoch dieser Freiheit ist der Glaube, welcher bei Vielen noch ketzerisch aus Unfreiheit, katholisch werden wird nach Maßgabe der Freiheit. Ueberhaupt aber habe ich den Protestanten in Deutschland gezeigt, daß ihre Freiheit mir wohlgefällig sei, nicht ihr Glaube."

Es würde zu weit führen, in diese Sophismen des Cardinals einzugehen. Die deutsche Freiheit, von der er redet, ist der Absolutismus der deutschen Fürsten, die Sold von dem Cardinale nahmen, daheim im eigenen Lande, und die Rebellion gegen das Oberhaupt, dem sie Treue geschworen. Beides ist immer Hand in Hand gegangen. Der Kaiser war allerdings der Feind dieser Fürsten; denn er war kraft seines Amtes und Berufs der Schützer der Rechte jedes einzelnen Deutschen. Wir constatiren die Thatsache, daß Richelieu selber subjektiv sein Verfahren in Deutschland mit seinem Eifer für die katholische Kirche in Einklang bringen will. Vielleicht dürfte sich doch der ganze objektiv geschichtliche Kern auf den Rath zurückführen lassen, den der französische Graf d'Avaux in die Fassung kleidete (Koch S. 399): „Die Religionsstreitigkeiten in Deutschland dürfen nie zu Ende gebracht werden, damit Frankreich aus dieser Schwäche den Vortheil immerwährender Einmischung und Eroberung ziehe." Es folgt daraus, daß wenn wir Deutsche unsererseits uns den Rath des Franzosen d'Avaux zu Nutze machen wollten, einem wahrhaften deutschen Patrioten nichts so sehr am Herzen liegen

sollte, als die Förderung kirchlicher Einigkeit. Es folgt ferner daraus, daß diejenigen, welche auf die Erweiterung des kirchlichen Spaltes hinarbeiten, nicht deutsche Patrioten sind, sondern in demselben Sinne arbeiten, wie damals d'Avaux.

Allein da einmal dieser Punkt berührt ist, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß dem Cardinale die Sophistik seines Treibens auf das eindringlichste und nachdrücklichste von einem französischen Bischofe der katholischen Kirche vorgehalten ist, nämlich in der Schrift „Mars Gallicus" *), die damals wohl bekannt, in neuerer Zeit allzu sehr vergessen scheint. Der Bischof tadelt die gottlosen Bündnisse französischer Könige mit den Türken gegen Oesterreich, die Unterstützung der niederländischen Empörung gegen Spanien, dann vor allen das Bündniß mit dem Schweden. Er sagt (p. 172): „Dieß Bündniß ist wahrlich nicht ehrenhafter, sondern vielleicht noch häßlicher und abscheulicher. Denn ganz Europa weiß, aus welchem Funken jener Kriegesbrand entstanden, der Deutschland in Asche legt. Er entsprang aus der Rebellion der böhmischen Stände und des Pfalzgrafen Friedrich. Der König von Frankreich hat durch seinen Gesandten, den Herzog von Angouleme, diese Handlung für einen Kronenraub erklärt, der den Frieden Deutschlands zerrütte und dem Feinde der Christenheit die Thore eröffne. Diese Handlung entscheide über sein Urtheil, wer der Angreifer, wer der Urheber des Uebels sei. Aber mit dem Siege des Kaisers wendeten sich die Dinge in Frankreich. Nicht die Sache des Kaisers mißfiel — denn auch Türken und Tartaren mußten sie gerecht nennen — sondern sein Glück, und darum ward Sodom gerechtfertigt vor Jerusalem. Der König schloß ein Bündniß mit dem Schweden zur Herstellung des Pfälzers, den er selbst als

---

*) Der vollständige Titel ist: Alexandri Patricii Armacani, Theologi, Mars Gallicus, seu de justitia armorum et foederum Regis Galliae libri duo. Anno 1636.

schuldig bezeichnet. Wenn dieß recht seyn soll, mit welchem Rechte ist dann der Graf von Armagnac, der Herzog von Alençon hingerichtet und ihre Güter confiscirt? Und was ist doch der Hochverrath dieser gegen denjenigen des Pfälzers? Sie haben nicht nach der Krone ihres Oberherrn gegriffen. Sie haben nicht die Türken aufgereizt. Sie haben nicht die Holländer, den Gabor, die Schweden in ihr Vaterland geführt, um es zu zerfleischen. Wenn deine Vasallen sich empören, großer König, so sprichst du ihnen ihr Urtheil. Ich tadele es nicht: vielmehr lobe ich es. Aber deine Gerechtigkeit sei, wie der Psalmist sagt, nicht bloß die der Lippen, sondern auch der Thaten. Du bist ein Mitglied der Gesellschaft von Königen und Fürsten: handle, wie du wünschest, daß sie gegen dich handeln. Das Unrecht, welches du beschützest, fällt auf dich; das Verbrechen, zu welchem du die Mittel herleihst, ist dein Werk. Denn allen Raub und Mord, jegliche Feindschaft gegen den Kaiser als das rechtmäßige Oberhaupt der deutschen Nation, den Uebermuth seines Heeres, die zum Himmel schreienden Verbrechen der schwedischen Wuth gegen die Unschuldigen, gegen Nonnen und Mönche, gegen Priester und Bischöfe, gegen Altäre, Kirchen und Sakramente — das alles was sie erdulden müssen, schreiben seit einer Reihe von Jahren die deutschen Katholiken dem allerchristlichsten Könige zu, der durch seine Bündnisse den Schweden die Mittel herleiht. Zerreiß diese Bündnisse, entzieh den Schweden und Rebellen dein Geld und deine Waffen, die allerchristlichsten, und sofort liegt die ganze Partei des Aufruhres und der Zerrüttung entnervt, kraftlos und krallenlos am Boden."

Man sieht, es ist das Wort eines ehrlichen Mannes, und darum fand es bei dem Cardinale Richelieu und dem von ihm geleiteten König Ludwig nicht ein geneigtes Ohr. Richelieu, der in Frankreich durch die Erdrückung der Aristokratie die Bahn ebnete für die absolute Allgewalt, sei nun dieselbe bei der Person eines Despoten oder einem Convente

von Demokraten, war gegen Deutschland grausamer als Gustav Adolf, als Oxenstjerna, als Baner und Torstenson, und wie sonst alle jene entsetzlichen Verderber heißen; denn er war der Meister, sie die Gesellen. „So lange er Krieg wollte", sagt Herr Koch mit Recht (S. 103), „war Krieg: Friede aber war von dem Augenblicke an, wo er ihn suchte." Er hat ihn aber nie gesucht.

In späterer Zeit hatten andere Franzosen, die nicht das Bedürfniß fühlten sich die Frage aufzuwerfen, ob eine politische Maßregel auch vor dem Gewissen zu rechtfertigen sei, Richelieu's Soldvertrag mit dem Schweden als ein Meisterstück bewundert. So namentlich Voltaire*). Er sagt: „Dieser Vertrag von Bärwalde (Januar 1631) ist so vortrefflich wie irgend jemals einer ausgedacht. Man stipulirte hier Neutralität für den Kurfürsten von Bayern, der für den Kaiser die sicherste Stütze seyn konnte, deßgleichen für alle Länder der katholischen Liga, damit sie dem Kaiser nicht helfen sollten. Zugleich nahm man Bedacht den König Gustav Adolf zu dem Versprechen zu bewegen, daß er überall die Rechte der katholischen Kirche achten wolle. Dadurch vermied man den Krieg zum Religionskriege zu machen, und gab zugleich den Katholiken Deutschlands einen geeigneten Vorwand, dem Kaiser ihre Hülfe zu versagen. Dieser Vertrag ist daher als das Meisterstück der Politik des Cardinals Richelieu und des großen Schweden-Königs zu betrachten." Voltaire widerholt das später noch einmal**). „Diese weise Politik lieferte für Europa den Beweis, daß man keineswegs die katholische Religion bedrohe, und gewährte darum dem Papste um so mehr das Recht dem Kaiser jegliche Bitte um Hülfe abzuschlagen."

Wie gern wir es möchten, wir können nicht verneinen, daß Voltaire Recht hat. Der Vertrag von Bärwalde war

---

*) Annales de d'Empire. Tom. II p. 299. (Londoner Ausgabe von 1780).

**) a a O. S. 307.

ein Meisterstück, mit dem Zusatze indessen: der Gewissenlosigkeit; und wiederum konnte es nur gelingen durch die wohlberechnete Feigheit und Thorheit unserer Vorfahren. Sie haben dafür gebüßt in entsetzlicher Weise. An den Folgen des Vertrages von Bärwalde sind Millionen Deutsche in Jammer und Elend, in Kummer und Noth zu Grunde gegangen. Ob darum aber die Nachkommen daraus etwas gelernt haben und lernen wollen, ist eine andere Frage. Sie haben, wie jener französische Bischof mit dem Psalmisten sagt, Sodom gerechtfertigt vor Jerusalem. Sie preisen und rühmen den fremden Verderber, der mit dem Schwerte und der Brandfackel, gefolgt von Hunger und Pest, ihre Vorfahren mit eisernem Schritte zermalmend niedertrat: sie schmähen und schelten den Vertheidiger und Beschützer, das rechtmäßige Oberhaupt, das unablässig bemüht war ihre Vorfahren zu retten aus der entsetzlichen Noth. Das Meisterstück, welches die Nachfolger von Richelieu und Gustav Adolf in dieser Umkehrung der Wahrheit vollbracht, ist vielleicht noch größer als jenes vielgelobte von Bärwalde selbst. Die Faktoren aber in der Rechnung für das Gelingen des zweiten Meisterstückes sind dieselben wie bei dem ersten: Thorheit und Feigheit.

Doch wenden wir uns endlich zu dem Kaiser. Wie groß, wie edel und erhaben steht diesem französischen Cardinale und seiner königlichen Puppe gegenüber der deutsche Kaiser **Ferdinand III.** und sein Minister Trautmannstorf. Nicht als ob Ferdinand ein Mann gewesen wäre von eminenter geistiger Begabung. Daran war ohne allen Zweifel der Cardinal Richelieu ihm bei weitem überlegen. Allein der Kaiser Ferdinand war ehrlich, wahrhaft und treu. Und ebenso war es Trautmannstorf, nicht der geringste in der Reihe der um Oesterreich und Deutschland hoch verdienten Männer, die viele Jahrzehnte mit unwandelbarer Treue und Ehrlichkeit dem Kaiserhause und dem deutschen Vaterlande gedient haben. Und noch mehr als das: Ferdinand III. war durchaus ein Habsburger, von ganzer Seele erfüllt von der Tradition

seines Hauses. Und diese Tradition ist — es thut Noth die Sache wieder und immer wieder in den Vordergrund zu stellen — der Schutz und die Errettung, die Erhaltung Deutschlands. „Denn ich halte es für gerecht", sagt Leibniz im J. 1690 seinem Landesfürsten Ernst August von Hannover, „diesem Hause Habsburg es beizumessen, daß Deutschland noch besteht, daß der Name des deutschen Reiches und der deutschen Nation noch nicht untergegangen ist."

Es ist ein großes Verdienst des Herrn Koch bereits in diesem ersten Bande nachgewiesen zu haben, daß Ferdinand III. in vollem Maße der Träger dieser Tradition und Mission des Hauses Habsburg für Deutschland ist. Auch verkannte man dieß damals nicht. Mehr als einmal haben zur Zeit des Regensburger Tages von 1640 und später sämmtliche deutsche Fürsten, katholisch, lutherisch, reformirt, mit Ausschluß nur der von Frankreich besoldeten Landgräfin Amalia Elisabeth und einiger wenigen andern Gleichgesinnten, dem Kaiser den Dank dargebracht, der seinen unablässigen Friedenserbietungen gebührte. Erst in späterer Zeit, namentlich in dem traurigsten Jahrhunderte unserer deutschen Nationalgeschichte, dem achtzehnten, ist es gelungen, die geschichtlichen Anschauungen der Deutschen über das Haus Habsburg so zuzuschneiden, wie es dem Interesse der Politik Richelieu's und seiner Nachfolger entsprach, und von österreichischen Hausinteressen da zu reden, wo einzig und allein das Kaiserhaus sowohl das Recht der deutschen Nation wie selbst der einzelnen Fürsten vertrat und dafür seine eigenen Interessen opferte.

Dieß zeigt sich in einer sehr ausgeprägten Weise an dem Verhalten des Kaisers gegenüber Brandenburg.

Der Kurfürst Georg Wilhelm, der wider die damalige Tradition seines Hauses sich einige Jahre hindurch von seinem königlichen Schwager aus Schweden hatte zwingen lassen, die Waffen gegen seinen Kaiser zu tragen, war seit dem Prager Frieden von 1635 in das alte Verhältniß der Treue zurückgekehrt. Ihm folgte 1640 Friedrich Wilhelm, begabter, fähiger

als sein Vater, allein zugleich auch wankelmüthiger, nicht durch fremden Zwang, sondern nach eigenem Willen, der seinen besonderen Vortheil zu ziehen suchte aus der allgemeinen Noth. Er versprach bei seinem Regierungsantritte dem Kaiser und der deutschen Sache getreu zu bleiben (Koch S. 341).

Im Mai des J. 1641 wurden von kaiserlichen Truppen einige Briefe des schwedischen Ministers Salvius an den Obersten Stalhandske aufgefangen, des Inhaltes: der Kurfürst Friedrich Wilhelm biete Neutralität an, deßhalb seien seine Länder zu schonen. Der Kaiser Ferdinand III. schickte diese Briefe an Friedrich Wilhelm. Dieß geschehe, sagte er ihm, damit der Kurfürst selbst sehen möge, welcher Mittel sich der Feind bediene, um die kurfürstliche dem kaiserlichen Gesandten jüngst gegebene Versicherung der Treue in Zweifel zu stellen. Der Kaiser lebe aber der Zuversicht: Friedrich Wilhelm werde die von seinem Vater rühmlichst betretenen Wege nicht verlassen. Friedrich Wilhelm erwiderte, es sei ihm nie in den Sinn gekommen vom Kaiser abzufallen und Neutralität zu begehren. — Am 24. Juli desselben Jahres schloß derselbe Friedrich Wilhelm unter dem Namen eines Waffenstillstandes mit Schweden einen Neutralitätsvertrag, und zwar so daß er den Schweden die Werbener Schanze übergab und freien Durchzug durch die Mark zusagte.

Anders der Kaiser. Gegen das Ende desselben Jahres ließ Ferdinand III. durch Lützow mit Salvius in Hamburg über den Frieden unterhandeln (Koch S. 345). Es war Hoffnung da, Schweden dadurch von Frankreich zu trennen. Der Schwede forderte ganz Pommern. Denn dieses Land zunächst ja war die Realität, um deren willen Gustav Adolf die Brandfackel des Krieges entzündet hatte, nicht seine Tiraden. So bezeichnete es Oxenstjerna im J. 1644 im schwedischen Reichsrathe mit den Worten*): „Pommern und die Seeküste

*) Geijer: Geschichte von Schweden. Bd. III. S. 165.

sind gleich einem Bastion für die Krone Schweden: darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser. Das war die vornehmste Ursache, welche die selige Majestät in die Waffen brachte." Wir sehen die Schweden unablässig festhalten an dieser Forderung. Maximilian von Bayern rieth dem Kaiser sie zu gewähren. „Ich meine", sagt er, „Ew. Majestät sollten in Gottes Namen gleich anjetzo mit dem Salvius den Frieden auf ganz Pommern schließen lassen." Auch fügt er einen besonderen Grund hinzu, und es ist nicht unwichtig denselben zu bemerken. „Diese Concession ist das einzige Mittel, durch welchen noch Hoffnung gegeben ist, die österreichischen Vorlande der Krone Frankreich zu entziehen." Es stand also das Hausinteresse Habsburgs in Conflikt mit den Ansprüchen Brandenburgs auf Pommern. Nach der Ansicht Maximilians mußte jenes bei dem Kaiser überwiegen. Der kaiserliche Minister Graf Kurtz war derselben Ansicht. Ebenso der Gesandte Lützow in Hamburg. Nur einer nicht, der Kaiser selbst. Er schrieb an Lützow: „Ist hiermit unser ernstlicher Befehl, daß Du, wenn es zu ferneren Conferenzen mit Salvius kommen sollte, weiter als mit Vorpommern Dich im geringsten nicht einlassest, bei den Dir hievor angedeuteten Strafen." Die Unterhandlung war damit zu Ende, und der Krieg währte fort.

So liegen die Thatsachen. Herr Koch berichtet an einer anderen Stelle (S. 36) von einer offiziellen Schrift des Brandenburger Kurfürsten Georg Wilhelm im J. 1637 gegen Schweden, geschrieben zu dem Zwecke, „damit ein Jeder erwägen könne, bei wem die Schuld der Verzögerung des Friedens und der Fortdauer des Krieges stehe." Hr. Koch stellt diesen offiziellen Worten des Kurfürsten diejenigen eines preußischen Historikers, des Herrn Droysen gegenüber. Sie lauten: „Ohne Erbarmen mit dem Untergange des deutschen Landes und Volkes trieb der Kaiser den Krieg weiter, weil es sein spanisch-österreichisches, sein Hausinteresse so forderte." — „Verdient", fragt Hr. Koch, „die grundlose Belastung Ferdinands

mit einer so ungeheuren Blutschuld nicht die ernsteste Zurechtweisung, und ist mit jener Anschuldigung geringeres bezweckt als Erregung von Haß gegen das Haus Habsburg? Muß man Oesterreicher seyn, um an so krasser Parteilichkeit Anstoß zu nehmen?"

Es sind dieß die Worte des Hrn. Koch, der augenscheinlich der Meinung ist: es sei die Pflicht kleindeutscher Geschichtsbaumeister nichts zu sagen, was sie nicht auch beweisen können. Er meint namentlich, diese Herren unterließen stets darzulegen, worin das „österreichische Hausinteresse" eigentlich bestand. Ich fühle mich doch versucht, so weit möglich, diese Herrn Historiographen etwas in Schutz zu nehmen. Seitdem die Franzosen jenes Wort vom österreichischen Hausinteresse einmal erfunden, um die Deutschen gegen ihren besten Freund und Beschützer mißtrauisch zu machen, ist diese von daher importirte Waare bei uns völlig eingebürgert. Sie ist so gemein geworden wie Scheidemünze, bei deren Ausgabe man kaum noch daran denkt, daß es Geld ist. Es ist ein Axiom, nach dessen Ursprung und Beweis man nicht mehr fragt. In solcher Weise gibt es tagtäglich jede liberale Zeitung, jeder Volksredner aus. Wenn es nicht geschähe, würden sie sich sofort der Qualität des Liberalismus unwürdig machen. Warum also nicht auch ein Historiker derselben Richtung?

Allein kehren wir zurück zu Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Wir haben gesehen, daß er eben vorher, als seine Ansprüche so nachdrücklich von dem Kaiser vertreten wurden, sich von der Sache des Reiches getrennt hatte. Er bemühte sich dann die junge Königin Christine von Schweden zu heirathen. Sie wollte ihn nicht, und ebensowenig waren die lutherischen Schweden ihm als Calvinisten geneigt. Friedrich Wilhelm suchte darauf für den Fall daß der Kaiser in der streitigen Sache mit Pfalz-Neuburg dem letzteren sich geneigter erwiese als ihm, Hülfe bei Frankreich. Er ging darin sehr weit. Am 5. November 1644 schrieben d'Avaux und Servien an den Minister Brienne die folgenden Worte: L'Electeur de

Brandebourg ne désire autre chose et en donne dès à présent sa parole que, si l'Empereur fait assister le moins du monde au Duc de Neubourg, l'Electeur passera en même temps dans le parti de la France, et fera la guerre ouverte à la maison d'Autriche (Koch S. 344).

Es geschah nicht. Ueberhaupt kann damit nicht gesagt seyn, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit den wirklichen Vaterlandsverräthern von damals auf eine Linie zu setzen sei. Allein eben so sehr hat Herr Koch Recht zu sagen, daß aus dem Verhalten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm nicht der Anspruch eines besonderen Lobes, etwa gar der deutsch-patriotischen Gesinnung, für ihn folge.

Deßgleichen weist Herr Koch nach, mit welcher Milde der Kaiser sich gegen Karl Ludwig von der Pfalz benahm, und daß nur der Starrsinn des letzteren es vereitelte, daß er nicht um neun Jahre früher in den Besitz kam, wo noch dazu der Kaiser ihm mehr zugedacht hatte, als er später wirklich erhielt. Hr. Koch führt dabei S. 433 ff. den Nachweis, daß die Dinge sich gerade umgekehrt verhalten, wie Herr Häusser in seiner pfälzischen Geschichte sie dargestellt hat.

Ein besonderer Irrthum dieses genannten Herrn verdient eine genauere Beachtung. Herr Söltl hat im dritten Bande seines Werkes „Der Religionskrieg in Deutschland" einen besonderen Abschnitt mit der Ueberschrift versehen: „Wie kam das Elsaß an Frankreich?" Er theilt dann die Instruktionen des Kurfürsten Maximilian von Bayern an seine beiden Gesandten in Münster und ihre Berichte an ihn mit, und beschließt sie mit den Worten: „Welch ein Denkmal Maximilian sich dadurch gegründet, und wie aufrichtig er es mit Deutschland gemeint habe, das mögen leicht alle Vorurtheilsfreien erkennen und entscheiden." Diese Worte regten den Herrn Professor Häusser an, nicht freilich in der Art, daß er sich zunächst dadurch bewogen gesehen hätte zu untersuchen, ob die von Hrn. Söltl mitgetheilten Aktenstücke demselben ein Recht geben daraus eine schwere Anklage gegen Maximilian zu

folgern, sondern, indem diese Anklage dem Hrn. Häusser als gewiß, die Ausdrücke des Hrn. Söltl darüber jedoch als viel zu mild erschienen, bemühte er sich denselben durch Kraftworte noch etwas mehr von dem Gewichte beizulegen, welches solche Worte haben. Hr. Koch citirt (S. 468) die ganze Stelle, und es ist nicht zu läugnen, daß sie ihre Verdienste hat. Hr. Häusser redet nämlich wie folgt: „Daß der Kurfürst Maximilian der Restitution seiner pfälzischen Verwandten entgegen arbeitete, möchte er im Sinne seines persönlichen Vortheiles oder seines kirchlichen Eifers verantworten können: wie ließ sich aber die Rolle, welche er jetzt dem falschen Auslande gegenüber einnahm, mit dem Lobe vereinigen, das neuerlich von Unwissenden oder Sophisten seinem Patriotismus gezollt worden ist? Schon im Frühjahr 1644 that er annähernde Schritte gegen Frankreich. Der Sinn dieser Annäherung war nicht sowohl die Harmonie des kirchlichen Bekenntnisses, als der Wunsch seine egoistischen Ansprüche unterstützt zu sehen. Bayern wollte von Frankreich Schutz, um das *geraubte* Gut seiner pfälzischen Verwandten behaupten zu können. Dafür war Bayern denn wohl geneigt, den französischen Eigennutz auf deutsche Kosten zu unterstützen." So Herr Häusser im Texte seines Buches. Allein die Worte scheinen ihm nachträglich zu gelinde vorgekommen zu seyn. Er fügt nämlich noch eine Note hinzu. Diese lautet: „Daß dieß die Tendenz der bayerischen Politik war, mußte schon jedem aufmerksamen Leser der négotiations secrètes unzweifelhaft seyn. Neuerdings hat nun Söltl die Sache noch klarer gemacht. Die Richtigkeit derselben ist bis jetzt nicht widerlegt worden. Daß laut und vielfach geschimpft wurde, hat nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, wie sehr Thatsachen dieser Art die Lügenindustrie der modernen Vergötterer Maximilians durchkreuzen mußten."

So der Professor Häusser, nicht in einem Artikel einer badischen oder Berliner Zeitung, sondern in einem mehrbändigen Werke, welches er selbst nennt: Geschichte der

rheinischen Pfalz. Hören wir dagegen Herrn Koch. „Zuvörderst“, sagt er, „ein Wort über die (von Hrn. Söltl veröffentlichten) Bruchstücke. Vergebens würden die Leser darin den Beweis suchen, daß Maximilian den Franzosen das Elsaß gegen die Zusicherung der Kur und der Oberpfalz angeboten oder versprochen, oder einen Vertrag mit ihnen darüber geschlossen habe. Des einen oder des anderen ist mit keiner Silbe gedacht. Wie hätte Maximilian etwas versprechen sollen, was nicht sein Eigenthum war und worüber er in keiner Weise ein Verfügungsrecht besaß? Hätte die Voreingenommenheit der beiden Herren es gestattet, so würde ihnen nicht entgangen seyn, daß bei Maximilians annähernden Schritten zu Frankreich im J. 1644 das Elsaß unmöglich im Spiele seyn konnte, und zwar deßhalb nicht, weil Maximilian den erhobenen Anspruch auf dasselbe erst im nächsten Jahre, nämlich 1645, von seinen Gesandten in Münster erfuhr. Das Wichtigste aber ist, daß die Verhandlungen dieses Kurfürsten keine geheimen waren, und daß sie nicht bloß unter Mitwissenschaft des Kaisers, sondern selbst unter seiner Mitwirkung gepflogen wurden. Vor dieser Thatsache fallen alle gegen Maximilian vorgebrachten Beschuldigungen jener beiden Herren wie niedergeblasene Kartenhäuser zusammen.“

So Herr Koch. Wir müssen die Prüfung der dann von ihm vorgeführten Einzelheiten dem Herrn Professor Häusser anheimstellen, so wie nicht minder, bei dem reichen Wortschatze der ihm zu Gebote steht, die geeignete Auswahl der Bezeichnung seines eigenen Verhaltens. Es würde zu weit führen auf solche Irrthümer der Herren Häusser und Droysen hier weiter einzugehen. Herr Koch hat eine lange Reihe derselben aufgedeckt: der gemeinsame Charakterzug derselben ist, daß sie sämmtlich zu Ungunsten des Kaisers und der deutsch-patriotischen Sache sind.

Ueberhaupt ist es doch einigermaßen erfreulich zu sehen, daß es mehr Lichtpunkte in dem entsetzlichen Kriege gibt als gemeinhin angenommen wird. Herr Koch widerlegt z. B.

die Meinung, daß der Reichstag von 1640 mit unfruchtbaren Verhandlungen verstrichen sei. Er findet (S. 241) in dem Gutachten desselben eine ächt reichspatriotische Gesinnung und regen Ernst und Eifer die inneren Schäden wegzuschaffen. Das wichtigste Ergebniß war die Erklärung des Reiches, daß der Prager Friede die Kraft einer allgemeinen Reichssatzung erlangt habe, und daß demgemäß das kurfürstliche Collegium den Kaiser bittet, daß sowohl in der französischen wie der schwedischen Friedenshandlung kein Punkt noch vorgenommen werde, der durch den Prager Frieden bereits erledigt sei. Das gesammte Deutschland bis auf zwei fürstliche Personen, den Herzog Georg und die Landgräfin von Hessen, stand wieder zu seinem Kaiser. Der Herzog Georg starb bald nachher. Die Landgräfin aber verharrte bis zu Ende im Solde Frankreichs.

Dieß Weib zeigt sich von einer überaus häßlichen Seite. Herr Koch kennt offenbar nicht die Geschichte Ostfrieslands von O. Klopp, in welcher dargethan wird, wie diese Amalie Elisabeth 13 Jahre lang das unglückliche Ostfriesland, und zwar ihre eigenen Glaubensgenossen für ihren eigenen Verrath an Kaiser und Reich abwechselnd mit Lug, Trug und Gewalt bis aufs Blut auspreßte. Herr Koch weist aus den Reichsakten nach, wie die Landgräfin dem Kaiser gegenüber eine erstaunliche Versatilität der Verlogenheit entwickelte. Er führt den urkundlichen Beweis, daß der Kaiser bereits im J. 1639 durch die Bewilligung aller nur erdenklichen Forderungen der Landgräfin keinen Ausweg mehr ließ, dem inneren deutschen Frieden nicht beizutreten. Wenn es geschah, so waren dann für das in sich befriedigte Deutschland nur die fremden Feinde, die Schweden und Franzosen, hinauszuschlagen. Darum wurden der Landgräfin auch diejenigen Forderungen nicht verweigert, die sie nur aufgestellt hatte, um durch deren erwartete Verweigerung von den Friedenserbietungen des Kaisers loszukommen. Herr Koch sagt (S. 139): „Manche, die das lesen was ich hier schreibe, werden ihren

Augen nicht trauen. Ferdinand III. gewährt den Reformirten Religionsfreiheit (richtiger wohl: gewährt den Reichsständen reformirter Confession das landesherrliche Reformationsrecht, das Recht des cujus regio ejus religio), und der Erzkanzler, erster Kurfürst und Erzbischof des Reiches, ferner der orthodox-katholische Kurfürst Maximilian von Bayern, ferner der streng lutherische Kurfürst von Sachsen, und ein Jesuit bewegen ihn zu dieser Concession."

Herr Koch weist dann nach, wie dennoch die Landgräfin um Frankreichs willen der kaiserlichen Bewilligung ihrer eigenen Forderung zu entschlüpfen wußte. Er fällt sein Urtheil (S. 141): „Die bei diesem Intriguenspiel in ihrer ganzen Blöße aufgedeckte Falschheit und Heuchelei ist das mindeste was der Landgräfin zur Last fällt; aber daß sie die Sache ihrer Glaubensgenossen der eigenen Selbstsucht (nämlich den französischen Subsidien und der Hoffnung auf Vergrößerung durch die Hülfe Frankreichs) opferte, werden selbst diese an ihr verdammenswerth finden." Das steht wenigstens zu hoffen.

Unser Bericht ist ausführlich genug, um zu zeigen, daß in dem Buche des Herrn Koch wirklich eine bedeutende Bereicherung des positiven geschichtlichen Wissens vorliegt. Wir wollen indessen auch einige Ungenauigkeiten und Mängel nicht verschweigen.

Herr Koch nennt (S. 34) einen Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, dann (S. 82) wiederholt einen Kurfürsten Georg Friedrich. Einige Seiten später erst kommt der richtige Name: Georg Wilhelm. Er läßt (S. 38) im J. 1637 den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, früheren Administrator des Erzbisthums Magdeburg, in Hamburg seyn. Ebenso den Stalmann. Dieß ist irrig. Es mag bei den Aktenstücken, die Herrn Koch vorgelegen haben, die Jahreszahl fehlen. Diese muß aber seyn: 1630. Christian Wilhelm wurde nach dem Falle von Magdeburg katholisch und lebte in Oesterreich. Stalmann, eins der haupt-

sächlichsten Werkzeuge des Schwedenkönigs zum Verderben von Magdeburg, wurde für seine Verrätherdienste erst von den Schweden belohnt, einige Jahre später auf die Anklage des Verrathes gegen sie selbst, gemäß Baners Befehl, zu Magdeburg gehängt*).

Indessen solche einzelne Irrthümer des Inhaltes, die für das Ganze unwesentlich sind, fallen für uns weniger in's Gewicht, als der Mangel an Sorgfalt für die Form der Darstellung. Diese Seite der Sache wird von uns Deutschen leider noch viel zu wenig beachtet. Und doch sollte man nie vergessen, daß der Einschmuggelung der französischen tendenziösen Irrthümer und Unwahrheiten in unsere deutsche Nationalgeschichte die Form der Darstellung einen ganz ungemeinen Vorschub geleistet hat. Eine mehr abgerundete Form würde das Gewicht der bedeutenden Leistung des Herrn Koch sehr vermehren.

---

*) Vergl. Calvisius: Das zerstörte und wieder aufgerichtete Magdeburg S. 241.

XIV.

Zur Kritik von Lösungen der socialen Frage.

II. Schulze-Delitzsch.

Wenn Schulze in seinem Schriftchen „Die arbeitenden Massen" nachweist, daß die hauptsächlichsten Hilfsmittel der Industrie auf dem Fortschritte der Naturwissenschaften beruhen, so sind wir weit entfernt, dieß bestreiten zu wollen. Ist und bleibt es doch eine traurige Erfahrung unserer Zeit, daß die Naturwissenschaft in um so höherem Grade zur Magd einer gemeinen und selbstsüchtigen Krämerwirthschaft herabsank, je mehr sie sich der Religion entfremdete. Die Fälschung fast aller Produkte, der nothwendigsten Nahrungsmittel und Getränke ist eine Folge solcher Dienstbarkeit. Wer in dieser Hinsicht sich über die unglaublichen und haarsträubenden Fortschritte der Verfälschungs-Industrie, welche wir der „größten, freiesten, gebildetsten, sittlichsten Nation", nämlich den Engländern insbesondere verdanken, etwas orientiren will, lese Schürens bereits erwähnte Schrift S. 163 flg. Wenn aber Schulze nach Aufstellung obiger Behauptung fortfährt: „Die Wahrheit zu erkennen und seine Erkenntniß in allen Verhältnissen des Lebens anzuwenden, das sind zwei von den Grundtrieben der Menschennatur, mittelst deren sie sich über die Thierheit er-

hebt, die Wurzel aller Intelligenz und Sittlichkeit, auf welchen die Civilisation beruht", und wenn er hieraus mir nichts dir nichts den folgenschweren Schluß zieht, daß der industrielle Fortschritt mit dem Culturfortschritte eins sei — so erachten wir es als Pflicht, ein lautes Nein zu rufen. Schulze behandelt hier die Wahrheit ähnlich, wie Renan Jesum Christum behandelt hat; das falsche Spiel, welches mit derlei glatten Redensarten getrieben wird, muß um so schonungsloser aufgedeckt werden, je mehr dasselbe bezweckt, die arbeitenden Classen der christlichen Wahrheit zu entfremden und dem Molochsdienste in die Arme zu liefern.

Die Naturwissenschaften haben die Wahrheit noch nicht gefunden; über ihre ersten Principien wie über ihr Endziel sind dieselben zur Stunde noch gerade so im Unklaren wie zur Zeit des Aristoteles. Das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Bestimmung des Menschen ist heute noch genau so wie vor mehr als zwei Jahrtausenden, hierin hat sich rein gar nichts geändert. Ernste und aufrichtige Forscher verzweifeln sogar an der Möglichkeit, die Aufgabe der Naturwissenschaft befriedigend zu lösen, das heißt die Wahrheit auf dem Wege der Naturforschung finden zu können: „die Complication des Problems und die Unermeßlichkeit des Kosmos", erklärte Alexander von Humboldt, „vereiteln fast die Hoffnung dazu." Wie aber kommt Schulze-Delitzsch auf den Einfall, die Ergebnisse der neuern und neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen mit der Wahrheit selbst, den industriellen Fortschritt mit dem Culturfortschritte überhaupt zu identificiren? Wohl ganz auf demselben Wege, auf welchem die Materialisten zu ihren trostlosen, eiskalten Wahrheiten: es gebe keinen Gott, keine Seele, keine Unsterblichkeit, keine Freiheit, gelangen. Man richte den Willen nur ausschließlich auf die Materie und materielle Vortheile, man halte die eigene Vernunft für das Höchste und beschränke die Bestimmung des Menschen auf diesen Erdball: so wird man genau auf dieselben Schlüsse gerathen, welche Schulze aus seinen Prämissen

gezogen hat. Freilich entgeht man alsdann noch einer weitern Folgerung nicht, nämlich daß man, um materialistischer Naturforscher zu seyn, keiner unsterblichen Seele bedarf, sondern der Aufgabe als höheres Thier mit zwei Beinen à la Vogt vollkommen Genüge zu leisten vermag. Nur dann kann und wird die Naturwissenschaft wahrhaft bildend und sittigend auf die Völker einwirken, wenn sie zuerst die Principien des religiösen und ethischen Lebens anerkennt, beim Ueberschreiten ihres eng gezogenen Gebietes zum Glauben an einen persönlichen Gott ihre Zuflucht nimmt und diesen Glauben verkündiget und bestätiget. So lange sie sich hiezu nicht verstehen mag, ebenso lange irrt sie rathlos in einem Meere unauflöslicher Widersprüche, in einem Labyrinth voll unbegreiflicher Geheimnisse herum und leistet einer gottentfremdeten Krämerwirthschaft Frohndienste, welche die Menschen zu industriellen Barbaren erniedrigt. Ohne Religion keine ächte Cultur, kein wahrer Fortschritt. Hat die moderne Industrie von der Religion sich abgewendet, so ist der industrielle Fortschritt keineswegs im Stande, die Cultur zu fördern, wohl aber muß er hemmend und störend auf dieselbe einwirken.

Der Beweis für unsere Behauptung dürfte keineswegs schwer fallen. Will die moderne Industrie sich nämlich den Fortschritt sichern, so muß sie sich nothwendig die Aufgabe stellen, den Kreis menschlicher Bedürfnisse immer mehr zu erweitern, die Menschen zu Sklaven der vermehrten Bedürfnisse zu machen, die Genußsucht auf jegliche Weise zu begünstigen, den Dingen Werthe anzudichten, welche diese in Wirklichkeit nicht besitzen, kurz jeder Leidenschaft eine möglichst bequeme Stätte zu bereiten. Die moderne Industrie muß dieß thun, nur unter solchen Voraussetzungen kann sie gedeihen, denn die Bedürfnisse des Menschen sind ihre Lebensluft, die Leidenschaften desselben ihre Nahrung. Nun lehrt aber das Christenthum das direkte Gegentheil von dem, wessen die moderne Industrie für ihren gedeihlichen Fortschritt bedarf. Das Christenthum befiehlt uns, die Zahl unserer Bedürfnisse nach

Möglichkeit zu beschränken, die Genußsucht energisch zu zügeln, die irdischen Dinge zu verachten, d. h. auf ihren eigentlichen Werth zurückzubringen. Wir sollen die Leidenschaften aus dem Reiche Gottes verbannen und dem Geiste die Herrschaft über das Fleisch erringen. Die Heiligen der katholischen Kirche, diese Helden des sittlichen Willens, haben solche Lehren praktisch verwirklicht und brachten es zu einem mehr oder minder staunenswerthen Grade der Vollkommenheit. Zeigt uns das Christenthum wirklich den wahren Weg zur Erreichung unserer Bestimmung, ist die von der Weltanschauung des Christenthums getragene Cultur wirklich die einzig wahre, dann muß die Entwicklung der modernen Industrie, welche von Voraussetzungen abhängt, die zu den Lehren und Geboten des Christenthums in unversöhnlichem Gegensatze stehen, nothwendig die ächte Culturentwicklung hemmen und fortschreitend dieselbe gänzlich zerstören.

Aus dem bisher Gesagten dürfte dem Leser Dreierlei klar geworden seyn, nämlich erstens wie tief die heutige Gesellschaft bereits im Sumpfe eines sogenannten Fortschritts steckt, der genau betrachtet als entschiedener Rückschritt zu einem sich bewußten und um so unheilvolleren Heidenthume sich herausstellt; zweitens daß die Wahrheit des Christen, wornach er sein Leben einzurichten hat, eine ganz andere ist als die Wahrheit des Herrn Schulze-Delitzsch, der den industriellen Fortschritt für identisch mit dem Culturfortschritte erklärt; drittens daß der Haß vieler Industriellen wider alles positive Christen- und Kirchenthum ein ganz handwerksmäßiger, zum Metier gehörender Haß ist!

Eine in den Geist des Christenthums eingetauchte, von ihm geleitete Industrie würde auf die Menschheit wohlthätig einwirken. Die moderne Industrie dagegen, welche das Produkt höher schätzt als den Menschen, welche die unsterbliche Seele desselben vollkommen unberücksichtigt läßt, dem Leibe stets neue Bedürfnisse schafft und schon dadurch den Geist in immer stärkere unwürdige Fesseln schlägt, kurz eine Industrie,

welche sich ganz und gar dem Materialismus in die Arme geworfen hat, um ihren Fortschritt zu sichern — ist etwas Böses und Grundverderbliches, sie muß als solches bekämpft werden und dieß mit einer ganz andern Energie, mit vielfach schärfern Waffen als bisher. Welch traurigen, todbringenden Zuständen wir entgegen gingen, falls der industrielle Fortschritt mit dem Culturfortschritte wirklich zusammenfiele, lehrt schon die einzige Erwägung, wie einerseits die Industrie eine Unsumme neuer Bedürfnisse schaffen würde, andererseits aber nicht die mindeste Garantie dafür bieten könnte, daß die enorme Mehrzahl der Menschen jederzeit im Stande wäre, auch nur die dringendsten derselben zu befriedigen. Die moderne Gesellschaft würde mehr und mehr zu den Qualen des Tantalus verdammt, jedoch nicht eines von überirdischen Mächten gefesselten und ungefährlichen, sondern eines von den wildesten Begierden und Leidenschaften gefolterten Tantalus, der wüthend den elenden Strick äußerer Auktorität und der Furcht vor äußerlicher Strafe zerreißt, sich auf seine Quäler und alle Glücklicheren stürzt, um zu vollbringen, was Neid, Zorn, Haß und zügellose Begierden ihm eingeben!

Schulze-Delitzsch las in den Lehrbüchern der modernen Nationalökonomie weiter, daß durch den industriellen Fortschritt eine Menge von Arbeit und Capital gespart werde und daß in Folge des Ueberschusses an Kräften, welcher der Menschheit nach Befriedigung ihrer dringendsten materiellen Bedürfnisse für die Pflege der Wissenschaften und Künste noch übrig bleibt, Bildung und Gesittung sich allenthalben verbreiten müßten. „Jeder nachhaltige Fortschritt auf industriellem Gebiete", behauptet er, „müsse daher auf die Civilisation und deren höchste Aufgaben wesentlich zurückwirken, und der industrielle Fortschritt sei die Bedingung, an welche die Betheiligung am höheren Culturleben der Menschheit für den Einzelnen wie für ganze Völker geknüpft sei." Offenbar ist all dieß, was Schulze gelesen hat und was er selbst behauptet, wiederum nur Täuschung und bewußte oder unbewußte

Spiegelfechterei. Künste und Wissenschaften haben geblüht, bevor es eine moderne Industrie gab, die Künste waren ideeller, die Wissenschaften intensiver als heutzutage. Die wahre Wissenschaft und die wahre Kunst sind bezüglich ihrer Principien von der modernen Industrie so sehr verschieden, daß von einem ursächlichen Zusammenhange zwischen jenen und diesen gar keine Rede seyn kann. Unversöhnbare Gegensätze lassen nicht einmal eine Annäherung zu, sie stehen einander gegenüber wie Idealismus und Materialismus. Hat doch die Naturwissenschaft in demselben Grade des wissenschaftlichen Charakters sich entäußert, als sie der modernen Industrie und namentlich der himmelschreiendsten Verfälschungs-Industrie als Magd sich hingab. Was auf den gemeinsten Materialismus hinausläuft, kann den Fortschritt des Idealen unmöglich begünstigen.

Ferner dürfte es eine große Frage seyn, ob die moderne Industrie wirklich Capital und Arbeit frei mache. Wir beantworten dieselbe mit Nein. Vorerst ist gewiß, daß Kunst und Wissenschaft auf solche Befreiung nicht warten; ebenso gewiß *dürfte seyn*, daß das gesparte Capital und die frei gewordene Arbeit keineswegs zur Hebung und Verbreitung der Künste und Wissenschaften verwendet würden, sondern vielmehr dahin, wohin die materialistische Richtung unserer Zeit sie treiben. Allein der Fortschritt der modernen Industrie wird zu Ersparnissen an Capital oder Arbeit schwerlich jemals führen. Weil, wie oben bereits ausgesprochen worden, die Bedürfnisse und die Genußsucht des Menschen die Lebensluft und Nahrung dieser Industrie sind, so müssen die Bedürfnisse sich erweitern und die Genußsucht sich steigern, wenn die Industrie fortschreiten soll. Hieraus ergibt sich als einfache Folge, daß Capital und Arbeit, welche durch Wohlfeilheit der Produkte sowie durch Maschinen befreit werden könnten, durch die Lebenselemente der Industrie sofort verschlungen werden. Ehe man damit anfangen könnte, Capital und Arbeit zu sparen, müßten der Vermehrung der Bedürfnisse sowie dem Weiter-

greifen der Genußsucht bestimmte Grenzen gesetzt werden. Nimmermehr aber kann und wird die moderne Industrie sich dazu herbeilassen, falls sie nicht ihre eigensten Lebenselemente beeinträchtigen und zerstören will.

Was Schulze-Delitzsch als Wahrheit ausgibt, stellt sich vom christlichen Standpunkte aus als Täuschung und Unwahrheit heraus, folglich kann auch seine Absicht, die Handwerker zu seinen Grundsätzen heranzuziehen — was namentlich durch seine Associationen sowie durch die in den jüngsten Jahren in's Leben gerufenen und den katholischen Gesellenvereinen gegenüber gestellten Arbeiterfortbildungs-Vereine geschehen soll — nur auf ein verderbliches Unternehmen hinauslaufen. Betrachten wir die Schulze-Delitzsch'schen Vereine näher, so dürfte bald klar werden, daß auch diese, seiner Welt- und Lebensanschauung entsprechend, lediglich als Täuschung und Spiegelfechterei bezeichnet werden müssen.

Selbsthilfe heißt das Schlagwort, womit der Socialpolitiker des Liberalismus Alles gesagt zu haben glaubt. Der Arbeiter soll sich selbst helfen, durch eigene Kraft sich emporarbeiten: `aide-toi et le ciel t'aidera. Aeußerst wahrscheinlich hat der erste Mensch, der vor Jahrtausenden in's Wasser fiel, das Schwimmen probirt, somit nach der Selbsthilfe des Herrn Schulze-Delitzsch in Berlin gegriffen. Ob es dem Bedrängten gelungen, sich zu retten, sagt die Geschichte nicht; allein man darf annehmen erstens er sei ertrunken, wenn er nicht zu schwimmen vermochte; zweitens daß Herr Schulze ihn aus Consequenz hätte ruhig ertrinken lassen müssen, falls er dabei gewesen wäre, und drittens endlich, daß voraussichtlich auch in alle Zukunft Ertrinkende das Schwimmen, somit die Selbsthilfe versuchen werden, ohne jemals eine Zeile aus der Feder des Berliner Fortschrittmannes gelesen zu haben. Selbsthilfe ist ein leeres Wort, welches nur auf geistesarme oder ganz gedankenlose Philister einen imponirenden Eindruck hervorzubringen vermag. Allein man hat damit imponirt, und dieß genügt!

Uebrigens geht Schulze auf das Wie der Selbsthilfe ein, er hat von ihm keineswegs erfundene, sondern bloß agitatorisch empfohlene Vereine constituirt, zunächst Credit-, Consum- und Rohstoffvereine. Durch diese Vereine soll der Handwerker der Genüsse theilhaftig werden, deren sich die Großindustriellen längst erfreuen, sie sollen die Treppe seyn, auf denen er in den glänzenden Salon des Fabrikherrn emporsteigt; aber wohlgemerkt, nur der Kleinhandwerker, der noch einiges Vermögen besitzt, folglich der Selbsthilfe fähig ist und nur in sehr bescheidenem Maße. Der Werth der genannten Vereine ist im Allgemeinen darauf beschränkt, daß sie unter gewissen Voraussetzungen zu Ersparnissen führen; niemals aber wird durch sie der Zweck erreicht, um welchen es sich in der socialen Frage handelt, niemals der Massenverarmung gesteuert, wohl aber diese gefördert. Nur in einzelnen beschränkten Kreisen und nur vorübergehend vermögen die Schulze'schen Vereine wohlthätig zu wirken. Sobald sie sich weiter ausdehnen, so erlahmen ihre Kräfte und in demselben Momente, in welchem sie sich über die ganze Gesellschaft ausdehnen würden, müßten sie gänzlich wirkungslos werden.

Der Grund davon ist sehr einfach. Die Bedingung der Existenz und Wirksamkeit der von Schulze empfohlenen Vereine liegt nämlich darin, durch Vereinigung mehrerer Kräfte für einen bestimmten Zweck ein Uebergewicht über die Einzelkräfte in der Gesellschaft zu erringen und dadurch bestimmte Vortheile zu erzielen. Würden sich nun alle Einzelkräfte in derartigen Vereinen sammeln, so müßte offenbar jedes Uebergewicht über die Einzelkraft verschwinden, damit aber zugleich auch jeder Vortheil für den einzelnen Verein. Erhärten wir dieses Urtheil bezüglich der Verkleisterungen des Liberalismus im Gebiete der socialen Frage schließlich durch Betrachtung der drei genannten Vereine im Besondern.

I. Creditvereine oder die Gelegenheiten, auf die Gefahr fremder Geldbeutel hin Schulden machen zu können,

mögen da heilsam wirken, wo tiefe Religiosität der Theilnehmer die Gewissenhaftigkeit und Treue im Worthalten verbürgt. Unmöglich aber können sie da gedeihen und den Wohlstand fördern, wo das materielle Interesse des einzelnen Theilnehmers die einzige treibende Kraft ist und wo die Genußsucht im Hintergrunde lauert. Die von Schulze befürworteten und da und dort ins Leben gerufenen Vorschußvereine sind Darlehenskassen mit der Aufgabe, die einzelnen Handwerker mit der nöthigen Baarschaft zum lebhafteren Geschäftsbetriebe zu versehen und sie so viel als möglich der Vortheile eines größern Capitals theilhaftig zu machen. Daß solche Handwerker, welche Vorschußgeber zu seyn vermögen, vor den Vorschußempfängern einen doppelten Vortheil voraus haben, ist sehr einleuchtend, da erstere etwa 10 % Zins und Provision zu empfangen haben, welche von den letzteren bezahlt werden müssen. Genau betrachtet sind diese Vorschußkassen kleine Wucherkassen für das Capital, welche unter dem Vorgeben, dem Handwerkerstande unter die Arme greifen zu wollen, jüdische Zinsen einsacken. Schulze findet es ganz natürlich, daß die Zinsen sammt Provision auf 8—10 % per Jahr normirt werden, um die Zinsen der Vereinsgläubiger sowie die Verwaltungskosten zu decken und — um einen Ueberschuß zur Dividende zu behalten. Wir finden aber weiter natürlich, daß die den wohlhabenden Classen angehörenden Einlage-Mitglieder den unbemittelten Mitgliedern gegenüber in doppeltem Vortheile sich befinden, indem sie erstens keine Passivzinse zahlen und zweitens die von den Unbemittelten einbezahlte Dividende als reinen Gewinn einstreichen. Durch diese Vorschußvereine wird gespart, es wird durch Ersparnisse Capital gebildet, allerdings; allein für wen und wie? Für die Wohlhabenderen, welche aus den Passivzinsen der Armen Dividende beziehen. Denn was von den Zinsen der Aermern für diese zurückbehalten wird, ist eine ihrer Noth abgepreßte Ersparniß und sehr leicht kann es vorkommen, daß der unbemittelte Handwerker, nur um seinen Verbindlichkeiten gegen-

über der Vorschußkasse nachkommen zu können, anderswo Geld borgt und auch anderswo noch Judenzinsen bezahlt.

Was ist von derlei Vorschußvereinen für die Besserung unserer gesellschaftlichen Zustände zu erwarten? Daß manche wohlhabende Handwerker auf Kosten der Unbemittelten wohlhabender werden, indem sie als Einlagemitglieder vor den letzteren doppelt im Vortheile sind, denn wird — 10 von + 10 abgezogen, so ist das Resultat = + 20. Die Einlagemitglieder werden ihr Geschäft allmählig en gros betreiben, dadurch wohlfeilere und schönere Waare liefern als die Vorschußnehmer und das Ende vom Lied wird seyn, daß letztere als Taglöhner in die Dienste ihrer durch die Vorschußvereine gehobenen Vereinsbrüder sich begeben, um in ihrer Creditlosigkeit nicht zu verhungern. Der Masse des Proletariates, den Fabrikarbeitern, nützen die Schulze'schen Vorschußkassen von vornherein nichts, mit der Zeit müssen sie denselben aber erheblich schaden; denn durch das Emporkommen einzelner Handwerker wird die Masse derselben mehr und mehr niedergedrückt, die verarmten Handwerker eilen den Fabriken zu und machen die Arbeitskräfte wohlfeiler.

II. Noch weniger Bedeutung für die Lösung der socialen Frage haben die Schulze'schen Consumvereine. Es kann auch durch diese wirklich gespart werden, allein erstens nur in engern Kreisen und zweitens auf Kosten der Detailhändler, indem diesen ihr Verdienst geschmälert und entzogen wird. Gewinnt der Eine lediglich das, was der Andere verliert, so wird dieses Manöver den wirthschaftlichen Zustand der Gesellschaft offenbar blutwenig verbessern. Aber noch mehr. Entweder bleibt das Verhältniß zwischen Consumtion und Produktion unverändert, indem jedenfalls die Garantie fehlt, daß die Mitglieder der Consumvereine weniger essen und trinken als andere Menschenkinder, oder das Verhältniß zwischen Consumtion und Produktion wird verändert und zwar — zum Nachtheile der Gesellschaft, indem die Mitglieder der Consumvereine in Folge des den Kleinhändlern

abgerungenen Vortheiles mehr als vorher verzehren. Aus dieser Veränderung würde naturgemäß eine Steigerung der Preise der Lebensmittel folgen. Damit büßen die Consum-Vereine ihren Vortheil ein, die Detailhändler der Viktualien sind verdienstlos geworden, das übrige Publikum zahlt höhere Preise für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse als früher. Je zahlreicher die Consumvereine, desto größer der Vortheil für die Producenten, desto größer aber auch der Nachtheil für die Gesammtbevölkerung, die stärker wächst als das zur Vermehrung der Produktion erforderliche Capital.

Für die Fabrikarbeiter sind die Consumvereine von gar keiner Bedeutung, indem der etwaige Gewinn nur in die Tasche des Fabrikherrn fließen würde. Werden die nothwendigsten Lebensmittel wohlfeiler, so wird der Arbeitslohn entsprechend herabgesetzt, die Concurrenz der Unternehmer unter sich, welche die äußerste Wohlfeilheit der Fabrikate erstrebt, muß dazu führen. Es ginge ähnlich wie mit der Arbeit an Sonn- und Feiertagen, wornach unsere aufgeklärten und humanen Fabrikanten so mächtig gelüsten. Die Arbeiter erhalten sicher für 365 Tage keinen größern Lohn als für 300, der Fabrikherr dagegen erhält für 65 Tage weitere Arbeitskräfte, wovon er den Gewinn unter Lobsprüchen auf die lichthelle und fortschreitende Zeit in die Tasche steckt. Die Bedeutungslosigkeit der Consumvereine für die Arbeiterbevölkerung wurde vor einigen Monaten von Herrn Schulze selbst indirekt zugestanden. Als ihn nämlich in Stuttgart die Arbeiter fragten, auf welche Art und Weise sie einen Consumverein gründen könnten, da machte er allerlei zungenfertige Um- und Abschweifungen, schützte vor er sei mit den Lokalverhältnissen nicht vertraut, und blieb die Antwort schließlich bis heute und voraussichtlich ad calendas Graecas schuldig.

III. Ebensowenig als die vorgenannten Vereine sind endlich die Rohstoffvereine, durch welche die Massenproduktion angebahnt werden soll, im Stande, eine wohlthätige Veränderung in unsern socialen Verhältnissen herbeizuführen.

Einerseits nehmen sie den Zwischenhändlern ihren Erwerb, wie die Consumvereine den Detailhändlern, andererseits wirken sie gleich den Vorschußvereinen lediglich zu Gunsten der wohlhabenden Handwerker. Natürlich meist aus den Mitteln der wohlhabenden Mitglieder wird ein Vorrath von Rohstoffen angeschafft, wovon der ärmere Handwerker seinen Bedarf gegen den um etwa 6½ % erhöhten Einkaufspreis bezieht. Indem das Einlagecapital mindestens dreimal jährlich umgesetzt wird, ergeben sich für das Jahr 19½ Procentchen. Von diesen absorbiren die Verwaltungskosten 10½, 5 % werden den Vereinsgläubigern zugewendet, der Rest à 4 % wird zur Bildung eines Grundstockes als Dividende zurückgelegt. Also dieselbe erzwungene Ersparniß für den dürftigen Handwerker wie bei den Vorschußvereinen! Ferner sind die Vorschußgeber der Rohstoffvereine in der erfreulichen Lage, neben den gemeinschaftlichen Vortheilen noch 5 % Zinsen zu beziehen, welche von den unbemittelten Handwerkern bezahlt werden. Die glänzendsten Erfolge hatte die Idee des Herrn Schulze bei der besonders gut geleiteten Schuster-Association zu *Borna*. Hier stellte sich der jährliche Reingewinn auf 2—3 Thaler für das einzelne Mitglied im Durchschnitte. Weil aber der wohlhabendere Handwerker einen zwei- und dreimal größern Anspruch an die Dividende hat als der ärmere, so gewinnt letzterer kaum einige Groschen aus seinem unfreiwilligen Ersparnisse, während er leichtmöglich 20—30 Thaler heimlicher Schulden machen und verzinsen mußte, um mit Ehren vor dem rettenden Rohstoffvereine dastehen zu können. Die Vorschußgeber erhalten die Rohstoffe wohlfeiler als die armen Mitglieder, welche Zinse zu bezahlen haben, jene können wohlfeilere Waare liefern als diese; die Armen sind gezwungen ihren Vortheil daran zu geben, nachdem sie vermöge ihrer größern Zahl durch Beiträge und Zinsleistungen eben jene Wohlfeilheit hauptsächlich bewirkt haben.

Nach diesen Betrachtungen dürfte der Satz feststehen: das günstigste Ergebniß der Schulze'schen Vereine kann kein

anderes seyn als die Erhebung einer Handvoll Halber- und Dreiviertelsbourgeois zu ganzen. Und dieß will erreicht werden durch die Vorschußvereine auf Kosten der ärmern Handwerker, durch Consumvereine auf Kosten der Detailhändler, endlich durch Rohstoffvereine auf Kosten der ärmern Handwerker und der Zwischenhändler zugleich!

Also steht es mit der berühmten Selbsthilfe des Arbeiterstandes, für welche die gesammte liberale Presse sehr begreiflich, manches katholische Blatt fast unbegreiflich schwärmt.

XV.

Ein von König Friedrich II. begangener Justiz-Mord.

Unter obigem Titel bespricht das Novemberheft des Mainzer „Katholik" die Verurtheilung des Andreas Faulhaber, über dessen tragisches Ende die Histor.-polit. Blätter bereits Bd. I, 337 berichteten. Auch Onno Klopp erwähnt beiläufig in seinem Werk über Friedrich II. des „schaurigen Vorfalls" und beruft sich dabei auf die Geschichte „Friedrichs des Großen" von Preuß Bd. III, 236 flg., und dieser citirt seinerseits als Quelle „Schummels Reise durch Schlesien im Julius und August 1791 (Breslau 1792 bei Graß)", eine sehr selten gewordene Schrift, die man nur mit Mühe antiquarisch auftreiben kann. Der Referent im „Katholik" war

so „glücklich, nach langen Bemühungen in den Besitz eines Exemplars von Schummel zu gelangen, und gibt nun auf Grund dieses Werks ohne Commentar ganz einfach den thatsächlichen Bericht über die Verurtheilung Faulhabers.“ Da der Vorfall das ganze Regime Friedrichs II. charakterisirt, so wollen auch wir unsere Leser des Näheren mit demselben bekannt machen, und fügen dem Bericht im „Katholik“ nur einige Anmerkungen hinzu.

Gerade jetzt ist die Kenntniß des richtigen Thatbestandes von doppeltem Interesse. Denn als neulich im Berliner Polen-Proceß gegen einige polnische Geistliche die Anklage vorlag, daß sie den Beichtstuhl zur Förderung der Revolution benutzt und den Soldaten „Ablaß“ für künftige Sünden ertheilt hätten, berief sich ein Berliner Blatt auf den Vorfall mit dem „Jesuiten“ Faulhaber, der unter Friedrich II. sich gleicher Vergehen schuldig gemacht habe und dafür von dem kräftigen König mit dem Galgen bestraft worden sei.

Hören wir also, wie es sich mit dem „Jesuiten“ Faulhaber verhielt, und bemerken wir noch zuvor, daß unser Gewährsmann Schummel ein eifriger Protestant war, der nach Ausweis seines Buches sich katholischen Institutionen und Personen wenig günstig gesinnt zeigt. Dieß verdient bei seiner genauen Darlegung der betreffenden Vorgänge doppelte Beachtung.

„Noch vor wenig Jahren“, sagt Schummel S. 240, „schrieb Hammard in seiner Reise: Fouqué (General König Friedrichs II.) hätte ihn (Faulhaber) aus dem Beichtstuhle holen und aufknüpfen lassen, weil er einem Soldaten über die Sünde des Meineids, dessen er sich schuldig machen wolle, im voraus Ablaß ertheilt hätte.“ In einem noch härteren Tone, fährt Schummel fort, spricht der Verfasser der Denkwürdigkeiten aus Fouqué's Leben (Berlin 1788), wenn er sagt: „Dieser Geistliche, durch einen blinden Religionshaß gegen eine ketzerische Landesobrigkeit verleitet, machte sich ein Verdienst daraus, die Soldaten zur Desertion zu

verleiten, und ihnen in dem Beichtstuhle darauf Ablaß zu ertheilen. Ein Deserteur, den man wieder einholte, entdeckte solches im Verhör. Der Geistliche wurde dieses Verbrechens überführt und hatte also nach der Strenge des Gesetzes den Galgen verwirkt."

Da Schummel erkannte, daß „nichts mehr gemacht sei, gegen die katholische Geistlichkeit einzunehmen, als eine Beschuldigung dieser Art", so bemühte er sich, den genaueren Sachverhalt kennen zu lernen und setzte sich „mit zwei Männern, durch Amt und Alter ehrwürdig, der eine ein Protestant, der andere ein Katholik, über diese Faulhaber'sche Geschichte" in Correspondenz. „Beide Männer haben daran", bemerkt er, „einen obwohl sehr verschiedenen Antheil gehabt; Beider Erzählungen, die im Wesentlichen genau übereinstimmen, habe ich mit einander verglichen und eine aus der andern complettirt und das Resultat beider, welches allen Glauben vor sich hat, ist Folgendes":

„Der Pater Andreas Faulhaber war niemals Jesuit, sondern ein Weltpriester, eines Glätzer Bürgers Sohn, der nebst seinem Bruder Augustin, der ordentlicher Stadtcaplan war, nachdem die Jesuiten sich schon im März dieses Jahres nach Liegnitz entfernt, zum Cooperator bei der Stadtkirche angestellt wurde; beide Brüder waren Seelsorger und Beichtväter." Dieß das erste Resultat. Preuß nimmt am angeführten Orte zuerst dasselbe in seine Geschichte auf, und nennt ebenfalls den Andreas Faulhaber „einen Weltpriester in Glatz." Aber seine Antipathie gegen die Jesuiten ist so groß, daß er sofort mit sich selbst in Widerspruch geräth, den Faulhaber als Jesuiten behandelt und in dem Vorfall einen Beweis sieht, „wie genau auch der König die Väter dieser Gesellschaft (der Jesuiten) kannte." Die wirkliche oder angebliche Schuld gehört also immer noch der Gesellschaft Jesu an, und so figurirt leider auch bei Klopp „Pater" Faulhaber als Jesuit*).

*) Der einzige neuere protestantische Historiker, der richtig angibt

„Im Monat Mai (1757)“, heißt es bei Schummel weiter, „desertirte ein Soldat, Namens Joseph Rentwig, ward wieder ergriffen, in's Verhör gebracht und hier sagte er dann aus: Er habe nach der Beicht — die unterstrichenen Stellen sind auch bei Schummel unterstrichen — und nach der Absolution, da der Geistliche laut der dießfallsigen Instruktion*) ihn zur Beobachtung des Eides der Treue ermahnt, an den Pater Faulhaber die Frage gethan: Aber ist es denn auch wohl eine so große Sünde, die nicht könnte vergeben werden, wenn ich Gelegenheit habe zu desertiren, da ich doch katholisch bin und der König lutherisch ist. Worauf der Geistliche die Achsel gezuckt und gesagt: Freilich ist es wohl eine große Sünde, aber doch nicht so groß, daß sie nicht könnte vergeben werden.“ So der Deserteur. Angenommen, fragt Schummel, „Faulhaber habe dieß wirklich gesagt: war das wohl ein des Todes würdiges Verbrechen?“ „So wären ja wir Lutheraner sammt und sonders des Galgens werth, die wir alle Sonntage im Glauben singen: Hier all' Sünden (und folglich auch die Desertion) vergeben werden.“ Schummel setzt dann auseinander, daß selbst Luther und Calvin nicht anders als Faulhaber zu antworten im Stande gewesen seyn würden, weil der Soldat nur gefragt, ob Gott

---

daß Faulhaber niemals dem Jesuitenorden angehörte, ist Karl Adolf Menzel. Vergl. dessen Neuere Geschichte der Deutschen (zweite Auflage) Bd. 5, 466.

*) Am 21. März 1757 schärfte der Bischof von Breslau in einem Hirtenbriefe den Geistlichen von neuem die Verpflichtung ein, daß sie bei Strafe der Suspension und bei Verlust ihres Seelenheiles jedem zur Beicht kommenden Soldaten vor der Absolution mit ausführlicher Belehrung über die Wichtigkeit des dem König geleisteten Eidschwures und mit ernsten Abmahnungen gegen den Meineid in's Gewissen reden sollten, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Beichtende von seinem Eide nichts erwähne oder über die Haltung desselben keinen Zweifel äußere. Vergl. die Korn'sche Edikten-Sammlung 6, 669.

die Desertion vergeben könne, nicht ob der König oder der Staat sie vergeben werde. Jedoch der Soldat blieb nicht einmal bei seiner Aussage, „er variirte in derselben, ja einmal widerrief er sie sogar", so daß im Gerichtshof „die mehrsten der Meinung waren, daß der Soldat diese Geschichte bloß fingirt habe, um sich seine Strafe zu erleichtern" *). Gleichwohl aber sollte Faulhaber gestraft werden, und der Untersuchungsrichter gab dem General Fouqué auf die Frage: „Was er wohl dem Pfaffen für eine Sentenz zuerkennen würde", die Antwort: „Sein Sentiment ginge dahin, daß der Denunciatus wegen fehlenden Beweises und Geständnisses mit Suspension vom Beichtstuhl und Arrest durante bello zu bestrafen sei." Aber damit war Fouqué nicht zufrieden. „Gehorsamer Diener", sagte er dem Gefragten, „Sie sind ein barmherziger Richter! Hängen soll die Canaille!" Faulhaber selbst benahm sich äußerst würdig. Arretirt und öfters verhört, „ließ er sich von Anfang bis zu Ende weder negando, noch confitendo ein, sondern sagte beständig: Ich kann nichts gestehen, und werde nichts gestehen, und das bei dem Sakrament der heiligen Beichte und bei meiner priesterlichen Würde."

Nun erfolgte das Ende des Prozesses. König Friedrich beging einen Justizmord. Am 29. December 1757, wo Fouqué sich bei ihm befand, schickte er an den Commandanten in Glatz d'O eine Cabinetsordre, die mit den Worten begann: „Mon Lieutenant Colonel, vous avez à faire pendre le *Père Jésuite* Faulhabre *sans lui laisser un confesseur*." Am

---

*) Menzel loc. cit. p. 464 gibt an, der Soldat habe bei Fortsetzung des Verhörs die Anklage gegen Faulhaber nicht bloß zurückgenommen, sondern sich mehrmals zum Schwur erboten, daß Faulhaber das, was er früher von diesem ausgesagt, nicht gesagt habe. Ist diese Angabe Menzels vielleicht der von ihm citirten „Urkundlichen Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz, von Bach" entnommen?

folgenden Tage darauf wurde Faulhaber an eine Säule geknüpft, „an der schon seit einem halben Jahr ein Spion aus Böhmen hing, ... ohne daß ihm ein anderer Geistlicher zugelassen, oder er selbst mehr Zeit hatte, sich zum Tode zu bereiten, als was er unterwegs gethan hatte.“ Und noch mehr. „Die Säule, woran der Pater Andreas hing, stand nahe an der Landstraße, und eine Menge Menschen ging täglich dabei vorüber.“ Und man ließ den Geistlichen hängen und zwar zwei und ein halbes Jahr lang! Erst am 27. Juli 1760 wurde die Leiche weggenommen und beerdigt.

Wir überlassen das Urtheil dem Leser. Schummel sagt, daß er aus einem Trieb nach Wahrheit diesen schaurigen Vorfall aufzuhellen gesucht habe. Aber was ist die Folge? Preuß, der Geschichtsschreiber Friedrichs II., beruft sich auf Schummel, hat aber so wenig aus seinem Gewährsmann lernen wollen, daß er eine Art von Freude über den Justiz-Mord empfindet. „Also aus Unkunde mit dem Jesuitismus“ — so heißt die Moral, welche er aus dieser Tragödie zieht — „schonte er (Friedrich II.) des Ordens nicht!“ Und dieselben Leute, die so Geschichte fälschen, haben noch die Stirn, sich mit emphatischen Worten auf das „hehre Amt eines Priesters der Klio“ zu berufen! Mag man theoretisch noch so sehr gegen jenen französischen Skeptiker des vorigen Jahrhunderts, der die Geschichte eine fable convenue nannte, declamiren, die Geschichtsdarstellung bleibt doch lange noch eine fable convenue, wenigstens für die Vorgänge der drei letzten Jahrhunderte. Sie bleibt jedoch nicht bloß eine fable convenue. sondern sie wird in unserer Zeit erst recht wieder dazu gemacht durch die Parteileidenschaft so vieler unserer literarischen Stimmführer, die z. B. in der historischen Zeitschrift des Herrn von Sybel ihr Wesen treiben.

So weit der „Katholik“. Wir können uns hierbei der Frage nicht enthalten, die schon einmal in den Histor.-polit. Blättern aufgeworfen wurde: Wessen würde die Partei, die mit einem solchen Aufwande von Rechtsgefühl, wie die mo-

dernen Geschichtsbaumeister und Geschichtsklitterer, die Geschichte schreibt, fähig seyn, wenn je der Zorn Gottes das hinreichende Maß der Gewalt in ihre Hände legte!

Um aber noch einmal auf Friedrich II. zurückzukommen, so illustrirt der an Faulhaber begangene Justizmord trefflich jenen bekannten Brief, den Lessing am 25. Aug. 1769 an den Berliner „Philosophen" Nicolai schrieb: „Sagen Sie mir von ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben als Sonnenfels in Wien gethan hat; lassen Sie es ihn versuchen dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme so erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land von Europa ist."

So Lessing, der bekanntlich nicht zu der Partei der Ultramontanen gehörte, die, wie man neuerdings von gewisser Seite glauben machen will, die Verurtheilung Friedrichs II. von Preußen als ein Hauptgeschäft betreiben.

XVI.

Das päpstliche Rundschreiben vom 8. Dezember und die „modernen Ideen".

(Zu den „Zeitläufen".)

Am 8. Dezember 1864, dem Lieblingsfest des obersten Hirten auf Petri Stuhl, hat derselbe eine große Thatsache in die eilenden Erscheinungen der Zeit hineingestellt. Zwar *bloß auf* dem Papier; aber dieses Papier trug das entscheidende Wort des sichtbaren Regenten der katholischen Christenheit nach allen Himmelsgegenden auseinander, und es hat eine Wirkung geübt, die kaum mehr ein Anbeter des 19. Jahrhunderts für möglich gehalten haben dürfte. Noch zittert die Aufregung nach, welche der colossale Hirtenbrief bei Freund und Feind entzündet hat, und es ist als wenn eine unwillkürliche Ahnung durch die Gemüther gehe, daß von diesem Schritt des Papstes ein neuer Abschnitt und ein Wendepunkt der Weltgeschichte datiren werde.

Die gebornen Feinde des heiligen Stuhls haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, ihre Erregung niederzukämpfen und eine verächtliche Fassung zu erkünsteln. Sie haben sich fleißig eingeredet: es sei ein armer wehrloser Greis, der da einen Schlag in's Angesicht des Zeitgeistes wage, was sich an seiner Verwegenheit bitter rächen werde,

im besten Falle aber ein Streich in's Wasser sei; so eine kindisch harmlose Rückstrebung in's Mittelalter sei zum Lachen, und sicherlich werde dieser ohnmächtige Protest nicht Einen Menschen auf der ganzen Welt in seinen Ueberzeugungen irre machen. So redeten sie sich ein. Aber ihre fieberische Unruhe hat sich doch nicht wegreden lassen, der sicherste Beweis, daß das große Wort vom 8. Dez. ein prophetisches war und ein Wort zur rechten Zeit. Eine spätere Nachwelt wird es vielleicht roth in ihrem Geschichtskalender verzeichnen.

Wir haben die schwere Aufgabe, nicht eine Reihe von Bänden, sondern einen kurzen Aufsatz über ein oberstlhirtliches Aktenstück zu schreiben, das man nicht mit Unrecht als einen der bedeutendsten Vorgänge in der Geschichte der Kirche und der Neuzeit, gewissermaßen als ein Auftreten ohne alle Präcedentien bezeichnet. Vielleicht betreten wir den kürzesten Weg, um den richtigen Standpunkt zur Sache zu gewinnen, wenn wir vor Allem die Frage der Opportunität untersuchen: warum Papst Pius geglaubt hat, gerade jetzt in solcher Weise auftreten zu müssen, und warum ein geheimer Instinkt selbst den Gegnern sagt, daß damit in der That der rechte Zeitpunkt getroffen sei?

Daß die katholische Kirche keine Macht des Widerstands mehr besitze gegen die sogenannten „modernen Ideen“ und ihr nur mehr die Wahl bleibe, entweder an der unaufhaltsamen Umformung der menschlichen Gesellschaft durch diese Ideen, an der sogenannten „modernen Civilisation“ zu zerschellen, oder aber die Waffen zu strecken und sich eine Fristung ihrer Existenz zu erkaufen, indem sie selber die modernen Ideen in sich aufnehme: das ist seit Jahren ein Gemeinplatz, welcher sich auch schon in die Herzen vieler guten Katholiken einzuschmeicheln wußte. Wäre aber das Diktum zweifellos wahr, so hätte jetzt das Rundschreiben vom 8. Dez. nur ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung für die Feinde des heiligen Stuhles seyn können. Es könnten ihnen dann nicht, wie z. B. den Londoner Times, gleich wieder düstere

Besorgnisse unterlaufen: die „moderne Civilisation“ sei doch noch nicht über alle Berge hinweg, vielmehr seien die Stellungen der Parteien in der christlichen Welt gerade jetzt mit furchtbarer Klarheit präcisirt, und keine Ungewißheit schwebe mehr darüber.

So ist es. Die Siegeslaufbahn der modernen Idee war nicht schon, wie ihre Herolde glaubten, vollendet, sondern der Kampf geht erst an. Das ist die Wahrheit. Die Kirche sammelt ihre Schaaren zur apokalyptischen Schlacht, und es war höchste Zeit dazu. Denn zum nicht geringen Theil beruhte das übermüthige Siegesgefühl der modernen Ideen auf der Thatsache, daß sie bereits auch in vielen katholischen Herzen Mißverständniß und Verwirrung angerichtet hatten. Unter dem Einfluß solcher Stimmungen begann der Schwung des Glaubens zu erlahmen, die Liebe zu erkalten, die Hingebung in Gleichgültigkeit und Trotz sich zu verkehren, der Einklang der Herzen verschwamm in Dissonanzen, die moralischen Kräfte zersplitterten sich, oder sie zehrten sich bereits in kadmeischem Streite auf. Wer irgend nur in seinem Kreise *unbefangen* Revue halten oder auch in den eigenen Busen greifen will, der wird über die hohe Nothwendigkeit eines entscheidenden Schrittes nicht im Zweifel seyn. Niemand kann sagen, wohin die steigende Epidemie geistiger Verschwommenheit demnächst geführt hätte; es ist jedenfalls Thatsache, daß alle Feinde der Kirche sich schon glänzende Rechnung machten von der zunehmenden Verwirrung der katholischen Gewissen. Der oberste Hirt durfte nicht länger diesem schleichenden Verderben zusehen; er mußte scharf und volltönend sein „Es werde Licht“ hineinrufen, er mußte einen unmißverständlichen Beichtspiegel aufstellen zur allgemeinen Erforschung des öffentlichen Gewissens; er mußte mit Einem Wort die Geister probiren, denn deren Scheidung ist nie ein Unglück für die Kirche, wohl aber ihre Vermengung.

Auch die äußern Erfolge im Reich der modernen Ideen selbst provocirten das Strafurtheil der obersten Autorität.

Man kann sagen, daß sie erst im vergangenen Jahre die Probe ihrer Wirkung auf das menschliche Zusammenleben zu Ende geführt haben. Mit der vollständigen Vernichtung des europäischen Staatenverbands haben sie da ihr Werk gekrönt. Das christliche Gemeingefühl haben sie auf allen Gebieten des Lebens verdrängt, um sich selbst an die Stelle zu setzen, und in allen Beziehungen des menschlichen Daseyns ist daraus ein neues Faustrecht erwachsen und nichts als Faustrecht. Das Faktum läßt sich nicht läugnen, man findet es überall ausgedrückt, wohin man auch blicken mag, in den Massen der neuen Paria's, in dem Despotismus der regierenden Kammerparteien, in dem Bettlersmantel der europäischen Solidarität, der selbst einem Napoleon keinen Stich mehr hält. Als vor 32 Jahren Papst Gregor XVI. die berühmte Encyclika Mirari vos erließ, die sich zu der jetzigen Encyclika verhält wie die Ouvertüre zur Oper, da hatten die modernen Ideen die Laufbahn ihrer Entwicklung eben erst begonnen; ihr genialster Vertreter unter uns, Lamennais, galt noch als übereifriger Katholik; ihre innere Natur lag faktisch noch nicht zu Tage; man konnte gegen den klösterlichen Papst einwenden, er nehme die Sache zu kirchlich-doktrinär und sehe zu schwarz, die Bauleute wollten zwar fortan arbeiten in freier Concurrenz der Parteien, aber ohne deßhalb den „Eckstein" zu verwerfen. Ganz anders als sein Vorgänger am 15. August 1832 steht jetzt Pius IX. da. Er kann sich auf die thatsächliche Erfahrung berufen und für jeden seiner Sätze den Augenschein anführen. Gregor hat prophezeit, Pius verkündet die traurige Erfüllung.

Auch im Gewissen der Gegner scheint sich etwas von diesem Bewußtseyn zu regen. Sie können doch unmöglich läugnen, daß die modernen Ideen, anstatt ihrer Verheißung gemäß eine Aera des allgemeinen Glücks, des ewigen Friedens und der Wohlfahrt aller Völker zu bringen, bereits jetzt nichts als Spaltung und Unfriede, Unterdrückung und furchtbare Kriege gebracht und überdieß unsere Zukunft vor die

ungemilderten Schrecken der socialen Frage gestellt haben. Aus dem bösen Gewissen erklärt es sich, daß selbst der verbissene Groll mitunter das Rundschreiben anstaunt, als wäre es ein Markstein in der Zeitgeschichte und der Wendepunkt zu einer neuen Weltperiode mit noch ungeahnten Entwicklungen. Jedenfalls sehen wir das Dokument so an. Natürlich nicht so, als ob der Papst durch einen Machtspruch vom 8. Dez. die Weltgeschichte im großen Styl zugeschnitten hätte; der Markstein war bereits gesetzt in der innern Natur der Dinge und der Wendepunkt bedingt durch die Gewalt der Thatsachen; Papst Pius hat ihn nicht geschaffen, aber angekündigt. Man hat auf der Höhe des apostolischen Stuhls ein feines Sensorium für den Luftzug neuer Zeiten; so war die Zeit des Rundschreibens nicht gemacht, sondern gekommen und gegeben.

Wie mit Bestimmtheit verlautet, war das Dokument schon bei der großen Versammlung der Bischöfe am römischen Pfingstfest von 1862 in der Hauptsache fertig. Es verbietet sich somit von selbst, die Ursache desselben in gewissen politischen Zwischenfällen der jüngsten Tage zu suchen. Wohl aber war es ein providentielles Glück, daß die Veröffentlichung gerade in den Moment fiel, wo der Imperator auf der Höhe seiner selbstgemachten Mission „das Papstthum mit den modernen Ideen zu versöhnen", angelangt war und die italienische Räubersippe in und außer dem Parlamente prahlte, daß sie trotz der Convention vom 15. Sept. doch auf das Capitol gelangen werde „durch die Macht der Civilisation und den Fortschritt der modernen Ideen"; in dem Moment wo täglich absichtlicher das Gerücht auftrat, daß die franzosenfreundliche Gesinnung des Papsts und seines ersten Ministers in stetem Steigen begriffen sei, und daß der Imperator die beste Hoffnung habe, wenn nicht den gegenwärtigen Papst, so doch den nächsten, als welchen sich der bepurpurte Verräther d'Andrea eben selbst anbot, für seine Ideen zu gewinnen. Wäre nicht das Rundschreiben erschienen, so wäre der heil. Vater der katholischen

Welt einen andern Beweis schuldig gewesen, daß Cavours „freie Kirche im freien Staat" noch im weiten Felde stehe, der Zustand nämlich wo das Oberhaupt der katholischen Christenheit keinen Laut von sich geben dürfte, der dem Herrscher in Paris und seinem Vicekönig zu Florenz nicht gefiele. Das Rundschreiben ist nun der beste Beweis der absoluten Unmöglichkeit eines solchen Zustandes; wir möchten fast sagen, es habe den semperfreien Stuhl Petri gegenüber der modernen Welt von neuem begründet.

Faßt man nun aber die Veranlassung und den Zweck der großen Akte in's Auge, so war damit auch schon ihr Umfang gegeben. Mit den „modernen Ideen" sollte sie Abrechnung halten, und wie ihr Gegenstand ohne Präcedentien ist, so mußte sie es auch selber seyn. Nie zuvor stund die Kirche vor einem ausgebildeten, die ganze christliche Welt durchdringenden System, das alle Beziehungen der Gesellschaft in ausdrücklichem Gegensatz zur christlichen Tradition oder in bewußter Ignorirung der göttlichen Offenbarung zu regeln unternimmt. Darin liegt eben das charakteristische Merkmal der „modernen Civilisation" und ihrer Ideen. Nicht das Veraltetseyn ist ihrem egoistischen Princip an der alten Weltbildung zuwider, sondern daß und soweit sie vom Geist Christi getragen war. Mit einzelnen Irrlehren hat die Kirche immer zu kämpfen gehabt, aber nie mit einem System, das alle socialen und politischen Grundbegriffe von der christlichen Offenbarung emancipiren wollte. Dieß ist erst in dem Reich der modernen Ideen unternommen worden. Bloß dessen Grundprincip zu reprobiren, konnte aber natürlich nicht genügen; alle Sätze des Systems mußten aus der verhüllenden Phrase herausgeschält und in ihrer nackten Gestalt vorgezeigt werden. Das thut die Encyclika mit ihrem Syllabus der achtzig Irrthümer. System gegen System. Selbst conservative Organe des Protestantismus gestehen, daß das System des Papstes eigentlich nichts Anderes sei als das ursprünglich und unwandelbar christliche. Für das entgegengesetzte System aber

gebrauchen wir die kürzeste Benennung „moderner Liberalismus“ oder „Liberalismus“ glattweg.

Man hat nach einer bestimmten Person gesucht, gegen welche die Spitze des Rundschreibens zunächst gerichtet sei, und man ist sofort auf den Imperator verfallen: er habe nun die indirekte Antwort auf die Convention vom 15. September. Daß der Napoleonismus in jeder Beziehung von der Akte schwer betroffen wird, ist klar; der französische Gesandte hat nicht umsonst Alles aufgeboten, um den Papst von einem so „auffallenden Schritt“ abzuhalten, der sich von den Tuilerien aus noch dazu fast ansieht wie ein Aufruf an das conservative Europa gegen die napoleonische Incarnation der Revolution. Aber es hieße die erhabene Anschauung des Statthalters Christi in's Triviale herabziehen, wollte man in dem Rundschreiben eine persönliche und politische Rancune erblicken. Das ist auch chronologisch nicht möglich. Denn Papst Pius sagt da gar nichts, was neu wäre in seinem Munde; über die hauptsächlichsten der 80 Irrthümer und namentlich über das verderbenschwangere Grundprincip des *Liberalismus* hat er sich seit 1846 wiederholt geradeso und schon in jener Zeit ausgesprochen, wo auch in Deutschland der weitaus größte Theil der katholischen Presse im dritten Napoleon den Wohlthäter und gottgesandten Beschützer der Kirche verehrte. Ueberdieß wären auch an der verworfenen Politik des Mannes viel weniger die modernen Ideen an sich zu verurtheilen, als vielmehr die Lügenhaftigkeit und der heuchlerische Mißbrauch, den er wie sein italienischer Schleppträger mit allem treibt, was Idee heißt.

Das Rundschreiben des Papstes bewegt sich aber rein und allgemein in der spekulativen Höhe der socialen und politischen Moral; es ist die Lehre von dem social-politischen Verhältniß der Natur zur Uebernatur. Es ist eben deßhalb die gründlichste Kritik des „Liberalismus“, insoferne dieses System in allen seinen Fraktionen der Idee einer christlich

autoritativen Leitung der bürgerlichen Gesellschaft widerspricht. Es hat — wir werden mit aller Offenheit näher auf diesen Punkt eingehen — unter den liberalen Fraktionen eine gegeben, freilich nicht bei uns sondern in den romanischen Ländern, die sich mit Emphase „katholisch“ nannte. Sie enthielt von den besten Söhnen der Kirche gerade die eifervollsten, genialsten und thatkräftigsten; vertrauend auf ihre individuelle Wirksamkeit glaubten sie dem Liberalismus das loyale Angebot, daß die geistige Leitung der bürgerlichen Gesellschaft ausschließlich der freien Concurrenz unter den Parteien anheimgestellt werden solle, stellen zu müssen. Auch ihre Ansicht ist als der göttlichen Idee einer christlich autoritativen Weltordnung widersprechend abgewiesen, natürlich nicht wie bei den das Recht der Uebernatur überhaupt verläugnenden Liberalen als bewußte Schuld, aber doch als wohlmeinender Irrthum. Und auch als solcher nicht, insoferne die freie Concurrenz der Parteien bloß als Auskunftsmittel in einem gegebenen Nothstand empfohlen, und nicht als normale, allgemein gültige oder absolute Bedingung der bürgerlichen Gesellschaft, als eigentliches „Gesetz des Menschengeistes“ gelehrt wird. Wo aber dieser Absolutismus der Doktrin fehlt, da ist eben auch der rechte Liberalismus nicht vorhanden.

Es ist also vollkommen richtig, daß der heilige Vater in seiner feierlichen Ansprache an die Oberhirten der katholischen Christenheit das gesammte System des herrschenden Liberalismus in allen seinen Gestalten verwirft. Man entsetzt sich vor einem solchen Wagniß. Aber was der Papst thut, das thun gleichzeitig auch ganz andere Leute. Die Freiesten der „Freien“ in Deutschland sind in diesem Urtheil mit Pius IX. vollkommen einverstanden. In dem Moment als Er sein Rundschreiben ausgehen ließ, gründeten in Berlin die Herolde der künftigen social-demokratischen Weltordnung ein eigenes Organ zur Ausführung ihres Bannspruches gegen

die Gesammtheit der liberalen Parteiung. Die beiderseitigen Motive sind freilich so verschieden wie Himmel und Erde, aber in Einem treffen sie doch bedeutungsvoll zusammen: in dem Gefühl der Gemeinschaft. Beide klagen den modernen Liberalismus an, daß er an der Stelle menschheitlicher Solidarität ein neues Faustrecht gepflanzt habe. Ihr habt, klagt der Papst, die christliche Moral aus dem Völkerrecht, aus dem Staat, aus der Wissenschaft, aus der ganzen bürgerlichen Gesellschaft herausgerissen. Ihr habt, klagen die gelehrten Social-Politiker in Berlin, die natürliche Moral in dem Zusammenleben der Völker, im Staat, in der National-Oekonomie, in unserm ganzen Daseyn vertilgt. Beide rufen das große Princip der Nächstenliebe zurück; beide wollen eine neue Welt, der Papst unter dem alten Gesetz Christi, der Social-Demokrat unter einer neuen Recension der politischen Vernunft. Beide sind unzweifelhaft in der constitutionellen Minderheit, aber beide sind mit einer gefährlichen Macht alliirt, die der Glaube an die „beste Welt" des Liberalismus ganz entschieden gegen sich hat — mit der Beweiskraft der Thatsachen.

Ehe wir aber weiter ausführen, was das päpstliche Rundschreiben will, müssen wir mit scharfer Betonung andeuten, was es nicht will. Es verurtheilt den gesammten Liberalismus, aber es tritt nicht mit einem Wort der politischen Freiheit zu nahe. Der Imperator beklagt sich, daß die Verfassung seines Reiches vom Papste angegriffen sei, aber die freieste Verfassung der Welt, die Englands, hat keinen Grund zu einer solchen Klage*). Leider gehört es heute zur Tagesordnung, schlechterdings keinen Unterschied zwischen den „modernen Ideen" und der ehrlichen politischen

*) „Grundrechte" enthält dieselbe bekanntlich nicht.

Freiheit zuzulassen; diese gewohnheitsmäßige Verwechslung zweier sehr disparaten Dinge, aus der die herrschende Verwirrung der Gewissen hauptsächlich entspringt, erscheint für jetzt geradezu unausrottbar, und sie hat, großentheils vielleicht sogar in gutem Glauben, an dem Rundschreiben vom 8 Dez. ihr Meisterstück geliefert. Natürlich mußte dann die große Akte als ein wunderbarer und unbegreiflicher Fehler erscheinen, der sich sehr schwer rächen werde, als eine Verherrlichung mittelalterlicher Zustände, die den Katholiken keine erlaubte Staatsform mehr übriglasse als den „Patriarchalismus“. So konnte die Allgemeine Zeitung vom 30. Dez. sagen: dieser Syllabus umfasse wohl das ganze Gebiet des socialen Strebens der Gegenwart im Guten wie im Schlimmen, und stelle sich gegen jede (!) auch noch so gemäßigte Staatsverfassung auf constitutioneller Grundlage in entschiedenen Gegensatz. Ebenso der protestantische Temps in Paris: der Papst verdamme die ganze Geschichte der modernen Gesellschaft vom Socialismus und Communismus herab „bis zu der schlichten Freiheit der Gemeinden.“ Andere Blätter haben herausgelesen, der Papst spreche der Republik das göttliche Recht ab; es liege ja überhaupt, meinen die Londoner Times, im Wesen des Papstthums den Katholiken ihre politischen Institutionen zu diktiren. Und die können dann natürlich nur der Absolutismus seyn. Darum ruft das gallikanische Pays der legitimistischen Gazette de France zu: sie möge nun vor Allem ihre heterodoxe Devise „Alles für das Volk und Alles durch das Volk“ abthun, denn dieser Grundsatz rieche nach dem Scheiterhaufen.

Wäre das wahr, dann bliebe freilich auch uns nichts übrig, als unsere Feder zu zerbrechen und zu schweigen. Aber es ist nicht so. Wer guten Willens ist, der kann gerade an der Encyclika und ihren Geschicken den wahren Unterschied zwischen dem modernen Liberalismus und der politischen Freiheit lernen. Es genügt die Eine Frage: welcher Staat

ist gegen die Akte polizeilich eingeschritten? Bis jetzt keiner als das napoleonische Frankreich. Geschah es der politischen Freiheit wegen, die im französischen Imperium herrscht? Sollte dasselbe wirklich seine politische Freiheit gegen irgend Jemanden zu vertheidigen haben? In neuerer Zeit scheint zwar die Stimmung gegen den „2. Dezember“ in einem Umschwung begriffen und bei manchen Leuten, die ihm ewigen Haß geschworen zu haben schienen, wollen sich mühsam unterdrückte Sympathien verrathen. Derlei Sympathien dürften auch noch wachsen in dem Maße, als der Imperator den Papst preisgäbe und etwa gar im eigenen Lande die Revolution eines gallikanischen Schisma gegen die Kirchengewalt befördern sollte. Trotzdem wird Niemand wagen, den „2. Dezember“ mit der politischen Freiheit zu identificiren, während es ganz unläugbar ist, daß der Imperator allerdings als der vornehmste Träger der eigentlich sogenannten modernen Ideen nicht nur auftritt, sondern es auch wirklich ist.

Es ist vielleicht einer der größten Dienste, den die Kirchenstaats-Frage dem verschlagenen Herrscher leistet, daß er gerade an ihr seinen modernen Liberalismus am glänzendsten vor aller Welt leuchten lassen kann. Drouyn's Depesche vom 12. Sept., worin er dem französischen Gesandten in Rom den Abschluß der Convention mittheilte, hat das Geheimniß der Komödie naiv verrathen. Das liberale Frankreich, heißt es da, könne unmöglich länger durch seine Armeecorps das illiberale Wesen in Rom decken, denn eine zu schwere Verantwortlichkeit würde dadurch auf das moderne Gewissen des Imperators und ein schlimmer Schein auf seinen Liberalismus fallen. „Die beiden Regierungen“, sagt der französische Minister, „verfahren nicht nach denselben Principien. Unser Gewissen nöthigte uns oft Rathschläge zu ertheilen, welche gleichfalls zu oft das Gewissen des römischen Hofes von sich weisen zu müssen glaubte . . . Seinem eigentlichen Wesen entsprechend hat der päpstliche Stuhl besondere Gesetzbücher

und Rechte, die bei vielfachen Anlässen leider im Gegensatz zu den Ideen unserer Zeit stehen." Man sieht, der Imperator hat sich eine heilige Religion aus den modernen Ideen und ihrer Civilisation gemacht, deren pietätsvoller Hort er seyn will; dennoch aber wird Frankreich wesentlich absolutistisch von ihm regiert und ist die politische Freiheit des Landes confiscirt bis zur Stunde. Deutet das nicht auf einen ganz merkwürdigen Unterschied von „liberal" und „frei"?

Umgekehrt war Pius IX. nie liberal im Sinne der sektischen Parteilehre, aber er war ehrlich freisinnig, und im guten Vertrauen auf eine gleiche Gesinnung im Volke hat er seinen Unterthanen ein ausgedehntes Maß politischer Freiheit verliehen, nachdem er kaum den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Auch die Gegner erinnern jetzt an diese Thatsache und zwar, vermöge der beliebten Verwechslung zwischen dem modernen Liberalismus und der politischen Freiheit, in der sinnlosesten Absicht. Der heilige Stuhl hat 1846 bewiesen, daß er mit neuen, aber ehrlichen Formen der politischen Freiheit keineswegs unverträglich sei, und jetzt, im Jahre 1864, hat er das System des modernen Liberalismus entschieden verurtheilt. Daraus formulirt sich das Journal des débats die Frage: wie es denn komme, daß die Principien von 1789, die sich 1846 so gut mit den Anschauungen Pius' IX., mit dem Glauben und dem Recht der Kirche vertrugen, heute als verabscheuungswürdige Ketzereien verdammt werden? Und die englischen Blätter glauben Wunder wie fein den Nagel auf den Kopf zu treffen, wenn sie folgern: „in dem Einen oder dem andern Fall könne der Papst nicht infallibel gewesen seyn, entweder nicht in den Jahren 1846 und 47, oder nicht im Jahre 1864." Dieselbe Identificirung ist übrigens dem edeln Pius schon im ersten Moment seines mit schändlichem Undank gelohnten Reformwerkes begegnet. Der freisinnige Papst kam sofort als „liberaler" Papst und als Verehrer der modernen Ideen in's Geschrei; als das

Kriterium dieser Eigenschaft aber wurde, bezeichnend genug, angegeben: Pius sei — indifferent im Punkte der Religion. Er selbst hat sich in seiner Antritts-Encyclika vom 9. Nov. 1846 über diese Verleumdung ausgesprochen, und die betreffende Stelle voll sittlicher Entrüstung gewährt den klarsten Einblick in die Stellung des Papstes zur politischen Freiheit einerseits und zum modernen Liberalismus andererseits:

„Neuestens haben sich, es ist schrecklich zu sagen, Einige gefunden, welche Unserm Namen und Unserer apostolischen Würde die Schmach anthaten, Uns gewissermaßen als die Theilnehmer ihrer Thorheit und als die Begünstiger dieses Systems darzustellen. Diese wollten nämlich aus den mit der Heiligkeit der katholischen Religion gewiß nicht im Widerspruch stehenden Entschließungen, die Wir bei einigen auf die bürgerliche Verwaltung des päpstlichen Gebiets Bezug habenden Angelegenheiten zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt gnädig faßten, und aus der Verzeihung, die Wir im Beginn Unseres Pontifikats einigen Unterthanen desselben Gebiets gnädig gewährt haben, den Schluß ziehen, Wir denken so wohlwollend über jede Art von *Menschen*, daß Wir des Dafürhaltens seien, nicht nur die Kinder der Kirche sondern auch die Uebrigen, mögen sie immerhin der katholischen Einheit fern bleiben, seien gleichermaßen auf dem Wege des Heiles und können zum ewigen Leben gelangen. Es fehlen Uns vor Entsetzen die Worte“ ꝛc.

Pius erscheint in dem neuesten Rundschreiben ganz als derselbe wie in jenem ersten vom 9. Nov. 1846. Die Akte ist in keiner Weise etwa mit den großen Protesten seiner Vorgänger gegen den westfälischen oder den Wiener Frieden zu vergleichen. Sie berührt keine einzige politische Frage, die nicht mit dem Innersten der katholischen Religion in direkter Beziehung stünde, und von allen politischen Institutionen beurtheilt sie nur die des religiösen Indifferentismus. Daß freilich der ganze Liberalismus in dieser specifischen Zeitkrankheit wurzelt, das ist nicht die Schuld des Papstes,

und sein bald 20jähriger Kampf gegen die so verstandene Civilisation war ihm pflichtmäßig geboten. Das Rundschreiben enthält daher auch in keiner Sylbe etwas Neues; seine Urtheile sind zu allen Zeiten unwandelbare Principien der Kirche gewesen, und nicht Eines derselben, das nicht von Pius IX. selber bei einer frühern Gelegenheit schon ausgesprochen worden wäre *). Nur die systematische Vereinigung aller in Einem Dokument hat den Eindruck des Außerordentlichen gemacht; und solch ein massenhafter Eindruck war dringend nöthig, nachdem sogar theologische Gewissen bereits weich und glatt genug geworden waren, um die einzelnen Erlasse des Papsts als „pessimistische Jeremiaden", die ja doch zu nichts nützten, an sich abgleiten zu lassen.

Wir gehen nun näher auf den Inhalt des Rundschreibens ein. Sein Gegenstand ist mit Einem Worte der moderne Liberalismus, und zwar in allen Spielarten desselben. Man unterscheidet hauptsächlich drei solcher Spielarten: die unchristliche, die modern-staatskirchliche und die des Freiwilligkeits-Princips. Alle drei Arten haben das Gemein-

*) Unmittelbar vor der Encyclika ist in dem neuen und sehr thätigen Verlage des Hrn. Karl Sartori zu Wien eine Schrift erschienen, welche wir wärmstens zu empfehlen gedachten, als gerade das Rundschreiben selbst dazwischen kam. Sie führt den Titel: „Der Papst und die modernen Ideen", und besteht einfach darin, daß in systematischer Reihenfolge aus den päpstlichen Aktenstücken Pius IX. selber das Wort ergreift (und zwar lateinisch und deutsch) über die zeitgeistigen Irrthümer in der Ordnung des Glaubens, der Moral, der Freiheit, des Rechts und der Politik. Durch die Akte vom 8. Dez. ist die Schrift nicht überflüssig geworden; sie ist im Gegentheil deren bester Commentar, als welchen auch wir dieselbe benützen. Hr. Sartori will überdieß eine erläuterte Ausgabe des Rundschreibens als zweites Heft nachfolgen lassen.

same, daß sie von dem Satz ausgehen, „die Religion habe nichts zu thun in der Politik", mit andern Worten: die göttliche Offenbarung und die christliche Moral gehe das Individuum an, aber die Staatsgewalt oder die Gesellschaft habe nichts damit zu schaffen und keine religiöse Autorität anzuerkennen. Am einfachsten versteht sich dieser Grundsatz bei der ersten Art: dieselbe läugnet überhaupt die Uebernatur, kann sich somit auch in den Sachen der Gesellschaft, des Staats, der Wissenschaft von keiner Religion geniren lassen. Das Rundschreiben behandelt die theoretischen Formen dieses neuen Heidenthums; wir berühren dasselbe hier nur insoferne, als es in der Richtung gegen die Kirche in der Regel mit der zweiten liberalen Art Hand in Hand geht. Das sind die neuen Gallikaner oder Jung-Wessenbergianer, oder überhaupt die Anbeter des „modernen Staats", welche zwar noch nicht antichristlich sind, aber auf die Leitung der bürgerlichen Gesellschaft dem Staate, und zwar dem religionslosen Staate, ein ausschließliches und unbeschränktes Recht zuerkennen, dem sich auch die Kirche zu unterwerfen habe. Die Traditionen dieser Richtung reichen zwar alle aus dem häßlichsten Absolutismus der alten Monarchie heraus; weil aber ihre Staatsidee eine eminent „moderne Idee" ist, deßhalb nennen sich ihre Anhänger mit Emphase die eigentlich „Liberalen", und insoferne gestehen auch die Männer der ersten Art ihnen den Ehrentitel zu. Was hingegen die dritte Art vornimmt, werden wir gleich nachher sehen.

Das Rundschreiben beschäftigt sich in einer Reihe von Sätzen mit der zweiten liberalen Art, und hauptsächlich diese Sätze, einschließlich derjenigen über die Civilehe, scheint das napoleonische Frankreich auf sich bezogen zu haben. Und gewiß mit Recht. Es herrscht zwar auch viel Lärm darüber, daß der Papst in den Lehren vom allgemeinen Stimmrecht und von der Volkssouverainetät die Grundlagen des Kaiserthums eigens angegriffen habe. Aber wir finden das nicht.

Der Syllabus enthält gar nichts von diesen zwei „politischen Institutionen", der bezügliche Satz im Text des Rundschreibens aber hat eine viel höhere und principiellere Bedeutung, als daß er eigens auf die Taschenspielerkunst des 2. Dezember und seines italienischen Lehrjungen abgesehen seyn könnte. Dagegen ist allerdings die voltairianische Kirchenpolitik des Imperiums in's Herz getroffen, und in einem Augenblick, wo die kalte Besonnenheit ihn verließ, hat der Imperator sogar den empfangenen Schlag quittirt. Freilich lag auch dieses Kanzelverbot ganz im Geiste der „modernen Idee" vom Staate, welche, um mit E. Girardin zu reden, die Freiheit zu vertheidigen vorgibt, während sie die Censur beklatscht.

Sonderbarerweise hat das Rundschreiben in keinem andern Lande als in Frankreich die Frage angeregt: was nun? Eine ganze Anzahl von Politikern hat sogleich auf eine offene Schilderhebung des alten und neuen Gallikanismus gerathen. Ein Theil des Episcopats, hieß es, namentlich des seit 1859 nominirten mit dem Erzbischof von Paris an der Spitze, harre nur des Winks von oben; und das Journal Pays, das der Encyclika eben zurief: „Murawieff (der russische Bluthund) ist der Eurige", sei das Organ der Partei. Die Artikel von 1682 wurden in allen abhängigen Blättern abgedruckt und nachgewiesen, daß alle Herrscher diese Tradition heilig gehalten, und selbst Karl X. noch gegen ein päpstliches Schreiben eingeschritten sei (gerade ein Jahr vor seiner Verjagung durch die Liberalen). Trotz Allem glauben wir aber nicht recht an die Erhebung der gallikanischen Fahne, und wenn Rußland mit seinen Racheplänen in Polen wirklich darauf wartet, dann dürfte es noch lange warten. Vor zehn Jahren, als auch in Deutschland noch Niemand an einen neuen Emser-Congreß dachte, behaupteten genaue Kenner Frankreichs: eigentliche Gallikaner gebe es kaum mehr ein paar und die wüßten zu schweigen. Seitdem hat allerdings

die edle Freiheit der Geister überall Rückschritte gemacht, und es mag jetzt ein französisches Contingent solcher Creaturen geben. Der Bischof von Montauban hat über die „vergessene Vergangenheit“ mit Recht gesagt: „Bisher hat sie keinem Menschen etwas genützt — davon legt die Geschichte Zeugniß ab — und das neue Kaiserreich hatte sich nicht schlecht dabei befunden, daß es auf sie verzichtet hatte.“ Aber es dürften für den Imperator noch stärkere Motive, als in einem solchen Rückblicke liegen, vorhanden seyn, um ihn vor einem Bruch mit der allgemeinen Kirche zurückschrecken zu machen. Der Versuch eines neuen Schisma wäre nämlich heutzutage nur im vollendeten „modernen Staat“ möglich, und dessen wesentlichstes Requisit ist eine regierende parlamentarische Partei!

In Deutschland, wo dieses Requisit nicht fehlt, könnte der Versuch allenfalls gemacht werden; er würde zwar sicher nichts Lebensfähiges zu Stande bringen, aber er könnte unermeßliche Verheerung in den Gemüthern anrichten. Der Imperator hingegen wird sich hüten, sich zu dem Zweck ein allmächtiges Kammerregiment heranzuziehen; er weiß wohl warum. Durch eine merkwürdige Fügung ist gerade der mächtigste Vertreter der modernen Idee am wenigsten im Stande die ganze Consequenz des modernen Staats zuzulassen. Das ist seine Schwäche, und seine Gegner links und rechts kennen diese Achillesferse sehr gut. Wollte er aber auf eigene Faust eine schismatische Bewegung unternehmen, so ist hundert gegen Eins zu wetten, der Napoleonide als Theolog würde wie in der Fabel von der abgezogenen Löwenhaut unter dem Gelächter der Nation untergehen.

Der 39. Satz des Rundschreibens verurtheilt den Irrthum: „Der Staat als Quelle und Ursprung aller Rechte besitzt eine durch keine Grenzen eingeschränkte Machtbefugniß.“ Im bureaukratischen Polizeistaat der alten Aera hat sich dieser Rückfall in den heidnischen Staatsbegriff angebahnt, im

„modernen Staat" der neuen Aera vollendet er sich. Darum hat seit den letzten 20ger Jahren, unter anfänglicher Führung Lamennais', eine Elite französischer Katholiken einen Ausweg gesucht. Sie machten dem zeitgeistigen Liberalismus eine Concession durch das loyale Angebot: der Staat solle der Mission zur geistigen Leitung der bürgerlichen Gesellschaft gänzlich entkleidet werden, er solle gar keine Religion protegiren, keine Schule halten, nicht erziehen rc.; diese geistigen Interessen der Gesellschaft sollten ausschließlich der autonomen Thätigkeit und freien Concurrenz der Parteien überlassen bleiben. So entstand, im diametralsten Gegensatz zu den landläufigen Spielarten des modernen Liberalismus und namentlich im himmelweiten Unterschied vom sogenannten „kirchlichen Liberalismus", wie er in der oben geschilderten zweiten Art mit vertreten ist — die liberale katholische Partei.

Man muß diesen ihren ächten Charakter wohl im Auge behalten. „Trennung*) der Kirche vom Staat" war ihr Schiboleth; ihr Vorbild war augenscheinlich von dem Wiegenalter der nordamerikanischen Republik und von der Ecclesia pressa in England entnommen. In Frankreich zählen bis heute die gefeiertsten katholischen Namen zu ihr, in Belgien hat sie seit 1831 ihr praktisches Staatsexperiment machen können. Wir haben gesagt, man müsse den ächten Charakter dieser Partei wohl im Auge behalten; denn je nach den Umständen sucht sich ihr jedesmal der ganze liberale Troß, insbesondere der wohldienerische kirchliche Liberalismus der neuen Gallikaner rc., anzuschmeicheln. Die Männer, welche sonst, sie mochten sagen und thun was sie wollten, so wenig als

---

*) Wir gebrauchen im Deutschen keinen andern Namen; die katholischen Franzosen sagen „*distinction*", nicht séparation.

ein Anderer dem beschimpfenden Beiwort „ultramontan" entgehen konnten, sie werden dann plötzlich gehätschelt als die besonderen Lieblinge des Zeitgeistes. Das geschieht eben jetzt wieder mit größter Beflissenheit. Von allen Seiten wird ihnen augenverdrehendes Beileid zugewinkt, da die Encyclika „alle nicht ultramontan gesinnten Katholiken in Europa" excommunicire, und von jener Partei „talentvoller und edelsinniger Katholiken die sich bestrebt haben, den Katholicismus mit der Freiheit auszusöhnen", nun keine Rede mehr seyn könne.

Es ist wahr, daß die Staatslehre der liberalen katholischen Partei als solche in dem Rundschreiben unumwunden mißbilligt ist. Ich sehe darin sogar den Schwerpunkt des Dokuments. Unter den Irrlehren über die bürgerliche Gesellschaft steht zuletzt die: die Kirche sei vom Staate zu trennen und umgekehrt, Ecclesia a Statu, Statusque ab Ecclesia sejungendus est. Und nicht nur in der einzelnen Stelle, sondern im ganzen Context seines Schreibens spricht sich der Papst gegen diesen Begriff der „freien Kirche im *freien* Staat", gegen die Indifferenz des Staats im Punkte der Religion aus. Wie er sich energisch gegen die sclavischen Doctoren des modernen Staats verwahrt, welche die geistig autoritative Leitung der bürgerlichen Gesellschaft ausschließlich dem ministeriellen Ermessen anheimgeben, so will er auch nicht zulassen, daß die Mission des Staats zu tief herabgesetzt werde bis zur bloßen „Nachtwächteridee" des Laissez faire. Mit der Kirche aller Zeiten lehrt der heilige Vater, daß die königliche Gewalt nicht nur zur Regierung der Welt, sondern hauptsächlich zum Schutz der Kirche übertragen sei. In strengem Gegensatz zur Lehre vom religionslosen Staat fordert das Rundschreiben „die gegenseitige Rathsgemeinschaft und Eintracht (mutua consiliorum societas et concordia) zwischen Kirche und Staat." Es verwirft die entgegenstehenden Meinungen als falsch und verkehrt um so mehr, „als sie

hauptsächlich dahin zielen, jene heilsame Kraft zu binden und zu entfernen, welche die katholische Kirche nach der Einrichtung und dem Auftrag ihres göttlichen Stifters frei ausüben soll bis ans Ende der Zeiten, nicht weniger an den Einzelnen als an den Nationen, Völkern und deren obersten Fürsten." Es sei eine Anwendung des absurden und gottlosen Princips des Naturalismus, zu lehren, „daß das Interesse des Staats und der sociale Fortschritt absolut verlangen, daß die bürgerliche Gesellschaft sich constituire und regiere ohne alle Rücksicht auf die Religion, wie wenn diese gar nicht bestünde, oder doch ohne irgend einen Unterschied zwischen der wahren Religion und der falschen zu machen."

In diesen Worten ist ohne Zweifel die ganze Staats-Lehre vom Freiwilligkeits-Princip oder, um den neuesten Ausdruck zu gebrauchen, von der „freien Kirche im freien Staat" als solche verworfen, und insoferne ist auch die liberale katholische Partei eingeschlossen. Aber man muß sorgfältig unterscheiden, so sorgfältig wie der wunderbar exakte Ausdruck des Rundschreibens selber unterscheidet. Dasselbe distinguirt deutlich erstens zwischen der Intention derer, welche die Lehre von der freien Kirche im freien Staat bekennen; zweitens ist ausdrücklich das gewichtige Wort „absolut" gebraucht und nur die Behauptung condemnirt, daß das Interesse des Staats und des socialen Fortschritts absolut den religionslosen Staat erheische.

Die liberale katholische Partei hat sich zu ihrer Staatslehre keineswegs aus religiöser Indifferenz bekannt. Sie hat dem Staat erlaubt indifferent zu seyn im Punkte der Religion, aber nur um es für ihre Person um so weniger zu seyn, und in dem mannhaften Vertrauen, mit ihren privaten Kräften, sobald diese nur in keiner Weise mehr gebunden wären, die katholische Sache viel besser fördern zu können, als der Staat jemals gethan habe oder thun könne. Das bedeutete in ihrem Sinne die freie „Concurrenz der

Parteien." Sie meinten es ehrlich und redlich mit der Freiheit und sie trauten ihren Gegnern die gleiche Loyalität zu. Aber hierin irrten sie schwer. Die Feinde der Kirche ließen sich den Verzicht auf den katholischen Charakter der Staaten bestens gefallen; sie rechneten, daß keine Aufwendung privater Kräfte den Verlust der aus der Gemeinschaft mit dem Staat fließenden Stellung ersetzen könne und daß die Kirche in der freien Concurrenz der Parteien verloren seyn werde. Das ist die Intention, welche der hl. Vater mit den Worten brandmarkt: daß „sie hauptsächlich dahin ziele" rc.

In der That, kaum sahen diese Männer der „freien Kirche im freien Staat" ihre Rechnung fehl schlagen, so warfen sie das Princip der freien Concurrenz von sich, bemächtigten sich der Staatsmittel gegen die Sache der Kirche und zu ihrer Unterdrückung, und stellen so nach dem kurzen Umweg die Allmacht des „modernen Staats" wieder her, der sich vom alten Polizeistaat nur dadurch unterscheidet, daß eine stabile Kammermehrheit der liberalen Partei seine inspirirende Autorität ist. Sie sagen — und hierin gibt ihnen auch der Papst vollkommen recht — es sei gegen die Natur, daß die staatliche Ordnung von der geistigen Leitung der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen sei. Soll aber der Staat diese Leitung führen, so bedarf er dazu eines bestimmten geistigen Gesetzes, einer maßgebenden Tendenz; und da die Autorität der göttlichen Offenbarung aus diesem Amt verdrängt ist, so ist nichts einfacher als daß der Geist der Partei die leere Stelle einnimmt.

Den großen Beweis der hier beschriebenen Peripetie hat die Geschichte Belgiens hergestellt. Keiner der heroischen Führer der liberalen katholischen Partei wird diese traurige Erfahrung widersprechen. Wollen sie aber tiefer blicken, so werden sie sich auch gestehen müssen, daß der Proceß nie und nirgends anders verlaufen könnte, als er bis jetzt verlaufen ist. Denn ihre Politik muthet nicht nur dem Staat eine

Abstinenz zu, die er seiner Natur nach nicht ertragen kann, sondern mehr noch den gegenüberstehenden liberalen Parteien einen Verzicht, der ihrem innersten Wesen widerspricht. Sich des Staats zu bemächtigen, um in und mit den Staatsmitteln die Autorität ihres Geistes und ihre Personen geltend zu machen: das ist es ja gerade, was diese Parteien schafft. So muß denn auch nothwendig aus der Position des religionslosen Staats immer und überall jener Zustand sich entwickeln, der unsere unglückliche Gegenwart fast schon widerstandlos beherrscht, und der im Herzschilde der Encyclika mit so herrlicher Präcision und Treue geschildert ist:

„Und weil da, wo Religion und bürgerliche Gesellschaft getrennt sind, und die Lehre und das Ansehen der göttlichen Offenbarung verworfen werden, sogar der natürliche Sinn für Gerechtigkeit und menschliches Recht sich verdunkelt und verliert, und die materielle Gewalt an die Stelle der wahren Gerechtigkeit und des legitimen Rechts tritt, so ist leicht einzusehen, warum manche Menschen, mit Mißachtung der gewissesten Grundsätze der rechten Vernunft erklären, daß der Volkswille, ausgesprochen durch die sogenannte öffentliche Meinung oder auf irgend eine andere Weise*), das höchste Gesetz sei, unabhängig von jedem göttlichen und menschlichen Rechte, und daß in der Politik die vollbrachten Thatsachen dadurch allein, daß sie eben vollbracht sind, Rechtskraft besitzen. Wer bemerkt und fühlt nicht, daß die menschliche Gesellschaft, von den Schranken der Religion und der wahren Gerechtigkeit befreit, keinen andern Zweck haben kann als Reichthümer aufzuhäufen, und in ihrem Handeln keinem andern Gesetze

---

*) Diese Stelle ist es hauptsächlich, welche als eine direkte Beziehung auf den Imperator gedeutet wird. Sie geht aber nicht weniger jede Charakterlosigkeit an, die in den Fragen des Tages nichts Besseres zu thun weiß, als mit dem Strom der sogenannten öffentlichen Meinung zu schwimmen.

gehorchen kann, als dem zügellosen Verlangen die eigenen Gelüste und Interessen zu befriedigen“ ꝛc.

La France, das bekannte Blatt des napoleonischen Katholicismus, erinnert an das Jahr 1847, wo der französische Klerus den Kampf für die Unterrichtsfreiheit aufgenommen habe, und sie fragt: ob damals die Worte Freiheit und Liberalismus nicht denselben Sinn hatten wie heute? Im Munde der liberalen katholischen Partei gewiß, im Munde der Andern aber hatten sie weder damals noch heute denselben offenen und loyalen Sinn. Sonst wäre es nie zu den Zuständen gekommen, welche wir den hl. Vater eben schildern hörten. Das nämliche Blatt erinnert ferner an die Encyclika Mirari vos, welche sich im J. 1832 ebenso ausgesprochen habe wie das neueste Rundschreiben, und dennoch seien die liberalen Principien in den Schooß der katholischen Gesellschaft eingedrungen und habe ein P. Lacordaire mit seinen Genossen ihr ganzes Leben der Aussöhnung jener Principien mit dem Katholicismus gewidmet. Allerdings; dafür hat aber auch das neueste Rundschreiben die Erfahrungen eines ganzen Menschenalters für sich, eine Generation voll getäuschter Hoffnungen hochherzig vertrauender Männer, und um dem Ausspruch des heiligen Vaters recht zu geben, bedarf es nur der Anerkennung unläugbarer Thatsachen.

Schlechthin unbegreiflich bleibt es übrigens, wie man gerade die Unterrichtsfrage als Loyalitäts-Beweis für den Liberalismus anrufen mag. Die liberale katholische Partei hat vom religionslosen oder indifferenten Staat als unumgängliche Bedingung den Verzicht auf die Schule verlangt; sie sagte mit Recht: ein solcher Staat könne ebenso wenig unterrichten und die Jugend erziehen als predigen und Sakramente spenden. Allerwenigstens durfte der Staat auf dem Gebiet der Schule der freien Concurrenz kein Hinderniß bereiten, und er durfte jedenfalls kein Schulmonopol haben.

Aber eben dieses Monopol ist es, das der moderne Liberalismus überall für den von seinen Parteien regierten Staat anstrebt. Die Trennung der Kirche vom Staat läßt er sich wohlgefallen, aber nur unter der Bedingung, daß auch die Schule von der Kirche getrennt und als reine Staatsanstalt untergeordnet werde. Nur so sei die Zukunft des Liberalismus gesichert. In Belgien wankt die berühmte, auf das Princip der freien Concurrenz gegründete Verfassung, um dem Schulmonopol Platz zu machen; in Deutschland wird das Beispiel Badens allenthalben zur Nachahmung empfohlen; auch in Frankreich rufen jetzt die Liberalen in diesem Sinne nach der „freien Kirche im freien Staate.“ Allerdings ist demnach die Schulfrage der richtige Prüfstein für das ächte und unächte Gold der „Freiheit und des Liberalismus“; die Prüfung hat aber eben herausgestellt, daß die „Freiheit“ immer nur von der Einen Seite, von der unterdrückten, ehrlich gemeint ist, niemals von der andern.

Wir kommen zu der zweiten Unterscheidung, zu dem hochwichtigen Worte „absolut.“ Was verurtheilt der Papst hiemit? Die doktrinelle Abstraktion, daß das Interesse des Staats und des socialen Fortschritts den religionslosen oder indifferenten Staat bedinge, aber er verurtheilt nicht den faktischen Zustand. Es kann Umstände geben, wo nichts Anderes übrig bleibt als Trennung oder Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat; das ist aber dann ein Nothstand, eine erzwungene Abnormität. Einen solchen Nothstand constatiren, oder aber die Ausschließung der Religion vom politischen Daseyn im Staat als Norm, als allein richtige und allgemein gültige Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, als eigentliches Menschheitsgesetz erklären, das sind zwei wesentlich verschiedene Dinge. Wenn einer sagt: es bleibt uns nun einmal aus Gründen der Selbsterhaltung nichts mehr übrig als dem Staat die religiösen Rechte und Pflichten aufzusagen, und ihm soviel an uns ist, die geistige Leitung der bürgerlichen Gesellschaft

ganz zu entziehen: der verstößt keineswegs gegen das Rundschreiben. Wohl aber der welcher sagt: es liegt im Wesen des Staats, daß er mit der Religion nichts zu thun haben darf, und umgekehrt im Wesen der Kirche, daß die politischen Dinge sie nichts angehen, denn die Religion gehört nur in's Herz und in die vier Tempelmauern, und mit keinerlei autoritativ religiöser Leitung darf die bürgerliche Gesellschaft behelligt werden. Der Eine verkündet einen Nothstand, der andere eine Norm.

Diese Unterscheidung ist deßhalb so wichtig, weil in ihr der Schlüssel zu dem richtigen Verständniß der Stellung liegt, welche das Rundschreiben zur Gewissens-, Cultus- und Preßfreiheit einnimmt. Selbst Wohlmeinende sind über diese Punkte stutzig geworden; es ist zu glauben, daß sie das Rundschreiben nicht so eingehend studirt haben, wie es studirt zu werden verdient, sonst würden sie jenen Schlüssel selber gefunden haben. Der Papst verbietet den Absolutismus der Doktrin, aber nicht den faktischen Zustand und er ist daher weit entfernt, wie der Unverstand ihm nachgesagt hat, eine plötzliche Umwälzung aller Staatsverfassungen der civilisirten Welt hervorrufen zu wollen. Man kann sogar, nach einer neuern Generalbenennung aller dieser grundrechtlichen Freiheiten, der Meinung seyn, daß „das Heil der Kirche in der Demokratie liege"; aber den Zustand der geistigen Auflösung für das „primitive Recht" der Menschen und für deren „beste Welt" zu halten: das verbietet die Sünde und darum auch das Rundschreiben.

Beide Gesichtspunkte sind in demselben scharf ausgedrückt. Es verwirft die Behauptung, „daß der beste Staat derjenige sei, wo man der Staatsgewalt nicht die Pflicht zuerkennt, mit Strafen gegen die Angreifer der katholischen Kirche vorzugehen, als soweit es die öffentliche Ruhe erfordert", als den Lehren der heiligen Schrift, der Kirche und der Väter

widersprechend. Es erinnert daran, daß schon die Encyclika Mirari es einen Wahnsinn genannt habe: „daß die Gewissens- und Cultusfreiheit ein jedem Menschen angebornes Recht sei, das in jedem wohlgeordneten Staat durch das Gesetz ausgesprochen und gewährleistet werden solle, und daß die Bürger die vollständige Freiheit haben, ohne daß die kirchliche oder staatliche Obrigkeit dieselbe beschränken dürfte, ihre Ansichten durch Wort und Schrift oder auf jede andere Weise öffentlich bekannt zu machen.“ Besonders merkwürdig ist auch die Fassung in Nr. 79 des Syllabus; sie verwirft bloß die Abläugnung der übeln moralischen Folgen: „es ist falsch, daß die bürgerliche Freiheit eines jeden Cultus sowie die volle Befugniß für Alle, was immer für Meinungen und Gedanken auf den Markt der Oeffentlichkeit zu bringen, zur leichtern Verderbniß der Sitten und des Geistes der Völker führe und zur Verbreitung der Pest des Indifferentismus.“

Es würde eine traurige Verwirrung der Gewissen anzeigen, wenn es wirklich Katholiken gäbe, welche über diese sozusagen theologischen Freiheiten vom Papst eine andere Sprache erwartet hätten. Sollte er vielleicht erklären (vgl. Syll. Nr. 15): ja, jeder Mensch hat nicht nur die Fähigkeit, sondern auch das Recht frei zu wählen zwischen Gut und Bös, zwischen Wahrheit und Irrthum und es ist namentlich für die bürgerliche Ordnung gleichgültig, wenn ihm das Böse und der Irrthum besser einleuchtet? Kein überzeugter Christ kann eine normale und absolute Berechtigung der Gewissens-, Cultus- und Preßfreiheit anerkennen. Aber damit sind diese drei Institutionen als Erfordernisse des Rechtsstaats, da wo sie von den faktischen Verhältnissen bedingt werden, mit nichten verworfen, sie sind erlaubt im Falle des Nothstands*).

*) So wird auch Bischof von Ketteler zu verstehen seyn, wenn

Das Rundschreiben zieht daraus sofort eine ganz richtige Consequenz. Der Absolutismus der Doktrin fordert die Cultusfreiheit auch da, wo die bedingenden Verhältnisse nicht vorhanden sind, wo mithin der Nothstand fehlt, wie z. B. in Tyrol, in Spanien, in den südamerikanischen Republiken. Der Papst hingegen nimmt die katholische Glaubenseinheit bei den Völkern, welche dieser Wohlthat noch theilhaftig sind, in seinen Schutz*). Aber er fordert nirgends die Unterdrückung der Andersmeinenden, wo dieselben einmal da sind. Was vollends die Preßfreiheit betrifft, so existirt sie ohnehin nirgends absolut und unbeschränkt; die vom hl. Vater intendirte Reform würde wohl nur so viel bewirken, daß manchmal ein Minister, sein Livreebote und seine Mätresse etwas weniger, Christus der Herr, seine Stiftung und die guten Sitten etwas mehr Amtsschutz gegen die Frivolität zu genießen hätten. Letzteres, aber nirgends die Staatscensur, ist auch in ein paar neueren Concordaten ausbedungen.

Wäre das Rundschreiben bezüglich der fremden Culte so zu verstehen, wie der blinde Lärm der Oberflächlichen angibt, dann würden die Worte des Papstes mit seinen eigenen

---

er in seiner berühmten Schrift „Freiheit, Autorität und Kirche“ ꝛc. S. 153 sagt: „Es steht kein kirchlicher Grundsatz fest, welcher einen Katholiken behinderte der Meinung zu seyn, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Staatsgewalt am Besten thue, mit der gleich zu erwähnenden Beschränkung (Läugnung des persönlichen Gottes und Gefährdung der Sittlichkeit) volle Religions-Freiheit zu gewähren.“

*) Auch hier ist der Wortlaut sehr bezeichnend. Irrthum 77: „In unserer Zeit ist es nicht mehr gut, die katholische Religion als die einzige eines Staates zu haben, mit Ausschluß aller andern Culte.“ 78: „In gewissen Ländern katholischen Namens ist daher löblich durch das Gesetz vorgesorgt, daß den Einwanderern die öffentliche Uebung je ihres eigenen Cults freistehe.“

Handlungen in Widerspruch treten. Nicht nur die Juden führen in der ewigen Stadt seit Jahrhunderten ein ruhiges Dasein, auch die fremden Protestanten feiern ungestört ihren Cult, und sie besitzen in Rom länger als in Madrid einen öffentlichen Kirchhof. In den Ländern gemischter Confession, mit welchen der heilige Stuhl in Concordaten steht, hindert keiner dieser Verträge die freie kirchliche Existenz der Nichtkatholischen. Zwar ist dieß dem österreichischen Concordat bis heute von der Bosheit oder Unwissenheit nachgesagt worden; eben jetzt gesteht aber selbst das Journal des débats die Verleumdung ein, und hoffentlich wird seine Augsburger Milchschwester dem guten Beispiel folgen. Allerdings, sagt das Pariser Organ, enthalte jener Vertrag nichts, was der Freiheit der andern Confessionen zuwiderlaufe, das Concordat berühre die Dissidenten in keiner Weise; aber die „Philosophen und Freidenker", die katholisch getauften Oesterreicher nämlich welche sich unter den Ideen von 1682, Josephs des Zweiten, Pombals, Aranda's, Tanucci's entwickelten, doch aber nicht gesonnen seien zum jüdischen, lutherischen, calvinischen, griechischen oder mohamedanischen Glauben überzugehen: die seien im Gewissen schwer bedrückt durch das Concordat. Nun ja, diesen Leuten kann der Papst freilich nicht helfen!

Wir glauben die Stellung des Rundschreibens zu der Lehre, welche die Indifferenz des Staats, die Trennung der Religion von der Politik im weitern Sinne, vorschreibt, eingehend genug behandelt zu haben. Erlaube man uns noch eine Bemerkung. Wie kommt es, daß bis jetzt noch keiner protestantischen Macht die Zumuthung gestellt worden ist, sie dürfe keine religiöse Ueberzeugung haben und keine confessionellen Zwecke verfolgen, sondern daß dieses Princip immer nur den katholischen Reichen zugemuthet wird? England und Preußen nennen sich officiell „protestantische Staaten", und kein Liberaler stößt sich daran. Sie verfolgen ihre confessionellen

Zwecke nach innen und außen mit größter Offenheit und Energie. Was England betrifft, so braucht man wohl nur an dessen Staatskirche und an den Jammer-Namen Irlands zu erinnern, um die das ganze Staatswesen durchdringende protestantische Suprematie zu signalisiren; in Preußen ist die eigene Art von „Parität“ sprüchwörtlich geworden und man weist die Verpflichtung auch ungenirt mit der Bemerkung ab: man sei eben ein „evangelischer“ und nicht ein paritätischer Staat. Die Herrscherfamilien dieser großen Staaten und aller kleineren in Deutschland stellen sich bei allen Vereinen für die Zwecke ihrer Confessionen stolz voran mit Namen und Geld, die bedeutendsten Associationen der protestantischen Propaganda tragen ganze Regenten- und Fürstentafeln an ihrer Stirne. Und wir? Welcher Scandal für die Liberalen, wenn irgendwo von einem „katholischen“ Oesterreich oder gar von einem „katholischen“ Bayern die Rede ist. In der That gibt es auch in der ganzen germanischen Welt keinen Hof und keine Regierung mehr, wo nicht die protestantischen und jüdischen Forderungen stets offenes Ohr fänden und mit lauter Ostentation befriedigt würden; geschieht hingegen jemals etwas für einen katholischen Zweck, so sucht man in der Regel den verstohlenen Weg und weiß nicht streng genug das Incognito zu wahren. So generös sind wir gewesen, daß wir fast schon im eigenen Hause betteln gehen müssen; ich erinnere nur an die Universitätsfrage. Dennoch aber sind wir sehr erstaunt, wenn dem Papst eine solche Oeconomie implicite nicht ganz geeignet scheinen sollte.

Recapituliren wir nun. Das Rundschreiben verurtheilt den ganzen Liberalismus, indem es die zwei, wenn auch thatsächlich nur scheinbar, sich entgegenstehenden Staatsbegriffe verwirft. Erstens den „modernen Staat“ mit der allmächtigen Kammerregierung und der unbegrenzten Competenz, von dem der Syllabus (Nr. 60) die treffende, aus der Allokution des

9. Juni 1862 entnommene Definition wiedergibt: „Die Autorität sei nichts Anderes als Zahlen*) und eine Summe der materiellen Kräfte, und das Recht bestehe in der materiellen Thatsache, und alle Pflichten der Menschen seien ein leerer Name, und was die Menschen thun, habe Rechtskraft.“ Zweitens die Trennung zwischen Staat und Kirche; sie ist dem hl. Stuhl antipathisch wie jede Bretterwand zwischen Natur und Uebernatur. Das Rundschreiben geht in diesem Sinne von Anfang bis zu Ende von dem Satze aus, „daß die Reiche auf dem Grunde des katholischen Glaubens beruhen“, und der Syllabus (Nr. 57) erwähnt als einen schweren Irrthum gegen die natürliche und christliche Ethik die Behauptung: „die Wissenschaft der philosophischen Dinge und der Moral, sowie die bürgerlichen Gesetze könnten und müßten von der göttlichen und kirchlichen Autorität zurücktreten (declinare).“ Hiemit ist auch das Princip der liberalen katholischen Partei reprobirt; aber — wir haben es ausführlich nachgewiesen — nur insoferne als dasselbe unfehlbar vom religiösen Indifferentismus mißbraucht wird, wenn es sich als doktrinelle Abstraktion erhebt, normative oder absolute Geltung anspricht, und mit allen seinen Freiheiten nicht bloß auf der Voraussetzung des Nothstandes beruht.

Aber, wird man vielleicht fragen, ist denn dieser Unterschied wirklich so wichtig, kommt denn in der That so viel darauf an, ob von Katholiken die Lehre von der „freien Kirche im freien Staat“ mit der integrirenden Denk-, Gewissens- und Cultusfreiheit bloß als faktische Auskunft in einem Nothstand oder als absolute Form festgehalten wird?

---

*) „nisi *numeri*“; ich weiß nicht warum dieser Ausdruck in deutschen Uebersetzungen, z. B. auch in der von Sartori S. 5, meist übergangen wird. Mir scheint er charakteristisch.

Allerdings kommt darauf ungeheuer viel an; darum geht auch die ganze praktische Spitze des Rundschreibens auf diesen Unterschied hinaus. In ihm allein beruht geradezu die praktische Durchführbarkeit der Intention des Papsts.

Fragen wir uns: was sollen wir nun denn thun, so können wir freilich nicht sofort die Welt umgestalten nach den Regeln der Encyclika; aber wir können ihr das Präservativ entnehmen gegen die Gefahr selber „Welt" zu werden. Das ist die tiefe Psychologie des Rundschreibens und die tägliche Erfahrung gibt derselben vollkommen Recht.

Leben wir unter dem Liberalismus im normalen Staat der besten Welt, warum sollten wir uns mit einem Gegensatz zur „Welt" herumtragen, der kaum mehr einen Sinn hat? Warum sollten wir unsere Seelenkräfte abquälen, um aus einem Nothstand in normalere Verhältnisse hinüber zu gelangen, wenn wir schon normale Verhältnisse, die ohne unser Zuthun sozusagen mechanisch verlaufen werden, unter den Füßen haben? Es ist ja Alles schon, wie es seyn soll; warum nach Besserm und wieder Besserm streben, sich Opfer *auferlegen*, Ungunst und Feindschaft zuziehen? Wer die Principien des päpstlichen Rundschreibens im Herzen trägt, dem wird im öffentlichen Kummer die Quelle einer gemeinnützigen Ascese nicht versiegen. Wer sich im Gegentheil an den Gedanken der normalen und absoluten Berechtigung des religionslosen oder indifferenten Staats, der Gewissens- und Cultusfreiheit ꝛc. gewöhnt, der wird einer moralischen Einwirkung entgegengesetzter Art unterliegen, und nur die stärksten Gemüther werden nicht allmählich in Lauheit, Schlaffheit und völligen Indifferentismus versinken. Jene Feuergeister romanischen Bluts haben sich freilich aufrecht erhalten; aber wie Viele in unserm kältern Deutschland bei dem liberalen Princip schon in bequemer Gleichgültigkeit eingeschlummert sind, das lehrt der Augenschein.

Vor Allem muß unter dem normativen Einfluß jener

modernen Ideen die Einheit des religiösen Gefühles zerstört werden und ein eigenthümlicher Dualismus entstehen, der leicht in innere Zweideutigkeit übergeht. Es ist förmlich die Kunst erfunden und gelehrt worden, nur mit Einer Hälfte der Persönlichkeit der unwandelbaren Autorität zu unterstehen, die andere Hälfte aber zu emancipiren, um mit ihr den Anforderungen des liberalen Geistes zu genügen. Das ist auch ganz consequent, wenn die göttliche Offenbarung und die Kirche nichts mitzusprechen haben in Sachen der öffentlichen Moral und der Politik. So konnte ein Kammermitglied sagen: mein Gewissen ist katholisch, dasselbe hat aber in diesem Saal zu schweigen, ich verarbeite hier das Recht nur mit dem Verstand, der sich selber Gesetz ist. So konnte man in der Politik für wahr halten, was man in der Religion für falsch halten mußte und umgekehrt. Durften aber Staat und Politik keine religiösen Ueberzeugungen haben, warum sollte nicht das Gleiche auch von der Wissenschaft gelten? Warum sollte der Professor auf dem Katheder nicht ebenso sprechen wie dort das Kammermitglied; und warum sollte nicht auch in der Philosophie wahr seyn können, was in der Theologie falsch seyn muß und umgekehrt? In Deutschland ist mit großem Geräusch gerade diese Consequenz gezogen worden, und diese dualistische Accommodation war sicher nicht die letzte der Veranlassungen des Rundschreibens. Nicht weniger als fünf unter den Irrthümern des „gemäßigten Rationalismus" beziehen sich auf den Satz: „man muß die Philosophie behandeln, ohne der übernatürlichen Offenbarung Rechnung zu tragen."

Die politischen Anforderungen des Rundschreibens erheben sich durchaus über den gegenwärtigen Zustand der Societät. Die modernen Ideen haben den „nothwendigen Zusammenhang zwischen beiden Ordnungen sowohl der natürlichen als der göttlichen" zerrissen, und sie machen sich dabei als die endgültigen und in Ewigkeit nicht mehr wandelbaren Gesetze der Menschheit geltend. Dieser Absolutismus der

modernen Ideen ist ihr charakteristischer Zug, und die allseitige Verneinung desselben ist der charakteristische Zug des Rundschreibens vom 8. Dezember. Der Papst erblickt in den modernen Ideen nur ephemere Ausgeburten einer bestehenden und noch dazu ihrem Ende zuwankenden Weltperiode, Abstraktionen die mit dem Augenblick kommen und wieder gehen, um andern Platz zu machen, die den geänderten Verhältnissen entsprechen. Ueber jene Anmaßungen der Endlichkeit hinweg schaut Pius IX. nicht auf die alte Welt zurück, sondern vorwärts in eine bessere Zukunft. Als deren erste Bedingung predigt er die Einheit des religiösen Gefühls bei allen ernsten Katholiken; diese Einheit geht aber unvermeidlich verloren, wenn die katholischen Gewissen den nothwendigen Zusammenhang in den Ordnungen der Natur und Uebernatur nicht um so energischer festhalten, je mehr er aus der momentanen Gestaltung der Zeit und Welt verschwindet. Unsere Verendlichung und Verweltlichung ist sonst die logische Folge.

Das Rundschreiben erhebt seine warnende Stimme in dem Moment, wo die Weltgestaltung durch das System des *Liberalismus* seine Sonnenhöhe erreicht hat. Der Papst gibt auch das Merkmal der letztern an. Mit Erstaunen und doch nicht ohne eigenthümliche Betroffenheit haben die Gegner bemerkt, daß er selbst in die Regionen der hohen Politik Ausflüge mache. Warum auch nicht, nachdem die modernen Ideen dasselbe gethan haben? Sie haben nicht nur aus der Volkswirthschaft, nicht nur aus der Aktion des Staats, sondern auch aus dem Verband der Völker und Staaten die Autorität der christlichen Moral verbannt. Darum reprobirt der Papst (Nr. 62) den Satz: „Man muß das Princip, welches die Nichtintervention genannt wird, verkünden und beobachten.“ Er erblickt mit Recht in diesem so unschuldig aussehenden Princip die Krone des neuen Faustrechts und der materialistischen Barbarei, die er in der Herzmitte seines Hirtenschreibens so ergreifend gezeichnet hat.

Im Reich der Geister wie in dem der Natur hat der Höhepunkt einer Entwicklung die Wendung zur Folge. Sie steht auch unserer Zeit bevor, ob zum vollendeten Antichristenthum oder zu einer neuen christlichen Zukunft, das ist die große Frage. Der Papst glaubt muthig an die letztere. Er ruft zum unverzagten Kampfe auf; und wenn Einer da zittert, so ist es nicht der Almosen empfangende, von allen Mächten verlassene und verrathene, mit fremden Bajonetten umgebene Greis auf Petri Stuhl; sondern der innerlich Zitternde ist der mächtige Schmeichler der modernen Ideen auf dem napoleonischen Thron. Man wird in den Tuilerien die Tragweite der feierlichen Verwerfung verstehen, womit Pius IX. seine Weltpredigt schließt: „Der römische Papst kann und muß mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Civilisation sich aussöhnen und verständigen.“ Niemals!

XVII.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

Vorliegende Arbeit hat nicht einen politischen, noch weniger einen polemischen, sondern einen lediglich historischen Zweck. Ich begann sie im vorigen Winter in Rom, wo Augustin Theiner, der Vorsteher des geheimen vaticanischen Archivs, damals den Druck des vierten Bandes seiner Dokumente für die Geschichte Polens besorgte und mir die einzelnen Aushängebogen desselben gab*). Die zahlreichen bisher unbekannten Berichte und Aktenstücke, insbesondere aus der Zeit der sich vorbereitenden Theilung Polens, erschienen mir so wichtig und flößten mir ein solches Interesse ein, daß ich es als eine lohnende Aufgabe ansah, alles Wesentliche was sich aus ihnen zu einem richtigen Verständniß der Ereignisse und der

---

*) Seitdem vollständig erschienen unter dem Titel: Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae gentiumque finitimarum historiam illustrantia, maximam partem nondum edita, ex tabulariis Vaticanis deprompta, collecta ac serie chronologica disposita ab A. Theiner. Tomus Quartus, ab a. 1697 — 1775. Romae 1864. Der Band zerfällt in zwei besonders paginirte Abtheilungen, die wir als tom. 4 a und 4 b bezeichnen.

handelnden Persönlichkeiten ergab, in einer ausführlichen Besprechung zusammenzufassen. Aber bald stellte sich dabei von selbst das Bedürfniß eines genaueren Studiums auch der übrigen neueren Quellenliteratur über die besagte Periode der polnischen Geschichte heraus, und so erweiterte sich der Plan meiner Arbeit dahin, daß ich auf Grund aller in den letzten Decennien bekannt gewordenen primären Quellen und authentischen Dokumente in allgemeinen Umrissen und mit besonderer Hervorhebung der entscheidenden Momente die Genesis der ersten Theilung Polens darstellen wollte.

In Theiners unschätzbarer Sammlung sind vor allem die Berichte der einsichtsvollen und geschäftskundigen päpstlichen Nuntien zu berücksichtigen, und ein Vergleich derselben mit den Berichten der Gesandten Englands, Frankreichs und Sachsens, so weit diese durch Raumer*) und Hermann**) bekannt geworden, zeigt uns, daß die Nuntien mit den innern Verhältnissen der polnischen Nation und des polnischen Hofes viel genauer vertraut waren, und daß die Nuntiatur in Warschau gleichsam einen Mittelpunkt des politischen Lebens bildete. Gleichwohl aber liefern die erwähnten englischen, französischen und sächsischen Gesandtschaftsberichte manche wesentliche Züge zum Bilde des polnischen Unglücks. Außer ihren Berichten schickten die Nuntien eine Fülle von wichtigen Aktenstücken nach Rom, für deren Veröffentlichung wir dem Pater Theiner einen um so größern Dank schulden, als nicht zu erwarten ist, daß sie uns von anderer Seite, wo man sich

---

*) In „Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. Nach den Quellen im brittischen und französischen Reichsarchive." Leipzig 1839. Drei Bände. Die hier mitgetheilten Excerpte aus den Berichten der englischen und französischen Gesandten sind bisher, glauben wir, weniger ausgiebig benutzt, als sie es verdienen.

**) Im fünften Band der „Geschichte des russischen Staates." Hamburg 1853.

in ihrem Besitze befindet, jemals bekannt gemacht würden. Die Polen, denen es am Herzen liegen müßte, auch einmal selbst durch Dokumente über die Zeit ihres Untergangs mitzusprechen, sind dazu nur wenig im Stande, da man ihnen, als man sie ihres Landes beraubte, auch die Archive und Bibliotheken nahm. Meist aus fremden Archiven hat in den letzten Jahren der Fürst A. Czartoryski über die Periode von 1762 — 1862 eine Anzahl werthvoller Aktenstücke herausgegeben*). — Oesterreich hat zur Aufhellung der betreffenden Ereignisse bis jetzt noch so gut wie gar nichts gethan, und doch ist es, sagt Georg Waitz, „wie schon öfters bemerkt, sehr wahrscheinlich, daß eine solche Mittheilung (aus österreichischen Archiven) die Dinge nur günstiger für den betreffenden Staat wird erscheinen lassen, als die bisherige Annahme war" **). Von preußischer Seite haben wir neuerdings König Friedrichs II. eigene Memoiren***) und die Correspondenz mit seinem Bruder Heinrich in einer vollständigen, unverfälschten Ausgabe erhalten†), und aus dem Petersburger Archiv hat Fr. von Smitt††), außer mehreren andern

---

*) Recueil des traités, conventions et actes diplomatiques concernant la Pologne par le comte D'Angeberg (pseudonym). Paris 1862. Einige sehr werthvolle Aktenstücke finden sich bei L. Chodzko La Pologne historique, littéraire etc. Paris 1846.

**) In „Neue Mittheilungen über die erste Theilung Polens" in von Sybels Historischer Zeitschrift (München 1861) Bd. 6, 2. Der Aufsatz enthält eine Besprechung des weiter unten citirten Werks von Fr. v. Smitt.

***) Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne in Oeuvres de Frédéric le Grand (Berlin 1847) tom. 6. Ueber die in der ältern Ausgabe der Memoiren weggelassenen Stellen vergl. G. Waitz in den Göttinger Gel. Anz. Jahrgang 1850, S. 705.

†) Correspondance de Frédéric avec son frère le prince Henri in Oeuvres de Frédéric le Grand (Berlin 1855) tom. 26.

††) Frédéric II., Cathérine et le partage de la Pologne. D'après des documents authentiques par Frédéric de Smitt. Paris et

Aktenstücken die Depeschen Friedrichs II. an seinen Gesandten in Petersburg, den Grafen von Solms veröffentlicht.

Alle diese neueren Dokumente und auch die ältern authentischen Mittheilungen*) über Polen habe ich zu meiner

---

Berlin 1861. Die Schrift enthält drei besonders paginirte Abtheilungen, die wir als I., II., III. bezeichnen. Nach den hier mitgetheilten Dokumenten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß nicht Rußland, sondern Preußen die erste Theilung Polens veranlaßt und ins Werk gesetzt habe. Aber es ist höchst sonderbar, wenn Smitt die Dinge so darzustellen sucht, als sei darin eine Uneigennützigkeit Catharinas II. zu erkennen. Erst am Schluß seines Werks bei Widerlegung des Buchs von Kurd von Schlözer: „Friedrich der Große und Katharina die Zweite (Berlin 1859)" spricht der Verfasser (III, 50) die richtige Ansicht aus: „Comme Catherine exerçait une influence incontestable sur *toute la Pologne*, il fallait naturellement que chaque portion de territoire enlevée à ce pays et accordée à d'autres grandes puissances, qui pouvaient un jour ou l'autre devenir ennemies, fut une chose *diamétralement opposée aux propres intérêts* de ses Etats." Wir werden sehen, daß Catharina's „influence incontestable" so weit getrieben werden sollte, daß ganz Polen nur mehr eine russische Provinz gebildet hätte. — Ueber das erwähnte Buch von Kurd von Schlözer vergl. außer Smitt III, 17–69 auch einen trefflichen Aufsatz von Georg Waitz „Preußen und die erste polnische Theilung" in v. Sybels Historischer Zeitschrift Bd. 3, 1—15.

*) Durch reiche Benutzung archivalischer Quellen gehören besonders hieher: Revolutions de Pologne par Claude Carloman *Rulhière*, 4me édition, revue sur le texte et complétée par Ch. Ostrowski. Paris 1862. 3 voll. — Ferner der erste Band von (Ferrand) Histoire des trois démembrements de la Pologne, Paris 1820. — Geschichte der Staatsveränderungen von Polen vom Tode König Augustus III. bis ins Jahr 1775. Leipzig 1777. — Die Neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland seit Catharina II. bis auf unsere Tage. Von einem Priester aus der Congregation des Oratoriums des heil. Philippus Neri. Mit einem Band Dokumente. Augsburg 1841. Der Verf. ist Augustin Theiner.

Arbeit benutzt, und hoffe, daß man derselben keine Voreingenommenheit nach der einen oder der andern Seite hin nachsagen kann. Ohne alle Rücksicht auf politische Verhältnisse und politische Fragen der Gegenwart wollte ich die vergangenen Dinge so darstellen, wie ich nach bester Ueberzeugung glaube, daß sie sich wirklich zugetragen; ich wollte diese Dinge überall mit ihrem rechten Namen nennen, nichts übertreiben, nichts bemänteln oder verschweigen, nicht wie es neuerdings so vielfach geschehen, fruchtlos moralisiren und über Ereignisse und Personen bei jeder Gelegenheit ein ägyptisches Todtengericht abhalten, sondern durch einfache Darlegung des thatsächlichen Verlaufs dem einsichtigen Leser zu einem selbstständigen Urtheil verhelfen. Nur durch dieses selbstständige Urtheil gewinnt der Leser den sittlichen Ernst, mit dem man eine in das europäische Leben so tief einschneidende Katastrophe, wie die Theilung Polens, betrachten soll. Man muß die Angelegenheiten der Völker wie der einzelnen Menschen, sagt Montaigne, nicht bloß belachen oder bloß beweinen wollen, sondern sie zu verstehen suchen; und die polnische Theilung verdient für uns doppelt ein solches Verständniß, weil man, wie man immer auch über sie urtheilen möge, nicht läugnen kann, daß seit derselben die Revolution ein integrirender Bestandtheil des neuern Staatsorganismus geworden, und daß sie also in ihren Folgen noch heute wirkt. Die Thatsachen mögen zeigen, ob diese Theilung bloß durch die Schuld der auswärtigen Mächte herbeigeführt worden, oder ob sie, nach neuern Behauptungen, als eine bloße natürliche Folge der innern Verderbniß anzusehen ist, so daß man kaum noch berechtigt wäre bei dem Vorgehen der Theilungsmächte von einem Unheil oder Frevel zu sprechen. Aber wer sich auch befugt hält, auf die Polen Steine zu werfen, muß doch noch mit einem warm menschlichen Interesse bei den Geschicken dieses unglücklichen Volkes verweilen, welches ehedem so groß dastand und der europäischen Menschheit und ihrer Civilisation so bedeutende Dienste leistete.

I. Polens innere Zustände und verschiedene Projekte einer Theilung desselben seit 1656 bis zum russisch-preußischen Bündniß von 1764.

Seitdem Polen nach dem Aussterben der Jagellonen (1572) ein Wahlreich geworden, blieb die Krone des Landes fast zweihundert Jahre lang ein Zankapfel zwischen Frankreich, Schweden, Oesterreich und Sachsen, bis sie zuletzt unter russischer Oberhoheit sich mit unsäglicher Schmach bedeckte. Während sich das Königthum in allen übrigen Staaten des Abendlandes durch stehende Heere und geregelte Finanzen, durch eine gefügige Bureaukratie und eine strenge Handhabung bestimmt festgesetzter Rechtsnormen immer mehr consolidirte, sank es in Polen zu einem bloßen Schattenbilde herab, und der Adel rechnete es sich zum besondern Verdienste an, den „König gebändigt“ und für Polen eine Freiheit errungen zu haben, mit der sich keine weder in älterer noch neuerer Zeit vergleichen lasse.

Aber diese „polnische Freiheit“, die dem König als einzige Prärogative nur ein beschränktes Recht der Aemtervertheilung beließ, war lediglich eine mit Unterdrückung aller wahren Volksfreiheit errungene Freiheit des Adels. Der Adel hatte sich allmählich in den Besitz aller Souveränitätsrechte gesetzt, aber als Corporation zeigte er sich in der Ausübung derselben keineswegs seiner Aufgabe gewachsen. Höchst ruhmreich in seinen ritterlichen Eigenschaften, hat er wenigstens bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts staatsmännische Eigenschaften niemals besessen, wie denn überhaupt in den slavischen Reichen für innere staatliche Organisation und für Begründung eines geordneten Rechtssinnes nur wenig Erfolgreiches geschehen ist.

Der Adel, hieß es in Polen, sei „Herr im Lande“ und jeder Adelige „bedeute so viel als alle übrigen zusammen.“ Darum führte man auf den Reichstagen, auf welchen die von Adeligen gewählten adeligen Landboten nicht bloß alle gesetzgebende Gewalt, sondern auch das Recht ausübten Auflagen zu

erheben, Krieg anzukündigen, Frieden und Bündnisse zu schließen, das sog. Liberum Veto ein, wonach der Widerspruch eines Einzelnen alle Beschlüsse der Uebrigen vernichten konnte. Denn jedes adelige Individuum sei souverän. Und obgleich dieses Liberum Veto binnen 110 Jahren von 55 Reichstagen nicht weniger als 48 zerriß, und zwar oft zerriß bei gefährlicher Lage des Landes, obgleich es alle Gesetzgebung und geregelte Finanzverwaltung unmöglich machte und der Nation doppelt zur Schande gereichte, weil es nicht selten durch Bestechung von einigen hundert Thalern ausgeübt ward*): so hielten dennoch die verblendeten Aristokraten an diesem unsinnigen Rechte fest, und viele derselben erklärten es für das eigentliche Palladium ihrer Freiheit.

Waren die Reichstage zerrissen und dadurch nach den Worten des polnischen Patrioten Zaluski „Noth, Verwirrung, Uneinigkeit und Rauflust gleichsam in Permanenz erklärt", so suchte man die Abhülfe dieser Uebel in der Bildung von Conföderationen, in welchen nicht, wie auf den Reichstagen, Stimmeneinhelligkeit erforderlich war, sondern die Mehrheit der Stimmen entschied. Weil jedoch jeder Adelige das Recht hatte an die Spitze einer Conföderation zu treten und demnach verschiedene Conföderationen entstehen konnten, auch sehr oft zu verschiedenen Zwecken entstanden und sich mit den Waffen bekämpften, so war dieses vorgebliche Heilmittel gegen die Mängel der Verfassung und Verwaltung in Wahrheit nur die völlige Vernichtung aller Ordnung durch den Bürgerkrieg. Und innere Kämpfe kamen unter dem Adel um so leichter zum Ausbruch, weil die Großen des Landes sich Haustruppen halten durften und mancher unter ihnen deren an 4000—6000 Mann hielt.

Es fehlte demnach in Polen die Einheit und Kraft des

---

*) Vergl. die Belegstellen bei Jekel Polens Staatsveränderungen und letzte Verfassung (Wien 1803) 34 flg.

Königthums, zugleich aber auch die Festigkeit aristokratischer Institutionen, und wenn nach einem Erfahrungssatz der Weltgeschichte jede aristokratische Staatsform schon in sich den Keim ihres Untergangs trägt, so mußte sich in Polen dieser Untergang beschleunigen, weil die staatliche Wirksamkeit des Adels von den Launen und der Willkür eines einzelnen seiner Mitglieder abhing.

Aber Polen entbehrte nicht bloß die Vorzüge der monarchischen Staatsform und die Eigenschaften, mit denen Aristokratien ihren Bestand zu sichern suchen, es fehlte auch die Begeisterung und Opferwilligkeit der untern Stände, denn alle Freiheit des Bürger- und Bauernstandes war den Vorrechten des Adels geopfert. Die wenigen freien oder königlichen Städte hatten durch den Adel allen Antheil an der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt verloren und sahen sich der Willkür der Palatine und Starosten ausgesetzt; die meisten Städte aber waren auf adeligem Grund erbaut und standen ohne allen Rechtsschutz und ohne corporative Selbstständigkeit zu ihrem Gutsherrn in einem völlig abhängigen Verhältniß. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts geriethen Wohlstand, Handel und Gewerbfleiß immer mehr in Verfall, während sich in gleichem Maße der Luxus und die Vergnügungssucht des Adels steigerte.

Und dieser Luxus und diese Vergnügungssucht verschlimmerte auch die Lage der leibeigenen Bauern, die, obgleich fünf Sechstel des ganzen Volkes bildend, keine einzige gesetzliche Garantie, kein einziges Recht außer dem Recht des Daseyns besaßen und vor den Leidenschaften ihrer Gebieter um so mehr erzittern mußten, als nach polnischem Gesetz der Todtschlag eines Hörigen durch seinen Herrn mit einer Geldbuße von zehn Mark, d. h. ungefähr vier Thalern bestraft ward! Je zahlreicher die unsittlichen Consumtionen des Adels wurden und je enormer die Kosten, welche dieser auf unbedeutende Genüsse verwandte, desto drückender wurden die Abgaben und Frohnden der Bauern. Von dem frühern alt-

patriarchalischen Verhältniß zwischen dem Grundherrn und seinen Hörigen war gar keine Rede mehr*). König Casimir, der letzte Piast, trug sich mit dem Plane einen freien Bauernstand zu schaffen, weil „nur durch ihn die Blüte des Ackerbaues, der das Land mächtig mache, möglich sei , aber der Adel vereitelte alle seine Bemühungen und nannte ihn spöttisch den „Bauernkönig". Später beschwor der edle Johann Casimir im J. 1655 in der Kathedrale von Leopol die anwesenden Großen, die Strafen des Himmels über Polen dadurch abzuwenden, daß sie „die armen Landleute aus sclavischer Dienstbarkeit erlösten", aber die Mahnungen blieben ohne Erfolg.

Schon lange vorher kündigte im J. 1605 unter König Sigmund III. der große Kanzelredner Peter Skarga den Adeligen an: Es wird eine Zeit kommen „wo ihr ohne Könige seyn werdet, ohne Vaterland, verbannt, auf fremder Erde und verachtet von denen, die ehedem aus Furcht euch Hochachtung bewiesen . . . Im Kampfe unterzugehen, ist immer noch schön, edel und würdig einer großen Nation, aber innerer Zwietracht zum Opfer fallen und durch eigene Schuld seinen Untergang bereiten, ist entsetzlich" **). Und König Johann Casimir sprach sich viel deutlicher noch im J. 1661 vor öffentlichem Reichstage dahin aus: „Bei unserer inneren Zwietracht haben wir die Angriffe des Auslandes und die Theilung der Republik zu fürchten. Der Moskowiter — wolle Gott daß ich ein falscher Prophet sei —

*) Vergl. Grävenitz Der Bauer in Polen. Berlin 1818. Ferner die Abhandlung über die polnischen Zustände in der Schrift: D'Alembert à Frédéric II. sur le démembrement de la Pologne (französisch und deutsch, Amsterdam und Cöln 1808) S. 39 flg. Bereits 1605 beklagte Johann Zamolski auf dem Reichstage die Ausschweifungen des Luxus der Adeligen. Vergl. dessen schöne Rede bei Lelewel Geschichte Polens (Leipzig 1847) S. 151 — 155.

**) Vergl. Chodzko loc. cit. S. 4 flg.

wird uns Russisch-Polen und Lithauen entreißen, Brandenburg wird sich Großpolens und Westpreußens bemächtigen und auch Oesterreich wird bei dieser Zerstückelung die Gelegenheit benutzen wollen und sich Krakau aneignen" *).

Aber der Adel verlachte alle diese Befürchtungen und hielt Polens Bestand und Integrität durch Polens Anarchie gesichert. Jeden Augenblick bereit Gut und Blut für's Vaterland zu opfern und voll jenes ritterlichen Heldengeistes, der im übrigen Europa längst schon untergegangen, sprach er nur mit Verachtung vom Ausland, sah in der Einmischung desselben die Hauptursache aller innern Wirren und Unglücksfälle und machte gleichzeitig selbst immer wieder das Land zu einem weiten Schauplatz ausländischer Intriguen. Man denke nur an die bei dem Tode eines jeden Königs immer wiederkehrenden verhängnißvollen Zeiten der Interregnen, die der Adel verschuldete, weil er dem König nicht einmal das Recht zuerkannte, bei seinen Lebzeiten an die Wahl eines Nachfolgers zu denken und der Nation einen geeigneten Candidaten in Vorschlag zu bringen. Polen selbst bedrohte Niemanden, aber jede polnische Königswahl bedrohte den europäischen Frieden, weil sich verschiedene auswärtige einander feindliche Mächte einmischten und bekanntlich nicht bloß mit Geld und diplomatischen Mitteln ihren Einfluß in Polen zu sichern suchten.

Es thut uns wehe, über den polnischen Adel, im Allgemeinen genommen, ein so hartes Urtheil aussprechen zu müssen, da er doch so sehr viele edle hochherzige Mitglieder zählte und in den Zeiten der Verfolgungen durch Rußland zum großen Theil einen wahren Heroismus bewiesen hat: aber viel härter noch ist das Urtheil, welches im Laufe des

*) Die ganze Rede des Königs steht bei Lünig Oratt. procerum Europae 2, 243 flg. Theiner Die neuesten Zustände S. 269 citirt eine von Lünig abweichende Version aus einer mir unbekannten Quelle.

sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts seine eigenen Stammesgenossen in Polen über ihn gefällt haben. Denn aus dem Adel selbst erhoben sich in fast ununterbrochener Reihe zahlreiche Stimmen, welche die Uebel, an denen die Republik krankte, erkannten, mit Freimuth geißelten, mit patriotischer Wärme beklagten, aber zu schwach waren, sie zu heilen *).

Als Johann Casimir im J. 1661 die erwähnte Prophezeihung aussprach, dachte man im Auslande wirklich bereits an eine Theilung Polens. Die ersten derartigen Projekte gingen von Schweden aus. Der schwedische König Karl Gustav ließ nämlich im J. 1656 bei dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine Theilung Polens beantragen, wonach Schweden die Ostseeküsten für sich behalten, „die übrigen Länder aber dem Brandenburger, Moskowiter, Siebenbürger und den Kossaken austheilen mögte, nachdem einem Jedweden dieser oder jener Ort bequem gelegen wäre." Brandenburg insbesondere sollte „die vier Woywodschaften in Großpolen, nämlich die zu Posen, Kalisch, Siradien und Lanzig erhalten", die der Kurfürst „wo es ihm beliebte, auch unter dem Titel eines Königs von Großpolen in Besitz haben könnte **)." Im Laufe des J. 1656 und 1657 kamen zwischen Schweden und Brandenburg drei verschiedene Verträge zu Stande, in denen sich Schweden einzelne Provinzen Polens ausbedang und dem großen Kurfürsten zuerst die genannten polnischen Woywodschaften nebst dem Wielunischen Kreis, dann Preußen als souveränen Staat nebst Ermeland, und zuletzt ganz Großpolen zuerkannte. Den deutschen Kaiser und Rußland wollte man durch bestimmt formulirte Zusicherungen für

*) Vergl. z. B. die bei Raumer Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Bd. 7, 91 flg.; 106 flg. gesammelten Aussprüche adeliger Schriftsteller Polens.

**) Pufendorf Karl Gustav von Schweden (Nürnberger Ausgabe von 1697) S. 169—172.

den Theilungsplan gewinnen, und Georg Ragoczy, Fürst von Siebenbürgen, war bereits im Einverständniß mit Schweden*). Obgleich aber all' diese Pläne vereitelt wurden, weil Friedrich Wilhelm das schwedische Bündniß verließ und sich mit Polen dahin verständigte, daß das Herzogthum Preußen von seiner bisherigen Lehnsabhängigkeit befreit und für souverän erklärt ward, so blieben doch von jener Zeit an die Blicke Brandenburgs auf die Erwerbung von Polnisch-Preußen gerichtet, und König Ludwig XIV. beorderte im J. 1666 den Marquis von Pomponne nach Stockholm, um durch ein französisch-schwedisches Bündniß „die Theilung Polens zwischen dem deutschen Kaiser, dem Moskowiter und dem Kurfürsten von Brandenburg zu verhindern**)."

Hatte man, nach der Meinung einsichtiger Diplomaten, bei den ersten Theilungsprojekten den großen Fehler begangen, „daß man sich nicht bemühte einen oder den andern von den großen Herren in Polen mit hinzuzuziehen und ihm ein ansehnliches Stück des Königreichs" ***) zu versprechen, so wollte Czar Peter I. diesen Fehler vermeiden, indem er zur Zeit des nordischen Krieges im J. 1703 dem damaligen polnischen Wahlkönig August II. zusichern ließ: er werde ihn, falls Rußland und Preußen eine Theilung Polens in's Werk setzen

---

*) Pufendorf loc. cit. Mémoires du chevalier de Terlon (Paris 1682) 1, 13 — 38. Brief des Polenkönigs Johann Casimir an den Kurfürsten von Brandenburg vom 23. Juli 1656 und Brief des polnischen Großkanzlers vom 3. Februar 1657 bei Theiner Mon. Hist. Poloniae 3, 511 und 517. Vergl. Stenzel Geschichte des preußischen Staates (Hamburg 1837) 2, 119, 129. Förster Friedrich Wilhelm I. König von Preußen (Potsdam 1837) 2, 114 irrt, wenn er behauptet, daß der Kurfürst auf die Anträge Schwedens nicht eingegangen sei.

**) Mignet Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. (Paris 1835) 2, 306.

***) Vergl. Pufendorf 171.

würden, zum Erbkönig über einen Theil des Landes erheben*). Und unter gleichen Bedingungen erbot sich im J. 1704 der verrätherische König August dem großen Gegner Peters, Karl XII., zu einer Zerstückelung Polens**). Auch der preußische Hof war zu gleichem Zwecke anfangs im J. 1703 bei August II.***), später im J. 1705 bei Karl XII. thätig, und im Berliner Cabinet wurde der Gedanke an eine Theilung des Sarmatenstaates so wach erhalten, daß nach dem Urtheil eines neuern preußischen Historikers†) „nur daraus die Politik Preußens im Norden richtig erklärt werden zu können scheint."

König Friedrich I. von Preußen ließ im J. 1710 durch seinen geheimen Rath Ilgen dem russischen und sächsischen Hof einen Theilungsplan überreichen, der wegen seiner schon detaillirten Ausführungen eine besondere Beachtung verdient. Diesem Plane gemäß sollte Czar Peter I. Livland und einen Strich von Lithauen, Friedrich I. Polnisch-Preußen und Samogitien erhalten und der übrige Theil Polens dem König August II. als Erbstaat verbleiben. Der Czar müßte, brachte der preußische Hof in Vorschlag, behufs Ausführung der Theilung sofort alle festen Plätze Polens besetzen und dem polnischen Adel ankündigen, daß man „für die Ruhe und die wahren Interessen der Nation" als nothwendig erachte dem Staat eine andere „Form" zu geben. Die Senatoren und Großen des Reichs sollten sich nicht versammeln, sondern nur einzeln ihre Stimmen abgeben dürfen; wer sich unter ihnen der Theilung günstig erweise, sollte belohnt werden, die Wider-

---

*) Vergl Patkul's Berichte an das Zarische Cabinet (Berlin 1792—1797) 1, 88, 181, 211, 235, 282.

**) Vergl. Stenzel 3, 147.

***) Bericht des päpstl. Nuntius aus Warschau vom 27. Sept. 1703 bei Theiner Monuments historiques de Russie (Rome 1859) 392.

†) Stenzel 3, 149—150.

spenstigen dagegen würde man „als Rebellen betrachten, als Leute die sich den wahren Interessen ihres Vaterlandes widersetzen.“ Die katholische Religion, gab man an, würde im Vollgenuß all' ihrer Rechte verbleiben. Zur Aufrechthaltung des Vertrags müßten die drei Verbündeten ein Heer von 60,000 Mann in Polen einrücken lassen. Um den deutschen Kaiser zu gewinnen, wollte man ihm die Rechte Polens auf die Zipser Gespannschaft abtreten und die Succession auf den spanischen Thron garantiren; und die Holländer glaubte man dadurch günstig zu stimmen, daß man ihnen den kurz vorher (1709 Okt. 29.) errichteten Barrièrevertrag und alle möglichen Handelsvortheile zusichere, und Danzig und Riga als unabhängige Freistädte erkläre*). Czar Peter, wird behauptet, habe „den ganzen Plan nicht allein verworfen, sondern auch diejenigen, welche selbigen formirt, zur Strafe ziehen wollen“**), und hiermit hängt vielleicht zusammen, daß Friedrich I. dem Schwedenkönig Karl XII. den

*) Der Theilungsplan steht bei Förster 2, 115 — 117, wo er dem Minister Ilgen zugeschrieben wird. Stenzel 3, 163 und Ranke Neun Bücher preußischer Geschichte (Berlin 1848) 1, 356 glauben, der Plan könne in der vorliegenden Abfassung nur von Rußland herrühren. Aber der Theilungsentwurf ist gleichlautend vorhanden im Dresdener Hauptstaatsarchiv und zwar mit der Ueberschrift „Projet pour un partage de la Pologne par M. Marschall“ (Hermann Gesch. des russischen Staates 4, 259), und dieser v. Marschall war ein Schwiegersohn des Ministers Ilgen (Stenzel 3, 150), und in spätern Jahren preußischer Gesandter in Warschau. Der österreichische Gesandte Graf Seckendorf überschickte später den Theilungsentwurf an den Prinzen Eugen am 18. Sept. 1732 mit den Worten: „Hierbei folget derjenige fameuse Plan von 1716 (soll heißen 1710, vergl. Stenzel 3, 163 Note), wovon der preußische Gesandte in Polen, von Marschall, in seinen vorhin Euerer hochfürstl. Durchlaucht eingeschickten Briefen so oft Erwähnung gethan, und gemeint daß man ihn wieder hervorsuchen und zum Stand bringen sollte.“ Förster 2, 115.

**) Archivalische Notiz bei Ranke 1, 356.

Vorschlag machte, sich mit Preußen und König August von Polen gegen Rußland zu verbinden*). Aber schon bald näherte sich Peter I. wieder dem Berliner Hof und trat am 2. März 1711 in einem förmlichen Traktat Elbing und einen Theil von Polen an Preußen ab, wogegen Friedrich I. die Verpflichtung übernahm, sich dem Vordringen der schwedischen Truppen nach Polen zu widersetzen**).

Alle diese Theilungsprojekte und Zusicherungen auf Kosten Polens scheiterten an dem energischen Widerstande Oesterreichs und der Seemächte, und als in spätern Jahren König Friedrich Wilhelm I. von neuem dem Czaren „von Zeit zu Zeit verschiedene Partage-Traktaten proponirte", wollte Peter nichts mehr von einer Zerstückelung Polens wissen, weil er sich schon als Herrn über das ganze Polen und den ganzen Norden betrachtete. „Es wäre ihm, ließ der Czar, (berichtet man) nach Berlin melden, an Acquisition mehrerer und fast wüsten Länder, da ihm ohnedem Polen, so gut als wenn es sein wäre, offen stünde, so viel nicht gelegen, daß er um deßwillen die Republik über'n Haufen werfen und sich einen mächtigen Nachbarn auf den Hals ziehen sollte"***). Rußland hatte „lieber eine unter sich selbst uneinige Republik als einen mächtigen souveränen König zum Nachbarn", während, wie es scheint, Preußen damals eine geordnete und innerlich gefestigte polnische Erbmonarchie vorgezogen hätte, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre, Polnisch-Preußen zu erhalten und dadurch die Verbindung Ostpreußens und Brandenburgs

---

*) Vergl. Stenzel 3, 164.

**) Regest aus dem Moskow. Reichsarchiv bei Wichmann Chronolog. Uebersicht der russ. Gesch. von der Geburt Peters des Großen (Leipzig 1821) I, 1, 64. Vergl. Sugenheim Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland (Frankfurt 1856) 1, 122.

***) Vergl. den merkwürdigen Bericht über die russischen Zustände vom 28 Sept. 1725 bei Büsching Magazin für die neue Historie und Geographie (Halle 1777) Theil 11, 517.

herzustellen. Diese Verbindung betrachtete man in Berlin als eine Lebensfrage des preußischen Staates.

Gleichwohl aber muß die Meinung, daß Preußen auch ohne auf den König August II. als Erbkönig Rücksicht zu nehmen, mit dem Czaren über eine Theilung Polens verhandle, allgemein verbreitet gewesen seyn, denn Friedrich Wilhelm I. hielt es für nothwendig, in einem Briefe vom 8. November 1718 an August II. sich feierlichst dagegen zu verwahren, daß er in Gemeinschaft mit Rußland eine solche Theilung beabsichtige*). Und aus den letzten Lebensjahren Peters I. berichtet man, der Czar habe, weil „die Polen nicht allein zu der Renunciation auf Livland sich nicht verstehen, sondern vielmehr noch dazu große versprochene Subsidien und Indemnisationes wegen des schwedischen Krieges von ihm verlangen wollten", den „preußischen Propositionen mehr Gehör als vor diesem" geschenkt, „zumalen der König Augustus vor diesmal davon ausgeschlossen bleiben sollte"**). Genauere Nachrichten hierüber, sowie über die bezüglich Polens zwischen Preußen und Rußland gepflogenen Verhandlungen nach dem Tode Peters bis zum J. 1732 sind nicht vorhanden. Wir hören aus dieser Zeit nur: „Nach des Czaaren Tode funden die preußischen Propositionen gleichfalls großen Ingreß, denn es wurden der Czaarin (Katharina I.) dieses (Polens Theilung) als eine gar leichte Sache und die in einer einzigen Campagne verrichtet werden könnte, vorgestellet"***).

Aus dem Jahre 1732 liegt ein neues ausführliches Theilungsprojekt vor, welches vom polnischen König August II. selbst ausging. Nachdem August, um seine Dynastie auf dem Throne zu befestigen und das Wahlreich in eine Erbmonarchie umzuwandeln, sich schon früher dahin erklärt hatte: er wolle

*) Bei Theiner Monum. hist. de Russie 505.

**) Bericht vom 28. Sept. 1725 bei Büsching loc. cit.

***) Bericht bei Büsching loc. cit.

Lithauen aber ohne Wilna an Rußland, Polnisch-Preußen an Preußen und die Zipser Landschaft an Oesterreich abtreten, falls ihn diese drei Staaten bei seinem Plane unterstützten, wurden die deßfallsigen Verhandlungen seit dem Ende des J. 1732 zwischen ihm und dem preußischen Hofe besonders lebhaft. Im November dieses Jahres erschien sein Bevollmächtigter in Berlin mit dem bestimmten Antrag: man solle der polnischen Republik ein Ende machen, dem Hause Sachsen die Erbfolge sichern und außer Preußen auch Rußland und Oesterreich einladen, den „polnischen Kuchen zu theilen.“ Die „vier Adler“, sagte man, würden sich denselben gut schmecken lassen. An Preußen wollte August nicht bloß Polnisch-Preußen, sondern auch einen Theil Großpolens und Kurlands abtreten, Oesterreich sollte „als eine Vormauer gegen die Türken“ das Zipserland erhalten; welche Theile Rußland zufallen sollten, wurde nicht bestimmt. Mit den Polen würde man, hieß es, leicht fertig werden, da sich der Adel in äußerster Zwietracht und Consternation befinde.

Auf Grund dieser Anträge schickte Friedrich Wilhelm I. *im Dezember* seinen Gesandten Marschall von Biberstein nach Dresden und ließ anfragen: ob man für den Theilungsentwurf nicht erst Rußland gewinnen, oder wie man dasselbe bewegen wolle, dabei unthätig zu bleiben? Was man thun wolle, wenn sich Rußland widersetze, und ob man nicht in diesem Falle mit den Türken und Tartaren Verbindungen anknüpfen solle? Was man dem deutschen Kaiser anbieten wolle, wenn er sich mit dem Zipserland nicht begnüge? Ob man schon polnische Magnaten für den Plan gewonnen habe und ob man auf die polnische Armee sich verlassen könne? Welchen Operationsplan man machen wolle und wieviel Truppen König August stellen könne und wieviel er von Preußen verlange? Woher man Geschütz nehmen und ob man nicht Thorn zum Waffenplatze machen solle? August antwortete: Alles werde leicht gehen, wenn nur die vier Mächte sich verständigten. Auf deren Verständigung und auf

Geheimhaltung beruhe der Erfolg des Werks. Als ihn Marschall von Biberstein fragte: Ob er sich auch des Sultans versichert habe, meinte August: „Den Adlern, welche in die Sonne schauen, werde vor dem Halbmond nicht bange werden*).“

Weitere Besprechungen fanden im Januar 1733 statt, wo der preußische General Grumbkow mit dem polnischen König in Crossen zusammenkam. August ließ sich eine Karte von Polen bringen und entwarf schon die Dispositionen zu einem Feldzug, wo entweder die Russen und Preußen allein agiren, oder er seine Truppen zu ihnen stoßen lassen würde. Aber man traute sich gegenseitig nicht. Die sechsstündigen Verhandlungen wurden bei einem Weingelage gepflogen. August wollte den General trunken machen und dann, wenn die Zunge gelöst, die wahren Absichten des Berliner Hofes erfahren, und auf gleiche Weise wollte Grumbkow, als Haupttrinker bekannt, die eigentlichen Absichten Augusts erforschen. Aber keiner der „eingeübten Politiker“ vergaß sich, und König August erstaunte, als er am andern Morgen den General frisch und munter bei sich eintreten sah; er war von ihm im Trinken überholt worden, denn er selbst fühlte sich den Kopf noch wüste. Zu einem endgültigen Beschlusse kam man nicht. Grumbkow blieb der Ansicht, daß der ganze Plan scheitern werde, weil Oesterreich sich auf ein so zweifelhaftes Unternehmen nicht einlassen würde, und glaubte schließlich sogar, das von August vorgeschlagene Theilungsprojekt sei eigentlich nur eine Cabale Frankreichs, welches darauf ausgehe „die Adler zu entzweien**).“ Aber auch August hatte Recht auf Preußen mißtrauisch zu seyn, denn Friedrich Wilhelm hatte, während

*) Lettre de Grumbkow à Manteuffel vom 20. Nov. 1732 und die Instruction secrète pour le marschall de Biberstein vom 12. Dez. 1732 bei Förster 2, 121, 119, nebst den Verbesserungen und Zusätzen bei Ranke 1, 359, Note und 360.

**) Bericht des General Grumbkow vom 14. Jan. 1733 bei Ranke 1, 360—362.

er durch Biberstein und Grumbkow mit ihm unterhandelte, den Löwenwoldeschen Vertrag unterzeichnen lassen (1732 Dez. 13), durch welchen das sächsische Haus vom polnischen Thron ausgeschlossen werden sollte*). Alle Entwürfe des Polenkönigs gingen mit seinem am 1. Febr. 1733 erfolgten Tode zu Grabe.

Aus dem Gesagten erhellt, wie irrig die so oft ausgesprochene Behauptung ist, daß die ersten Gedanken an eine Theilung Polens im Kopfe Friedrichs II. von Preußen entsprungen seien. Soviel aber steht fest, daß Friedrich sich schon frühzeitig mit dem Plane trug durch den Erwerb von Polnisch-Preußen seinen Staat abzurunden. Bereits als Kronprinz versicherte er im Februar 1731 in einem Briefe an seinen Freund Natzmer, daß Preußen in der Folge nothwendig diese Landstriche annexiren müsse. Er zählt in diesem sehr merkwürdigen Brief auch andere Eroberungen auf, die Preußen in Deutschland zu seiner Consolidation brauche, und fügt am Schlusse hinzu: er wünsche den Flor des Hauses Hohenzollern besonders deßhalb, damit die protestantische Religion in Europa und im deutschen Reich zur Blüte gelange**). Bezüglich Polens suchte Friedrich zwei Jahre später, im J. 1733 seinen Vater zu bestimmen: „er möge nach dem Tode August II. die Erledigung des polnischen Thrones benutzen, um sich des polnischen Preußens zu bemächtigen. Er übergab ihm sogar eine sehr umständliche Denkschrift, worin er einerseits bewies, welchen Zuwachs an Macht dieß gewähren würde, und andererseits, mit welcher Leichtigkeit man diese Eroberung machen und behaupten könne"***). Auch der französische Gesandte Chétardie schlug damals dem Könige vor, sich der genannten polnischen Provinz zu bemächtigen, indem er hoffte ihn da-

*) Vergl. Stenzel 3, 648.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand (Berlin 1850) 16, 3.

***) Bericht des Grafen Chatelet bei Raumer Europa vom Ende des siebenjährigen Krieges 1, 569.

durch ganz für die Partei des polnischen Kronprätendenten Stanislaus Lesczynski zu gewinnen*). Aber Friedrich Wilhelm, schwankend geworden in seiner Politik, lieh diesen Vorschlägen kein Gehör.

Haben wir bis jetzt über das Verhältniß der auswärtigen Mächte zu Polen und über die verschiedenen Projekte einer Zertrümmerung der Republik nur einige allgemeine Andeutungen gegeben, so wollen wir nunmehr die russisch-preußische Politik unter Catharina II. und Friedrich II. in ihren Beziehungen zu Polen in's Einzelne verfolgen und des Nähern die Mittel kennen lernen, mit denen dieselbe die schon lange gehegten Wünsche einer Theilung des Landes durchführte. Zuvor aber müssen wir noch, zur richtigen und vollständigen Würdigung der folgenden Ereignisse, unsere Blicke auf Rußland wenden, und in einigen raschen Zügen vorführen, wie Rußland zu Deutschland stand, und was die Heranbildung Rußlands zu einer europäischen Macht für uns zu bedeuten hatte. Denn die „polnische Frage" war im Sinne Rußlands zugleich eine deutsche Frage. Rußland wollte Polen unterwerfen, weil es einen dominirenden Einfluß in Deutschland ausüben wollte.

Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an bemühten sich die moskowitischen Großfürsten deutsche Culturelemente nach Rußland zu verpflanzen, und im J. 1489 ertheilte Kaiser Friedrich III. dem Czaren Iwan III. die Erlaubniß, deutsche Bergleute, Landwirthe, Silber- und Goldschmiede, Architekten, Künstler, Handwerker und Artilleristen anzuwerben. Die Vortheile, die daraus für Rußland entsprangen, zeigten sich schon im J. 1491, wo zwei deutsche Bergleute an den Ufern des Zylmaflusses, fünfhundert deutsche Meilen von Moskau, zwei große Silber- und Kupferbergwerke auffanden, deren Ertrag den Schatz des Czaren füllte. Im Jahre vorher

*) Näheres bei Stenzel 3, 654.

war ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Oesterreich zu Stande gekommen, aber tiefblickende Staatsmänner, wie Berthold von Henneberg, sahen schon damals die Verbindung mit den Moskowitern als unheilbringend für Deutschland an. Als König Max im J. 1492 mit banger Ahnung voraussagte: das Reich werde im Westen durch die Franzosen „in ewig Zeit ohn Aufhören verderbt und ausgetilgt werden", wies Berthold gleichzeitig auf die Gefahren hin, die dem Vaterlande dereinst im Osten von den Russen bevorständen. Und nur zu bald bewahrheiteten sich diese Worte. Rußland vergalt die ihm von Deutschland erwiesenen Wohlthaten durch Zerstörung des Hanseatischen Comptoirs zu Nowgorod und machte wiederholte Versuche, Livland, diese äußerste Mark des Germanenthums im Osten, zu unterjochen. Später ging dieses Land trotz aller auf deutschen Reichstagen über „des Muskowiters erschrecklich Fürnehmen" eingebrachten Denkschriften und Noten unwiederbringlich dem deutschen Reiche verloren, und alle Vorstellungen, was es für Gesammtdeutschland zu bedeuten habe, wenn der Moskowiterstaat „Herr und *Gebieter* der Ostsee" würde, blieben ohne Erfolg. Auf einem Reichstage in Augsburg ermannte man sich im J. 1559 zu dem Beschluß, für die „lieben deutschen Brüder in Livland" 100,000 fl. zum Kampfe gegen Rußland zu verwenden, falls einige Hansestädte diese Summe ohne Zinsen dem heil. römischen Reiche vorstrecken wollten, und im J. 1560 beschloß man auf einem Reichstage zu Speyer sogar 200,000 fl. zu gleichem Zwecke zu opfern, wenn man sich über die Art, wie diese Gelder aufzubringen, einigen könnte*)! Herzog Alba

*) Näheres bei Sugenheim 1, 2—24. Die diplomatischen Aktenstücke Rußlands sind schon im 16 Jahrhundert mit so viel „frommen rechtgläubigen Redensarten" angefüllt, daß die amtlichen Erlasse der neuern Zeit in dieser Beziehung nur wie Copien aussehen. — Mit welchen in Europa unerhörten Grausamkeiten die russischen Horden gegen die Deutschen in Livland verfuhren, dafür vergl. die Belegstellen bei Sugenheim 1, 2, 19, 24.

zeigte einen richtigen Blick in die Zukunft, als er im Juli 1571 die in Frankfurt versammelten Reichsstände dringend aufforderte, die fernere Ausfuhr von Kanonen, Panzern, Flinten und sonstigen Kriegsbedürfnissen nach Rußland zu untersagen, weil Rußland, wenn es die militärische Bildung und die militärischen Hülfsmittel des übrigen Europa je sich aneignen sollte, sicherlich dereinst als ein furchtbarer Gegner nicht bloß des deutschen Reiches, sondern des gesammten Abendlandes erstehen würde. Und ebenso richtig sah Gustav Adolf von Schweden, der die Ausschließung der Russen von den Ostseeküsten als eine unerläßliche Bedingung für die Sicherheit des nördlichen Europas betrachtete und zum gemeinsamen Kampf gegen die Russen aufrief.

Durch die Tapferkeit der Schweden und Polen blieb Rußland unter den ersten Herrschern aus dem Hause Romanow von allem Einfluß auf das Abendland ausgeschlossen. Aber eine vollständige Wendung der Dinge vollzog sich seit Peter I., der die Umbildung Rußlands aus einem mongolischen Reich zu einem europäischen Militärstaat zum eigentlichen Ziel seiner Politik, seiner Kriege und sogenannten Reformen erhob. Während er seine Unterthanen durch Knute und Kerker, Verbannung und Schaffot europäisch civilisiren wollte und sie, nach einem Ausspruch König Friedrichs II., bearbeitete wie Scheidewasser das Eisen, vollendete er die Knechtung der Kirche und erklomm durch sein Erbfolgegesetz, wonach jeder Czar nach eigenem Ermessen seinen Nachfolger bestimmen konnte, den höchsten Grad der Autokratie. Peters Despotismus legte den Grund zu jenen in Rußland fortan so häufigen revolutionären Zuständen, welche die Russen später bei der Ermordung Pauls I. mit dem schrecklichen Wort charakterisirten: „L'assassinat c'est notre magna charta." Und je größere Fortschritte der Despotismus im Innern machte, desto unersättlicher wurde die Gier nach auswärtigen Eroberungen. Nicht zufrieden mit der Beherrschung der Ostsee, gedachte Peter auch das persische Reich zu stürzen und verkündete

bereits im J. 1698 den kaiserlichen Ministern zu Wien, daß Rußland alle Kräfte aufbieten würde, die Osmanen aus Europa zu vertreiben. Nachdem ihm die Ausbeutung Schwedens und Dänemarks gelungen, und die polnische Anarchie durch ihn permanent geworden war, wollte er durch einen Bund mit Frankreich eine innere Umwälzung in England bewirken, und arbeitete vor Allem dahin, im „getheilten“ deutschen Reich, wie er sich ausdrückte, „festen Fuß zu fassen.“ Um sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu jeder Zeit einmischen zu können, verlangte er für das an Rußland annexirte, ehemals zum Reich gehörige Livland die Reichsstandschaft, Sitz und Stimme auf dem Reichstag, und als dieses Vorhaben an der Energie der deutschen Reichsstände scheiterte, beabsichtigte er, zu gleichem Zwecke Livland gegen Mecklenburg auszutauschen. Er quartierte bereits 50,000 Russen in Mecklenburg ein und brandschatzte, aller Vorstellungen des Kaisers Karl VI. zum Trotz, dieses Herzogthum und das Fürstenthum Eutin und die Reichsstadt Lübeck*). Im deutschen Reich, meinte Peter, „brauche man nur zu angeln, um reichlich zu fischen“, und darum schickte er im J. 1717 nach Paris die Meldung, daß er bereit sei, auf den ersten Wink des französischen Machthabers mit einer Armee von 80,000 Mann, wann und wo es nöthig, in das Herz von Deutschland einzudringen**). Und gleichzeitig als der Czar für Preußen die wärmsten Sympathien heuchelte, schloß er im J. 1718 mit Karl XII. von Schweden, seinem frühern Todfeind, einen Vertrag ab, worin er, um Mecklenburg zu erwerben und den König Friedrich Wilhelm I. zur Rückgabe Stettins und aller sonstigen schwedischen Eroberungen zu nöthigen, ein Heer von 80,000 Mann in Brandenburg einrücken zu lassen versprach***). Nur der plötzliche Tod Karls XII. verhinderte die

*) Sugenheim 1, 24—30.

**) Vergl. die Citate bei Sugenheim 1, 148.

***) Vergl. die Citate bei Sugenheim 1, 174.

Ausführung des Traktats. Im J. 1719 kam zwar bei dem immer weitern Vordringen der russischen Macht ein Bündniß zwischen dem deutschen Kaiser, England und Polen zu Stande, aber es blieb ebenso wirkungslos, wie im J. 1720 der große Plan Englands zur Gründung einer europäischen Coalition gegen Rußland. Wenn man nicht, stellte England damals dem deutschen Kaiserhof vor, mit gemeinsamen Kräften den Czaren „in die Wälder und Sümpfe seines Landes“ zurücktreibe, so werde Rußlands furchtbare Macht für alle Zukunft den europäischen Frieden stören und Polen als eine leichte Beute sich aneignen*).

Auf Polen richtete der Czar, nachdem ihm die Angliederung eines deutschen Fürstenthums mißlungen, in seinen letzten Regierungsjahren vornehmlich seine Blicke, und die Beherrschung dieses Landes blieb auch nach seinem Tode das nächste Ziel der russischen Politik. Sie sollte gemäß den von Peter in seinem politischen Testament gegebenen Vorschriften vor allem erreicht werden durch Aufrechthaltung der elenden

*) Vergl. das Memoire des englischen Gesandten in Wien vom J. 1720 bei Theiner Mon. Poloniae 4 a, 88—91. Bereits im J. 1707 nannte der päpstliche Nuntius in Wien den Czaren Peter: „il più potente principe di tutta la Christianità“, bei Theiner 4 a, 36. Und im J. 1710 nahm Peter schon die Miene an, als wäre er der Herr von Europa. „Comme le dit ambassadeur de Moscovie faisoit des sollicitations avec hauteurs, bien des politiques trouvèrent, qu'il donnoit trop à connoître que le Czar son maître vouloit trancher du maître dans le reste de l'Europe, après qu'il avoit pris poste hors des bois et des déserts de la Russie.“ Lamberty Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII. siècle 6, 316, zum J. 1710. Holland und England waren die Schöpfer der russischen Seemacht (vergl. dafür die interessanten Belegstellen bei Sugenheim 1, 123) und Kaiser Karl VI. hatte nur zu sehr Recht, wenn er den russischen Selbstherrscher in einem Briefe vom 10. Juni 1717 darauf verwies, daß die deutsche Nation den Moskowitern so große Dienste und Wohlthaten erzeigt habe. Kläver Beschreibung des Herzogthums Mecklenburg 4, 240.

polnischen Verfassung, durch Anzettelung innerer Wirren und Parteiungen und durch Bestechungen und Intriguen aller Art, und die russischen Pläne wurden wider Willen gefördert durch Kaiser Karl VI. der sich, um Frankreichs Einfluß in Polen zu brechen, trotz der Abmahnungen des Prinzen Eugen von Savoyen, nach dem J. 1733 in die polnischen Thronstreitigkeiten einmischte. Der unglückliche Krieg kostete dem deutschen Reich die Provinz Lothringen, und in Polen schalteten seitdem russische Truppen nach freiem Belieben, und Curland, bisher ein polnischer Lehenstaat, wurde russischen Befehlen dienstbar. Und als dann später in Deutschland unter Maria Theresia und Friedrich II. der schwere Kampf zwischen Oesterreich und Preußen entbrannte, arbeitete der Moskowiterstaat an der Ausführung des politischen Testaments Peters I., der seinen Nachfolgern ausdrücklich vorgeschrieben, daß Rußland sich in alle deutschen Angelegenheiten ohne Unterlaß einmischen, das Kaiserhaus gegen die deutschen Fürsten unterstützen, zugleich aber deren Eifersucht gegen das Kaiserhaus schüren und sie daran gewöhnen müsse, in Rußlands Oberhaupt ihren Protektor zu erblicken*).

*) Näheres bei Sugenheim 1, 198—232. Für die in unserm Vortrag: „Rußland und Polen vor hundert Jahren" (Frankfurt 1865 bei Hamacher) S. 8 erwähnte russische Denkschrift aus dem J. 1837, aus der hervorgeht, wie treu die russische Politik bezüglich Deutschlands die von Peter I. gegebenen Vorschriften bis auf die neueste Zeit befolgt. vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 36, 173 und den Aufsatz: „Was die Vernichtung Polens für Rußland und Deutschland bedeutet hat" in Bd. 52, 509—531. Die am Schluß unseres Vortrags citirten Stellen sind diesem Aufsatz entnommen.

XVIII.

Zur Kritik von Lösungen der socialen Frage.

III. Ferdinand Lassalle.

Lassalle suchte die Schäden der modernen Civilisation nicht heuchlerisch zu verdecken oder gar als Fortschritt anzupreisen. Er war ein genialer Kopf, ein vielseitiger Gelehrter und — was in unsern Tagen besonders hoch anzuschlagen ist — ein Mann von Charakter, ein aufrichtiger Freund der Wahrheit, wie er sie erkannte. Ihm war ernstlich daran gelegen, ja er hatte es sich zur Lebensaufgabe gestellt, den Sklaven des modernen Heidenthums Hilfe zu verschaffen, den allseitig gedrückten und gefährdeten Volksclassen Mittel und Wege zu zeigen, um zu einem menschenwürdigen Daseyn zu gelangen. Liest man in seinen Schriften, wie logisch er dachte, wie unbefangen er die rechtlichen und socialen Zustände des angeblich so unterdrückungssüchtigen und volkswirthschaftlich armseligen Mittelalters zu würdigen verstand, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, wie eifriges Streben nach Wahrheit nach und nach den radicalen Juden zum gläubigen Christen, den revolutionären Socialpolitiker zu einem volkswirthschaftlichen O' Connel der heutigen Gesellschaft umgewandelt hätte. Er starb eines gewaltsamen und räthselhaften Todes — Friede seiner Asche!

In seinem „Arbeiterprogramm“ hat Lassalle den Plan zur Lösung der socialen Frage gemäß den Grundanschauungen der radicalen Partei vollständig entwickelt. Die weitern Schriften im socialen Gebiete dienen theils zur Vertheidigung, theils zur Erläuterung des im genannten Programme aufgestellten Systems. Die Grundgedanken dieses Systems aber dürften kurz folgende seyn:

Unsere socialen Zustände sind nicht Ergebnisse willkürlicher Handlungen, sondern die Früchte eines nothwendigen Geschichtsprocesses. Die Mißstände sollen daher rühren, daß die Bourgeoisie, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts über die privilegirten Stände der Geistlichkeit und des Adels gesiegt, seither den Capitalbesitz zur Bedingung ihrer Herrschaft mache und diese auch ferner behaupten wolle, obwohl seit 1848 die Herrschaft eines neuen Principes thatsächlich eingetreten sei. Dieses Princip sei das des Arbeiterstandes, welches keine Privilegien mehr schaffe, da die Sache der Arbeiter Sache der ganzen Menschheit sei. Die Bourgeoisie behaupte ihre Herrschaft namentlich dadurch, daß sie den Census *als* Bedingung des Wahlrechtes hinstelle. Um daher der Herrschaft des Arbeiterprincipes öffentliche Anerkennung zu verschaffen, sei die Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechtes das allererste und wesentlichste Erforderniß. Mittelst dieses Wahlrechtes soll eine Kammer berufen werden mit der Aufgabe, diejenigen Zustände zu schaffen, welche dem Principe des Arbeiterstandes wirklich entsprechen würden. Die Idee des Arbeiterstandes vom sittlichen Zwecke des Staates sei aber gegenüber der „Nachtwächteridee“ des modernen Staates die, daß die ungehinderte und freie Bethätigung der individuellen Kräfte durch das Individuum nicht ausreiche, sondern daß in einem sittlich geordneten Gemeinwesen zu derselben noch hinzutreten müsse: die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit in der Entwicklung. Die durch das allgemeine, direkte Wahlrecht berufene Kammer soll also einen

Staat schaffen, in welchem das Princip der modernen Nationalökonomie keine bleibende Stätte mehr fände. Die Pflicht des Staates, die Gesammtbevölkerung ihrer höhern Bestimmung, der Freiheit, entgegenzuführen, müßte sich verhältnißmäßig auf die Einzelnen in der Weise vertheilen, daß das Individuum, indem es das Interesse seines Nachbars wie sein eigenes befördert, zugleich sich selbst eine Wohlthat erweist.

Also das Ideal eines Arbeiterstaates wie solches im Kopfe Lassalles sich ausgebildet hatte! Die Elemente aber, welche der Verwirklichung dieses Ideales feindlich entgegenstehen, sind gerade diejenigen, welche die Herrschaft der Bourgeoisie begünstigen. Diese Elemente sind nämlich: a) das auf den Census beschränkte Wahlrecht und b) das von der Bourgeoisie eingeimpfte Steuersystem. Als Grundbedingungen der Herstellung gesellschaftlicher Zustände, welche dem Principe des Arbeiterstandes entsprechen, werden daher erkannt: a) die Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechtes und b) die Abänderung des Steuersystems durch Aufhebung der indirekten Steuern und Einführung einer progressiven Einkommensteuer. Weil aber b von a abhängig ist, so wird von Lassalle das allgemeine und direkte Wahlrecht als sociales Grundprincip, als die Grundbedingung aller socialen Hilfe erklärt. Da ferner Lassalle sich als Demokrat den Staat stets als die Summe gleichwerthiger Einzelheiten denkt, so kommt er ganz folgerichtig zu dem Schlusse: Weil in Preußen die Classe der Nothleidenden 96¼ Proc. der Bevölkerung ausmache, so sei der Staat nichts anderes als die große Association der arbeitenden Classen, indem die Classe der Besitzenden als verschwindender Bruchtheil unbeachtet bleiben könne. Den ärmern Classen also gehöre der Staat und der eigentlichste Zweck desselben sei kein anderer als die Förderung des Wohles dieser Classen. So ist auch einleuchtend, daß die große Association der Arbeiter, der Staat, sich lediglich selbst hilft, wenn er die kleinern Associationskreise der Arbeiter, die Productiv-Associationen,

derselben unterstützt, und wenn letztere durch jene reellen Mittel gehoben werden, welche er aus der progressiven Einkommensteuer bezieht.

Gehen wir nach diesen Erörterungen zur Kritik des Systemes und später insbesondere zur Beleuchtung der praktischen Vorschläge Lassalles über. Unser Gesammturtheil muß leider dahin ausgesprochen werden, der geniale Mann sei von falschen Grundprincipien ausgegangen und seine sicher gut gemeinten Vorschläge würden in ihrer Durchführung, anstatt den Arbeitern zu helfen, die menschliche Gesellschaft zertrümmern. Läuft Schulze's Weisheit auf weniger als armseliges Flickwerk hinaus, so das System Lassalle's auf etwas Großartiges aber Furchtbares, nämlich auf die Permanenz der Revolution. Sein Hauptirrthum besteht in dem Wahne, das Princip der modernen Nationalökonomie, welches allerdings noch kein Nationalökonom förmlich proklamirt, jeder aber mehr oder minder schroff adoptirt und befürwortet hat — nämlich die Selbstsucht — könne durch äußere Einrichtungen, durch staatsrechtliche Experimente und gesetzliche Formeln beseitigt werden. Die Selbstsucht herrscht im Innern des Menschen und weicht keiner andern Macht als dem durch die Gnade Gottes gestärkten freien Willen des Menschen. Hierüber wird vom positiv christlichen Standpunkte aus Niemand mit uns rechten wollen. Wir sind aber weiter der Ueberzeugung, daß einem Staate mit heidnischen Principien die Lösung der socialen Frage niemals gelingen kann und gelingen wird. Lassalle's Idee vom Staate nun ist gar nichts anderes als ein Abfluß aus der Theorie J. J Rousseaus vom socialen Vertrage, durch welchen der Staat zu einer vertragsmäßigen Gesellschaft gleichberechtigter Theilhaber gemacht wird. Solidarität der Interessen, Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit in der Entwicklung wären die hauptsächlichsten Bestimmungen dieses Vertrages. Jedes Vertragsverhältniß beschränkt die individuelle Freiheit der Contrahenten. Durch einen Vertrag aber, welcher den Staat zu einer Gesellschaft solidarisch haftbarer und in

jeder Beziehung gleichberechtigter Mitglieder machen würde, wäre die individuelle Freiheit völlig vernichtet. Denn da der Einzelne stets die Verpflichtung auf sich hätte, für das Interesse Aller einzutreten, so könnten auch alle Rechte, welche der Einzelne für sich beansprucht, in jedem Augenblicke durch eine Staatsverordnung im angeblichen oder wirklichen Interesse des Wohles Aller absorbirt werden. Die von Lassalle projektirten freiwilligen Arbeiter-Associationen wären lediglich Glieder einer Staatsmaschine, welche von dem Willen eines Wohlfahrts-Ausschusses regiert würden. Die Männer von 1793 waren Vorläufer Lassalles hinsichtlich der Grundgedanken desselben.

Endlich macht Lassalle die Lösung der socialen Frage vom Siege des demokratischen Princips abhängig; von Arbeiter-Associationen in seinem Sinne kann nur dann die Rede seyn, wenn und insoweit der demokratischen Partei die Berechtigung zur Verwirklichung ihrer Ideen zugestanden wird. Wäre ein solches Zugeständniß ohne gewaltsame Erschütterungen, ohne einen Kampf auf Leben und Tod, ohne die Vernichtung der ganzen jetzt herrschenden Partei auch nur denkbar? Sonnenklare Antwort hierauf ertheilte die liberale Wuth wider den geistesgewaltigen Juden aus Breslau; die enorme Zärtlichkeit für die harmlose Selbsthilfe des Berliner Fortschrittsmannes, die Hast, womit man die Arbeiter in ein Netz sog. Arbeiter-Fortbildungsvereine einzufangen trachtete und die armen Teufel so einstimmig als möglich beschließen ließ, Lassalle sei ein falscher Prophet, der wahre Freund der Arbeiter hieße Schulze-Delitzsch und die wahren Helfer in der Noth seien die großen Geschäftsinhaber, Professoren und Doctoren der Fortbildungsvereine, welche zum erstenmale in ihrem Leben um das Treiben und die Wohlfahrt der Gesellen, Kleinhandwerker, Taglöhner aller Art sich kümmerten.

Solch auffallendes Gebahren der jüngsten Jahre gegenüber den Agitationen Lassalles gab eine vorläufige Antwort bezüglich der Besorgnisse und Angst der beati possidentes.

Aber sicher nur eine vorläufige. Denn einerseits wird die erbarmungslose Zeit selbst die bornirtesten Mitglieder der von Schulze empfohlenen Vereine darüber aufklären und zwar ad oculos vermittelst sehnsüchtiger Griffe in die stets leer bleibende Tasche, wie alle drei Vereine lediglich für Leute taugen, welche noch Etwas besitzen, nämlich Geld oder Credit. Anderseits ist Lassalle keineswegs todt; er lebt fort in seinen Reden, Schriften und Vermächtnissen für die Arbeiter, von welchen er niemals einen Jahresgehalt bezog oder Präsente und Fêtirungen beanspruchte. Es gelang ihm für seine Anschauungen eine Partei zu gewinnen, denn der Arbeiter fühlte die ehrliche Meinung bei Lassalle instinktmäßig heraus, er bewunderte das merkwürdige Talent und die rastlose Energie des Mannes, er sah ihn Opfer bringen und — was das Gefährlichste ist — Lassalles Vorschläge sind verführerisch, vielverheißend, sie erscheinen Jedem als die einzig praktischen und durchgreifenden, der vom positiven Christenthum nichts weiß oder wissen mag. Die Lassallianer können sehr leicht zu einer furchtbaren Macht heranwachsen und sie werden es, je größer die Noth der Zeit wird und je tiefer die Aktien des impotenten Pseudo-Liberalismus in ihr verdientes Nichts sinken. Die Zeit ist vielleicht näher als man vermuthet, wo sie da und dort die gottentfremdete Bourgeoisie vermittelst des allgemeinen und direkten Wahlrechtes mächtig schlagen, wie einst Simson mit einem Eselskinnbacken tausend Philister erschlug.

Von Neujahr 1865 ab erscheint zu Berlin „der Social-Demokrat“, das Organ des allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereines. Unter den Gründern des neuen Blattes, welchem voraussichtlich andere im Entstehen begriffene kleinere Blätter sekundiren, glänzt ein Herr J. B. v. Schweitzer — ein bekanntes, nunmehr flügge gewordenes Schooßkind der neuen badischen Aera. Als Mitarbeiter figuriren Namen von bedeutungsvollem Klange, welche es für ihre Person an nichts mangeln lassen werden, damit der bisher unglückliche

Prophet Gervinus, der für die Mitte der 60ger Jahre eine große Revolution prophezeite, doch endlich einmal zu Ehren komme. Namen wie Becker, G. Herwegh, Marr, Rüstow u. a. m. gewähren hiefür die besten Aussichten. Schon das Programm des „Socialdemokraten" ist geeignet, den zahmen Gothaismus sammt Anhang zu bewegen, sich beschämt, zitternd und reuevoll, wenn auch nimmermehr gebessert, wiederum hinter dem Ofen zu verkriechen. Als Hauptaufgabe der Gegenwart bezeichnet der „Socialdemokrat" das Streben, dem Arbeiter den vollen Ertrag seiner Arbeit zu sichern und nicht mehr wie bisher in die Tasche des Capitalisten fließen zu lassen; kurz: „dem europäischen Sklavenleben muß ein Ende gemacht werden, die Ausbeute vieler Millionen durch wenige Tausende muß aufhören." Auf dieser Grundlage soll ein durch die Arbeit regierter „freier Volksstaat" entstehen, und endlich ein neues europäisches Staatensystem in der folgerichtigen „Solidarität der Völkerinteressen" den gesellschaftlichen Neubau krönen.

Rüstig soll also Hand angelegt werden an die Durchführung der Vorschläge Lassalles im großartigsten Maßstabe. Schade, daß wir diese Vorschläge nicht acceptiren können. Besprechen wir dieselben näher und das Warum dürfte Jedem klar werden. Was will Lassalle?

Er will I. vor Allem das allgemeine und direkte Wahlrecht. Um dieses — auf friedlichem Wege, wie er stets behauptete und wohl selbst glaubte — zu erkämpfen, sollen Kassen gestiftet, aus diesen öffentliche Blätter gegründet, Flugschriften verbreitet und Agenten besoldet werden. Taub sollen die Arbeiter seyn und werden für Alles, was nicht allgemeines und direktes Wahlrecht heißt, mit diesem im Zusammenhange steht oder dazu führt.

Er will II. mittelst des errungenen allgemeinen und direkten Wahlrechtes eine Kammer berufen mit der Aufgabe, die Ideen des Arbeiterstandes zu verwirklichen, das heißt den modernen Staat in ein sittlich geordnetes Gemeinwesen um-

zugestalten, in welchem Solidarität der Interessen, Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit in der Entwicklung die Hauptmomente ausmachen. Auf solche Weise soll ein empfänglicher und fruchtbarer Boden für die ideellen Associationen Lassalles geschaffen werden.

Auch wir sind für direkte Wahlen; auch uns ekelt vor einer sogenannten Verfassung, welche, wie dieß z. B. bei der badischen der Fall ist, nicht nur nicht fordert, daß der Deputirte den Gesinnungen und Bedürfnissen seines Wahlbezirkes entsprechend rede oder doch stimme, sondern ihm ausdrücklich verbietet, einen Auftrag seiner Wähler anzunehmen. Auch wir sind jener Kammerkomödien herzlich müde, wo die Vertreter eines Bruchtheils der Bevölkerung, in der Regel die Stimmführer des herrschenden Capitalisten-, Beamten- und Professorenthums, im Namen des Volkes das Volk in seinen wichtigsten und heiligsten Interessen mit Füßen treten. Allein wir stimmen gegen das allgemeine Wahlrecht, weil wir uns das Volk nicht als eine Summe gleichwerthiger Einzelheiten zu denken vermögen. Wir sind gegen äußerliche Agitationen, weil aus diesen die gewaltsame, äußere Revolution geboren wird, wofür die Geschichte und ebenso die Natur der menschlichen Leidenschaften spricht. Doppelt aber sind wir wider eine Revolution eingenommen, welche die Calamität der liberalen Kammermehrheiten zwar beseitigen, zugleich aber an die Stelle derselben die mindestens nicht kleinere einer radikalen Kammermehrheit setzen würde.

Anstatt einer gesunden und lebensfähigen Verfassung, welche die Freiheit Aller so weit garantirt, als dieß durch äußere Hilfsmittel zu geschehen vermag, käme der Absolutismus des vierten Standes; anstatt einer Volksvertretung im wahren Sinne des Wortes eine ärgere Majoritätenwirthschaft als je, welche erstens die Beraubung des rechtmäßigen Besitzes proklamiren müßte, zweitens ihrer Aufgabe keineswegs genügen könnte, und drittens endlich zu stets neuen Revolutionen führen würde. An die Stelle des liberalen Despotis-

mus den noch gewaltthätigeren radicalen setzen, heißt aus dem Regen unter die Traufe gerathen.

Erklären wir uns näher. Durch den Majoritätsbeschluß einer radicalen Kammer sollen den Arbeitern die nöthigen Mittel zur Bildung von Produktiv-Associationen dekretirt werden. Um solch eine Kammer zu ermöglichen, müßte vorher die Macht des industriellen und merkantilen Feudalismus gebrochen, müßten die seitherigen Sklaven desselben zu Herren des Landes erhoben werden. Eine Revolution müßte der Kammerbildung vorangehen. Die Geschichte lehrt aber, daß bei jeder Revolution sich die Capitalien zurückziehen, außer Land flüchten, kurz verschwinden, als ob sie nie dagewesen wären. In einem revolutionirten Lande hat ferner der Credit keine Stätte. Ein Kammerbeschluß vermag nimmermehr die verschwundenen Capitalien zurückzurufen und den Credit wieder herzustellen, am wenigsten wenn durch solch einen Beschluß diejenigen, welche die Mittel zur Herstellung des Credites besitzen, beraubt werden sollen. Woher nun die Mittel zur Bildung der projektirten Arbeiter-Associationen nehmen? Kein anderer Ausweg bliebe übrig als — der gewaltsame Eingriff in das Eigenthum der besitzenden Classe, die Legitimation des Raubes. Welches Recht hätten aber alsdann die Produktiv-Associationen auf den Erwerb, den sie aus geraubtem Gute gezogen? Könnten sie sich beklagen, falls sie bei einem neuen Umschwunge der Dinge von der Majorität einer andern Kammer gleich Räubern behandelt würden? Und, um auch unsern christlichen Standpunkt geltend zu machen, welcher Segen könnte jene Unternehmungen begleiten, auf denen der Fluch der Beraubten lasten würde? Wäre nach ungeheuern Anstrengungen und Opfern das allgemeine und direkte Wahlrecht errungen, säße die Kammer fix und fertig beisammen, welche den modernen Staat in einen Arbeiterstaat umzugießen gedächte, dann würde sich erst recht zeigen, daß die Verwirklichung des Lassalle'schen Ideals eine Reihe von Unmöglichkeiten in sich schließt.

Er will III. freiwillige Associationen. Seine Associationen lassen sich vom Standpunkte des modernen Staates aus keineswegs richtig beurtheilen, weil diesem der Boden und das Princip fehlt, auf welchem und aus welchem sie beurtheilt werden müssen. Wo jeder ausschließlich nur sein eigenes Interesse verfolgt und dem seines Nachbars feindselig entgegentritt, wo das Interesse von Tausenden, ja von Millionen tödtlich verletzt werden kann, ohne daß es dem bevorzugten Ueberschusse der Bevölkerung auch nur fühlbar wird, da kann von Associationen im Sinne Lassalles gar keine Rede seyn. Wir haben oben den Grundgedanken derselben angegeben, es erübrigt, die Unausführbarkeit näher auseinander zu setzen. Wir sind keine absoluten Gegner der Staatshilfe; wir sehen keineswegs ein, weßhalb die Bourgeoisie bei Eisenbahnunternehmungen, Landesfabriken u. dgl. m. die Hilfe des Staates und damit die Mithilfe der Aermsten in Anspruch nehmen soll und darf, der Arbeiterstand in seiner finanziellen Ohnmacht dagegen dem aide-toi et le ciel t'aidera ausschließlich huldigen soll. Wir wissen, daß unter gegebenen oder vielmehr erst zu schaffenden Verhältnissen im Staatshaushalte sogar mittelmäßig großer Länder enorme Summen erspart, beziehungsweise dem Wohle der arbeitenden Classen gewidmet werden könnten. Uns leuchtet der von dem erleuchteten Bischof Ketteler von Mainz ausgesprochene Gedanke ein, die einst vom Staate säkularisirten Kirchengüter, insoweit dieselben noch vorhanden sind, für die Armen zu verwenden, welche ein subsidiäres Recht darauf haben, und wir glauben, der Zweck wäre vollkommen auch dann erreicht, wenn man dieselben zur Förderung von Produktiv-Associationen verwenden würde. Allein was nützen Tropfen in's Meer? Allerdings besteht auch das Meer aus Tropfen, allein da, wo es sich um Förderung einer gewaltsamen Revolution behufs der Herstellung eines Utopien handelt, kann nicht auf den Erfolg und Ausgang der Revolution ruhig gehofft und derselben gleichsam ein Vorschuß geleistet werden. Lassalle

kennt und bezeichnet den Sitz des socialen Leidens genau und scharf, allein anstatt einzusehen, daß einem innern Leiden nicht bloß mit äußern Mitteln entgegengewirkt, sondern hauptsächlich innere Heilmittel angewendet werden müssen, stellt er dem Egoismus der Bourgeoisie den Egoismus des vierten Standes entgegen. Hat die Bourgeoisie bisher Millionen gleichberechtigter Menschen ausgesogen und unterdrückt, so soll sie nunmehr ihrer Güter und Macht beraubt werden, welches Unrecht um so geringfügiger erscheint, weil sie nur einen geringfügigen Bruchtheil der Bevölkerung ausmacht — hodie mihi, cras tibi!

Also die Moral der Lassalle'schen Rettungstheorie, und ihr Erfolg? Seine radikale Kammermehrheit würde die Produktiv-Associationen entweder zu gleicher Zeit und überall oder allmählig einzuführen suchen. Die plötzliche Einführung wäre nur möglich, wie wir bereits gezeigt, durch einen vom Staat legitimirten Raubanfall auf den berechtigten Besitz, wodurch der Staat selbst seine Grundlage unrettbar verlieren und in den Abgrund stürzen müßte. Allein auch die ganz allmählige Einführung der Produktiv-Associationen mit Hilfe des Staates ist unthunlich. Es läßt sich nämlich erstens kein gerechtes Steuersystem denken, durch welches solche ganz allmählige Einführung ermöglicht würde. Denn abgesehen davon, daß der Besitz und das Einkommen über Gebühr besteuert werden müßten, so würde offenbar die höhere Steuerlast auf sämmtliche Consumenten drücken, somit diejenigen Arbeiter um so härter treffen, welche sich in der ungünstigen Lage befänden, erst viel später vom Staate berücksichtigt werden zu können. Es läge daher zweitens in der Natur der menschlichen Leidenschaften, daß die zurückgesetzten Arbeiter sich mit Gewalt Gerechtigkeit verschaffen und die ihnen noch vorenthaltenen Mittel nehmen würden, wo sie solche fänden, gleichviel wenn darüber auch die eben erst entstandenen Associationen ihrer Collegen wiederum zu Grunde gehen würden. Der Mensch erträgt namenloses Elend mit Geduld, wenn er

viele Genossen hat, die es mit ihm theilen. Sieht er aber, daß der Staat, der Alle gleichmäßig beschützen soll, einige seiner Genossen, wenn auch nur der Zeit nach, besonders begünstigt, so kennt seine Wuth ob der verletzten Gerechtigkeit keine Grenzen mehr.

Nehmen wir endlich an, es gelänge wirklich, die Lassalle'schen Associationen überall einzuführen, gleichviel ob durch Legitimation des Raubes, den man etwa mit Nothwehr entschuldiget, oder in rascher Reihenfolge durch geniale Maßregeln der Vertreter des neuen Arbeiterstaates — welches würde die Entwicklungsgeschichte dieser Associationen seyn? Antwort: dieselben würden blühen und fortdauern, wenn mit der Einführung der Produktiv-Associationen wie auf einen Zauberschlag aller Hochmuth, alle Eitelkeit, aller Ehrgeiz höherer Intelligenz, alle Selbstsucht und Habsucht ein Ende nähmen. All diese Schwächen und Laster grassiren unter den arbeitenden Classen gerade so wie unter der Bourgeoisie, sie äußern sich nur auf mehr oder minder verschiedene Weise. Offenbar muß der unbedingteste Anhänger Lassalles zugeben, es *stehe* keineswegs zu erwarten, daß mit der Einführung der Associationen die Menschen plötzlich anders und besser würden als sie bisher gewesen. Was aber dann? Ueber der ganzen Bevölkerung stünde eine radikale Kammermajorität, welcher gegenüber von einem besondern Rechte des Einzelnen gar keine Rede seyn könnte und dürfte. Die Credit- und Assekuranz-Verbände aber bekämen sofort die Aufgabe, sämmtliche Associationen auf Kosten derjenigen unter ihnen aufrecht zu halten, welche sich durch Erwerbfleiß und Geschicklichkeit hervorthun würden. Während auf diese Weise jede individuelle Freiheit, damit aber auch jede Tugend verschwände, müßten in den Gemüthern Aller, welche durch Fähigkeit und Fleiß oder Klugheit und Gewandtheit über den großen Haufen emporragen, alle Leidenschaften der Selbstsucht und Herrschsucht wachgerufen und thätig werden. Keine menschliche Gewalt wäre im Stande, zu verhindern, daß sich nicht binnen kurzer

Zeit Einige der Arbeiter an die Spitze der Associationen schwingen und die Andern allmählig zu Sklaven machen würden. Es träten dieselben Erscheinungen ein, wie in der Geschichte der französischen Revolution von 1790 — 1794, nur in bestimmteren und gräßlicheren Formen.

Die liberale Partei (Schulze-Delitzsch) erkennt weder Sitz, Natur noch Heilmittel der socialen Krankheit, erfindet, ihrer subjektiven Vernunft folgend, eine Wahrheit welche außer ihr Niemand anerkennt, gibt die individuelle Freiheit dem Hungertode preis, predigt den Molochsdienst und vindicirt dem Capital eine Macht, welche die ungeheuere Mehrheit der Menschen zu Sklaven einer privilegirten, im Laufe der Zeit selbst immer weniger zahlreich werdenden Minderheit erniedrigt. Die radikale Partei dagegen (Lassalle) erkennt zwar die Ursachen der socialen Krankheit, wählt aber zu deren Heilung Mittel, welche alle individuelle Freiheit vernichten und dem Militär-Despotismus Bahn brechen müßten. Wie soll nun die Noth der arbeitenden Classen umfassend und dauernd gehoben werden?

IV. Grundzüge einer andern Lösung der socialen Frage.

Der Grund des socialen Leidens liegt nicht im Gegensatze von Capital und Arbeit, denn das Capital ist an und für sich eine todte Sache; es dient dem Guten ebenso wie dem Bösen, Alles kommt darauf an, wie und wozu der Mensch es verwendet. Ebensowenig finden wir den Sitz des socialen Leidens an und für sich nothwendig in der Herrschaft der Bourgeoisie, denn es läßt sich eine Bourgeoisie denken — und sie war in vielen Städten des Mittelalters vorhanden — welche auf vollkommen rechtmäßige und ehrliche Weise zu Reichthümern gelangte und sich der Sünde gefürchtet hätte, durch jedes Mittel neue Reichthümer aufzuhäufen und ihre ärmeren Mitmenschen zur Waare zu machen. Die furchtbare Thatsache, daß heutzutage der Geschäftsmann

übervortheilen und betrügen muß, um seinen Concurrenten gegenüber bestehen zu können, daß er sich gar kein Gewissen mehr daraus macht, seinen Mitmenschen egoistisch nach Kräften auszunutzen und dem Ausgenutzten die Thüre zu weisen, ist eine Blüthe des hochgepriesenen Fortschrittes der modernen Welt, von der man fast sagen kann, was einst Livius von seiner in allen Fugen krachenden Roma: „Unsere Uebel sind so groß, daß wir weder sie noch die Heilmittel dagegen mehr zu ertragen vermögen!"

Der wahre Sitz des socialen Leidens liegt in der Entchristlichung der Gesellschaft, in der Oberherrschaft der maßlosesten Selbstsucht, im Mangel an christlicher Nächstenliebe, welcher keineswegs bloß die Bourgeoisie, sondern alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig ergriffen und durchdrungen hat. Betrügt und übervortheilt doch der Kleinhandwerker, der Bauernknecht, der Taglöhner, der Fabrikarbeiter oft weit ärger als der Arbeitgeber, der reiche Fabrikherr, allerdings in seiner Weise und seiner beschränkten Kraft entsprechend. Alle befolgen damit offenbar nicht die Lehren Christi, wohl aber die Lehren der modernen Nationalökonomie. Diese hat zwar seit Adam Smiths Zeiten noch niemals geboten: Du sollst eigennützig und selbstsüchtig seyn! Doch stets hat sie behauptet: es sei eine allgemein angenommene Thatsache, daß der Mensch in wirthschaftlichen Angelegenheiten „sein eigenes Interesse ausschließlich verfolgt." Und aus dieser Thatsache oder aus diesem von ihr angenommenen Verhältnisse des Menschen zu den Sachgütern hat sie seit Adam Smith ihre Sätze deducirt. Damit vindicirt dieselbe aber einem Naturtriebe, der des Zügels bedarf, eine unbeschränkte Berechtigung, indem sie die Wirksamkeit desselben zum ersten Grundsatze ihres Systems erhebt. So berechtigt der Mensch seyn mag, die Mittel zur Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse zu erwerben, so sehr ist der Grundsatz, bei diesem Erwerbe lediglich den eigenen Vortheil rücksichtlos zu verfolgen, geeignet den Trieb des Menschen zum Erwerbe von Gütergenuß zu privilegiren, in

seiner Wirksamkeit aufzumuntern und zu einem Grade der Selbstsucht zu steigern, welche alle edleren Gefühle erstickt, alle Tugend zerstört und den Menschen in wirthschaftlicher Hinsicht dem auf Beute ausgehenden Raubthiere gleichstellt. Obiger Grundsatz hat die Staatsmänner irre geführt, so daß sie nach Anleitung der modernen Nationalökonomie Alles förderten und unterstützten, mochte es auch noch so arg wider die Gesetze der christlichen Sittenlehre verstoßen. Hand in Hand mit der entchristlichten Nationalökonomie gingen Schritt für Schritt die Entwicklung der modernen Industrie und des modernen Staates. Auf diese Weise kam die moderne Gesellschaft dahin wo wir jetzt stehen — vor einem sich Tag für Tag heftiger bewegenden Berg von Mißständen und Leiden, von Gefahren und Fragen, von socialen Leidenschaften und politischen Lügen, der auf uns herabzustürzen und uns unter seinen Trümmern zu begraben droht.

Die arbeitenden Classen wissen ganz genau, wo sie der Schuh drückt. Weil sie es wissen, so werden sie zusehends gleichgültiger gegen alle politischen Fragen und in Folge davon unbrauchbarer für reinpolitische Agitationen und Revolutionen. Dagegen träumen sie von einer Abhilfe für ihre Leiden, welche sie massenweise in das Lager der Socialdemokraten treiben und zu furchtbaren Werkzeugen einer socialen Revolution machen muß. Zum Glücke hat die von der machttrunkenen, übermüthigen Bourgeoisie befürwortete Entchristlichung der Massen seit den letzten 15 Jahren keinen erheblichen Fortschritt, eher einen entschiedenen Rückschritt gemacht, namentlich in katholischen Gegenden und Ländern. Tausende und aber Tausende kennen den wahren Quell der socialen Uebel sowie den Quell der Heilung — bekanntlich lehrt die Noth nicht nur arbeiten, sondern auch beten! — allein wenn die bestgesinnten Gelehrten bezüglich des Wie der Hilfe mehr oder minder im Dunkeln herumtappen, so ist leicht begreiflich, daß der christliche Arbeiter sich das Wie noch weit weniger zurecht zu legen vermag. Die richtige Erkenntniß

des Uebels führt indeß zur Erkenntniß der wahren Heilmittel, die Anfänge hiezu mehren sich in erfreulicher Weise.

Einen solchen Anfang begrüßen wir unter anderm in der jüngst vom preußischen Volksvereine ausgegangenen Arbeiterpetition an die Staatsregierung um Besserung der Lage der Arbeiter und Erhaltung des Mittelstandes. Zur Erreichung des Zweckes befürwortet die Petition bei der Staats-Regierung Folgendes: a) Wahrung der Heiligkeit und Festigkeit der Ehe, strenge Beaufsichtigung der Beschäftigung der Hausfrauen sowie der heranwachsenden Kinder in den Fabriken; b) ein menschenwürdiges Familienleben durch gesetzliche Feststellung der Arbeitszeit, Heilighaltung des Sonntags, religiöse und sittliche Kindererziehung, ernstliche Fürsorge für die Waisen und Invaliden der Industrie, überhaupt eine entsprechende Regelung des Armenwesens; c) die Initiative in der Frage des Coalitionsrechtes als Durchgangspunkt zum Corporationsrechte; endlich d) die Emancipation der Arbeiterbevölkerung durch längere Dauer der Arbeitscontrakte, Sicherung und Feststellung des Ertrags der Arbeit vor der Uebermacht des Capitals, dazu Fabrik-Inspektoren sowie die Errichtung von Musterfabriken. Sicher dürfte indeß seyn, daß die preußische Regierung beim besten Willen, mindestens den wichtigern Forderungen dieser Petition gerecht zu werden, unter den sog. Fortschrittsmännern der Kammer einen Sturm gegen sich hervorrufen würde, wie sie noch keinen erlebt. Und eine durchgreifende Hilfe brächte auch die Erfüllung sämmtlicher Forderungen nimmermehr.

Um gründlich zu helfen sind riesige, jedoch keineswegs unmögliche, jedenfalls sehr nothwendige Arbeiten erforderlich. Es muß nämlich der modernen Volkswirthschaft gegenüber eine christliche Volkswirthschaft construirt, der modernen Industrie gegenüber eine christliche Industrie organisirt und hierauf der moderne Staat in einen christlichen Staat umgewandelt werden.

Also zuallernächst eine christliche Nationalökonomie, welche

im Einzelnen zeigt und durch Zahlen beweist, wo und auf welche Weise angefangen werden muß, um auf friedlichem und sicherm Wege die verwickeltste, gefährlichste und brennendste aller Fragen zu lösen. Allein wo ist der Gründer der christlichen Volkswirthschafts-Lehre, der Anti-Smith der unserer Zeit Noth thut? Auch dieser Mann wird sich finden; und es dürften nicht gar viele Monate vergehen, bis ein Autor, dessen Ideen den rothen Faden des vorliegenden Aufsatzes bilden, mit wohl durchdachten „Grundzügen einer christlichen Volkswirthschaftslehre“ nach vieljährigem Denken und Arbeiten auftritt. Hört man ihn, so ist die Sache ganz einfach, wie Herr von Vincke sagen würde — aber einfach wie das Ei des Columbus. Deuten wir zum Schlusse die positiven Grundgedanken der zu erwartenden Schrift an.

Hat die moderne Nationalökonomie bisher ihre Sätze aus unchristlichen Thatsachen abgeleitet, welche beweisen sollen, daß der Mensch in wirthschaftlicher Beziehung nur seinen eigenen Vortheil ausschließlich verfolgt, so muß ihr eine Volkswirthschaftslehre gegenüber gestellt werden, welche ihre Sätze aus christlichen Thatsachen ableitet. Solche Thatsachen aber sind namentlich innerhalb der katholischen Kirche in Hülle und Fülle vorhanden. Dieselben gingen hervor aus folgenden drei Sätzen: I. Du sollst Gott über Alles lieben und deinen Nächsten lieben wie dich selbst. II. Verkaufet euere Habe und gebet Almosen. Machet euch Beutel die nicht veralten, sammelt euch Schätze denen kein Dieb sich naht und die keine Motte verzehrt. III. Was nützt es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, sich selbst aber darüber verlieren oder zu Grunde gehen sollte? Ehe ein Theil der Menschen aus Liebe zu Gott, aus freier Entschließung, mit opferwilliger Hingabe die Frevel sühnt, welche die moderne Nationalökonomie und die durch sie großgezogene Industrie an der christlichen Liebe verübt hat, ist eine Besserung unserer socialen Zustände nicht zu hoffen. Kleinliche Mittel helfen nicht, nur eine Radikalkur in möglichst

großartigem Maßstabe kann und wird anschlagen. Dem Hauptfeinde der menschlichen Gesellschaft, dem Principe der modernen Nationalökonomie, dem Egoismus muß entgegengewirkt werden durch katholische Institute, in welchen die Entsagung, die Selbstverläugnung, die opferwillige Hingabe praktisch geübt, in lebendigen Beispielen dargestellt werden. Daher Mäßigkeitsvereine, klösterliche Institute sowie geistliche Missionen für Rettung der Arbeiterkinder — alle drei als ein wohlgeordnetes Ganzes gegliedert.

A. Durch die Mäßigkeitsvereine soll die Zahl der Bedürfnisse auf ein weises Maß beschränkt, der Genußsucht Einhalt gethan, der Werth der Sachgüter richtig gewürdiget werden. Die Mitglieder verpflichten sich deßhalb, kein Fabrikat zu kaufen, welches nicht zur Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses dient, kein Hausgeräth, kein Kleidungsstück anzuschaffen, welches zur bloßen Zierde gereicht. Sie verpflichten sich ferner, alle Produkte, welche die Handwerker zu fertigen vermögen, nur bei diesen zu bestellen, nicht in großen Etablissements oder in Kaufläden einzukaufen, endlich mit den dadurch erzielten Ersparnissen die Missionen für die Arbeiterkinder zu unterstützen. Nur diejenigen Produkte, welche einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen, haben für diese Vereine einen concreten Werth. Das wirkliche Bedürfniß aber ist das der einfachst lebenden Familie. Alle andern Produkte sind werthlos.

B. Durch klösterliche Institute allein, nicht durch andere Maßregeln, z. B. Organisation der Auswanderung, wird das richtige Verhältniß zwischen Bevölkerungszunahme und Capitalbildung hergestellt. Es geschieht durch Beförderung und Beschützung der Ehelosigkeit, durch freiwillige Verzichtleistung auf die Welt und deren Genüsse. Diese Institute haben Grundstücke zu erwerben, die Mitglieder beschäftigen sich mit Acker- und Gartenbau. Arbeiterkinder werden unentgeltlich darin aufgenommen, erzogen, im Acker- und Gartenbau unterrichtet.

C. Die klösterlichen Institute erhalten Unterstützung von

den innern geistlichen Missionen, welche ihrerseits von den Mäßigkeitsvereinen und Kindervereinen die nöthigen Mittel empfangen. Die geistlichen Missionen führen die Arbeiterkinder einem ihren Anlagen entsprechenden Berufe entgegen. Die Einen werden den klösterlichen Instituten zugesendet, Andere bei christlichen Handwerker-Familien untergebracht u. s. w. Durch das Zusammenwirken der Mäßigkeitsvereine, der klösterlichen Institute und der geistlichen Missionen wird eine Menge von Capital und Arbeit frei gemacht und der Großbetrieb allmählig auf den handwerksmäßigen zurückgebracht. Das Handwerk steht sittlich viel höher als die Fabrikindustrie, welche den Menschen zum Bedienten einer Maschine herabwürdigt. Daher müssen keineswegs die Handwerker zu Unternehmern erniedrigt, sondern vielmehr die Unternehmer zu Handwerkern erhoben werden. Das ersparte Capital und die frei gewordene Arbeit sind ganz besonders zur Hebung der Landwirthschaft zu verwenden. In den zu errichtenden klösterlichen Instituten sind Musterschulen hiefür zu errichten. — Der Fabrikdienst entwürdigt den Menschen. Die katholische Kirche hat daher die Aufgabe, vor solchem Dienste mit vollem Ernste zu warnen und die jungen Leute mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln davon abzuhalten. Ueber die Anwendbarkeit der Maschine entscheidet weder der materielle Gewinn der Unternehmer, noch die hiedurch zu erzielende Wohlfeilheit der Waaren, sondern lediglich die Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte. Ueberall wo die Maschine der Würde des Menschen und dem christlichen Berufe desselben Eintrag thut, muß sie dem höhern Zwecke weichen. Die Arbeitstheilung muß auf ein der menschlichen Würde entsprechendes Maß zurückgebracht werden.

Erst dann, wenn die Bemühungen der genannten Vereine und Institute mit Erfolg gekrönt sind, können christliche Handwerker-Corporationen gebildet werden. Alsdann ist aber auch mittelst des möglichst allgemeinen und direkten Wahlrechtes eine Volksvertretung zu berufen, welche die Auf-

gabe hat, an die Stelle der Parteiregierung die wahre Staatsregierung, an die Stelle der Parteiinteressen und Coterie-Tendenzen den wahren Staatszweck wiederum in seine Rechte einzusetzen. Der Zweck des christlichen Staates kann aber kein anderer seyn als die Vervollkommnung des Menschen gemäß den Lehren des Christenthums, die Entwicklung des intellektuellen, sittlichen und religiösen Lebens der Gesammtheit zu befördern. Deßhalb erscheint als die wesentlichste Aufgabe des christlichen Staates: Einrichtungen zu treffen und solche Zustände zu schaffen, daß die vom heil. Geist geleitete Kirche ihre innere Macht nach allen Seiten hin ungehindert zu entfalten vermag. Nur das Princip des christlichen Standes-Berufes besitzt die Fähigkeit, die in Atome aufgelöste Gesellschaft neu zu organisiren.

Im modernen Staate ist Alles atomisirt, nirgends ein fester Punkt, an welchen sich die Neubildungen anzuschließen vermöchten. Nur in der katholischen Kirche, weil in ihr die Wahrheit ist, wird grundsätzliche ewige Stabilität neben der lebensvollsten Aktivität gefunden und gerade diese Elemente sind die wesentlichsten Erforderniße zur Begründung einer neuen Organisation der Gesellschaft. Nur die katholische Kirche vermag deßhalb die sociale Frage zu lösen.

Also unser Nationalökonom, der Anti-Smith der nächsten Zukunft. Zum Abschiede nur noch die Versicherung, daß er keineswegs in Utopien, sondern in Schwaben zu Hause ist, wo gelehrte und zugleich praktische Köpfe bekanntlich häufiger als sonst irgendwo im großen deutschen Vaterlande vorkommen.

XIX.

Ambrosius Blarer, Reformator der Reichsstadt Eßlingen.

I.

Es mag die häufige Manier, die Reformatoren mit einem Glorienschein zu schmücken*), bei einem gewissen Publikum von drastischer Wirkung seyn; aber gerechtfertigt ist diese Manier vielfach nicht, es sei denn, daß man es für gerecht finde, List und Gewalt als Tugenden zu krönen. List und Gewalt waren aber insbesondere die beiden Hebel, welche der ebenso glatte als zähe Ambrosius Blarer**) bei seinen Reformbestrebungen in Schwaben ansetzte, wofür uns schon seine Thätigkeit in der schwäbischen Stadt Geislingen genügende Beweise lieferte***), welche aber durch die Darlegung seiner Reformirung der schwäbischen Reichsstadt Eßlingen in hohem Grade verstärkt werden.

---

*) Dr. Th. Keim, Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen. 1860. Vorrede S. V. Dr. Th. Pressel, Ambrosius Blaurer's des schwäb. Reformators Leben und Schriften. Stuttgart 1861. S. 529 ff.

**) Die Schreibweise Blaurer beruht auf provinzieller Aussprache.

***) Histor.-polit. Blätter 51. Bd. S. 259 f.

Ueber den Gebeinen des heiligen Märtyrers Vitalis erhob sich im 8. Jahrhunderte eine Kapelle und um dieselbe siedelte sich eine Colonie Christen an, welche Niederlassung ihren Namen Hetsilinga wahrscheinlich von einem der ersten und angesehensten Ansiedler erhielt. Aus diesen unscheinbaren Anfängen wuchs im Laufe der Jahrhunderte die berühmte Reichsstadt Eßlingen hervor, deren Stadrecht eines der ältesten in Schwaben ist und deren schönste Blüthe in das 13. Jahrhundert fällt*).

Besonders aber zeichnete sich Eßlingen durch ein frisches religiöses Leben aus, wofür schon sein Reichthum an Gebäuden für gottesdienstliche Zwecke und an Klöstern lautkundiges Zeugniß gab**), weßhalb die Stadt in späterer glaubensloser Zeit den Vorwurf „eines religiösen Luxus" hinnehmen mußte***). Die Eßlinger Gemeinde rühmt in einer Urkunde aus dem J. 1291 von sich selbst: „Wir alle wollen uns freuen, denn wir sind Söhne des Lichts; siehe, der hochheilige Gottesdienst verschiedener geistlicher Orden und die ehrwürdigste Versammlung von Weltgeistlichen beleuchtet unsere Stadt mit den Strahlen vieler Tugend, sehr vieler Güte und überschwänglicher Glückseligkeit wie ein Gestirn, das nie untergeht noch verfinstert wird, hauptsächlich zwei Lichter, nämlich die sehr vortrefflichen Orden der Prediger- und Franziskaner-Mönche, welche Tag und Nacht nicht aufhören, durch glänzende Gelehrsamkeit, leuchtende Beredtsamkeit, reine Werkthätigkeit und herrliches Beispiel uns voranzustrahlen, heller als Sonne und Mond" †).

Der kundige Geschichtsschreiber wird es nicht auffallend finden, wenn im Laufe der Zeiten dieser gerühmte Glanz sich

*) Beschreibung des Oberamts Eßlingen, herausg. vom k. statistisch-topogr. Bureau S. 140.

**) Eßlingen zählte 5 Hauptkirchen, 11 öffentliche Kapellen und 7 Klöster. J. J. Keller, Eßlingen Stadt und Gebiet S. 40 ff. 71 ff. Pfaff, Gesch. der Reichsstadt Eßlingen. S. 55 ff. Beschreibung &c., S. 99 ff. S. 126 ff. S. 262 ff.

***) Hausleutner, Schwäb. Arch. I. S. 261.

†) Pfaff &c. S. 61 Anm.

einigermaßen verdunkelte, dagegen es als einen Beweis von gesunder Kraft im kirchlichen Körper anerkennen, daß auch sämmtliche Klöster in Eßlingen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts einer durchgreifenden Reform Seitens der berechtigten kirchlichen Obern unterworfen wurden. Hingegen muß es als höchst sonderbar erscheinen, wenn die antikirchliche Geschichtsschreibung in dem Bedürfnisse der besagten Reformirung eine Berechtigung zur Reformation in ihrem Sinne erblicken will.

So war Eßlingen mit den Fehlern und den Tugenden der damaligen Zeit in das 16. Jahrhundert eingetreten, in welchem es wie so viele andere Städte ein Opfer der gegenkirchlichen Reformation werden sollte.

II.

Eßlingen hatte seinen Altbürgermeister Hans Holdermann als Gesandten zum Reichstag nach Worms (1521) geschickt, von wo er voll Verwunderung über das kecke Auftreten Luthers in die Heimath zurückkehrte und davon Kunde gab*). Diese Nachricht nahm man in Eßlingen um so wohlgefälliger auf, als auch Eßlingen gleich andern Reichsstädten gar manchmal gerne Gelegenheit genommen hätte, mit dem Kaiser wegen wirklicher oder vermeintlicher Beeinträchtigungen abzurechnen, und somit es nicht ungerne sah, wenn ein Anderer sich in Opposition gegen den Kaiser setzte, in welcher Oppositionslust freilich keine Ahnung von dem spätern Ausschreiten Luthers lag.

Holdermanns Nachrichten erregten aber das besondere Wohlgefallen des Eßlinger Augustinermönches Stiefel**), dem bei seiner geringen theologischen Bildung***) die Apokalypse den Kopf verdreht hatte. In Folge seiner ersten Schrift: „Bruder

---

*) Schmid und Pfister, Denkwürdigkeiten der württemb. u. schwäb. Reformationsgeschichte. I, 130. Keim, S. 6.

**) Michael Stiefels Leben und Schriften s. Strobel, Neue Beiträge zur Literatur 2c. 1790. I, S. 1 ff.

***) Keim, S. 7.

Michael Styfel Augustiner von Eßlingen. Von der Christförmigen, rechtgegründeten leer Doktoris Martini Luthers, ein überuß schön kunstlich Lyed, samt seiner neben ußlegung. In bruder Beiten thon" *), fand er an dem Straßburger Dr. Thomas Murner, welcher mit ihm mehrere Streitschriften wechselte, einen überlegenen Gegner. Da Stiefel die Verantwortung vor seinem Diöcesanbischof zu Konstanz fürchtete, so floh er aus dem Kloster, wahrscheinlich im Sommer 1522, begab sich zu Hartmuth von Kronberg in der Pfalz, dem Schwiegervater Sickingens und von da 1523 nach Wittenberg zu Luther, welcher ihn als Hofprediger in Mansfeld, und im Frühjahr 1525 als Prediger zu Tollet in Oberösterreich empfahl. Aber auch diese Stelle verließ er wieder und wurde auf abermalige Verwendung Luthers Pfarrer in Lochau bei Wittenberg, wo ihm dem Apokalyptiker das Unglück begegnete, durch Prophezeiung des Untergangs der Welt in gänzlichen Mißkredit zu kommen. Stiefel meinte aus Daniel und der Apokalypse nicht bloß die genaue Zahl der Wiederkunft Christi gefunden, sondern selbst auch die Bestimmung zu haben, als letzter Engel die siebente Posaune zu blasen. Durch eine Ausrechnung von Quadratzahlen und durch 21 andere Gründe hatte er entdeckt, daß das Ende der Welt Montag den 18. Oktober 1533 Morgens um 8 Uhr kommen würde. Die Bauern seiner Gemeinde nahmen seine Träumereien für baare Münze und ließen ihre Arbeit liegen. Sie verschenkten und verkauften ihre Güter und Häuser und thaten sich vor dem Ende der Welt noch recht was zu gute. Er selbst verschenkte sein Hausgeräthe und Bücher, weil er sie in jener Welt nicht nöthig haben würde, ohne zu bedenken, daß diese Geschenke, wenn seine Prophezeiung eintraf, keinen Nutzen haben konnten.

Die letzten Tage hatte Stiefel nichts zu thun als Beicht

---

*) d. h. Knittelverse in schwäbisch-bäurischer Mundart. Keller, Gesch. v. Eßl. S. 172. Anm.

zu sitzen. Die Leute kamen nicht allein aus allen benachbarten Gegenden zusammen, sondern sie kamen aus der Mark, Schlesien und noch fernern Provinzen hergereist, die mit ihm das Ende der Welt abwarten wollten. Nachdem der bestimmte Tag erschienen war, berief Stiefel seine Bauern in die Kirche, stieg auf die Kanzel, und ermunterte seine Zuhörer sich bereit zu halten, weil die Stunde vorhanden sei, wo sie mit ihm gerade in den Himmel fahren sollten. Er gab ihnen nach der Predigt das Abendmahl und ging voller Erwartung wieder auf die Kanzel, um sie zur ewigen Freude zu erwecken und bereit zu halten.

Die Stunde ging vorbei, ohne daß seine Prophezeiung eintraf und Stiefel selbst fing an unruhig zu werden. Unerwartet entstand ein Gewitter, das er sogleich als den Vorboten des jüngsten Gerichtes erklärte. Es hörte bald auf, sie warteten, endlich wurde ihnen die Zeit lang und der Magen leer. Die Stunde war schon längst verlaufen, wo die Bauern dem Versprechen nach mit Abraham, Isaak und Jakob am Tische sitzen sollten. Einige wagten es und sahen aus der Kirchenthür hinaus, und sie fanden den Himmel schön und heiter. Der Hunger nahm zu, der Vorrath im Brodschrank und überall war aufgezehrt. Sie merkten endlich, daß sie zu leichtgläubig gewesen. Nun änderte sich die Scene: die frommen, andächtigen, jetzt aber hungrigen Bauern, deren Magen keine Ohren hatte, schmäheten auf ihren Seelsorger, rissen ihn von der Kanzel, banden ihn mit Stricken und schleppten ihn nach Wittenberg vor Gericht und verlangten eine Schadloshaltung, weil sie durch ihn verführt das Ihrige verstoßen und nun an den Bettelstab gekommen wären*).

Luther fand Mittel und Wege, die Betrogenen zu beruhigen und brachte Stiefel als Pfarrer nach Holzdorf, von wo aus der Ruhelose noch an mehreren Stellen umherwanderte, bis er

*) Strobel, S. 46.

endlich in Jena am 19. April 1567 starb. Und diesen fanatischen Schwärmer preist man als den ruhmwürdigen Vorläufer des Apostels vom Schwabenlande, wie der schmeichelnde Bucer seinen Freund Blarer zu nennen beliebte*).

Stiefel hatte sich durch seine polemischen Schriften manchen Freund und Gesinnungsgenossen in Eßlingen erworben, die ihm auch hold blieben, nachdem er aus Eßlingen geflohen war, und die ihn immer wieder von den Vorgängen in Eßlingen unterrichteten. So waren Stiefels Freunde es, die sich beeilten, den Fastenbrief vom J. 1523, welchen der katholische Stadt-Pfarrer in Eßlingen, Dr. Balthasar Sattler, wegen der um sich greifenden Irrlehre in seiner Pfarrei abzufassen und zu verbreiten für nöthig fand, an Stiefel zu schicken. Stiefel sandte den Brief an Luther, der diesen Anlaß gerne ergriff, an eine christliche Gemein der Stadt Eßlingen unterm 11. Oktober 1523 einen längeren Brief zu schreiben, in welchem er nach seiner bekannten Manier über den Verfasser des Fastenbriefes und die in demselben ausgesprochene Lehre herfiel, wodurch den rumorenden Eßlingern gar sehr geschmeichelt war**).

Zu den Reformfreunden in Eßlingen zählte besonders der Licentiat Ludwig Hierter von Reutlingen, Reichskammer-Gerichtsrath in Speyer***). Da ihm die Eßlinger in ihrer Mehrzahl allzu furchtsam und träge in Ergreifung des lautern Wortes erschienen, so glaubte er der guten Sache einen löblichen Dienst zu erweisen, wenn er seinen Freund Johannes Brenz, den Reformator der schwäbischen Reichsstadt Hall, um ein gewichtiges Wort an die Eßlinger bitte, welchem Gesuche

*) Bac. Bl. 5. Sept. Simmler'sche Sammlung. Bucer schreibt: Cogita, quam late pateat Dioecesis Constantiensis, Sueviam tuo Deus apostolatui addixit. Vergl. Pressel a. a. O. S. 202.

**) Schnurrer, Erläuterungen der württemb. Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeschichte. Tübingen 1798. S. 42, 46 (Anm. 4). Keller, Gesch. v. Eßl. S. 173. Pfaff S. 396 f. Keim S. 14 f.

***) Pressel, S. 203.

derselbe am 15. Mai 1526 in einem ausführlichen Schreiben an den Rath und die streitende Gemeinde entsprach und in demselben die Entzweiten durch Annahme der Neuerung zu versöhnen suchte *).

Aber auch noch von einer dritten Seite her sollten die Eßlinger bearbeitet werden. Schon im J. 1525 sind einzelne Eßlinger mit den Straßburger Reformatoren in Verbindung getreten, und unter ihnen besonders der Stadtschreiber Licentiat Machtolf, der wenigstens später die Richtung jener Reformer begünstigt hat. Als nun nach der Disputation in Baden im Aargau, welcher auch der Eßlinger Pfarrer Dr. Balthasar Sattler beigewohnt hatte, dieser Veranlassung nahm, seiner Gemeinde in öffentlichen Predigten von den dießfallsigen Verhandlungen Kunde und dagegen der katholischen Lehre nachdrucksames Zeugniß zu geben, so wandten sich die reformfreundlichen Eßlinger unter Mittheilung ihrer Noth und Anfechtung an den Zürcher Reformator Zwingli, dem sie einzelne Auszüge aus den Predigten Sattlers übersandten, wodurch sich Zwingli recht gerne veranlaßt fand, zwei Briefe (20. Juli und 16. Oktober 1526) an die Eßlinger zu schicken, den doppelten Zweck anstrebend, einmal beim herrschenden Abendmahlstreit sich der Eßlinger ganz zu versichern, sodann die Gemeinde endlich zu energischen Reformationen vorwärts zu treiben **).

So ebneten sich allmählig die Wege, auf denen der Hauptreformator in Eßlingen seinen Einzug nehmen sollte. Gleichwohl lag noch manches Hinderniß dazwischen, indem einerseits der größte Theil des Eßlinger Klerus sich gegen die unberechtigte Neuerung tapfer zur Wehr setzte, und andererseits der Bürgermeister Holdermann, welcher in seiner Bewunderung Luthers längst abgekühlt war, mit einem

*) Schmid und Pfister I, 133 f. Pfaff S. 398 f. Keim S. 18.

**) Schnurrer S. 42 f. 46 (Anm. 5, 6). Keller S. 179. Pfaff S. 400. Keim S. 20 f.

Theile des Raths und der Bürgerschaft dem Drängen der Neuerer in den Weg trat, so daß heute noch die damalige Eßlinger Bürgerschaft um ihres Mangels an Begeisterung für die Neulehre hart angelassen und es ihr als eine besondere Makel aufgerechnet wird, den reaktionären Holdermann vollends als Deputirten zum Reichstag von Augsburg auserkoren zu haben*).

„Wie eilte aber der Verwandlungstag, der Rachetag!“ sagt Keim (S. 35). Dem Reichstagabschied wurde der schmalkaldische Bund im März 1531, welcher alle widerstrebenden Fürsten und Städte vereinigte, entgegengesetzt. Statt nach dem besagten Abschied sich in den gebotenen Schranken zu halten, drängten besonders die Reichsstädte in den Neuerungen ungestüm vorwärts: Augsburg rief noch im Dezember 1530 zwinglische Prediger, Reutlingen organisirte im Februar 1531 den Bildersturm, Ulm lud im April desselben Jahres die Reformatoren Bucer, Oekolampad und Blarer zum Reformiren, Biberach verbot die Messe und stürmte im Juni und Juli 1531 neben Memmingen die Bilder.

Nun vermeinten die Eßlinger hinter den Schwester-Städten nicht zurückbleiben zu können. Die Streitigkeiten, in welche der Rath mit den Patronen der Eßlinger Stadt-Pfarrstelle, dem Speyrer Domkapitel**), deßhalb verwickelt war, weil er den Stadtpfarrer Sattler nicht gegen die vielen Unbilden schützte, die den letztern zum Abzug von Eßlingen bewogen hatten, boten dem Rathe, da Speyer den abgegangenen Pfarrer zurückrufen wollte, eine günstige Veranlassung dar, den Beschluß zu fassen, das Wort Gottes hinfür frei predigen zu lassen und dabei zu verharren, auch sofort einen evangelischen Prediger zu berufen. Die Wahl fiel auf Leonhard

*) Keim S. 32 f. Schmid und Pfister I, 136. Keller S. 186. Pfaff S. 404.

**) Pfaff S. 257 (Anm. 1).

Wernher, Licentiaten der Theologie, langjährigen Pfarrer von Waiblingen*).

Gleichzeitig aber dachten die Leiter der Reformation, Machtolf voran, auch an die zeitweise Berufung eines bedeutenden Reformators und zwar in erster Linie an Ambrosius Blarer. Machtolf ruhte nun nicht mehr, bis sein Antrag durchgedrungen war. Sowohl er als der Rath schrieben bald an Blarer, der sich damals in Geislingen befand, bald an den Ulmer Rath, in dessen Diensten Blarer stand, ebenso an den Rath in Konstanz, welcher die baldige Rückkehr Blarers wünschte, bis es ihnen endlich gelungen war, die Zusage Blarers, sowie des Raths in Ulm und Konstanz zu erhalten**).

III.

Blarer hatte am 13. September 1531 versprochen, baldmöglich nach Eßlingen zu kommen. Er eilte um so mehr, weil seine Thätigkeit in Geislingen ihm ganz entleidet war, indem er trotz List und Gewalt, die er reichlich aufbot, nicht im Stande war, die dortige Bevölkerung für seine Plane zu gewinnen; nur Wenige waren ihm zugefallen. So verließ er denn Mitte Septembers nach sechswöchiger Thätigkeit Geislingen und hielt „mit großem Geschelle“ seinen feierlichen Einzug in Eßlingen, wo er bei Machtolf sein Quartier nahm und sofort auch zu predigen begann***).

Schon der Eintritt Blarers in sein neues Predigtamt geschah mit Anwendung von Gewalt. An die Stelle des Pfarrers Sattler war auf Berufung des Speyer'schen Dom-Kapitels der Dominikaner Dr. Johannes Burkhardi ge-

*) Schmid und Pfister I, 139. Pfaff S. 402, 405. Keim S. 36. Blarer nennt Wernher ein „mittelmäßig frommes und gelehrtes Männlein, der aber wenig Urtheilskraft besitzt.“ Pressel S. 205.

**) Schmid und Pfister I, 140 ff. Pressel S. 197 ff.

***) Schnurrer S. 95. Keller S. 187. Pfaff S. 408. Keim S. 43. Beschreibung S. 154. Pressel S. 203.

treten, dessen Feinde nicht müde wurden, ihn mit ehrenrührigen Bezüchten zu verfolgen, um welch letzterer willen der Rath glaubte, seiner Einsprache gegen die Neuerer keine ernstliche Rechnung tragen zu müssen. Als nun Blarer kam, wies ihm der Rath aus eigener Machtvollkommenheit die Kanzel in der Pfarrkirche an, und zwar mußte Blarer gerade zu der Stunde predigen, in welcher sonst der Pfarrer predigte; so mußte Burkhardi sich eine andere Stunde auswählen. Daß solch gröbliche Verletzung den mißhandelten Stadtpfarrer zu bitteren Aeußerungen, vielleicht selbst auf der Kanzel trieb, wen möchte das wundern? Schon aber fühlte sich der Rath in seiner angemaßten Gewalt berechtigt, den Pfarrer mit seinen Nebengeistlichen in die Rathsstube zu laden, wo Stadtschreiber Machtolf in Gegenwart Blarers ihnen eröffnete: Der Rath in Eßlingen habe erkannt und wolle, daß fürohin Jeder, der zu Eßlingen predige, seiner Lehr' und seines Glaubens vor Rath und Gemeinde Antwort gebe. Der Pfarrer wies diese unberechtigte Zumuthung zurück und berief sich auf das Recht und die Pflicht, in derlei Dingen nur seinen kirchlichen Obern Gehorsam zu leisten. Der Rath achtete aber diese Berufung nicht, war vielmehr schon entschlossen, den Pfarrer, im Falle er seinen Widerstand thatsächlich ausführe, mit Gewalt aus der Stadt zu schaffen*). Als Burkhardi in seiner Weise fortfuhr, schämte sich der Rath nicht, das Schloß zur Sakristei der Pfarrkirche abändern zu lassen, um dadurch den Schlüssel in den Händen des Pfarrers unbrauchbar zu machen und so letzteren von der Kirche auszuschließen. Unter solchen Umständen begab sich Burkhardi von Eßlingen nach Speyer, von wo er unterm 21. Oktober eine gedruckte Protestation an den Eßlinger Rath erließ. Er beschrieb hier die Gewaltthätigkeiten, wies es ab sich so behandeln zu lassen, wie jüngst der Pfarrer in

---

*) Blarer in einem Briefe an Bucer. Pressel S. 205.

Geislingen behandelt worden, drohte dem hochparteiischen, verdächtigen und ungestümen Verfahren der Eßlinger mit Berufung an kaiserliche und päpstliche Macht, damit den ehrbaren Christen, deren noch eine große Anzahl in Eßlingen, Hilfe geschehe, und stellte schließlich eine Widerlegung der sog. 18 Blarer'schen Artikel in Aussicht*).

Nun begann Blarer mit seinen Reformpredigten. Die Hauptaufgabe seines Predigtamtes setzte Blarer in die Polemik, bei welcher Kraftsprüche die Beweise ersetzen mußten. Seine Schmähungen trafen besonders die „großen Mißbräuche der gotteslästerlichen Messe, des götzendienerischen Heiligen- und Bilderdienstes", den er „Kälberdienst" nannte**). Erst nachdem Blarer die katholische Kirche sattsam verhöhnt und verspottet hatte, glaubte er seine Lehre in den Herzen seiner Zuhörer aufbauen zu sollen, wobei er die bekannten 18 Artikel des Ulmer Glaubensbekenntnisses***) grundgelegt zu haben scheint.

Blarer hatte in Eßlingen einen günstigen Boden gefunden. Wenigstens preist und rühmt er in Briefen an seine Freunde den Eifer und die Anhänglichkeit der Eßlinger und vergleicht Eßlingen und Geislingen, wenn er an Bucer den 8. Oktober schreibt†): „Ich muß mir im höchsten Grad Glück wünschen zu dieser Berufung des Herrn, welcher Er selbst soviel Segen gibt, daß ich hier reichlich ersetzt sehe, was ich an den Geislingern vermissen durfte. Dort lernte ich so recht, wie gar nichts ist, wer pflanzt und begießt, hier aber, wie reich der ist, der das Wachsthum gibt und Alles in Allem wirkt, der auch mir eine große Thür aufgethan und doch nicht so gar viel Feinde in den Weg gestellt hat", oder,

---

*) Schnurrer S. 95, 326. Keller S. 187. Keim S. 44 f. Pressel S. 206.

**) Pfaff S. 408. Keim S. 45.

***) Histor.-polit. Blätter 51. Bd. S. 84 ff.

†) Simmler'sche Sammlung. Pressel S. 203.

hätte Blarer beifügen können, welche meine Eßlinger Freunde aus dem Wege zu räumen wissen und geschehe es auch durch brutale Gewalt.

Zur völligen Befestigung des Reformationswerkes hielt Blarer es für nothwendig, sich sofort des Rückhaltes an der Bürgerschaft zu versichern, weßhalb er den Rath veranlaßte, die Bürgerschaft nach den einzelnen Zünften über die Annahme der Reform abstimmen zu lassen, und erst darnach den Säkular- und Regularklerus über seine Gesinnung zu vernehmen, dessen etwaiger Widerspruch nicht mehr viel zu bedeuten haben würde, wenn er von der Masse der Bürgerschaft im Voraus überstimmt war.

Damit aber die abstimmenden Bürger ihr Gewissen leichter formiren könnten, so sollten Verordnete des Raths vor den einzelnen Zünften und Versammlungen eine vom Rath abgefaßte Ansprache verkündigen. In dieser redet er mit vieler Salbung von seinem gottgefälligen Streben, das nur das Seelenheil der Bürger bezwecke, welches nicht in der Anhänglichkeit an die päpstliche Messe, die Bildnisse der Heiligen rc., sondern nur im hellen göttlichen Worte und im wahren evangelischen und christlichen Gottesdienste, wie der zur Zeit der heil. Apostel und ihrer Nachkommen gehalten, gepflanzt und aufgerichtet worden, zu finden sei, wodurch sonder Zweifel der allmächtige Gott gepreist, sein Name und göttlich Wort gefördert und Aller Leben gebessert werde, das zu fördern der Rath ganz begierig sei*).

Die Abstimmung wurde im November 1531 in Scene gesetzt. Dem klugen Blarer und seinem umsichtigen Freunde Machtolf ist es wohl zuzuschreiben, daß zuerst der Theil der Bürgerschaft zur Abstimmung vorgeladen wurde, von dessen Bereitwilligkeit, die Reformen anzunehmen, man zum Voraus versichert war. Da dieser Theil, die Weingärtnerzunft,

---

*) Keim S. 51. Pressel S. 207.

zugleich der größte war, so mußte ihre Abstimmung eine heilsame Pression auf die andern Bürger hervorbringen. Besagte Zunft stimmte am 6. November ab, und gegen 300 Mann bekannten, Inhalts der Aufforderung des Raths, Leib und Ehr und Gut bei einem Rath zu lassen. Nur sieben Stimmen widersetzten sich; Hans und Joß Burkhard meinten, der Rath werde es nicht hinausbringen. In der Kärcherzunft erschien ein Zunftmeister nicht, und Laur Schweinlin erklärte, er wolle nicht wider kaiserliche und königliche Majestät thun, auch nach Maßgabe seiner Verschreibung, und auf dem alten Glauben seiner Eltern bleiben. Am Dienstag, den 8. November stimmten die Gerber; nur Einer, Namens Rauschnabel, wollte Gott mehr als den Menschen, übrigens doch auch den Menschen gehorsam seyn. An demselben Tage erschienen die Weinschenken, die Küfer — die natürlichen Bundesgenossen der Weingärtner; kein Widerspruch wurde angezeigt. Am 9. die Schmiede, Schuhmacher, Bäcker, Krämer. Ein Bäcker fand das Fürnehmen bedenklich, das wider Kaiser, König und Land Württemberg seyn solle; sonst wolle er dem Rath gehorsam seyn. Am 10. Schneider, Kürschner, Tucher, ohne Widerspruch. Am 11. Abends die Burgerschaft. Hier äußerte sich bei sechs Mitgliedern (Holdermann, Fleiner, Kreidweiß, Cyriacus von Rinkenberg u. A.) einiger Widerspruch: sie erkennen den Kaiser als ihren einigen Herrn, sie wollen bei den alten Gebräuchen bleiben; doch, was sie einem E. Rath gelobt, dem wollen sie geleben, so lange sie Bürger seien. Am 13., am Sonntag nach Martini, entschied sich endlich die Metzgerzunft, gegen welche einiges Mißtrauen sich regen mochte; aber nur vier Personen, darunter ein Wiedertäufer, widersetzten sich *).

Es mag diese kleine Zahl Widersprechender auffallend und als ein Beweis, wie starken Eingang die Anhänglichkeit

---

*) Keller S. 187. Pfaff S. 408. Keim S. 53.

an die reformatorischen Bestrebungen jetzt schon gefunden hatte, erscheinen; allein wenn erwogen wird, daß die Wenigsten der Stimmgeber die letzten Consequenzen ihres Votums vorausgesehen haben, daß ihnen vielmehr nur eine Verbesserung und keine totale Ausrottung des alten Glaubens vorgespiegelt wurde, wenn endlich dabei noch die armseligen und feigen Rücksichtsnahmen in die Wagschale gelegt werden: so dürfte das Resultat der Abstimmung kaum befremden.

Um aber den Schein der Unparteilichkeit zu retten, sollte jetzt auch die Priesterschaft vorgeladen und gehört werden, was am 13. November geschah. Mit dem Säkularklerus fanden sich zugleich die vier Mönchsorden: Dominikaner, Franziskaner, Karmeliter und Augustiner, auf der Rathsstube und vor Rath ein, in welchem auch Blarer gegenwärtig war. Es wurde ihnen eröffnet: nachdem die fürsichtigen, ehrsamen, weisen Herren Bürgermeister und Rath dieser Stadt Eßlingen aus Anschickung Gottes des Allmächtigen mit heil. Schrift dahin gewiesen, daß unter der päpstlichen Messe unsers einigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi Nachtmahl verunehrt wird und dieselbe also ein großer Gräuel vor Gott dem Allmächtigen ist, weßhalb denn die päpstliche Meß eine Zeit lang her nicht mehr zu halten beschlossen worden; so hat ein E. Rath, sofern von Jemand möchte gesagt werden, daß ein E. Rath solche Handlung mit der päpstlichen Messe und Bildern der Heiligen, welche ärgerlicher Weise bis hieher in unsern Kirchen geduldet worden, für sich selber vorgenommen, euch Alle lassen beschicken, und sofern Ihr mit heil. biblischer Schrift einem E. Rath könntet anzeigen, daß die päpstliche Meß in heil. Schrift gegründet und die Bilder der Heiligen als unärgerlich könnten und möchten geduldet und wir also in unsern Gewissen ruhig gemacht werden, will ein E. Rath Solches von euch gern vernehmen, und sich nachmals aller Billigkeit befleißen und halten. — Nachdem sodann Blarer drei Schlußreden gegen Messe, Bilder, Ceremonien verlesen, wurden sie aufgefordert, sich demgemäß zu erzeigen, des ver-

[illegible] Gottesdienstes mit Singen, Meßlesen und Andrem fürzufahren, oder ob ihrer einer oder mehr das Widerspiel mit der Schrift zu erhalten verhofften, es einzeln anzuzeigen *).

Mit wenigen Ausnahmen erklärte sich der gesammte Klerus dahin, daß sie bei der heil. Kirche, beim alten Glauben, beim Augsburger Abschied bleiben wollen und daß man sie hiebei bis zu dem erwarteten Concil belassen solle. Ueberdieß bot aber noch Kaplan Jos Kebler im Namen des Säkularklerus der Stadt an, daß, da der Rath doch einmal das Heil vom Disputiren über Glaubenssachen abhängig machen wolle, der Klerus auf seine Kosten gelehrte Leute zur Disputation in die Stadt laden wolle, sofern der Rath ein sicheres Geleit denselben verbürge. Die Ordenspriester widersetzten sich in gleicher Weise dem Andringen des Rathes, mit Berufung auf die weltlichen und geistlichen Verbote einer Disputation mit Laien über Glaubensartikel, suchten jedoch um eine vierwöchige Bedachtzeit nach, innert welcher sie sich mit ihren Obern ins Benehmen zu setzen gedachten.

Diesen Einreden gegenüber suchte Blarer die Rathsbeschlüsse zu vertheidigen, was ihm nicht schwer fallen konnte, indem er einerseits die Berufung auf ein Concil ohne weitere Begründung einfach abwies, und andererseits im Namen des Rathes das Verlangen der Einladung von Gelehrten als Anwälten des treugläubigen Klerus zurückzuweisen beauftragt war **), da die Einwilligung in solches Verlangen schon um deßwillen überflüssig sei, als der Rath den Blarer im Worte Gottes und in bewährter biblischer Schrift für derart bewandert hielt, daß die begehrten Gelehrten kaum etwas Mehreres wissen dürften. Da aber Blarer besagter Berufung von Gelehrten für seine Person nicht ganz zuwider war, so wurde dem Klerus eine Frist von einem Monate zu solcher

---

*) Keller S. 187. Schnurrer S. 326. Pfaff S. 409. Keim S. 54 f. [illegible] S. 207.

**) [illegible] S. 94.

Berufung anberaumt, und der Rath versprach, die Berufenen nach Nothdurft zu geleiten.

Dieser Anspruch auf Fristertheilung gab nun aber den stürmischen Reformern eine willkommene Veranlassung, den Klerus beim Volke dahin zu verdächtigen, daß er allein dem Eintritt in das volle Glück der Reformen entgegenstehe. Dadurch entstand in der Stadt eine große Aufregung, welche sich in wüthenden Beschimpfungen, in Fenstereinwerfen und dergleichen Demonstrationen Luft machte. Trotz dessen unterließ der Klerus nicht, Vertheidigungsmittel von außen an sich zu ziehen. Sie wandten sich an den Bischof von Konstanz, an das Domkapitel Speyer, an die theologische Fakultät Tübingen; die Mönche an ihre Provinziale. Speyer und Konstanz verbot unterm 9. Dezember ganz nachdrücklich nach den kirchlichen Gesetzen das Disputiren über Glaubenssachen, was der Bischof von Konstanz desselben Tages mit dem Ausdrucke seines oberhirtlichen Bedauerns über die gethanen Schritte dem Rathe ankündigte. Die Tübinger Fakultät lehnte das Begehren in einem eigenen Schreiben an die Geistlichkeit in Eßlingen mit nichtssagenden Gründen ab *). Dagegen gestattete der Provinzial der Dominikaner, Paul Haug, seinem Orden die Rechenschaft des Glaubens im Fall der Erlaubniß von Konstanz und Speyer und in Gemeinschaft mit den Priestern und den drei andern Orden; nur dürfte der Ort nicht Eßlingen, sondern etwa Heidelberg, Ingolstadt, Freiburg, Leipzig seyn.

Unter solchen Umständen begnügten sich Priester und Mönche in zwei getrennten Schriften ihre Ueberzeugungen dem Rathe darzulegen. Der Weltklerus berief sich auf seine früheren Auseinandersetzungen und legte dem Rathe nahe, daß ihr Beruf in Eßlingen nicht im Disputiren über den Glauben bestehe, sondern in Festhaltung und Ausbreitung

---

*) Schnurrer S. 327 ff. Pfaff S. 411. Keim S. 56.

und Einpflanzung dessen, was die Kirche von Anfang an gelehrt habe. Obwohl nun sie selbst durch das heilige Wort Gottes berichtet seien, daß das Amt der heil. Messe ein göttlich Ding und Repräsentation des Leidens Christi und unserer Erlösung, auch Gedächtniß der Einsetzung des heil. Abendmahls sei, so haben sie doch zur Erhaltung des heiligen aufrichtigen Glaubens, auch der Stadt zu Nutz und dem Rathe zu Gefallen keine Mühe, Arbeit und Kosten gespart und in Konstanz, Speyer, Tübingen und sonst Schritte gethan, freilich vergebens und unter Einlauf von Verboten, wie die beigelegten Briefabschriften zeigen. Weil nun aber bis jetzt Niemand erschienen, auch das bischöfliche Mandat bei schwerer Strafe eine Disputation verbiete, so wollen sie nur darauf hinweisen, daß Dr. Martin Luther und des Raths Prediger in viel trefflichen Punkten des heil. Glaubens selber nicht einmüthig, sondern zwiespältig seien, wie denn Luther mit der Schrift dennoch das heil. Sakrament des Leibs und Bluts, die Bilder, auch die Ohrenbeicht und andere altchristliche Haltungen als evangelisch bleiben lasse, wodurch denn der Eßlinger Rath nicht allein Römische Kais. Majestät sammt dem größten Theil gemeiner Christenheit, sondern auch Luther sich zuwider habe. Zu was merklichem Nachtheil würde es nun dem Rath und der Stadt gereichen, wenn man diese Dinge auf nächstem Reichstag nicht vertheidigen könnte, zumal wenn die Lage der Stadt und das Schicksal anderer Städte bedacht werde? Demgemäß stellen sie die Bitte, der Rath wolle mit solcher Disputation und aller andern Veränderung bis zur Vollendung des kommenden Reichstags stillstehen, Geduld haben und sie in Ruhe lassen. Würde auf diesem Reichstag nichts Außereiliges beschlossen, so habe der Rath noch nichts versäumt, um dasjenige vorzunehmen, was er gegen Gott und Welt löblich befinde; wenn aber von Kaisern und Ständen auf Grund der heil. Schrift das Verbleiben bei bisheriger Haltung der Messe, Bilder, Ceremonien beschlossen würde, so hätte der Rath sich doch nicht vertieft,

Kosten erspart, Unrath verhütet und für sein weisliches Handeln Lob erworben.

Die Schrift der vier Orden, von den Dominikanern verfaßt, war noch ausführlicher und ging auf die Streitpunkte ein. Sie protestirten zwar und beriefen sich von der Entscheidung in Eßlingen an gebührliche Orte und vor gebührliche, gelehrte und der heil. Schrift verständige Richter zu Tübingen, Heidelberg, Ingolstadt, und zwar dem Rath und dem gemeinen Volk selbst zu gut, zu endlicher Erfahrung christlicher Wahrheit. Vielleicht trage ja auch der Rath ein gut Wissen, daß sie selbst, die Lutherischen, in solche Zwietracht und Uneinigkeit ihrer Lehre, in dreierlei große Irrthümer jetzo zerfällig und zertrennet seien: die ersten zwinglisch, denen das heil. Sakrament allein ein „Beckenbrod" ist, jener Zwingli an der Spitze, der zuerst selbst lutherisch gewesen, bis er als Bischof in Zürich das Sakrament als Gotteslästerung verhöhnt; die andern lutherisch, die dritten wiedertäuferisch; ein Zwiespalt, der durch alle Versammlungen nicht beigelegt worden, so daß selbst Luther schreibt: ihr werdet machen, daß die Welt und fromme Christen zuletzt werden sprechen, wir wissen nicht, wem wir glauben sollten! Damit aber der Rath diese Berufung auf schriftgelehrte Richter nicht für eine Ausflucht achte, so wollen sie die heilige Messe und Anderes aus der heil. Schrift genauer stützen und erweisen.

Sie betrachten hier 1) die Messe nach drei Seiten: das Erste ist die Benedeiung und Verwandlung des äußerlichen Brodes und Weines in den wahren Leib und in das Blut Christi. Das Andere ist eine Fürbildung, Fürtrag, Erneuung und gegenwärtige herrliche Repräsentation oder Erzeigung des einigen allergenehmsten und gefälligsten Opfers, das Christus am hl. Kreuz für uns Sünder seinem himmlischen Vater aufgeopfert hat. Das Dritte ist die Empfahung und Nießung seines wahren Leibes und Blutes unter Gestalt Brods und Weins. Dazu werden noch in der heil. Messe vom Priester viel andächtige Gebete und Fürbitten anstatt der gemeinen

christlichen Kirche für die lebigen und abgestorbenen christgläubigen Menschen gelesen und gesprochen, für welche das einige Opfer Christi Gott täglich vorgetragen wird. Auch geschehen vom Priester viel Lobsprechungen und Danksagungen Gott dem Herrn, der seine Gnadengaben erzeigt denen welche Christi Leiden im Sakrament bedenken. (Diese Punkte sind dann ausführlicher aus der heil. Schrift bewiesen). — 2) Der Bilderstreit wiederum sei schon in der Zeit Johannes Damascenus und Karls des Großen erledigt worden. Wir Christen sollen freilich Christum allweg in unsern Herzen eingebildet tragen, aber menschliche Blödigkeit wird von Sorgen zeitlicher Gebrechen in Vergessenheit und Nachlässigkeit, solche Schuld zu bezahlen, abgezogen; wie denn nun den Schrift-Gelehrten des Evangeliums die Weissagung der Propheten auf Papier mit dem Buchstaben fürgebildet ist, so wird denen, die nicht lesen können noch des Verstands der heil. Schrift erfahren sind, durch die Bilder Christi und der Heiligen in Kirchen und Straßen Leben und Leiden Christi zu Gedächtniß und Dankbarkeit eingebildet. Die Gegner berufen sich wohl auf die Verbote der Bilder im A. T., aber sie verschweigen, daß Gott nur die Anbetung der Bilder verboten, und daß selbst Moses ein Bild der Schlangen zu einem Zeichen aufgerichtet hat. Gab's nicht Cherubsbilder? Durften die Juden nicht Bilder der Könige und Kaiser auf den Münzen tragen? Das Neue Testament hat vollends keine Verbote der Bilder aus der Ursach: Gott der Herr, der im A. T. unsichtbarlich war, ist im N. T. ein sichtbarlicher, leiblicher Mensch geworden, und hat in solcher menschlicher Bildniß und Gliedmaßen um uns gewohnt. Und indem er nun wieder unter uns gebildet und abgebildet wird, wer mag nicht bei sich selbst befinden, daß die gebildeten Gliedmaßen Christi, sein Kreuz und die Zeichen seines Leidens, die Bilder der Heiligen ihn nicht zum öftern Mal zur Andacht, zum Beten, Weinen und zu gutem Vorsatz und heiliger Betrachtung bewegt haben? Man betet ja nicht, wie die Bilderstürmer meinen, vor dem

Holz, als wären es Heilige, und vor den Heiligen, als wären sie Gott selbst, sondern allein als vor Fürbittern vor Gott! Und warum halten sie, während sie Bilder zerschlagen, die Bilder Christi, Mariä, St. Petri, St. Johannis und anderer Heiligen, welche auf Gulden und Pfennige geschlagen werden, so gern in den Taschen? — 3) Kirchensatzungen und Ceremonien endlich, die nicht wider Gott und die Wahrheit sind, hat der Apostel Paulus selbst gelehrt (2. Theß. 2, 15)*).

Diese sämmtlichen ebenso würdigen als umsichtigen Erklärungen des Klerus wurden nicht nur keiner Beantwortung werth gehalten: man wartete nicht einmal diese Erklärungen ab, sondern gestützt auf die Volksabstimmung wurde schon am 3. Dezember die Messe abgeschafft und das Abendmahl in zwinglischer Weise eingeführt, worauf der Gottesdienst in 12 Artikeln normirt wurde. Aber auch in Eßlingen sollte die neue Lehre auf dem gewaltsamen Ruin der altkirchlichen Einrichtungen aufgebaut werden, weßhalb Blarer den Kirchen- und Bildersturm mit gewohnter Meisterschaft einleitete. Die Altäre wurden noch im Dezember abgebrochen, die Bilder im Januar 1532 entfernt. Der Bildersturm fand in der Frauenkirche am 3. Januar, in der Pfarrkirche am 7., in den übrigen Kirchen und Klöstern am 10. Januar statt. Wohl hatte der Rath befohlen, unter Aufsicht von Rathspersonen Alles mit Züchten und in Ehrbarkeit zu thun, allein die einmal losgelassene Meute achtete in ihrem Fanatismus solches Gebot nicht mehr, sondern verstümmelte und zerschlug die Bilder und andere Kirchenzier mit vandalischer Wuth und glaubte damit noch ein frommes Werk zu thun. So hatte man sie ja belehrt. Mancher Kirchenschmuck wurde auch als Raub nach Haus getragen. Selbst Gedächtnißtafeln Verstorbener in den Kirchen, selbst Grabsteine auf dem Gottesacker wurden zerstört. Auch die Bilder außerhalb der Kirche

*) Keim S. 57 ff. Pfaff S. 411.

fanden vor den Stürmern keine Gnade; insbesondere fühlten sich Etliche gedrungen, im Beiseyn einiger Rathsfreunde mit der Leiter am Pfarrhof hinaufzusteigen und die Bildnisse des Seligmachers und anderer Heiligen zu zerbrechen. Auch das Stiftswappen am Frauenhof wurde schmählich verwüstet und zerbrochen.

Dieser Bildersturm erregte selbst das Mißfallen der Reformfreunde. Man sage wunderbarliche Dinge, schrieb Hierter aus Speyer am 17. Januar an Machtolf, wie die Kirchen zu Eßlingen mit großer Unsinnigkeit beraubt worden, deßgleichen sonst an keinem Ort geschehen. Die Ritterschaft des Kantors Kocher beschwerte sich wegen Ausplünderung des St. Klara-Klosters, das Domstift Speyer begehrte am 30. Januar Bestrafung der Uebelthäter oder Verantwortung des Rathes selbst, und als der Rath sich entschuldigen wollte, daß er die Thäter nicht habe mögen in gewisse Erfahrung bringen, so sprach es sein mitleidiges Befremden aus, daß Jemand in einer kaiserlichen Reichsstadt bei hellem lichtem Tag an freier Straß und in kurzen Stunden im Beiseyn sogar von Rathspersonen, die ihn der Straflosigkeit versichern mochten, solche Frevel habe üben dürfen. Auch Dr. Konrad von Schwapbach beschwerte sich von Speyer aus bei seinem Schwager, Bürgermeister Hans Sachs, für den Fall, daß man bei der Ausschaffung der Bilder das gemalte Täfelein, das er zu seiner Hausfrau Grab mit des Seligmachers Bild an die Wand habe heften lassen, zerbrochen hätte. Er glaube nicht unchristlich gehandelt zu haben, wenn er seiner Hausfrau solch ehrlich Begräbniß gemacht; die Väter des alten und neuen Testaments hätten solches zur Anzeigung ihres Glaubens der Auferstehung auch gethan. Als der Rath vor dem Reichskammergericht sich erbot, ein anderes gemaltes Täfelein aufzustellen, so zog Schwapbach es vor, sich in die allgemeine Ordnung zu fügen und nur ein Epitaphium zu setzen. Nicht so zufrieden äußerte sich Renhart von Neuhausen über die Abschaffung der Messe u. s. f., sondern begehrte

vielmehr, daß eine Stiftung von 100 fl. welche seines Sohnes Ehefrau zu Haltung einer Jahrbegängniß gemacht, herausgegeben werden solle*).

Die Reformation der Klöster wurde höchst einfach und mühelos ins Werk gesetzt. Man stieß die alte Klosterregel um und zwang die Mönche der neuen Gottesdienstordnung sich zu fügen; man hob die vier Mannsklöster auf und trieb die Mönche, welche verbleiben wollten, in ein Kloster, zu den Barfüßern, zusammen; man zog das Klostergut ein oder stellte vielmehr dessen Verwaltung nach dem fürsichtigen Beschlusse des Rathes unter dessen Aufsicht und theilte an die Mönche Pensionen aus. Gerade so verfuhr man mit den Frauenklöstern. Um diesen Kirchenraub aber zu vollenden, wurden die kirchlichen Utensilien verkauft und der Erlös dafür sammt dem ganzen Vermögen der verschiedenen Kirchen für städtisches Eigenthum erklärt, mit dem Beifügen, aus demselben die Prediger, Schulen rc. unterhalten zu wollen. Der Dank für die nützlichen Dienste bei dieser Plünderung sollte selbst für Blarer nicht ausbleiben, indem Kirche und Schule jetzt und später trotz der stärksten Mahnungen Blarers nicht überreichlich versehen wurden; die Prediger klagten noch 1547 über „Eselsarbeit“ bei wenig Lohn. Keim fügt begütigend bei, es seien wohl hier und dort geistliche und weltliche Bedürfnisse und Zwecke in liebenswürdiger Einfalt zusammengeflossen**).

Wie in Ulm wurde sofort auch in Eßlingen eine Zuchtordnung eingeführt, welche mit der Ulmer Ordnung***) ganz zusammenstimmt. Bucer billigte insbesonder diesen Theil

*) *Pregizeri*, Suevia et Wirtenbergia Sacra. Tub. 1717. p. 126. Schnurrer S. 95. Keller S. 190. Pfaff S. 409, 414. Keim S. 60 f. Pressel S. 208.

**) Keim S. 60. Vergl. Schnurrer S. 95. Keller S. 189.

***) Hist.-pol. Blätter Bd. 51, S. 95. Schmid und Pfister I, 166 f. Pressel S. 231.

der Arbeiten Blarers, „denn wahrhaftig Zucht thut uns noth.“ Das feste und geordnete Bett des Stromes hatte man mit aller Gewalt eingerissen: und nun wunderte man sich über die verheerenden Fluthen und glaubte sie plötzlich wieder eindämmen zu können. Auch die Bannordnung, welche der Zuchtordnung beigesellt wurde, vermochte das nicht, wie denn selbst der Rath, welcher jeder geistlichen Herrschaft eifersüchtig wehrte, dieselbe nicht anerkannte und nicht aufkommen ließ, so daß der Urheber derselben, Blarer, seinen Nachfolger Otther mahnen mußte, diese Ordnung glimpflicher zu stellen. Ein Wink vom Rathe, und der „Apostel des Schwabenlandes“ änderte plötzlich seine Ueberzeugung und seine Anordnungen.

Eine weitere Fürsorge Blarers betraf die Berufung von tauglichen Predigern für die Stadt Eßlingen. Entlaufene Mönche und apostasirte Weltpriester lieferten genügendes Personal. Wenn gleich die meisten der Letztern den lutherischen Reformen anhingen, so kostete es doch nur einen Wink, und sie stellten sich auf die Seite Zwingli's, dessen Reformweise zu cultiviren gerade die Hauptangelegenheit des Eßlinger Reformators war. Der Ueberzeugungswechsel war in jenen Tagen zur Mode geworden und wurde nur dann verworfen, wenn sich derselbe der katholischen Kirche zuwenden wollte.

Jakob Otther in Aarau wurde von Blarer zum „Bischof“ von Eßlingen berufen und ihm eine Anzahl Helfer an die Seite gestellt. Galt zuerst Otther in den Augen Blarers als ein „gut geschickt fromm Männle“, so wurde Otther doch bald nachher als ein Mann von nur mäßiger Gelehrsamkeit, mäßigem Urtheile prädicirt, an dem man als einem mönchischen, mit seinem Christenthum in die Studirstube gebannten, vom Leben abgewandten Manne die zur Leitung einer größeren Kirche und so verschiedener Köpfe nothwendige Gewandtheit und Erfahrung, „die Fuhrmannskunst“ wie Blarer sagte, vermißte, welche er durch eine strenge und stolze Wahrung seiner Vorstandsrechte nicht ersetzte. Bald traten die Befürchtungen Blarers ein, daß unter den Predigern,

und zwischen den Predigern und dem Rathe und der Gemeinde Streitigkeiten ausbrechen würden, trotzdem daß Blarer noch vor der Ankunft Otthers eine „herrliche und treffliche“ Vermahnung an die Prediger gerichtet hatte*).

So war das Werk der Reformation in Eßlingen im Ganzen und Großen vollbracht. Gewaltübung und List hatten den Sieg errungen. Doch sollten die Reformer ihren Triumph nicht unbelästigt feiern, indem in der Stadt selber eine dreifache Opposition sich gegen sie erhoben hatte. Die treugebliebenen Katholiken, Holdermann an der Spitze, wehrten sich möglichst gegen die Rücksichtslosigkeiten, deren sich die Reformer täglich schuldig machten. War auch die oben geschilderte Abstimmung zu Gunsten der Neulehre ausgefallen, so waren jetzt ob den verübten Gräueln an Allem, was bisher für ehrwürdig und heilig galt, Manchen die Augen über die wahre Gestalt des reformatorischen Verlangens aufgegangen und stellte Viele wieder auf die Seite der treuen Gläubigen. Das erste Psalmensingen in der Kirche gegenüber den langgewohnten Gesängen erregte ein „großes Murmeln“; Einzelne mochten ihre Kinder nicht zu der deutschen evangelischen Taufe geben. Ein Mann, Georg Müller, der sein Kind in Obereßlingen in alter Weise taufen ließ, wurde vom Rath 8 Tage in den Thurm gesperrt und mit 20 Goldgulden bestraft**). Blarer selbst mußte vom Rath mit Rücksicht auf das verdächtige, ab- und zugehende Volk besonders bewacht und beschützt werden. Einen Rückhalt fand dieser Widerstand gegen die Reformation an den Speyer'schen Kaplänen. Im Pfarrhofe wurde laut und unverholen über die zahllosen Gewaltübungen der Reformer geschmäht. Da glaubte der Rath mit Anwendung weiterer Gewalt nicht säumen zu dürfen. Benedikt Bauz, früher Pfarrer in Hedelfingen und neuestens vom Domstift

*) Keim S. 72, 85. Schmid und Pfister I, 156, 159. Pressel S. 208, 236.

**) Pfaff S. 414.

als Kaplan angenommen, sprach offen und frei gegen die Neuerer und drohte, er wolle alle württembergischen Unterthanen und besonders die Hedelfinger, die zu den ketzerischen Predigten Blarers nach Eßlingen kommen, dem Regiment in Stuttgart verrathen. Der Magistrat ließ den unbequemen Eiferer durch vier Stadtknechte auf dem Zehnthof von der Mahlzeit weg abführen, in den Thurm bei Wasser und Brod setzen, und nach 10 Tagen aus der Stadt Zwang und Bann, nach abgelegter Urfehde, wegschaffen. Die Stadt wurde für diese Brutalität zu 350 fl. Schadenersatz vom Reichskammergericht verurtheilt, welcher Strafansatz im Vergleichswege mit den Erben auf 270 fl. ermäßigt wurde *).

Der Widerstand Seitens der Lutherischen in der Stadt war ein geringer, nachdem die große Mehrzahl der Einwohner den Fußtapfen ihres Reformators folgend auf die Seite Zwingli's getreten war **). Einen größeren Widerstand leisteten die zahlreichen Wiedertäufer, welche sich in der Stadt und in dem Gebiete von Eßlingen befanden. Blarer, welcher gegen die Katholiken immer nur die Waffen der Gewalt und List anzuwenden gerathen hatte, vermochte jetzt den Rath, einen milden Weg gegen die Wiedertäufer einzuschlagen. Blarer, der im alten Glauben lauter Götzendienst und Gotteslästerung erblicken wollte, behandelte selber die Wiedertäufer milde, liebreich, erkannte ihr Gutes, den Ernst ihrer Buße gegenüber dem herrschenden evangelischen Leichtsinn an, widerlegte sie durch Vernunft und Schriftgrund, so daß er am 2. Febr. seinem Bruder versichern durfte: in Eßlingen gebe es kaum noch einen oder zwei Leute, welche den Täufern günstig seien ***).

Aber auch der Bischof Hugo von Konstanz sah

---

*) Pfaff S. 419. Schnurrer S. 97. Keller S. 194. Keim S. 73. Pressel S. 208.

**) Vergl. Keller S. 194.

***) Pfaff S. 476 f. Keim S. 74 f. Pressel S. 231.

dem reformatorischen Treiben nicht müßig zu. In seinem vom Schlosse Meersburg 9. Dezbr. 1531 datirten Brief an den Rath zu Eßlingen nannte er dessen Vorgehen eine schwere Vermessenheit, welche dem Bisthum nicht zu ringfügiger Befremdung und mitleidigem Bedauern gereiche; denn mit was Grund, Glimpf und Fug trenne man sich von Einsetzung der heiligen Kirche auf eines einzigen Apostaten verdächtlich Einstoßen und unrechtlich, verworfen Winkeldisputiren, da doch derselbe beim Religionsgespräch in Baden sich gar nicht verantworten mochte! Auf des Kaisers Gebot sollte man mehr achten, als auf den hirnlosen abtrünnigen Mönch oder einige seinesgleichen schädliche Kapernaiten und Bilderstürmer. Da das Vornehmen ganz und gar nicht erlaubt sei, so möchte der Bischof den Rath als seine geliebten geistlichen Unterthanen ernstlich bitten, wenigstens bis Ende des Reichstags stillzustehen, im Fall der Beschwerung aber gütlich vor Kaiser, König, Ständen, Reichstag, Kammergericht, Universitäten zu verhandeln. Folge man aber den verführerischen Nachtwölfen mehr denn dieser väterlichen Mahnung, so wolle er, der Bischof, dieses Abfalls keine Schuld tragen*). In einem spätern Briefe, Datum Constanz, Samstag vor dem Uffart-Tag (Himmelfahrtstag) 1532, traf eine weitere Mahnung ein. „Dieweilen wir dann vernehmen“, schreibt der Bischof, „daß sich einer bei euch zu Eßlingen niedergelassen, auch daselbst enthalten hab, der Meinung, angezeigt Irrsal und Widerwärtigkeit zu pflanzen, so ist unsere sondre Warnung und freundlich Bitt an euch, ihr wollet euch seine Reden nicht bewegen lassen, sondern von euch abweisen, denn er um solcher Ursach willen von andern Enden, wie er weißt, vormals auch ausgetrieben ist**).“ Allein die Eßlinger ließen es einen Brief seyn.

Da die mißhandelten katholischen Priester auch bei der

---

*) Keim S. 75 f.

**) Schmid und Pfister I, 150. Pressel S. 230.

weltlichen Schutzherrschaft Oesterreich um Hilfe gegen die maßlosen Vergewaltigungen nachsuchten, so säumte die königliche Regierung in Innsbruck nicht, den Rath zu Eßlingen zu gebührendem Widerstande gegen die Neuerungen und zum Schutze der katholischen Priester, Laien, Kirchen, Klöster &c. aufzufordern. Allein schon hatte der Rath die Zerstörung der Altäre &c. vornehmen lassen, schon war er auf der abschüssigen Bahn des Ungehorsams gegen weltliche und geistliche Obrigkeit vorgedrungen, daß ihm nur mehr daran liegen konnte, auch königliche und kaiserliche Mandate möglichst zu hintertreiben, zu welcher Keckheit er um so mehr sich bewegen ließ, als den bezüglichen Warnungen kein thatsächliches Einschreiten folgte, weshalb auch spätere Mahnungen (20. Aug. 1532, 12. Nov. 1533) unbeachtet blieben. Man erkannte in all diesen Dekreten nur unberechtigte Plackereien und fühlte sich zum Widerstande um so mehr gekräftigt, als im J. 1534 Herzog Ulrich von Württemberg die Reformation in seinem Lande einführte, und die Eßlinger in Bundesgemeinschaft mit ihm traten*).

So war die „apostolische" Arbeit Blarers vollendet und er schickte sich nun an, Eßlingen zu verlassen. Am 30. Juni 1532 verlas er seine Abschiedspredigt, welche er sofort auf Andringen seiner Freunde in Ulm in Druck gab**). Blarer blieb mit seinen Eßlinger Freunden noch lange verbunden, ermunterte, mahnte und bestärkte sie in zahlreichen Briefen, deren viele sich besonders durch papamäßige Süßigkeiten auszeichnen. Hundertmal grüßt er in seinen Briefen das Agnesle, die zwei Berbele, das Bestle, Dieterle u. s. w. Dem Agnesle (Machtolfs Töchterlein) hatte er versprochen, ein Wägelein

*) Keim S. 76 ff. Pressel S. 229 f.

**) Christenlicher Abschied Ambrosii Blaurer, geschrieben an die Kirchen Gottes zu Eßlingen, vor derselbigen verlesen uff Sonntag nach Petri und Pauli, 1532. Schnurrer S. 169. Keller S 195. Schmid und Pfister I, 150, 152. Pfaff 415. Keim S. 81. Pressel theilt S. 236 ff. den Wortlaut dieses Abschiedes mit.

von Konstanz zu schicken. „Küsset mir die Kind; das Wägelein wird bald kommen und das Agnesle holen, doch muß das Babele nachelaufen.“ Als indeß der Winter kam, sollte sie auf dem Schlitten zu seiner Hochzeit kommen. „Dem Agneslin sag ich wiederum großen Dank vor die guten Huben (wie sie etwa sagt) ich sollt ihr hinwieder etwas schicken, so bin ich hie (Isni) in einem ruchen Land, da nichts dann Tannzapfen erwachsen.“

XX.

Zeitläufe.

Was mit Preußen und Schleswig-Holstein werden soll?

Preußen hat gesprochen, vorerst im Princip. „Ich darf“, hat Herr von Bismark im Herrenhaus gesagt, „die sichere Ueberzeugung aussprechen, daß preußisches Blut nicht umsonst geflossen seyn wird“. In demselben Sinne äußert sich die Thronrede über eine „Errungenschaft“ in den Nordmarken, die durch besondere Einrichtungen für Preußen sicher gestellt werden müsse. Die näheren Bedingungen sind noch nicht bekannt. Es kann geschehen entweder durch die förmliche Einverleibung, oder aber dadurch, daß die Schleswig-Holsteiner als „Preußen zweiter Classe“, wie die Wiener witzeln, in ein Verhältniß der Abhängigkeit treten, das bis jetzt im Bunde noch nicht da war. Vorerst wird Preußen nur dieß letztere, nämlich den vielbesprochenen „engern Anschluß“ verlangen;

jedenfalls ist aber seine Absicht erklärt: die vereinigten Herzogthümer nicht in der Weise wie die anderen souverainen deutschen Staaten in den Bund eintreten zu lassen.

Darin erblickt nun die gesammte Partei der Mittelstaaten ein direktes Attentat auf ihre eigene Stellung. Sie ist darüber um so tiefer erschrocken, als ihr jetzt erst ein Licht aufzugehen scheint über die eigentliche Tragweite des so enorm leichtsinnig behandelten Streits mit Dänemark. Diese Partei, welche bekanntlich den Grundstock des sogenannten Großdeutschthums bildet, ist nur von ihrer negativen Seite charakterisirt, wenn man sagt, daß sie die preußische Hegemonie abweise und Oesterreich nicht aus dem Bunde verdrängt wissen wolle; ihr positiver Grundsatz besteht in dem eisernen Gesetz: daß kein Mitglied des Bundes zu einer der Großmächte auf einem andern Rechtsfuß stehen darf als alle andern, daß somit sämmtliche Bundesglieder die gleichen Hoheitsrechte haben müssen trotz aller Verschiedenheit der realen Machtverhältnisse. Diesen Grundsatz wendet sie eben so entschieden auf die schleswig-holsteinische Frage an, als Preußen ihn nun negirt hat.

Man muß gestehen, daß die Partei der Mittelstaaten vollkommen Recht hat, insoferne ihr vor dem sogenannten „engern Anschluß" graut. Derselbe würde die Anomalie einer schleswig-holsteinischen Suzerainetät in den Bund einschleppen, und in einem Institut das im Grunde doch nur auf Rechtsfiktionen beruht, hat die erste Anomalie nothwendig ein unabsehbares Gefolge. Es leuchtet Jedermann ein, daß der Bund von dem Momente an keine Vereinigung gleichberechtigter Souveraine mehr wäre, wo Preußen ein wie immer modificirtes Vasallen-Verhältniß zu Schleswig-Holstein aufrichten dürfte. Die praktischen Folgen würden dann natürlich nicht auf sich warten lassen. Ja, ich glaube, Holstein und Schleswig können nur in derselben Unabhängigkeit wie z. B. Bayern Bundesglieder seyn oder werden, wenn nicht der Bund sofort etwas ganz Anderes werden soll als er bisher war.

Insoferne hat also die Partei der Mittelstaaten vollkommen Recht, nicht weniger als sie in der Bekämpfung des preußisch-französischen Handelsvertrags vollkommen Recht hatte. Aber es kommt darauf an, ob sie auch Recht behalten wird, ob sie im Kampf gegen den „engern Anschluß“ der Nordmarken glücklicher seyn wird als in dem gegen den Handelsvertrag, und diese Frage möchte ich, wie die Dinge nun einmal liegen, keineswegs bejahen. Ich fürchte sogar, man dürfte sich schließlich selber, um ein scheinbar größeres Uebel zu vermeiden, auf ein Markten um Modifikationen des Anschlusses einlassen. Denn das einzige sichere Mittel, um die drohende Gefahr des „engern Anschlusses“ zu entfernen, wird man erst recht nicht wollen. Ich meine die Einverleibung sans phrase.

In allem Ernste gesprochen: wenn eine dritte Wahl nicht übrig bleibt, dann erscheint die einfache Annexion als ein wahres Rettungsmittel gegenüber den bundeswidrigen Consequenzen des „engern Anschlusses“. Der letztere ist selber nur eine thatsächliche Annexion mit täuschender Maske, aber er ist noch etwas Schlimmeres, indem er durch den neuen Sauerteig der Vasallität, den er in den Bund wirft, sofort über Schleswig-Holstein hinausgreift und die ganze Masse durchsäuert. Hingegen ist die Einverleibung eine lokalisirte Maßregel und sie widerspricht dem Bundesrecht nicht. Sonst hätte der Bund auch die Einverleibung der Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen nicht zulassen dürfen. Freilich gab es damals weitblickende Männer welche meinten, die Bundesidee gestatte überhaupt keine Veräußerung der Hoheitsrechte; aber der Bund hat diese Ansicht nicht getheilt, und es ist auch nicht bekannt geworden, daß Preußen im nachfolgenden Verlauf seiner deutschen Politik jemals aus der schwäbischen Einverleibung bedenkliche Consequenzen zu ziehen gewußt hätte.

Ganz anders müßte der nothwendige Verlauf eines „engern Anschlusses“ ausfallen. Die schwäbische Einverleibung geschah und damit fertig. Ebenso würde es jetzt auch mit Schleswig-

Holstein gehen, und in Jahresfrist wäre über diesen geräuschvollen Tummelplatz des ewigen Juden Gras gewachsen. Der „engere Anschluß" hingegen wäre und bliebe eine offene, stets eiternde Wunde am Bundesleib; sollten in Deutschland noch nicht genug Quellen des endlosen Haders fließen, nun, dann möge man auch die noch eröffnen! Sie wird unerschöpflich seyn. Ob nun ein größeres oder geringeres Maß von militärischen, maritimen und diplomatischen Hoheitsrechten in den Nordmarken an den preußischen Oberherrn abgetreten würde, unfehlbar würde einerseits der Appetit im Essen, andererseits der Hunger im Fasten wachsen, die Parteiungen in ganz Deutschland würden hüben und drüben ins Feuer blasen und das Maß deutscher Zerfahrenheit voll machen. Das ist wahrlich ein beachtenswerther Unterschied!

Was insbesondere Preußen betrifft, so dürfte sich je nach der Lösung in Schleswig-Holstein — Einverleibung oder „engerer Anschluß" — auf lange hinein der Charakter seiner Politik entscheiden. Ob es als wirkliche Großmacht europäischen Aufgaben sich zuwenden, oder als verstärkter Hegemonie-Candidat auf die fr[illegible]lose Bahn der „moralischen Eroberungen" zurück fallen wird: Alles hängt von jenem Entweder-Oder ab.

Man traut dem Herrn von Bismark zu, daß er in erster Reihe die Einverleibung anstrebe, nur dann wenn er damit auf unübersteigliche Hindernisse, zunächst schon bei seinem eigenen König, stoße, werde er sich mit einem engern Anschluß „begnügen". Aber der preußische Minister ist ein gewiegter Diplomat, dem die geheimen Gedanken nicht von der Stirne weg zu lesen sind; ja man hat bisher fast erfahren, daß gerade das, was er an die große Glocke hängt, seine wahre Absicht nicht ist. Wäre es demnach nicht möglich, daß er den Preis der Einen Waare bloß zum Schein hinauftriebe, um die Steigerer über den Werth der andern zu täuschen? Wer die eingerosteten Gewohnheiten der preußischen Politik kennt, der muß unwillkürlich glauben, daß sich ihr der „engere Anschluß" weit mehr als die Einverleibung em-

pfehlen müsse, nicht nur als zukunftsreicher, sondern namentlich als bequemer, ungefährlicher und wohlfeiler. Das kann Herr von Bismarck zur Zeit freilich noch nicht so offen dem Herrenhaus vorlegen; aber eines Tages könnte man ihn dort sagen hören: „Sehen Sie, meine Herren! es ist uns gelungen auf einem Umweg zum Ziele zu gelangen; aus Schrecken über unsere Absichten auf das Kalb haben sie uns die Kuh gegeben, und sie gratulirten sich noch dazu, uns zur Bescheidenheit gezwungen zu haben und so leichten Kaufs davon gekommen zu seyn!“

Eine Machtvermehrung Preußens wird aus dem durch unsere Parteien verpfuschten Handel jedenfalls hervorgehen, aber sie wird sich je nachdem in wesentlich verschiedener Richtung bethätigen. Im Fall der Einverleibung fällt ihr Schwergewicht nothwendig nach außen, im Fall des „engern Anschlusses“ fällt es auf den Bundestag und auf — uns zurück. Man hat gesagt, die Einverleibung sei schon deshalb nicht thunlich, weil sie dem energischen Widerspruch der fremden Mächte begegnen würde, nicht nur Frankreich, von dem sicher Ansprüche auf Compensation zu gewärtigen wären, sondern auch Rußlands, Englands, ja selbst Nordamerikas, welche alle das Anwachsen preußischer Macht auf den nordischen Meeren zu fürchten hätten. Sehr wohl; nichts ist gewisser, als daß alle diese Staaten auf jener wichtigen Meeresbrücke, der Kopfstation Deutschlands, lieber einen armseligen, von Schulden und Parteisucht macerirten Krüppelstaat postirt sähen als eine rührige und nachhaltige Macht; aber was geht daraus für den deutschen Patrioten hervor? Die dringendste Empfehlung der Annexion. Denn je mehr irgend Etwas jenen Mächten mißfällt, desto zuträglicher ist es für Deutschland. Und was geht daraus für den Mittelstaatler insbesondere hervor? Daß er unbefangener Weise sagen müßte: tausendmal lieber die Einverleibung als den „engern Anschluß“. Für uns alle aber? nachdem kaum unser Jubel verstummt ist, daß zum erstenmale seit 50 Jahren Deutschland dem feindlichen

Ausland einen Erfolg abgetrotzt habe, sollten wir uns schämen, schon wieder mit der Ausrede daher zu kommen, diese oder jene Maßregel verbiete die — Furcht vor den fremden Mächten.

Preußen wäre mit dem bloß passiven Beistande Deutschlands und Oesterreichs im Stande, jene werthvolle Erwerbung gegen alle drei Großmächte zu vertheidigen. Krieg anzufangen würden die drei Verräther Dänemarks sich wohl hüten; die englische Fett- und die russische Wassersucht ist ohnehin geeignet, ihr diplomatisches Gepolter durch Berliner Dienstmänner auslachen zu lassen, und auch der Imperator würde mit den preußischen Zündnadel-Gewehren nicht leicht anbinden, wenn er ihren Rücken sicher wüßte. Immerhin müßte aber Preußen große Anstrengungen machen; es müßte mit allen fremden Anlehnungen brechen, namentlich mit der an den verschlagenen Barbarismus des Czarthums; es hätte ein Jahrzehent vollauf zu thun mit der Befestigung seiner neuen Stellung nach außen, und jeder kräftige Schwung in dieser Richtung wäre baarer Gewinn für Deutschland und würde sogar bessernd zurückwirken auf das Verhältniß am Bund.

Sobald Preußen nach außen in Anspruch genommen ist, bedarf es unseres wenn auch nur passiven Schutzes, und es wird andere Saiten aufziehen in Frankfurt. Vielleicht wäre Vieles von den 16jährigen Nergeleien unterblieben, wenn man nicht zu Berlin, in Ermanglung anderweitiger Beschäftigung, für den expansiven Trieb der Großmächtigkeit die Kleineren in Deutschland aussuchen mußte, um sich an ihnen zu reiben des Glanzes wegen. Die liberalen Parteien freilich werden sich auf Tod und Leben wehren, um das eigentliche Brutnest ihrer Kleingeisterei nicht zu verlieren; sie wollen nichts wissen von einer höhern Richtung der preußischen Politik, sondern sie wollen weiter nergeln am Bund. Darum ist ihnen der „engere Anschluß" so sehr ans Herz gewachsen, und versteigt sich ihr Begriffsvermögen darüber hinaus nicht.

Daß die Herzogthümer selber bei einer Einverleibung sich viel besser befinden würden als bei dem „engern An-

schluß", das wird indeß an sich sogar von unsern Liberalen kaum mehr geläugnet. Eben deshalb ist ihnen die angebliche Unzweifelhaftigkeit des „legitimen Erbrechts" der Augustenburger so theuer und kostbar, weil sie damit alle weitern Erörterungen kurz abschneiden können. Denn wenn es mit dieser Legitimität seine Richtigkeit hätte, dann könnte natürlich von vornherein die Annexion gar nicht zur Sprache kommen. Im Uebrigen ist es klar, daß der „engere Anschluß" den zwei Ländern nur alle Nachtheile, aber keinen Vortheil der Einverleibung brächte. Sie hätten die Beschwerden der Kleinstaaterei nach innen und die Last einer Großmacht nach außen zu tragen; in ihrem Zwitterzustand wären sie nie recht bei sich zu Hause, und wenn je, so wäre es ein Haus voll Unfrieden. Sie wären die rechten Stiefkinder in Deutschland. Als ausgeworfenes Gut gäbe ihnen der Wiener Frieden eine erdrückende Schuldenlast mit, und außerdem müßten sie, wie die preußische Thronrede sagt, „ihre reichen Kräfte für die Entwicklung der Land- und Seemacht wie der materiellen Interessen des gemeinsamen Vaterlandes wirksam verwerthen". Unter dem gemeinsamen Vaterland aber kann natürlich nicht das vom Bundestag, sondern nur das von Preußen repräsentirte Vaterland verstanden seyn.

Allein sind wir denn im Rechte, wie im Vorstehenden immer nur von dem Einen Dilemma zu sprechen, sollte denn wirklich eine dritte Wahl nicht mehr übrig seyn, mit anderen Worten sollten nicht doch noch die vereinigten Herzogthümer unter einem neuen Fürsten als gleichberechtigte unabhängige Staaten mit vollen Hoheitsrechten in den Bund eintreten können? So will es die Partei der Mittelstaaten; untersuchen wir ihre Aussichten.

Vor Allem ist es höchst auffallend, daß in den beiden Nordmarks-Ländern selbst, nach dem eigenen Geständniß der Kieler Schule, nur eine kleine Partei (die der sog. „Partikularisten", auch „großdeutsch" zubenannt) an besagte Möglichkeit glaubt, und daß allem Anschein nach der Prinz von

Augustenburg selber nicht zu den Gläubigen des mittelstaatlichen Sterns gehört. Alle andern Parteien (man unterscheidet ihrer drei) stehen auf dem gemeinsamen Standpunkt, daß sie sämmtlich ein specifisches Band zwischen den Herzogthümern und Preußen für unumgänglich erachten. Sie halten die souveraine und independente Stellung der binnenländischen Mittel- und Kleinstaaten für eine schleswig-holsteinische Unmöglichkeit. Die Eine Partei verlangt geradezu die Einverleibung, namentlich für den Fall daß die nähere Prüfung des Successionsstreits mehr als Einen Berechtigten ergeben, also eine Theilung der Länder bedingen würde. Diese Ansicht hat die conservative Partei in der verschrieenen Adresse niedergelegt, welche nach dem Baron Scheel-Plessen benannt wird. Die zweite Partei will zwar den Augustenburger um jeden Preis als Landesherrn, Preußen soll ihm aber die militärische, maritime und diplomatische Oberherrlichkeit vorweg nehmen dürfen. Die dritte Partei stimmt damit wesentlich überein, nur daß sie das Ausmaß des „engern Anschlusses" von der verfassungsmäßigen Genehmigung des künftigen Fürsten und der Landesvertretung abhängig macht. Diese Clausel ist nicht nach dem Geschmacke Preußens, welches lieber sicher gehen will; im Uebrigen aber sind alle Parteien, mit einziger Ausnahme der kleinen Fraktion von demokratischen „Partikularisten", bereit mit Preußen Hand in Hand zu gehen und im eigenen Landesinteresse Verbindlichkeiten zu übernehmen, die im bisherigen Bundesrecht keine Analogie haben.

Wenn man die tausendjährige Geschichte dieser Länder erwägt, die stets Lehen waren und nie eine Vollsouverainetät besaßen, so wird man begreifen, daß selbst in Holstein nur eine kleine Minorität für den Augustenburger mehr verlangt als die innere Landeshoheit. In Schleswig ist vollends die Einverleibungs-Partei die herrschende. Denn dort macht sich noch mehr das Gefühl der Hülflosigkeit geltend. Der entzündete Racenhaß dießseits und jenseits der willkürlich abgerissenen Grenze ruft nach dem Schutz einer starken Macht.

Man weiß, was unter Umständen von Dänemark zu erwarten ist. Aber auch die Lüge der Agitation, „ganz Schleswig sei deutsch", ist nun an den Tag gekommen. Die Deutschen südlich der Schlei, die Dänen und dänisch Gesinnten nördlich von Flensburg bis Hadersleben fürchten sich gegenseitig, und sie wollen beide lieber preußisch werden, als den Friedensschutz des Landes der fanatischen Clique des Augustenburgers anvertrauen. Darum hat der Vertreter von Flensburg den Männern des Nationalvereins zu Eisenach in's Gesicht gesagt: in Schleswig sei Alles für Preußen!

Ein zweiter bedenklicher Umstand ist die Volksstimmung in Preußen selbst. Man kann dieselbe im Allgemeinen als entschieden annexionistisch bezeichnen. Der „engere Anschluß" ist das Minimum, das alle Parteien ohne Ausnahme verlangen: darüber machen sich auch unsere Liberalen keine Illusion mehr. Auch kein Einzelner hat bis jetzt zu behaupten gewagt, daß Preußen den Besitz der Herzogthümer mit leeren Händen wieder aufgeben, und Schleswig-Holstein für die dritte Gruppe der künftigen Trias sich qualificiren lassen müsse. Das ist natürlich der Hintergedanke der mittelstaatlichen Partei, und dafür dürfte sie wohl Lauenburg an Preußen zu überlassen geneigt seyn. Aber der Gedanke ist so unpreußisch, daß schwerlich eine preußische Regierung ihm nachgeben dürfte, ohne sich für immer zu ruiniren. Man bedenke nur den Eindruck, wenn diese Nordmarken, mit preußischem Blut erobert, alsbald mit an der Spitze der gegnerischen Triaspartei paradiren würden! Zuverlässig könnte Hr. von Bismark einer solchen Möglichkeit, wenn er auch wollte, sich unbedingt nicht aussetzen. Daß es ihm aber auch im Traume nicht einfällt, ist in seiner Herrenhausrede vom 24. Januar (für uns ein ominöses Datum!) nur allzu bestimmt ausgesprochen.

Der Minister widerlegt da den Einwand der liberalen Partei: Preußen habe sich die zukünftige Gestaltung der Herzogthümer dadurch erschwert, daß es auf ein Bündniß

mit Oesterreich eingegangen sei. Ganz im Gegentheile, sagt er; wären wir nicht eben diesen Weg gegangen, so wäre uns im regelmäßigen Weg nichts Anderes übrig geblieben als der Bundeskrieg. „Nun liegt es aber auf der Hand, daß bei der Bundespflicht Oesterreich nicht bloß als einfacher Bundesgenosse, sondern als Präsidialmacht mitgewirkt haben würde, und daß neben Oesterreich, und viel entscheidender, die Majorität des Bundestags nicht bloß auf die Kriegführung, sondern auch auf die schließliche Gestaltung der Herzogthümer eingewirkt haben würde. Daß wir von dieser Majorität eine wohlwollendere Berücksichtigung der preußischen Interessen zu erwarten gehabt hätten als von dem befreundeten und verbündeten Oesterreich, das, glaube ich, werden selbst die Herren, die uns diesen Vorwurf machen, nicht erwarten."

Unzweifelhaft enthalten diese Worte in leichter Verhüllung ein rückwärts und vorwärts schauendes Programm. Uns überrascht dasselbe nicht; wir sagten von Anfang an voraus, wenn die Nordmarken von Dänemark ganz losgerissen werden sollten, dann würden dieselben in irgend einer Form preußisch werden. Aber auch unsern Liberalen könnten nun endlich die Augen darüber aufgehen, was sie gethan haben. Beachten wir nur die merkwürdigen Geständnisse etwas näher, welche die Bismarkische Rede enthält.

Bekanntlich hat Preußen von Anbeginn erklärt, daß es nicht wegen irgend eines Erbrechts in den Krieg gegen Dänemark ziehe. Und das ist heute noch wahr. Heute noch geht die officiöse Argumentation davon aus, daß nach dem neuern Staatsrechte und auf Grund des Thronfolgegesetzes von 1853 Christian IX. vollberechtigter Besitzer Schleswigs und Holsteins gewesen, daher seien auch jetzt die zwei Großmächte dessen vollberechtigte Nachfolger. Preußen hat anfänglich weiter erklärt, es suche nicht das Londoner-Protokoll zu stürzen, sondern nur in seinen Bedingungen zu sichern; noch in der Note vom 9. August v. Js. an Graf Russel stellt der Mi-

nister die Absicht, „die alte und ehrwürdige dänische Monarchie zu zerstückeln“, in Abrede. Das ist aber nur so lange wahr gewesen, bis Oesterreich auf dieser Basis an die preußische Allianz gefesselt und die Concurrenz der Andern abgehalten war. Der Minister gesteht in seiner Rede vom 24. Januar deutlich genug den ursprünglichen Plan ein, den Herzogthümern eine ganz andere Gestaltung zu geben. Zum Behuf einer plötzlichen Schwenkung nun, bei der auch Oesterreich nicht mehr zurück konnte, brauchte nur die herrschende Kopenhagener Partei zu äußerster Unnachgiebigkeit verführt zu werden. Wie dieß geschah, ist immer noch Geheimniß; aber es geschah, und in der Londoner Conferenz vom 28. Mai fand die Schwenkung statt. Natürlich konnte Preußen nicht erklären, es wolle nun die Nordmarken für sich selber erwerben; es berief sich vielmehr für die Losreißung dieser Länder auf die vielfache Zustimmung, welche die Ansprüche des Augustenburgers im Bunde fänden. Damit war das Vertragsrecht gekündet und doch die preußische Politik für die Zukunft in keiner Weise gebunden. Hr. von Bismark hatte sich freie Gasse gemacht.

Aber siehe da! schon das sächsische Chamäleon, welches mit schillerndem Prunk den Bund in London vertrat, mißverstand das Votum vom 28. Mai so arg, daß ihm das kluge Manöver der preußischen Sonderpolitik in allem Ernst als eine Bekehrung Preußens zur mittelstaatlichen Partei erschien. Der Jubel war allgemein gerade in dem Moment, wo Preußen seine wahre Farbe zeigte. Und heute noch beruft man sich auf jene Erklärung vom 28. Mai, die nichts Anderes besagte, als daß Preußen selbst in den Nordmarken die Hauptrolle spielen wolle, wie auf ein Unterpfand und einen Rechtstitel für das souveraine Recht des Augustenburgers, das ja von den zwei Großmächten bereits anerkannt sei.

Nachdem freilich der Urfehler von der mittelstaatlichen oder besser gesagt von der Trias-Partei einmal begangen war, mußte nothwendig eine ganze Familie von Fehlern und

Mißverständnissen nachfolgen. Was war der Urfehler? Herr von Bismark hat es mit epigrammatischer Schärfe ausgesprochen: er wollte um jeden Preis den „Bundeskrieg" vermeiden, also hätten wir ihm um keinen Preis einen andern Weg offen lassen sollen als den des Bundeskriegs. Ohne die Verblendung selbstsüchtiger Rivalität bei den Parteien und bei Kabinetten wäre nichts leichter gewesen als das. Man konnte damals den einfachen Bauersmann auf der Straße verwundert fragen hören: „Ja, aber warum halten wir denn nicht zum Kaiser?" Hätte an dem verhängnißvollen 17. Dez. ein gewisser Minister kategorisch erklärt: „Majestät, erst müssen wir fragen, was Oesterreich thut!" — Alles stünde jetzt anders. Allerdings hätte der Bundeskrieg vielleicht nicht so geendet, daß ein kleines stammverwandtes Königreich mit fünfzigfacher Uebermacht zerschlagen worden wäre. Aber der Erfolg wäre ein reiner gewesen ohne Vorwurf und Reue, namentlich ohne jegliche Gefahr einseitiger Ausbeutung durch Preußen. Anstatt dessen haben wir — Hr. von Bismark hat es sehr verständlich ausgesprochen — Schritt für Schritt nur seinen klugen Combinationen in die Hände gearbeitet, so daß kaum mehr abzusehen ist, weshalb ihm nicht auch schließlich das Heft in den Händen bleiben soll.

Seitdem wir nun aber so weit gekommen sind, wäre Oesterreich wieder gut genug. Wir haben die kaiserliche Präsidialmacht in den Jahren 1854, 1859, 1863 durch that- und rathloses Nichtsthun im Stich gelassen, wir haben sie 1864 in der verächtlichsten Weise bei Seite gestoßen, und nun, wo die natürlichen Folgen unserer gehäuften Fehler in der unnennbaren Situation von heute sich angesammelt haben — nun soll Oesterreich die an ihm selbst begangenen Sünden wieder gut machen und deren Strafe auslöschen. Wir haben es Oesterreich zum Verbrechen gemacht, daß es des demagogischen Geschreies nicht achtete und auch in dem Streit mit Dänemark seiner alten Reichs- und Rechtspolitik treu bleiben wollte; durch unsere Schuld wurde dieser Politik am 28. Mai

die Basis unter den Füßen weggezogen, und jetzt rufen wir selber wieder die dem Fatum verfallene Reichs- und Rechtspolitik Oesterreichs zu Hülfe. Sie soll dafür sorgen, daß den Herzogthümern von Preußen nichts angethan wird, was sie außer Stand setzen müßte, ein ebenbürtiges Glied der dritten Gruppe zu werden!

Käme es auf den bloßen Willen Oesterreichs an, er würde wahrlich nicht fehlen. Die alte Tradition verbietet jede einseitige Machtausdehnung Preußens und an eine neue großartigere Anschauung der Wiener Staatskanzlei zu glauben, hat selbst die Gespensterfurcht bis jetzt keinen ernstlichen Grund. Aber es bedarf nur eines Blickes auf die europäische Lage und auf die häusliche Noth in Wien, um zu ahnen, was die preußische Allianz für Oesterreich werth ist. Vieles ist anders geworden seit den Jahren 1854 und 1859, seit jenem letzten Versuch vom Aug. 1863 nahezu Alles. Ohne die unerbittlichste Röthigung hätte die neue Allianz schon die Verwirklichung des preußisch-französischen Handelsvertrags und seiner feindlichen Consequenzen gegen die dringendsten Interessen Oesterreichs nicht überstehen können. Der Handelsvertrag ist vielleicht noch eine schwerere Probe derselben, als die Frage der Nordmarken. Aber so lange Oesterreich und Preußen zusammenstehen, ist der Dämon der französisch-italienischen Revolution gefesselt, sobald sie auseinandergehen, bricht er los. Damit ist Alles gesagt!

Seinen guten Willen hat Oesterreich bereits bewiesen. Es hat der preußischen Andeutung bezüglich einer Annexion die unerfüllbare Bedingung, sich dann gleichfalls mit deutschem Gebiet vergrößern zu müssen, entgegengesetzt, und es hat die provisorische Einsetzung des Augustenburgers ohne Präjudiz der Erbrechts-Frage, welche dann von einem Austrägalgerichte entschieden würde, dringend verlangt. Aber Hr. von Bismark hat seinen Stahlpanzer angezogen und den Grundsatz aufgestellt: es handle sich vorerst gar nicht darum, wer Fürst in den Herzogthümern seyn soll, sondern um die Frage, welche

Machtbefugniß dem künftigen Herzog und der Landesvertretung zustehen soll? Hiemit ist die Anschlußfrage schon offen gestellt. Oesterreich wird sich sträuben, ohne Zweifel; aber das heißt noch nicht „brechen." Andererseits liegt die Wucht der Stellung Preußens gerade darin, daß es warten kann. „Warten" — für Oesterreich ein schlimmes Ding; denn man kann in Wien nicht auf eine andere Allianz warten. Man wird als freundlicher Alliirter die Discussion markend fortführen müssen, während Preußen Zeit gewinnt, gemäß der Rechtswohlthat des beatus possidens in den Nordmarken sich einrichtet und den günstigen Moment ruhig an sich herankommen läßt.

An passender Ausfüllung der Zeit wird es zur Entschuldigung mittlerweile nicht fehlen. Die mittelstaatliche Partei wird mit dem „Bundesrecht" gegen die Bismarkische Verzögerungs-Politik auftreten, und auch Oesterreich will sich stets „innerhalb des Bundesrechts" halten. Aber was ist Bundesrecht? Aus den Noten, die zwischen Preußen und den Mittelstaaten jüngst gewechselt wurden, muß man fast schließen, daß noch nicht einmal die Frage ausgemacht sei, was der Bund ist, wie denn wirklich die letzteren mehrentheils die Idee eines reformirten Bundes vorauszusetzen scheinen, den wir noch gar nicht haben. Was hat sodann der Bund für ein Recht über Schleswig zu bestimmen, und wie kann er über das Erbrecht in Holstein erkennen? So weit ist selbst die mittelstaatliche Partei schon ernüchtert, daß sie eingesteht, der Bund habe allerdings hiezu kein Tribunal. Andere werden ihm auch das Recht abstreiten, durch seine Anerkennung einen nicht schon von „Gottes Gnaden" gemachten Souverain dazu zu machen. Nebenher läuft natürlich der zur Nebensache degradirte ehemalige Hauptstreit über das angeblich unzweifelhafte Recht des „Herzogs". Kommt endlich der Anschluß selbst zur Sprache, so fragt es sich, wie viel oder wenig davon in den berüchtigten Sack des Art. XI. hineingesteckt werden kann oder nicht? Alle diese Themate zusammen sind geeignet

ein Alter Methusalems reichlich auszufüllen, geschweige denn die Frist einiger Jahre.

Inzwischen wird im Warten die Stellung Preußens sich naturgemäß befestigen, die der Anderen sich abschwächen. Oesterreich wird nicht etwa immer hitziger sondern immer kühler werden im Verlauf, und auch die Anderen werden sich der Ernüchterung schwer erwehren. In Wien wird man unmerklich mehr und mehr vom Standpunkt einer Partei ab- und auf den eines unparteiischen, nach allen Seiten wohlwollenden Vermittlers hinübergleiten. Niemand wird sich endlich mehr verhehlen können, daß seit den Frankfurter Augusttagen alle Stellungen umgekehrt worden sind, und Preußen wird durch ein bloßes Geduldspiel zum Ziele gelangen, wenn nicht unerwartete Ereignisse in dieser oder anderer Richtung beschleunigend eintreten.

Allerdings gibt es ein Mittel den Plan Bismarks weniger glatt ablaufen zu machen, und der Mann jenseits des Rheins harrt sehnsüchtig darauf, zur Einmischung angerufen zu werden. Er empfindet schwer den Bann der Unthätigkeit, wozu die österreichisch-preußische Allianz ihn verdammt, und in Rücksicht auf Italien steht sogar Gefahr auf Verzug. Gewiß sind auch schon einladende Winke von ihm ausgegangen, sich seiner „moralischen Unterstützung" zu bedienen, damit die Frage der Nordmarken „nicht ohne die Mitwirkung des deutschen Bundes gelöst werde". Hätte er nur einmal den Finger in unserer Pastete, das Uebrige würde sich finden. Aber unter welchem Rechtstitel sollte man seine Einmischung acceptiren, etwa unter dem des „deutschen Interesse?" Das deutsche Interesse gebietet ganz unzweifelhaft, daß lieber zehn Schleswig-Holstein preußisch werden, als daß der französische Erbfeind noch einmal eine Partei in Deutschland bildet.

Sollte es trotzdem wirklich Staatsmänner in Deutschland geben, welche über alle anderen Bedenken gegen das no-

fandum hinwegzukommen wüßten, so werden sie doch sicher nicht über die Frage hinwegkommen: was würde dann Preußen thun? Preußen wird schwerlich selber die Bahn der Transaktionen eröffnen, es bedarf derselben nicht mehr; würde sie aber von Andern eröffnet, so möchte das leicht am wenigsten der Schaden Preußens seyn! Nur Deutschland wäre dann verloren.

Rußland dürfte gleichfalls bereit seyn, seine Hand zu bieten, um durch eine allgemeine deutsche Verwirrung die preußischen Plane zu stören. Auch in der jüngsten Krisis hat diese Macht wieder eine räthselhafte, immerhin aber gewohnheitsmäßig perfide Rolle gespielt. Bald nachdem Dänemark die Waffen gestreckt hatte, deuteten russische Stimmen in der deutschen Presse darauf hin, daß Rußland die Katastrophe der Londoner Conferenz entschieden habe durch seinen plötzlichen „Abfall" von der dänischen Sache. Zu gleicher Zeit trat das Czarthum seine gottorpischen Ansprüche an Oldenburg ab, und man mußte annehmen, daß die russische Frontänderung entweder im Interesse dieser Candidatur oder aus dankbarer Rücksicht auf Preußen geschehen sei. Aber schon liegt wieder eine neue Schwenkung Rußlands vor. Es hat den Oldenburger fallen lassen und kehrt sich gegen die preußischen Projekte. Angeblich wegen der Gefahr einer scandinavischen Union, noch mehr aber aus Furcht vor einer künftigen preußischen Seemacht, will man in Petersburg um jeden Preis wenigstens einen Theil von Schleswig wieder an Dänemark bringen, um die Zukunft König Christians sicher zu stellen. Ohne Zweifel würde also auch Rußland eine fremde Einmischung gerne sehen und selber theilnehmen. Indeß wiederholt sich auch hier die Frage: was würde dann Preußen thun? Das dänische Nordschleswig an König Christian wieder abtreten, um das Uebrige zu behalten, das könnte man ja in Berlin selber, und es hat sogar schon verlautet, daß Herr von Bismark eventuell hiezu nicht abgeneigt wäre.

Wir kommen zu unserer Schlußfolgerung. Wenn nicht durch die undeutsche Herbeirufung fremder Mächte ein viel größeres Unglück über uns kommen soll, dann werden die zwei wichtigen Länder Schleswig und Holstein nicht zu vollen Hoheitsrechten gelangen und als gleichberechtigtes Mitglied in den Bundesverband eintreten, sondern sie werden durch Einverleibung oder, was ungleich bedenklicher wäre, durch den neu aufgebrachten „engern Anschluß" die Macht Preußens verstärken. Das wäre ein schweres Geschick für die Partei der Mittelstaaten, aber es wäre ihre Schuld. Für politische Fehler und Sünden gibt es keine Absolution und keinen Ablaß, am wenigsten für so arge und hartnäckig fortgesetzte wie im vorliegenden Fall, sondern sie müssen nach der Natur der Dinge gebüßt werden früher oder später. Die Partikular-Interessen haben zu jenen Fehlern und Sünden verleitet, und ihre Träger trifft jetzt die Strafe. Es wäre eine noch viel strafwürdigere Auflehnung gegen die Gerechtigkeit der göttlichen Weltordnung, wenn sie die Schuld ihrer Sünden auf das noch nicht einmal geborene deutsche Vaterland abwälzen wollten. Hingegen kann aus einem wahren Bußgeist der Schuldigen noch ein verhältnißmäßiges Heil hervorgehen. Wenn sie das gutwillig hinnehmen aller Welt zum Trotz, was sie zuletzt gezwungen doch als das kleinere Uebel zulassen müßten, dann könnten sie Bedingungen stellen: do ut des!

Man hat oft gesagt, aus der schleswig-holsteinischen Frage müsse nothwendig eine Bundesreform hervorgehen, und es ist wahr. Der Bund wird von den neuen Nordmarken aus mit oder ohne unser Zuthun ein anderer werden. Es dürfte aber viel darauf ankommen, daß die Umgestaltung nicht ohne unser spontanes Mitwirken geschehe, und dazu scheinen die fraglichen Bedingungen die letzte Gelegenheit zu bieten. Wir werden dieselbe verlieren, wenn wir engherzig, hartnäckig und eigensinnig darauf verharren, der langen Kette unserer Niederlagen nur noch einen neuen Ring beizufügen. Ich

wenigstens weiß keine andere patriotische Politik mehr, die den Namen verdient und zugleich möglich ist*).

Anhang.

Seit Monaten hetzen sich alle Zeitungen ab um Combinationen zu ersinnen und aufzustellen, was aus den drei nordischen Herzogthümern werden soll. Mehr als ein halb Dutzend Erbansprüche werden erhoben, jeder findet eine Partei, und des Geschrei's über die Legitimität derselben ist kein Ende, weil immer einer den andern angreift und die Blößen in dessen Rechtsansprüchen aufdeckt. So sind nach und nach die besonnenen, nüchternen, keiner Partei angehörenden und urtheilsfähigen Männer so ziemlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß kein einziger der Prätendenten ausschließliche und das Ganze umfassende Ansprüche besitzt. Die Ansprüche die auf Lauenburg gemacht werden, sind mehr als schwach. Lauenburg gehörte unstreitig der dänischen Krone an, es ward als Aequivalent für Norwegen durch die großen europäischen Friedensschlüsse der dänischen Krone gegeben, und ist durch den jetzigen Frieden als rechtmäßiges Eigenthum in den Besitz von Preußen und Oesterreich gekommen. Schleswig ist ein uraltes dänisches Land, hieß sogar eigentlich Süder-Jütland. Noch jetzt sind zwei Drittel der Einwohner Dänen. Das deutsche Reich hatte gar kein Recht auf dieses Land; nur das Land Holstein oder vielmehr dessen Stände hatten ein Recht auf eine Einheit mit den Schleswig'schen Landesständen, auf einen gemeinsamen Landtag und gemeinsame ständische Verwaltung. Deßhalb brauchten sie aber noch gar nicht einem und demselben Landesherrn anzugehören. Haben doch auch Mecklenburg-Schwerin und Strelitz dieselbe ständische Verfassung und den gemeinsamen Landtag. Die Rechte der Prätendenten beschränken sich also eigentlich nur auf Holstein. Der Augustenburger hat offenbar kein Anrecht auf ganz Holstein, sondern nur auf einen kleinen Theil. Der Oldenburger auf einen größern Antheil, allein doch auch nur auf einen Theil Holsteins. Aber welcher Natur

---

*) Einen ähnlichen Gedanken spricht die Einsendung eines Mannes aus, dessen viel bekanntem Namen wir das Wort nicht verweigern dürfen, obwohl wir uns seinen positiven Vorschlägen nicht anschließen können. Die Einsendung welche wir im Anhang folgen lassen, stammt, wie schon die inhärirende Kaiseridee andeutet, aus dem Land der rothen Erde.

sind diese Rechte? Bestände das deutsche Reich noch, so hätten sie ein Recht auf die Landeshoheit aber nicht auf die Souveränetät des Landes; denn die Souveränetät gebührte in allen deutschen Ländern nur dem Kaiser. Als 1806 der Kaiser Franz die Kaiser-Krone niederlegte und die deutschen Fürsten keinen neuen Kaiser wählten, ging vorläufig die Souveränetät auf die Fürsten über; da erwarb also auch der König von Dänemark die kaiserliche Souveränetät über Holstein. Das ist durch die großen Friedensschlüsse von 1815 von allen Fürsten Deutschlands und Europas anerkannt.

Wir wollen mal annehmen die Häuser Oldenburg und Augustenburg hätten ein ausschließliches oder unter ihnen getheiltes Anrecht an Holstein, und Dänemark hätte dieß vor dem Kriege anerkannt, so hätten sie doch nur ein Anrecht auf die alte deutsche Landeshoheit, nicht auf die kaiserliche Souveränetät, die vielmehr dem Könige von Dänemark verblieben wäre. Wir haben ein prägnantes Beispiel vor Augen. Der Graf von Bentink besaß die alte Reichsherrschaft Kniphausen, er erkannte Niemand über sich als Kaiser und Reich; nach 1807 wurde ihm sein Ländchen von den Franzosen genommen, allein er setzte sich 1813 ganz ruhig und unbeachtet wieder in dessen Besitz. Sein Daseyn war auf dem Wiener Congresse gänzlich vergessen und unbeachtet geblieben, und da hatte der deutsche Bund später entschieden, der Graf von Bentink besitze rechtmäßig die Landeshoheit über sein Ländchen aber nicht die kaiserliche Souveränetät. Diese ward auf den Großherzog von Oldenburg übertragen, und wie früher die Grafen Bentink ihre Erbrechte vor dem Reichskammergerichte in Wetzlar hätten geltend machen müssen, so jetzt vor dem Oberappellationshofe in Oldenburg. Will man jetzt den Prätendenten Olden- und Augustenburg ihre Erbrechte auf juristische Weise anerkennen, so wird man ihnen die Landeshoheit auf einzelne Theile Holsteins zusprechen müssen, eine Patrimonialobrigkeit! Die kaiserliche Souveränetät ursprünglich dem Könige von Dänemark angehörig ist durch den Frieden auf Oesterreich und Preußen übergegangen. Aber wem von Beiden sollte diese Souveränetät zufallen. Preußen? es wäre das Natürlichste und für ganz Deutschland Erspriеßlichste. Preußen würde dann eine respektable Seemacht bilden. Aber wir fürchten ganz Europa gibt es nicht zu, und Preußen wird den Schimpf sich nicht aufladen mit Einwilligung oder gar erkaufter Hülfe des schweigsamen Mannes an der Seine sein Ziel erreichen zu wollen. Wir schlagen eine andere Lösung vor, die unstreitig die Billigung des gesammten deutschen Volkes finden würde.

Durch das gesammte deutsche Volk geht eine tiefe Sehnsucht nach der Wiederherstellung des Kaiserthums, und ist sie nicht vollständig begründet? Die deutsche Nation hat ein Recht auf das Kaiserthum; war nicht sein Titel: „Römisches Kaiserthum deutscher

Nation!" Die deutschen Fürsten hatten gar nicht das Recht das Kaiserthum aufzulösen. Der unglückliche König Gustav Adolf von Schweden als Herzog von Pommern hat 1806, auf dem letzten Reichstage in Regensburg, ihnen dieß bitter und ernst, sie an ihre geschwornen Eide mahnend, in's Gesicht gesagt. Jetzt wäre die Zeit und Gelegenheit gekommen das alte Unrecht wieder gut zu machen. Man schaffe aus diesem Kopfe Deutschlands, aus drei Herzogthümern, eine Hausmacht für den künftigen Kaiser, ein unantastbares patrimonium imperatoris. Dann wähle man aus den sämmtlichen deutschen Prinzen, mit Ausschluß aller regierenden Fürsten, den neuen Kaiser; aber er muß sich als tüchtiger Soldat, etwa als Feldherr durch eine gewonnene Schlacht, eroberte Festung 2c. ausgezeichnet haben. Wir werfen den Gedanken in die Presse, zuweilen zündet ein Funke.

XXI.

Die drei Grafen von Schmising und das Duell.

Unsere Zeit rühmt sich einer Civilisation und Humanität, die das Christenthum als überwundenen Standpunkt weit hinter sich lasse; sie gibt zu verstehen, daß die sociale Kraft des christlichen Geistes schon auf dem niedrigen Stadium des Mittelalters sich gänzlich erschöpft habe, und sie verfolgt mit Haß und Hohn alles Das als bildungswidrig, was an mittelalterliche Anschauungen erinnert oder zu erinnern scheint. Aber in Wahrheit ist nur noch Ein ächter Rest von der barbarischen Seite des Mittelalters bis auf uns gekommen, und eben diesen Rest hegt unsere humane Zeit als eine Nothwendigkeit des höchsten Gesetzes der Ehre in ihrem Schooße. Es ist eine eigenthümliche Ironie! Die Kirche hat seit tausend Jahren gegen das Duell als ein Ueberbleibsel barbarischer Verkommenheit angekämpft, und eben diese unläugbare Barbarei vertheidigt unser hochgebildeter Zeitgeist als das Heiligthum ritterlichen Wesens.

Ohne Zweifel ist das Duell eine ausschließliche Unsitte aus der germanischen Urzeit. Die antike Welt kannte dasselbe nicht. „Dachten wohl, sagt J. J. Rousseau, die tapfersten Männer des Alterthums daran, ihre persönlichen Ehrenkränkungen im Zweikampfe zu rächen? Sandte Cäsar dem Cato, oder Pompejus dem Cäsar ein Cartel für so viele gegenseitige persönliche Beschimpfungen“ *)? Auch mit den gerichtlichen Zweikämpfen oder Ordalien des Mittelalters hat das Duell keinen Zusammenhang, denn es fehlt demselben gerade deren wesentlichstes Merkmal, die richterliche Ordination und Weihe, die auch ihrerseits nur solange möglich war, als die justizielle Autorität in der allgemeinen Anerkennung mangelte. Das Duell ist vielmehr als Sache des reinsten Eigenwillens der direkte Nachkömmling heidnischer Blutrache und der schlimmsten Ausartung des mittelalterlichen Feudalismus im Faustrecht.

Die Kirche hat sich stets verwahrt und ist bei jedem einzelnen Falle mit ihren geistlichen Strafen eingeschritten. Ihre ausdrücklichen Censuren gehen vom neunten bis ins vorige Jahrhundert. Um aber die Principien-Frage vor dem politischen Forum förmlich anhängig zu machen, hat der sachliche Anlaß gefehlt. Die Gesetzgebungen aller Länder verpönten gleichfalls das Duell, und es ist bis auf die jüngsten Tage nicht erhört worden, daß das Duell trotzdem irgendwo officiell in Schutz genommen, ja als militärische Standespflicht erheischt worden wäre. Erst jetzt ist das in Preußen vorgekommen, und da die näheren Umstände des Falles im Princip zugleich die gesetzliche Religionsfreiheit der preußischen Katholiken engstens berühren, so ist zuversichtlich zu hoffen, daß die Duellfrage nicht mehr ungelöst von der politischen Tagesordnung verschwinden werde. Das Duell ist fortan eine preußische Paritätsfrage.

Das Verdienst diesen glücklichen Anstoß gegeben zu haben, gebührt bekanntlich der ebenso mannhaften als zarten Gesinnungstreue der drei jungen Grafen Xaver, Clemens und Adolf aus dem altkatholischen Hause Schmising-Kerssenbrock, welche als Officiere des ersten Infanterie-Garderegiments in Potsdam lieber

*) S. das im besten Sinne populär gehaltene Schriftchen: „Das Duell in seinem Ursprunge und Wesen 2c. Nebst Beilagen aus den Jahren 1752, 1859 und 1864. Paderborn, Schöningh 1864.

ihre ehrenvolle und liebgewordene Stellung im Corps daransetzen, als auch nur für die Zukunft eine Verträglichkeit des Duells mit ihrem katholischen Glauben anerkennen wollten. Ein Landsmann der drei Grafen, der Jesuit Spee, hat sich in einer andern Zeit als erster Ankämpfer gegen den schrecklichen Aberglauben der Hexenprocesse unvergänglichen Ruhm erworben; wenn die Nachwelt dereinst auf die Geschichte des Duells als einer hartnäckigen Geistesepidemie der Vergangenheit zurückschaut, dann wird sie nicht weniger mit ehrender Anerkennung den Namen „Schmising“ nennen.

Alle Zeitungen haben seit dem vorigen Sommer den merkwürdigen Hergang mehr oder minder richtig besprochen. Neuestens aber hat der Vater der drei Grafen, einer der edelsten Herren im katholischen Deutschland, unter dem bedeutsamen Titel Suum cuique die authentischen Dokumente veröffentlicht*). Aus denselben geht zunächst evident hervor, daß die betreffenden Militärbehörden in Potsdam und Berlin nicht ohne Unbesonnenheit und Uebereilung einen schweren Conflikt herbeigeführt und sich Verlegenheiten bereitet haben, worin sie sich nun nicht anders zu helfen wissen, als indem sie auf die berechtigtsten Fragen die Antwort verweigern.

Ursprünglich lag nämlich nicht einmal ein concreter Fall vor, so daß etwa einer der drei Grafen vor der Wahl gestanden wäre eine Satisfaktion zu geben oder nicht. Sondern es handelte sich nur um eine ungeziemende Aeußerung eines Kameraden, welche dieser loyal zurücknahm, während Graf Xaver vor dem Vermittler privatim äußerte: schlagen würde er sich nie, weil die katholische Kirche das Duell verbiete. Darauf hin inquirirte nun der Oberst des Regiments im höhern Auftrag auch die zwei andern Brüder über ihre Ansicht vom Duell. Dieselben verwahrten sich natürlich, daß ein concreter Fall gar nicht vorliege und sie sich zu benehmen wissen würden. Als aber der Oberst es ihnen zur Ehrenpflicht machte zu erklären, wie sie in künftigen Fällen bezüglich des Duells sich halten würden, und als die zwei Grafen nun dem

*) Suum cuique. Bericht des Grafen Clemens August von Schmising-Kerssenbrock über die Thatsachen und Verhandlungen, welche der Entlassung seiner Söhne Xaver, Clemens und Adolf aus dem k. preuß. Militärdienste vorangegangen und bisher gefolgt sind, unter Beifügung der bezüglichen Schriftstücke. Osnabrück, Richard 1864. Stn. 93.

Bekenntniß ihres ältern Bruders sich anschloßen: da erfolgte nach wenigen Tagen mittelst königlicher Kabinetsordre die gänzliche Entlassung der drei Brüder aus der Armee. Unmöglich kann Jemand einen andern Schluß daraus ziehen als: wer das Duell nicht vereinbar findet mit seinen religiösen Ueberzeugungen, der kann nicht preußischer Officier seyn, und somit ist insbesondere jeder treue Sohn der katholischen Kirche ausgeschlossen von den preußischen Epauletten.

Bis jetzt war noch in keiner Armee der Welt dem Duell eine solche Stellung von oben eingeräumt worden, und deren confessionelle Tragweite und Consequenz wollten auch jetzt die preußischen Militärbehörden nicht einräumen. Sie zu verläugnen war indeß eine logische Danaiden-Arbeit. Das Entlassungszeugniß des Obersten sagt wörtlich: „daß eine solche Erklärung, unbeachtet aus welchen Motiven sie entspringt, dem Zusammenhange der Kameradschaft, der auf gegenseitige Hülfe und Unterstützung zu jeder Zeit sich gründet, vollständig entgegen ist und daß sein Verbleiben im Dienst als Officier unter diesen Verhältnissen eine Unmöglichkeit sei." Eine ähnliche Antwort erhielt der katholische Feldpropst Pelldram auf erhobenen Angstruf vom König selbst. Als aber nun die Mitglieder des rheinisch-westfälischen Adels die Sache zu der ihrigen machten, weil demnach allen ihren Söhnen nur die Wahl bliebe entweder auf den Gehorsam der katholischen Kirche oder auf den preußischen Officiersrang zu verzichten: da versicherte der Fürst von Sigmaringen im Auftrag, „auf Grund genauester Kenntniß und unmittelbarer Einweihung über den Verlauf zur Ansicht gelangt zu seyn, daß weder inquisitorische Vernehmungen über Eventualitäten noch confessionelle Rücksichten hier irgendwie maßgebend gewesen seien. Die Entlassung sei lediglich ein Gebot militärischer Nothwendigkeit gewesen, und zwar eine solche, über welche Se. Maj. einzig und allein zu entscheiden habe." Bei diesen Räthselworten konnte sich natürlich Niemand beruhigen; aber auf neue Anfrage wiederholte der Kriegsminister nur in gröberm Ton: der König werde fernere Eingaben weder annehmen noch beantworten, da es nicht statthaft sei über die Gründe zu fragen, „nach welchen Se. Maj. bei Anstellung und Entlassung der Officiere Seiner Armee zu verfahren für gut findet." So ward also von dieser Seite die Debatte kurz abgeschnitten.

Allerdings hätte man meinen sollen, das erstaunliche Geschick der drei Grafen könnte gar nicht als confessionelle, sondern nur als allgemein christliche Angelegenheit aufgefaßt werden, und namentlich die conservativ protestantische Presse müßte hierin mit der katholischen gemeinsame Sache machen. Aber weit gefehlt. Die sonst so fromme und salbungsvolle „Kreuzzeitung“ machte es auch jetzt wieder wie seinerzeit im Kampfe gegen die Freimaurerei; sie hütete sich sorglich über das Duell abzusprechen, und als sie den Fall nicht mehr ignoriren konnte, da zerrte sie denselben verdächtigend auf ein anderes Gebiet, indem sie sich nach dem Beispiel des Fürsten von Sigmaringen hinter das militärische Amtsgeheimniß verschanzte. Die ministerielle Zeitung hingegen trat wenigstens offener auf, indem sie rund heraus erklärte: die drei Grafen hätten es voraus wissen und nicht unter allen Berufsständen gerade den einzigen wählen sollen, „in welchem das Duell zwar nicht erlaubt, aber doch unter gewissen Voraussetzungen als eine Standespflicht gesetzlich geregelt ist.“

Nun ist das Duell in Preußen nicht nur civil-strafrechtlich verboten, es ist dem Militär auch noch eigens durch neuere Kabinets-Ordres strengstens untersagt, und seit 1844 ist für vorkommende Ehrenhändel die Institution des Ehrenraths und Ehrengerichts gesetzlich eingeführt. Dennoch durfte der Oberst der drei Grafen von Anbeginn erklären, „die Zuziehung des Ehrenraths sei im Regiment nicht üblich“; das ministerielle Blatt durfte ungescheut behaupten, daß es in Preußen einen Stand gebe, in welchem eine staatsgesetzlich verpönte Handlung unter Umständen gesetzlich geregelt sei; und die oberste Militärbehörde durfte solche Grundsätze faktisch geltend machen!

Ist es möglich, daß das öffentliche Rechtsbewußtseyn über eine so schreiende Abnormität auf die Länge schweigend hinweggehe? Ich glaube nicht. Mag man es auch in Preußen noch so sehr in das Belieben des obersten Kriegsherrn stellen, welche Officiere er in seiner Armee anstellen oder entlassen will, so ist doch das Duell nie und nimmermehr ein Motiv, das den Officier ausmachen kann und darf. An der allgemein christlichen und natürlichen Moral hat auch das persönliche Ermessen eines obersten Kriegsherrn seine Grenze.

XXII.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

(Fortsetzung.)

Die Czarin Elisabeth trat im siebenjährigen Kriege aus Furcht vor Friedrichs II. Eroberungsplänen auf Curland, Polnisch-Preußen und Danzig auf Seiten Oesterreichs, und der im J. 1753 in Moskau zusammenberufene Reichsrath sprach die Staatsmaxime aus, Rußland müsse sich nicht nur jeder weitern Ausdehnung der preußischen Monarchie widersetzen, sondern dieselbe auf ihre frühern engen Grenzen zurückführen. Aus allen Kräften suchte Rußland im siebenjährigen deutschen Bruderkrieg den Kampf zu verlängern, damit die deutschen Mächte desto mehr sich abschwächten und die russische Suprematie über Polen nicht behinderten. In Polen lag das eigentliche Motiv der Theilnahme Rußlands am Kriege und Rücksichten auf Polen bestimmten die räthselhafte Haltung der moskowitischen Heerführer während dessen ganzen Verlaufs. Jammervoll waren die Zustände des unglücklichen Polens während der Kriegsjahre. Nicht bloß russische, sondern auch preußische Truppen durchzogen und brandschatzten das Land und zwangen mit Gewalt polnische Rekruten zum Kriegs-

dienst *). Dennoch aber sahen die Polen in Preußen eine Schutzwehr gegen Rußland, und Lord Stormont, der englische Gesandte in Warschau, sprach am 24. Januar 1761 in einem amtlichen Bericht an Lord Holdernesse die Ueberzeugung aus, daß Friedrich II. nur ein Heer von 25—30,000 Mann ins Land zu senden brauche, um dort eine allgemeine Erhebung zu seinen Gunsten hervorzurufen. Im ganzen Lande glaube man, daß er der Einzige sei, durch den die Befreiung Polens von den übermüthigen Russen erwirkt und den noch schlimmeren Bedrängnissen vorgebeugt werden könne, deren man sich von denselben in Zukunft gewärtige **).

Aber alle Hoffnungen, welche die Polen, um sich in Zukunft von den russischen Gewaltthätigkeiten zu befreien, auf Preußen gesetzt haben mochten, wurden vereitelt, da Friedrich II. nach dem Tode der Czarin Elisabeth (1762), Hand in Hand mit Rußland gegen Polen vorging, jeglichem Reformversuch der elenden polnischen Verfassung und jeglicher Verbesserung der anarchischen Zustände entgegentrat.

Damals nämlich war bei der steigenden Noth des Landes die Sehnsucht nach innern Reformen in Polen erwacht.

Im J. 1733 hatte der vielgeprüfte Stanislaus Leszynski in einer besondern Schrift über die Verfassung Polens dem Adel des

---

*) Näheres bei Sugenheim 1, 259 flg., 282 flg. Die Art, wie die Russen in Deutschland während des Krieges verfuhren, schildert Friedrich II. in einem Briefe vom 1. Sept. 1758 an seinen Bruder Heinrich mit den Worten: „Je ne saurais vous faire une idée de toutes les barbaries que ces infâmes commettent, et les cheveux m'en dressent à la tête; ils égorgent des femmes et des enfants, ils mutilent les membres des malheureux qu'ils attrapent; ils pillent, ils brûlent; enfin ce sont des horreurs qu'un coeur sensible ne supporte qu'avec la plus cruelle amertume." Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 184. Andere unverdächtige Schilderungen der russischen Barbareien bei Sugenheim 1, 275—277; 284.

**) Bei Mahon, History of England 4, 402.

Landes den Untergang der Republik angekündigt, falls er nicht politische und sociale Reformen durchführe. Wie das Liberum Veto, entwickelte der königliche Schriftsteller, alle wahre staatliche Freiheit vernichte, so trage in socialer Hinsicht die Knechtung der Bauern, die „aller Rechte der Menschheit beraubt seien", und die Hemmung des Bürgerstandes die Hauptschuld an dem Ruine Polens. In Folge dieser schreienden Mißstände werde der Ackerbau der Art vernachläßigt, daß ein Viertel des pflugfähigen Bodens unbebaut bleibe, und Handel und Industrie kämen immer mehr in Verfall. Trete, fügte Leszynski hinzu, keine Besserung der politischen und socialen Zustände ein, so werde Polen entweder die Beute eines Eroberers werden, oder die benachbarten Mächte würden sich über eine Theilung des Landes verständigen.

Leszynski's Mahnungen wiederholten eigentlich nur, was dem polnischen Adel schon seit Jahrhunderten so oft von seinen eigenen Standesgenossen vorgehalten worden, aber während die frühern Mahnungen ohne alle Frucht geblieben waren, zündeten die warm patriotischen Worte des „vielgeliebten verbannten Königs" in den Köpfen vieler Adeligen; es erschienen seitdem mehrere Schriften, die sich eingehend mit den nothwendigen Reformen beschäftigten, und es bildete sich allmählich eine starke Partei heran, die eine Umbildung der polnischen Verfassung im Sinne des westeuropäischen Staatswesens zu Stande bringen, das Wahlreich in eine Erbmonarchie umwandeln, an Stelle des Liberum Veto auf den Reichstagen das Majoritätsvotum einführen, dem Bürgerstand einige politische Rechte gewähren, die Leibeigenschaft der Bauern mildern, kurz die dem Lande eine constitutionell-monarchische Regierungsform verschaffen wollte.

Ob es nun der polnischen Reformpartei, wenn sie unbehindert durch fremde Einwirkung an der Durchführung ihrer Plane hätte arbeiten können, gelungen seyn würde, der innern widerstrebenden Elemente Meister zu werden und die Anarchie zu beseitigen, ist eine Frage, die sich geschichtlich nicht

lösen läßt. So viel ist wohl gewiß, daß die Wiedergeburt Polens schwere und langjährige innere Kämpfe gekostet hätte. Aber die Polen konnten mit Recht auf Deutschland verweisen, welches auch dreißigjährige blutige anarchische Zustände, und zwar schlimmere als sie je in Polen gewesen, durchgemacht habe und dennoch wiedererstanden sei, und sie durften wohl die Hoffnung aussprechen, daß sie wenigstens von deutscher Seite bei der Wiedergeburt ihres Vaterlandes nicht behindert würden, da sie als Vorkämpfer gegen Mongolen und Türken so oft und so lange dem deutschen Reiche glänzende Dienste geleistet, und unter Sobiesky die Kaiserstadt von türkischer Unterjochung befreit hätten. Und was der alte starke Sarmatenstaat ehedem für das ganze Abendland und insbesondere für Deutschland gegen Mongolen und Türken gewesen, das würde ein neuerstarktes Polen für uns gegen das immer weiter vordringende halborientalisch-barbarische Rußland geworden seyn. Polens Wiedergeburt hätte dem ganzen Abendlande und insbesondere Deutschland den größten Segen gebracht.

Sehr begreiflich deßhalb, daß Rußland jede Kräftigung Polens zu verhindern suchte*) und schon im J. 1745, als dort die Reformideen laut zu werden begannen, die Erklärung nach Warschau schickte: es werde sich jeglicher Veränderung der polnischen Verfassung, d. i. jeglichem Versuch der Anarchie ein Ende zu machen, mit allen Mitteln, selbst mit Waffengewalt, widersetzen. Ein solches Vorgehen lag ganz im russischen Interesse. Aber wenig begreiflich würden wir es finden, daß Preußen, welches doch am meisten von der russischen Uebermacht zu befürchten hatte, dieselbe Politik in seinem Interesse erachtete, wenn uns nicht der am Berliner Hof traditionell gewordene und von Friedrich schon als Kronprinz, wie wir hörten, bestimmt formulirte Plan, durch den Erwerb

---

*) Vergl. Chodzko 10—22.

von Polnisch-Preußen den Staat zu arrondiren, den Schlüssel für diese Politik darböte. Während aber Preußen seine Arrondirung auf Kosten Polens unter König Friedrich I. und bis in die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's I. durch Unterstützung des Wettiner Hauses bei Errichtung einer polnischen Erbmonarchie zu erreichen gehofft hatte, glaubte Friedrich II. dasselbe Ziel dann am leichtesten zu erreichen, wenn das ihm feindliche Haus Sachsen für immer vom polnischen Thron entfernt und die polnische Wahlmonarchie mit allen Mängeln der Verfassung und Verwaltung aufrecht erhalten würde.

So verfolgten also Rußland und Preußen in ihrer Politik gegen Polen denselben Weg, und es kam dann, als nach dem Tode der Czarin Elisabeth und der Thronbesteigung Peter's III. in Petersburg der Umschwung zu Gunsten Preußens stattgefunden, am 8. Juni 1762 zwischen beiden Mächten zum Abschluß einer Offensiv- und Defensivallianz, in der in geheimen Artikeln bezüglich Polen festgesetzt ward: jeder Versuch, das polnische Königthum erblich zu machen, müsse von beiden Contrahenten mit allen Mitteln und nöthigenfalls mit Waffengewalt vereitelt werden; Niemand dürfe sich in Polen zum Souverän erheben, weil das für die benachbarten Staaten gefährlich sei, und nach dem Tode des Königs August III. dürfe nicht mehr ein auswärtiger Fürst, sondern nur ein polnischer Adeliger, ein Piast, den Thron besteigen, und Rußland und Preußen würden sich über den passendsten Throncandidaten vereinbaren. Alle diese Stipulationen, hieß es, lägen im Interesse der Vertragsmächte, die sich zugleich auch gegenseitig zusicherten, den polnischen Dissidenten (Schismatischen Griechen, Reformirten, Lutheranern u. s. w.) in religiöser und politischer Beziehung alle ehemaligen Privilegien und Prärogativen wieder zu verschaffen*). Die Durchführung dieser letztern Stipulation wirkte in der

*) Der Vertrag ist zum erstenmal vollständig abgedruckt bei Smitt I., 158—165. Vergl. Theiner Mon. Poloniae 4 b, 1—2.

Folge am unheilvollsten für Polen. Friedrich selbst gesteht in seinen Memoiren, daß die Dissidentenfrage die Hauptursache aller spätern innern Unruhen und Kriege gewesen*).

Aber bevor noch der völkerrechtswidrige Vertrag von Peter III. ratificirt worden, wurde dieser durch seine Gemahlin Katharina II. entthront und ermordet (17. Juli 1762), und letztere setzte sich als „Selbstherrscherin aller Reußen" die usurpirte Krone auf. „Man war", schrieb Friedrich II. an den Grafen von Finkenstein, „auf das Ereigniß gefaßt. Die Kaiserin hat sehr viel Geist, keine Religion, und die Neigungen ihrer Vorgängerin zugleich mit ihrer religiösen Heuchelei. Da haben wir den zweiten Theil des byzantinischen Kaisers Zeno und seiner Gemahlin Adriana und der Katharina von Medici**)." Da Katharina gleich in ihrem ersten Manifest den König von Preußen öffentlich als „den ärgsten Feind" Rußlands bezeichnete und die Entthronung ihres Gemahls unter Anderm dadurch rechtfertigte, daß dieser mit Friedrich II. Frieden geschlossen, so schien anfangs ein neuer Bruch zwischen Rußland und Preußen in sicherer Aussicht. Aber bald schloßen sich beide Mächte inniger als je an einander. Schon am 2. Nov. 1762 bestätigte die Kaiserin das unter Peter III. mit Preußen abgeschlossene Bündniß, worin auch die geheimen Artikel bezüglich Polens wieder aufgenommen wurden***).

Gleichwohl aber wurde die Lage der Dinge eine ganz andere. Hatte Friedrich die gegründete Hoffnung hegen können, unter einem Herrscher, wie Peter III., der ihn „seinen Herrn" nannte und dem preußischen Gesandten in Petersburg versicherte, er „werde, wenn der König befehle, mit seinem ganzen Reich die Hölle bekriegen †)", in Polen und im ganzen nörd-

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 15.

**) Vergl. Hermann 5, 281.

***) Theiner Mon. Poloniae 4 b, 1—2.

†) Bericht des französischen Gesandten Breteuil in Petersburg vom

lichen Europa einen dominirenden Einfluß auszuüben und im Petersburger Hof einen getreuen und gefügigen Alliirten und Förderer seiner Pläne zu finden, so trat seit der Thronbesteigung Katharina's Preußen in eine mehr untergeordnete Stellung ein und mußte sich russischer Einwirkung fügen. „Der König mußte", sagt dessen Verehrer Dohm in seinen Denkwürdigkeiten, „wenn die Verbindung mit Rußland von Dauer sein sollte, in derselben eine untergeordnete Rolle übernehmen . . . mußte sich in die Launen und Entwürfe seiner Bundesgenossin schicken und selbst für ihre immer weiter strebende Größe arbeiten, die, wie er wohl einsahe, für ihn selbst und seinen Staat einst drückend werden konnte, so wie es schon jetzt die Abhängigkeit, in welcher er sich befand, zu werden begann." „Die Schmeicheleien", fügt Dohm hinzu, „womit er die Bundesgenossin bei guter Laune zu erhalten suchte, waren nicht immer eines Friedrich würdig *)." Der russische Minister Graf Panin nannte später in seinem Uebermuthe den König von Preußen „eine russische Schildwacht", der „zufrieden sei die zweite Rolle zu spielen, damit die Kaiserin die erste übernehme **)."

Und diese Rolle beanspruchte Katharina für ganz Europa. Unersättlich in der Befriedigung ihrer sinnlichen Gelüste, war sie ebenso unersättlich in ihrer Herrschbegier. Man hat schon oft genug den Schleier gelüftet, der das allen sittlichen Gefühlen hohnsprechende Privatleben dieser äußerlich mit Anmuth und Herzlichkeit auftretenden Frau bedeckte: wie der Erbe des Reiches einem ehebrecherischen Verhältniß mit Soltikow, ihr zweites Kind einem gleichen Verhältniß mit Stanislaus Poniatowski, ihrem nachmaligen Satrapen auf dem polnischen

---

29. Juni 1762 bei Raumer Europa vom Ende des siebenjährigen Krieges 1, 304. „Der russische Kaiser, schrieb Friedrich an den Marquis d'Argens, ist ein göttlicher Mann, dem ich Altäre errichten muß." Hermann 5, 279.

*) Denkwürdigkeiten meiner Zeit 4, 258.

**) Raumer 3, 428.

Königsthron, entsprang, und wie sie dann den Königsmörder Orloff und später zahllose Favoriten aus allen Ständen in ihr Bette rief, und Millionen von Rubeln, den Ertrag des Schweißes ihrer Unterthanen, ruchlos an ihre Günstlinge wegwarf. Und ebenso ehrlos, wie ihr Privatleben, war ihre Politik im Innern und nach Außen. Aber sie wußte dem Ausland den wahren Charakter ihrer innern, von Verschwörungen, Brandstiftungen, meuchelmörderischen Anschlägen gegen ihr Leben und Bauernrevolten angefüllten Regierung zu verheimlichen und verdeckte ihm zugleich die Gefahr, mit der ihre Diktatur, die an Kraft und Einheit jene von Ludwig XIV. weit überragte, alle europäischen Staaten bedrohte.

Das Meisterstück ihrer Politik bestand in der Kunst, mit der sie die ganze öffentliche Meinung des Auslandes über sich und ihre Pläne irre zu leiten wußte. Während sie sich mit den französischen „Philosophen" über Freiheit und Menschenrechte unterhielt und politische Denkschriften schrieb, deren freisinnige Principien so gefahrbringend schienen, daß man sie, weil unvereinbar mit einer monarchischen Regierung, in Frankreich verbot: erreichte ihre Autokratie im Innern die höchste Stufe und beließ den Unterthanen nur das einzige Recht, außer den kirchlichen Feiertagen jährlich fünfundzwanzig Feste zu Ehren der Kaiserin zu begehen, unter andern auch den Tag, an welchem Ihre kaiserliche Majestät geimpft worden. Während sie von den französischen Philosophen begeisterte Lobsprüche erhielt, weil sie öffentlich die Absicht ausgesprochen, die Bauern ihres Reiches von der Leibeigenschaft zu befreien: bedrohte sie durch einen Ukas jeden Leibeigenen, der sich unterstehe auch nur eine Klage gegen seinen Herrn einzureichen, mit der Knute und der Verbannung nach Sibirien. Und während sie in prahlerischen Manifesten und Ukasen die gesammte russische Volksbildung zu regeln vorschrieb und einen Studienplan entwarf, wonach die leibeigene Bevölkerung in allen Theilen des weiten Reiches nicht bloß den gewöhnlichen Elementarunterricht, sondern auch Unterricht in der politischen

Staatengeschichte, in der Baukunst und Mechanik empfangen sollte, schrieb sie an den Statthalter von Moskau: er solle sich um die Ausführung dieser Ukasen, die bloß auf das Ausland berechnet seien, damit dieses eine gute Meinung von Rußland behalte, nicht kümmern; denn wenn die Russen anfingen unterrichtet zu werden, so würde sie weder Kaiserin bleiben, noch er Statthalter von Moskau.

Die Worte der Czarin standen stets mit ihren Handlungen in Widerspruch, aber die damaligen Fortschrittsmänner und Stimmführer der öffentlichen Meinung, nämlich Voltaire, Diderot und andere Encyclopädisten, welche Katharina mit reichen Jahrgehältern und Geschenken bedachte, priesen nur „die weisheitsvollen Aussprüche und menschenfreundlichen Grundsätze" der nordischen Semiramis, die ihnen als eine „Philosophin auf dem Throne" galt.

Man kann nicht leugnen, daß Katharina mit wahrer Meisterschaft alle damaligen sog. „philosophischen Grundsätze" d. h. alle destructiven Ideen der Zeit für ihre Zwecke auszubeuten verstand. Sie war die erste gekrönte Jakobinerin in Europa und die französische Revolution hat zwanzig Jahre später keine neuen Principien, sondern nur dieselben Principien proklamirt, die Katharina ein Menschenalter hindurch beständig im Munde geführt und durch die sie alle Rechtsverletzungen, Vertragsbrüche und Eroberungen zu legitimiren gesucht hatte. Als die französischen Revolutionsmänner die Kirchengüter einzogen, folgten sie nur dem Beispiele der russischen Autokratin, die durch den Raub von Kirchen- und Klostergut sich ein jährliches Mehreinkommen von zwanzig Millionen Franken verschaffte, und zwar, wie sie dem höhern russischen Clerus erklärte, lediglich aus Vorsorge für die Kirche, die sie von den „widerrechtlichen Anmaßungen des Reichseigenthums" befreien und zur primitiven Einfachheit zurückführen müsse. Als die Revolutionsmänner Assignaten ausgaben, entnahmen sie nicht bloß die Sache, sondern sogar den Namen für dieselbe von ihrem Vorbilde Katharina, die Rußland mit Assig-

Noten überschwemmt und den Credit ruinirt hatte, lediglich in der bürgerfreundlichen Absicht, „um", wie sie sich ausdrückte, „die Capitalien eines jeden Partikuliers ohne den geringsten Verzug mit eines Jeden Nutzen roulirend zu machen." Und als die Revolutionsmänner im Namen der „Freiheit und Gleichheit" die umwohnenden Völker mit der ärgsten Tyrannei heimsuchten, konnten sie sich ebenfalls auf Katharina berufen, die, wie wir noch hören werden, unter derselben Aegide in Polen ein wehrloses Volk würgte*).

Katharina übernahm die Erbschaft Peters I. und wollte durch die Unterwerfung Polens Rußland zu einer europäischen Großmacht erheben. Denn Rußland wurde damals noch, trotz aller Versuche seit Peter I., so wenig als europäische Macht betrachtet, daß Friedrich II. im J. 1770 seinem Bruder Heinrich, der sich auf einem Besuche bei der Czarin Katharina in Petersburg befand, Nachrichten aus Europa schickte**), und daß die Polen auf eine Intervention der westlichen Staaten zu ihren Gunsten gegen die Moskowiter vorzüglich deßhalb hofften, weil es ihnen unerklärlich schien, daß diese Staaten „die Erhebung Rußlands zu einer europäischen Macht" zulassen sollten***). Aber eben diese Erhebung, die

---

*) Vergl. für das Gesagte die Citate bei Sugenheim 2, 4 — 14. Lescoeur L'église catholique en Pologne sous le gouvernement Russe (Paris 1860) pag. 3 flg. Theiner L'Eglise schismatique Russe (Paris 1846) pag. 269 flg. Vergl. Bruno Bauer Rußland und das Germanenthum (Charlottenb. 1853). S. 1—5. Adolf Boch Rußlands Entwicklung (Leipzig 1856) S. 26 flg. — Auch in Deutschland suchte Rußland schon frühzeitig die Presse zu corrumpiren. In unserm oben erwähnten Vortrag „Rußland und Polen ꝛc." haben wir S. 16 dafür einige Belege schon aus der Zeit Peters I. angeführt nach den Citaten bei Sugenheim 1, 60—61 und 184—186.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 330 flg.

***) Vergl. Rulhière 3, 291 flg.

nur durch die Beherrschung Polens erreicht werden konnte, sah Katharina als ihre Lebensaufgabe an. Durch Polen bezweckte sie, wie sie in einer geheimen Instruktion an ihre Gesandten in Warschau deutlich ausspricht, die ganze europäische Politik zu beeinflußen*), und scharfblickende Beobachter erkannten, daß sie Polen nicht bloß seiner selbst wegen sich dienstbar machen wollte, sondern um es als Stützpunkt für die Hebel zu gebrauchen, mit denen sie Deutschland zu erschüttern hoffte**). War aber die altrussische Staatsmaxime „durch Polen nach Deutschland" erreicht, so war die russische Diktatur über Europa gesichert. Rußlands neuere Geschichte, sagte der in alle Staatsgeheimnisse tief eingeweihte russische Minister Pozzo di Borgo am 20. Okt. 1814 in einer geheimen Denkschrift an Kaiser Alexander, habe fast ausschließlich die Zerstörung Polens zum Gegenstande; diese sei in der Absicht unternommen, Rußland in unmittelbaren Verkehr mit den übrigen Völkern Europa's zu setzen und ihm einen weiten Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und seiner Talente, für die Befriedigung seines Stolzes, seiner Leidenschaften und Interessen zu eröffnen; die Folgen dieses

*) Bei D'Angeberg 3—11.

**) Ein sehr wichtiger Bericht des sächsischen Residenten v. Essen aus Warschau vom 3. Oktober 1767 bei Hermann 5, 425. Katharina, schreibt v. Essen „sieht es sicherlich auch auf die Vermehrung ihres Ansehens und Einflusses in Deutschland ab, so daß Alles was ich in Polen sich begeben sehe, mir nur als eine Vorbereitung zu den Mitteln erscheint, durch welche man ein entfernteres Ziel zu erreichen hofft." Dann fügt er noch hinzu: „La Russie nous cajolera à mesure que ces projets reussisent. Un état tel que la Saxe est justement ce qu'il lui faut en Allemagne, assez puissant par soi-même, par ses Alliances et connexions, pour être utile à la Russie, sans être assez fort pour la contrecarrer." Essen sah nur nicht, daß Rußland dazu Sachsens nicht bedurfte, sondern für seine Pläne in Deutschland Preußen, selbst unter einem Herrscher wie Friedrich II., benutzen wollte.

gelungenen Planes zerstören, heiße die Einheit der Regierung antasten*).

Katharina hatte kaum den usurpirten russischen Thron eingenommen, als sie am 2. Aug. 1762 ihrem frühern Beischläfer Stanislaus Poniatowski schrieb: „Ich schicke sofort den Grafen Kayserlingk nach Polen, um Sie dort nach dem Tode August's III. zum König zu machen**).“ So lange aber August noch lebte, hatte Kayserlingk noch andere Aufträge zu besorgen, wozu vor allem gehörte, daß der polnische Lehensstaat Curland unter russische Botmäßigkeit gebracht würde. Die Czarin verlangte aus besonderer Vorliebe für die „Interessen Polens“ und kraft „des Rechtes der Nachbarschaft“, daß Karl, der Sohn König August's und bisheriger Herzog von Curland, von dort entfernt und der elende Biron, den sie als russischen Statthalter nach Curland senden wollte, an dessen Stelle eingesetzt werde. Friedrich II. sprach durch seinen Gesandten am 22. Februar 1763 sein Einverständniß mit dieser neuen Interpretation des Völkerrechtes aus, und ein Heer von 15,000 Russen sorgte in Curland für die Durchführung derselben. Während Katharina die herzoglichen Güter sequestrirte und den Pächtern den Befehl ertheilte, die Pachtgelder in die russische Staatskasse abzuliefern, überzog sie gleichzeitig auch Lithauen mit ihren Truppen und ging bei den unerwartet raschen Erfolgen ihrer Politik schon so weit, daß sie an den polnischen König das Ansinnen stellte: er solle ihr über die bisherige Verwaltung seines Königreiches Rechenschaft ablegen***). Das Alles geschehe, sagte

*) Vergl. v. Sybel Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. (Düsseldorf 1854) Bd. 2, 156.

**) Komarzewski Coup d'oeil rapide sur les causes réelles de la décadence de la Pologne (Paris 1807) pag. 118.

***) Näheres bei Hermann 5, 347—354. Sugenheim 1, 353 flg. Für die Verhältnisse in Curland wichtige Aktenstücke bei Theiner Mon. Poloniae 4[b], 4—18. Bericht des päpstlichen Nuntius Visconti vom 12. Januar 1763 bei Theiner 4[b], 23. Das polnische

Katharina, aus Vorsorge für den „allgemeinen Frieden" der Welt, und sie freue sich, daß ihre edlen Bemühungen von der göttlichen Vorsehung gesegnet würden, und daß bereits „das Menschengeschlecht anfange, die Süßigkeiten des Friedens zu genießen*)."

Wie Rußland, so betrachtete auch Friedrich II. Polen bereits als ein abhängiges Land; er ließ, berichtet der englische Gesandte in Warschau am 9. April 1763, „ganze Familien aufheben und mit Gewalt nach Preußen und Brandenburg bringen, um diese halb zu Grunde gerichteten Landschaften zu bevölkern**)", und trieb nach einer Berechnung des polnischen Kronsekretairs Skierski in den beiden Palatinaten Posen und Kalisch eine Summe von zwei Millionen

---

Ministerium sagte in einer Denkschrift an die europäischen Mächte über das Vorgehen Rußlands in Curland: „Si jamais on a violé ouvertement les droits de la souveraineté et foulé aux pieds la dignité d'un état independant, c'est assurément dans cette occasion." Theiner 4b, 14 Katharina dagegen höhnte die Polen in einer Denkschrift vom 20. Januar 1763 (bei Theiner 4b, 15—16), daß sie nur aus „Gerechtigkeit" gehandelt habe und in Zukunft der polnischen Republik gegenüber mit ebenso viel Freude als Energie die Macht gebrauchen wolle, die ihr Gott (durch die von ihr veranlaßte Ermordung ihres Gemahls?) übertragen habe! In einer Erklärung vom 13. Juli 1763 (bei Theiner 4b, 18) nannte sie sich bereits Garantin der polnischen Constitution und machte ihren Willen kund, daß sie niemals irgend eine Veränderung derselben gestatten werde. Katharina thut sich in ihren Denkschriften besonders viel darauf zu gut, daß sie für die Entschädigung des aus Curland vertriebenen rechtmäßigen Herzogs Karl wirke, und wir erfahren nun aus einem Bericht des Nuntius Visconti vom 29. September 1762 (bei Theiner 4b, 23), daß diese Entschädigung in der Säkularisation der Bisthümer Hildesheim und Paderborn bestehen sollte, die Katharina hochherzig an Karl geben wollte!

*) Bei Theiner 4b, 18.

**) Bei Raumer 1, 317.

Kronen ein*). Kein Wunder deshalb, daß man schon damals in Polen glaubte, Preußen und Rußland gingen mit der Absicht um, die meisten Provinzen des Landes unter sich zu theilen**).

Am 5. Okt. 1763 starb König August III. und Katharina ertheilte nun am 6. Nov. ihren Gesandten in Warschau, dem genannten Kayserlingk und dem diesem zur Unterstützung zugesellten Fürsten Repnin, eine Instruktion, die uns ihre ganze diabolische Politik gegen Polen enthüllt und deshalb zu den bemerkenswerthesten geheimen Aktenstücken der Zeit gehört***). Rußlands Interesse, heißt es darin unter Anderm, verlange gebieterisch, daß Polen niemals zu einer erblichen Monarchie erhoben würde, denn die Erblichkeit der Krone wäre der erste und sicherste Schritt „zu allen andern Reformen, die den russischen Interessen schädlich seien." Das sächsische Fürstenhaus müsse vom polnischen Throne verdrängt, die Armee des Landes dürfe nicht verstärkt, und vor allem müsse das Liberum Veto d. h. die Anarchie Polens †)

*) Bericht des engl. Gesandten vom 22. Juni 1763 bei Raumer I, 318.

**) Bericht des engl. Gesandten vom 15. Juli 1763 bei Raumer I, 311. Vergl. den Bericht des Engländers Mitchell vom 9. Oktober 1763 bei Raumer König Friedrich II. und seine Zeit (Leipzig 1836) S. 545. Nach einem Schreiben des französischen Gesandten Beranger aus Petersburg vom 20. Nov. 1763 erklärte der russische Minister, daß Rußland an keine Theilung Polens denke, und den König von Preußen, falls dieser, wie wohl möglich, weniger uneigennützige Absichten hege, nicht nur nicht unterstützen, sondern an der Durchführung dieser Absichten verhindern wolle. Bei Smitt III, 21.

***) Abgedruckt bei D'Angeberg 3—11.

†) Der englische Gesandte in Warschau sah mit Recht das Liberum Veto als „den Grund aller Unordnungen in Polen" an. „Wenn statt dessen, schreibt er am 12. März 1763 nach London, die Entscheidung durch die Mehrheit eingeführt würde, dürfte Rußland und auch Preußen mit der Zeit eine Macht errichtet sehen, welche ihnen beiden gefährlich werden könnte." Bei Raumer

aufrecht erhalten werden, weil Rußland darin seinen größten Nutzen und die vorzüglichste Grundlage seines direkten Einflusses auf die europäische Politik erkenne. Nur ein Piast, der den russischen Zwecken dienstbar sei, dürfe den polnischen Thron besteigen und Stanislaus Poniatowski sei der für Rußland geeignetste Candidat. Er müsse aber vor seiner Wahl noch bestimmte Garantien geben, daß er aus Dankbarkeit gegen die Czarin alle Plane derselben zu jeder Zeit durchführen und die Interessen Rußlands stets als seine eigenen betrachten wolle. Um seine Wahl zu ermöglichen, stellt Katharina den Gesandten ungeheuere Geldsummen zur Verfügung, mit denen sie die Landboten auf den Landtagen bestechen sollten, und ebenfalls sollten sie durch Bestechung dahin wirken, daß die ganze auf dem Reichstag repräsentirte Republik allen griechischen Dissidenten eine unbeschränkte Toleranz (was Rußland unter „Toleranz" verstand, wird uns später klar werden) bewillige*), und die russische Intervention und Garantie für alle Gesetze, Privilegien und Freiheiten Polens nachsuche. Dadurch gewinne sie, sagt die Czarin, einen „plausiblen Vorwand" sich in die polnischen Angelegenheiten einzumischen und könne dann mit Bequemlichkeit alle Hebel, die sie für passend erachte, in Bewegung setzen. Katharina spricht schließlich ihren Gesandten die Hoffnung aus, daß sie ohne Krieg zum Ziele

---

Europa vom Ende des siebenjährigen Krieges 1, 316. Jetzt die „Freiheit Polens", d. h. das Liberum Veto aufrecht erhalten, schreibt der französische Gesandte Paulmy am 17. April 1764, „heißt einen offenen Ort vertheidigen, ohne Besatzung, ohne Offiziere, ohne Kriegsbedarf, ohne Lebensmittel, ohne Befestigungen" Raumer 1, 319.

*) Smitt I, 116 flg. irrt also sehr, wenn er die Sache so darstellt, als sei Katharina erst durch Friedrich II. bewogen worden, zu Gunsten der Dissidenten in Polen aufzutreten. Katharinas Instruktion ist vom 6. November 1763 und der von Smitt für seine Behauptung citirte Brief Friedrichs II. ist vom April 1764.

ihrer Wünsche komme, würde aber, fügt sie hinzu, wider Erwarten ihr Kroncandidat nicht gewählt werden, so sei sie entschlossen im Einverständniß mit dem König von Preußen ohne alle vorausgegangene Kriegserklärung gleichzeitig alle polnischen Provinzen mit ihren Truppen zu überschwemmen, alle ihre Gegner als Rebellen zu betrachten und deren Güter mit Feuer und Schwert zu verheeren, und sie werde die Waffen nicht eher niederlegen bis das ganze polnische Livland von der Republik getrennt und dem russischen Reiche einverleibt sei.

So unumwunden enthüllte die Czarin ihre Pläne, und dennoch behauptet ihr neuester Vertheidiger Friedrich von Smitt, daß sie an gar keine Eroberungen und Annexionen auf Kosten Polens gedacht habe*)! Den Polen freilich ließ Katharina, wenige Wochen nachdem sie obige Instruktion gegeben hatte, amtlich durch den Fürsten Repnin die eidliche und feierliche Versicherung geben, es sei ein lügenhaftes Gerücht, daß sie polnisches Gebiet an sich zu reißen beabsichtige; sie denke an keine Eroberungen, sondern wolle lediglich „durch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Großmuth" die Unterthanen ihres Reiches beglücken; sie werde weder selbst jemals sich an dem unversehrten Besitzstande Polens vergreifen, noch zugeben, daß derselbe durch irgend eine andere Macht irgendwie Schaden erleide**)! Und Friedrich II. gab seinerseits am 24. Januar 1764 dieselbe feierliche Erklärung in Warschau ab. Der König, sagte sein Gesandter Benoit, sei mit Recht darüber indignirt, daß man ihm zutraue, er beabsichtige im Einverständniß mit Rußland eine Theilung Polens; solche Plane seien seiner ganzen Denkungsart entgegen, und er wolle vielmehr Alles thun, um das polnische Gebiet unverletzt zu erhalten***).

---

*) Smitt III, 18 flg.

**) Bei D'Angeberg 13 — 15. Vergl. die Erklärung Repnins vom November 1763 bei Theiner 4b, 20.

***) Bei D'Angeberg 15.

Rußland und Preußen sicherten, um die übrigen europäischen Mächte zu täuschen, in öffentlichen Erlassen den Polen eine völlige Wahlfreiheit zu, aber Friedrich II. sagte dem von der Republik an ihn abgesandten Gorowski rund heraus, daß die Polen sich bei der Königswahl in Allem den Forderungen Rußlands fügen müßten, sonst würden sie dazu mit den Waffen gezwungen werden *), und gleichzeitig schickte Katharina ein Heer von 10—15,000 Mann nach Polen, um, wie sie amtlich sagte, die „Freiheit der Königswahl" zu sichern. Als die Polen sich bitter über diesen Bruch des Völkerrechts beklagten, gaben die russischen Gesandten ihnen die höhnende Antwort: die so freie und große polnische Nation könne doch nicht wähnen, daß so wenige Russen irgend etwas gegen ihre Rechte zu unternehmen im Stande wären; der Einzug russischer Truppen sei der vollgültigste Beweis für die Reinheit der Absichten der Czarin. Und als die Polen fragten, warum denn die Czarin sich so sehr um die Republik bekümmere, wies Repnin sie mit dem Hohne ab: das hätten sie längst fragen sollen, jetzt sei es zu spät**). Der österreichische Minister Kaunitz sah „Polen bereits in Rußlands Händen***)."

---

*) Bericht des Nuntius Visconti vom 22. Febr. 1764 bei Theiner 4 b 25. Vergl. Friedrichs II. Depesche nach Petersburg bei Smitt I, 92. Der polnische Abgesandte wird hier Gadomsky genannt. Vergl. auch die Aeußerungen des Königs in seinen Memoiren. Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 13.

**) Vergl. die offiziellen russischen Denkschriften bei Theiner 4 b 37—38, und bei D'Angeberg 19—20. Friedrich II. beruhigte die Polen mit der Erklärung: die Absichten der russischen Czarin bezüglich der Ruhe und Unabhängigkeit der Republik seien ebenso rein, wie die seinigen! Vergl. seinen Brief vom 28. April 1764 bei Theiner 4 b 40—41.

***) Bericht des französischen Gesandten Chatelet aus Wien vom 10. Oktober 1763 bei Raumer 1, 329.

Aber wie erklärt es sich, müssen wir fragen, daß Oesterreich, Frankreich, England und die Pforte den russischen Vergewaltigungen in Polen ruhig zusahen und zur Sicherung der polnischen Unabhängigkeit gar keine Schritte versuchten?

Nach dem langen blutigen siebenjährigen Krieg war Oesterreich erschöpft und Maria Theresia versicherte dem englischen Gesandten in Wien: „Ich sehne mich so sehr, den Ueberrest meiner Tage in Frieden hinzubringen, daß ich bei dem geringsten Funken erzittere, aus Furcht, daß er eine Flamme entzünden werde*).“ Sie war entschlossen, sich weder mit Geld noch mit Mannschaft in die polnischen Angelegenheiten einzumischen, so lange sie bei den benachbarten Mächten nicht die Absicht gewahre „von den dortigen Unruhen Vortheil zu ziehen und die Republik zu theilen**).“ Während so in Wien die Bitten Polens um Unterstützung gegen Katharina an der Friedensliebe Maria Theresia's verhallten, fanden sie in Frankreich kein Gehör wegen der kurzsichtigen Politik des Ministers Choiseul, der alle Rücksichten auf den Norden aus den Augen verloren hatte, weil er nur auf die Schwächung der englischen Macht ausging und die Engländer behandelt wissen wollte „wie Spanien die Mauren behandelt hatte, um sie in dreißig Jahren unterworfen und vernichtet zu sehen***).“ Die polnische Anarchie, meinte Choiseul, sei den französischen Interessen günstig, weil durch sie allein verhindert werden könne, daß irgend eine Macht „auf Kosten Polens sich vergrößere†)!“ Und die Verblendung ging in Versailles

*) Bericht desselben Gesandten vom 19. Nov. 1763 bei Raumer 1, 331. Vergl. auch dessen Bericht vom 7. März 1764 bei Raumer 1, 351.

**) Bericht desselben Gesandten 19. Oktober 1763 bei Raumer 1, 327.

***) Choiseul's Depesche an Ossuna vom 5. April 1762 bei Chodzko 163.

†) Choiseul's Instruktion für den Marquis de Paulmy, französischen Gesandten in Warschau, vom J. 1759 bei Flassan Histoire de la diplomatie française 6, 134 — 145.

sogar so weit, daß man im Ministerrath im Mai 1763 in Gegenwart des Königs auseinandersetzte: Frankreich dürfe sich um Polen nicht mehr bekümmern, ja es sei sogar sehr zweifelhaft, ob es selbst im Fall einer Theilung Polens durch die umwohnenden Mächte ein Interesse habe, sich irgend wie zu widersetzen*). Und ebenso dachte England. Die beunruhigenden Berichte, welche der englische Gesandte aus Warschau über die polnischen Angelegenheiten nach London schickte, machten so wenig Eindruck, daß der dortige französische Botschafter die Ueberzeugung gewann: England werde nicht einmal dann thatkräftig einschreiten, wenn Rußland und Preußen polnische Provinzen an sich reißen würden**). Für den Gewinn eines vortheilhaften Handelsvertrags mit Rußland gab England der russischen Czarin den ganzen Norden, nicht bloß Polen, sondern auch Schweden und Dänemark Preis, und wurde, wie uns die Berichte des englischen Gesandten aus Petersburg zeigen, von den russischen Ministern mit einer wahren Verachtung behandelt***). Auch auf Frankreich nahm Katharina so wenig Rücksicht, daß sie den französischen Gesandten Grafen Breteuil auf dessen Anfrage, ob sie nicht mit dem Versailler Hof sich über einen polnischen Kroncandidaten verständigen wolle, mit den Worten abfertigte: die Landkarte wird Ihnen zeigen, ob es einem Andern als mir zukömmt, den Polen einen König zu geben†).

---

*) Vergl. das interessante Memoire vom 8. Mai 1763 bei Chodzko 134 — 137.

**) Bericht des französischen Botschafters Guerchy aus London vom 30. März 1764 bei Raumer 1, 352. Vergl. den Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 23. November 1763 bei Raumer 1, 333.

***) Vergl. die verschiedenen Berichte aus Petersburg bei Raumer 1, 413, 414, 417, 419 u. s. w.

†) Rulhière 2, 40.

So lagen die Dinge. Frankreich und England gaben den Russen in Polen freies Spiel, Oesterreich hielt sich von thätlicher Einmischung fern, weil es den Krieg fürchtete, und die Türkei wurde durch die russischen und preußischen Vorspiegelungen so sehr in Sicherheit eingewiegt, daß sie den gegen den Einmarsch russischer Truppen um Hülfe bittenden Polen antwortete: „Es sei eine allgemein bekannte Thatsache, daß fremde Truppen auch schon früher zu jeder Zeit in Polen eingerückt seien, ohne bei der Republik Widerstand zu finden. Man habe im Gegentheil diese Truppen dort gastfreundlich aufgenommen; zudem habe ja Rußland erklärt, es wolle sich in keiner Weise einen Eingriff in die Rechte und Freiheiten der Republik erlauben, und sei am wenigsten gesonnen die freie Wahl eines Königs zu beschränken; die russische Czarin habe vielmehr ihre Truppen nur in der Absicht in Polen einrücken lassen, um den gefährlichen Folgen der dort herrschenden Zwietracht entgegen zu treten" *). Und in diesen Erklärungen der Pforte fanden Oesterreich und Frankreich einen neuen Grund für ihre Nichtinterventionspolitik. „Die Höfe von Wien und Versailles", berichtet der englische Gesandte aus Wien am 17. Mai 1764, „kamen zu dem Verständniß: da die hohe Pforte gegen alle Erwartung auf die Absicht der Höfe von Berlin und Petersburg in Hinsicht der Wahl eines Königs von Polen eingegangen ist, so würde eine zu tiefe Theilnahme an dieser Angelegenheit, um jene Plane zu durchkreuzen, nur ein nutzloser Versuch, ja eine gefährliche Maßregel seyn" **).

Polen ging seinem traurigen Geschick entgegen. Katharina II. und Friedrich II. schlossen am 11. April 1764, nachdem sie lange mit einander ohne Hinzuziehung ihrer Minister

---

*) Vergl. die Aktenstücke bei Hammer Geschichte des osmanischen Reiches (Pesth 1832) Bd. 8, 277, 533—537.

**) Bei Raumer 1, 352.

eine geheime Correspondenz geführt, einen neuen Allianztraktat ab, der gleichsam das Todesurtheil Polens aussprach. Kraft dieses Traktates, dem das früher am 8. Juni 1762 zwischen Rußland und Preußen aufgerichtete Bündniß zur Grundlage diente, wurden die Polen mit Gewalt gezwungen, keinen Punkt ihrer schlechten Verfassung zu verbessern; sie sollten bei der elenden Wahlmonarchie und dem Liberum Veto d. h. der Anarchie verbleiben, und zudem sollte der katholischen Kirche Polens durch Begünstigung der Dissidenten der Lebensnerv durchschnitten und die Dissidentenfrage als wirksamstes Mittel der Aufregung und als bequemer Vorwand zu fortwährender Einmischung benutzt werden. Die Ausführung dieses Vertrags hat Polen zu Grunde gerichtet, und in der Folge wirkte der Vertrag auch unheilbringend auf die übrigen europäischen Völker, weil er das Muster abgab für alle spätern Traktate, durch welche schwächere Staaten von den diplomatischen und militärischen Mitteln der stärkeren abhängig wurden. Lord Clarendon erzählte, daß Napoleon sich in einer Unterredung mit Kaiser Alexander in Erfurt ausdrücklich auf das russisch-preußische Bündniß vom 11. April 1764 berufen habe, um gewisse Maßnahmen seiner eigenen Politik zu rechtfertigen.

XXIII.

Prinz Demetrius Gallitzin, Missionär in Pennsylvanien.

Nach der Biographie von P. Heinrich Lemcke.

Pennsylvanien birgt in seinem weiten Gebiet ein kleines bescheidenes Städtchen, dessen Name uns jedesmal, so oft der gegenwärtig tobende riesenhafte Bürgerkrieg Nordamerikas seine Fluthen auch in diesen Staat hinüberspülte, unwillkürlich und mit besonderm Antheil in Erinnerung kam. Dieses Städtchen ist Loretto; war ja sein Gründer der Fürst Demetrius Augustin Gallitzin, der Sohn jener prächtigen deutschen Frau, auf die wir Ursache haben stolz zu seyn. Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen, seit der edle Missionär, der ein fürstliches Leben mit der Armuth des Glaubensboten vertauschte, nach einer vierzigjährigen apostolischen Thätigkeit in den Wildnissen des Alleghany-Gebirgs sein Haupt zur ewigen Ruhe niedergelegt hat. Was der Mann mit heroischer Arbeit dort gegründet und angebaut hat, steht heute noch in fröhlichem Aufschwung begriffen und wird, wofern es nur der verheerende Krieg verschont, wohl auch ferner das bleiben was es seit seinem Bestande ist, eine christliche Culturstätte, die mitten in den Oeden eines verrotteten Amerikanerthums ihren fortwirkenden Segen weit über die anfänglichen Grenzen

hinaus verbreitet; stille freilich und in geräuschloser Unscheinbarkeit, wie es im Wesen ihres Gründers lag. Denn wenn es auf Gallitzin allein angekommen wäre, so wäre sein eigener Name fast vergessen und seine Wirksamkeit in jenen Urwäldern zur Sage geworden. Lebte und wirkte er doch Jahrelang unter dem einfachen Namen Schmidt. So sehr mied er selber allen Schein und Titel vor der Welt.

Glücklicherweise fand sich noch rechtzeitig der Mann, der wie kein Anderer die Fähigkeit und Mittel besaß, das Gedächtniß des fürstlichen Missionärs in verlässigen Zügen glaubwürdig festzuhalten. P. Lemcke, der uns dieses Leben beschrieben hat*), kannte Gallitzin nicht nur persönlich, sondern er war sein Freund und Vertrauter, sein Beichtvater und Mitarbeiter in der Mission. Nach dessen Tod aber kam er in den Besitz der Papiere, Briefe und Notizen Gallitzins, welche über sein inneres und äußeres Leben auch für die frühere Periode allen erforderlichen Aufschluß boten. So befand er sich in der That in der einzigen Lage, eine wohlbegründete Lebensbeschreibung herzustellen; und das Andenken des ausgezeichneten Mannes der Vergessenheit zu entreißen, wurde für ihn zum Gebot. Denn wie er selber bemerkt, ist Gallitzins Leben „innig verknüpft mit Umständen, welche kommenden Generationen ebenso interessant seyn werden, wie uns jetzt die Begebenheiten der Zeit eines Bonifaz oder Ansgarius sind.“ Vielleicht ist ein Rückblick auf diese Anfangszeit der nordamerikanischen Kirche im gegenwärtigen Moment, bevor das social-politische Erdbeben, das den nordamerikanischen Continent durchschüttelt, vollends die alte Zeit begräbt, nicht ganz unangemessen.

Gallitzin gehört zu den Glaubensboten, welche das

---

*) Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Augustin Gallitzin. Von P. Heinrich Lemcke, Capitular der Benediktiner-Abtei St. Vincenz in Pennsylvanien. Münster 1861.

kirchliche Leben der Vereinigten Staaten mitbegründen helfen. Als der Prinz den amerikanischen Boden betrat, war ein einziger katholischer Bischof in diesem weiten Ländergebiet. Und dieser erste Bischof der Vereinigten Staaten, Johann Carroll*) von Baltimore, der aus Europa sich die bischöfliche Weihe holen mußte, stand selber erst seit zwei Jahren (seit 1790) auf seinem Posten, in beschränkten Verhältnissen und von einem noch kleinen Kreise gleichgesinnter Männer (vornehmlich französische Emigranten) umgeben. Gallitzin war der zweite Priester der nordamerikanischen Kirche, der von diesem Bischofe die Weihe erhielt, um dann als ein wahrer „Pionier der Civilisation“ das Kreuz in die Urwälder zu tragen. Bis mehr Zuwachs kam, dauerte es noch ein Weile. So waren die Anfänge. Wie ist das in wenig mehr als zwei Menschenaltern soviel anders geworden! Statt Eines Bischofs, der in den ersten fünf Jahren seiner Amtsführung nur zwei neugeweihte Priester auszusenden hatte, nennt uns jetzt der katholische Almanach für die Vereinigten Staaten 7 Erzbisthümer, 36 Bisthümer und 4 apostolische Vikariate mit dritthalbtausend Priestern, dazu Klöster von fast allen Orden, Seminarien, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten ohne Zahl, bei 4 Millionen Katholiken.

Wir Deutsche dürfen es darum wohl im Gedächtniß erhalten, daß es ein deutsches Fürstenkind war, welches mit den Grund legen half zum Aufbau der nordamerikanischen Kirche. Ein Deutscher ist Gallitzin wenigstens von mütterlicher Seite, und er war nicht bloß der leibliche sondern auch der geistige Sohn dieser Mutter. Welch eine schöne Mission

---

*) Nähere Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann findet man in dem neuen Werk: „Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dargestellt von einheimischen Schriftstellern, deutsch von den Benediktinern zu St. Meinrad im Indiana-Staat. Regensburg 1864. — Dagegen kommt Gallitzin sehr kurz darin weg.

vollzog diese merkwürdige Frau, die Fürstin Amalie von Gallitzin! Während sie zu Münster in Westfalen einen Kreis ausgezeichneter Geister um sich sammelte, die in jener flachen, von Unglauben, Aufklärung und frivoler Gesinnungslosigkeit zerfressenen Zeit die Flamme des Glaubens und der Ueberzeugungstreue nährten für die Tage der Wiedergeburt Deutschlands — erzog sie der neuen Welt einen Sohn, der von Geburt in eine glänzende Laufbahn gewiesen und in den Besitz fürstlichen Reichthums gesetzt, es vorzog in den Wildnissen des Westens über dem Ocean der Gründer und Glaubensbote einer jetzt blühenden und wohlgesitteten Colonie zu werden.

Merkwürdiger Weise schien dieser Sohn zu nichts weniger als zum Missionär Beruf zu haben. Denn er war in seiner Jugend überaus schreckhaft und schüchtern, fast eine Mädchen-Natur. Was aber noch schlimmer war, mit der Furchtsamkeit hatte sich eine träge, weichliche Unentschlossenheit verschwistert, die der Mutter bei der Erziehung viel Kummer machte. Beide Eigenschaften waren bei dem jungen Prinzen so fest gewurzelt, daß die eifervollsten jahrelangen Bemühungen der Mutter nur wenig fruchteten und das Uebel unausrottbar schien. Noch bis zum Jahr 1790, zwei Jahre vor seiner Abreise nach Amerika, erneuern sich in den Briefen der Mutter die alten Klagen, Mahnungen, Warnungen. Freilich war die anfängliche Erziehungsmethode der Fürstin dabei nicht ganz frei von Schuld. Denn während der Knabenzeit des Prinzen schwankte die Mutter selber noch haltlos in philosophischen Meinungen hin und her und beging, auch in der Erziehung experimentirend, manchen Mißgriff. So kam es, daß das eigentliche Grundelement fehlte und Mitri in einer Art von religiösem Indifferentismus heranwuchs. Erst als die Mutter, nach ihrer Niederlassung zu Münster, aus dem philosophischen Suchen heraus zur christlichen Ueberzeugung gelangt war, und im Umgang mit Männern wie Fürstenberg und Overberg, kam auch in die Erziehung Halt und Autorität, und es war

nicht ohne Bedeutung, daß dem jungen Dimitri bei der Firmung der Name Augustinus beigelegt wurde.

Als der einzige Sohn eines russischen Fürsten aus altberühmtem Geschlecht, sah der Prinz (der am 22. Dezember 1770 im Haag geboren war, wo sein Vater, ein Günstling der Czarin Katharina, als russischer Gesandter weilte) sein natürliches Ziel im hohen russischen Militär- oder Staats-Dienst vorgezeichnet. Nichts wurde vernachlässigt, was zu einer sog. guten Erziehung in der großen Welt gehörte. Als der Prinz so, unter den Augen seiner Mutter, zu einem jungen gewandten Mann gereift war, sollte er zur Vollendung seiner Bildung auf Reisen geschickt werden. Die schwierige Frage war aber: wohin? Man schrieb 1792. Ueber dem Rhein, im aristokratischen Mekka der Civilisation wüthete die Revolution, und durch den Krieg war die europäische Weltlage überhaupt eine kritische geworden. Da traf es sich, daß um dieselbe Zeit ein junger Priester Brosius, der als Hauslehrer in der Familie Droste dem Kreise der Fürstin Gallitzin nahe gekommen war, Vorbereitungen machte, als Missionär nach Amerika zu gehen. Da ihn die Fürstin als einen unterrichteten und vertrauenswürdigen Mann schätzen gelernt hatte, so kam ihr der Gedanke, ihren Sohn unter seiner Aufsicht und Leitung eine Reise nach der neuen Welt machen zu lassen. Dieser herzhafte Plan stieß unerwarteter Weise auch bei ihrem Gemahl auf keine Schwierigkeiten; denn der alte Fürst war ein Verehrer Washingtons und besonders des philosophischen Jefferson, und diese Sympathie bewog ihn seine Einwilligung zu geben, daß Dimitri zwei Jahre lang die Vereinigten Staaten bereisen und die neuen Einrichtungen der Union in Augenschein nehmen sollte. Der Vater legte dem Sohne ans Herz, sich vornehmlich bei den genannten Staatsmännern Zugang zu verschaffen, die Mutter versah ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Bischof Carroll von Baltimore.

So nahm der 22jährige Prinz im August 1792 von

Europa Abschied und schiffte sich zu Rotterdam nach Amerika ein, von dem er sich schwerlich träumen ließ, daß es ihm zum Schauplatz seiner ganzen zukünftigen Lebensthätigkeit bestimmt sei. Oder war es doch ein Vorgefühl der großen Entscheidung, des Abschieds ohne Wiederkehr, was ihn im letzten Augenblicke beschlich, als er an der Rhede zu Rotterdam, wohin die Mutter ihn begleitete, wankend wurde und die alte Natur der Unentschlossenheit noch einmal und zum letztenmal zum Vorschein kam? Als er das Boot, das ihn nach dem Schiffe abholen sollte, auf den schäumenden Wellen herankommen sah, da entfiel seinem jungen Herzen der Muth, und er wäre lieber wieder umgekehrt. Die Mutter aber wandte sich mit flammenden Augen nach ihm und sagte: „Mitri, ich schäme mich in deiner Seele"; dann ergriff sie ihn beim Arm, drängte ihn vorwärts, und im nächsten Augenblick, er wußte nicht wie, lag er in den Wellen, die über ihm zusammenschlugen. Die Matrosen hatten ihn bald wieder aufgefischt und ins Boot gezogen, und ruderten nun, auf den Wink der heroischen Mutter, mit ihm frischweg davon. Das war der Abschied von Europa, das er nicht mehr sah; aber die Meer-Taufe machte einen neuen Menschen aus ihm. Gallitzin hat das seinem Biographen noch in späten Jahren selbst gestanden.

Eine merkwürdige Wandlung muß allerdings in dem jungen Manne vorgegangen seyn. Denn alle Weichheit und Unentschlossenheit war von da an wie abgespült, und Alles was man fortan von ihm sieht, ist Beherztheit, Kraft, Unbeugsamkeit. Davon setzte er die Seinigen in Europa früher, als sie darauf gefaßt waren, in Erstaunen. Er hatte kaum zwei Monate zu Baltimore in der Nähe des Bischofs Carroll verbracht und den neuen Dingen um ihn zugeschaut, als jener Entschluß in ihm fertig stand, der das Loos über sein ferneres Leben warf und den er gegen alle Bedenken unwiderruflich aufrecht hielt. Er schrieb nach Münster (Ende 1792): er habe sich „mit Leib und Seele, mit Hab und Gut

dem Dienste Gottes und zum Heile seiner Nächsten in Amerika aufgeopfert. Und diese Entschließung sei von ihm gefaßt worden wegen des dringenden Bedürfnisses nach Arbeitern im Weinberge des Herrn, indem die Geistlichen in diesem Lande oft 40 bis 50 Stunden Weges und noch wohl darüber reisen müßten, um den Gläubigen die Heilsmittel zu bringen. Er zweifle nicht, daß in Rücksicht auf die schwere Arbeit, welche ein solcher Beruf fordert, die Wahrheit dieses Berufes nicht werde verkannt werden können."

Es war dieß fast die erste Kunde, die in Münster von dem jungen Reisenden aus der neuen Welt eintraf, und sie schlug auch wie ein Blitz in den Kreis der europäischen Freunde ein. Von allen Seiten erhoben sich jetzt von da die Einreden, Zweifel und Vorstellungen über das was er wage, und was er daheim auf's Spiel setze; theilweise seltsame Gründe, die nur aus dem Geist einer religiös verflachten Epoche erklärlich sind. Am vernünftigsten, ja großherzig benahm sich die Mutter, die im ersten Augenblick wohl erschreckt und besorgt war, bald aber den richtigen Gesichtspunkt und ihre gewohnte Fassung fand. Nachdem sie durch die Mittheilungen des Bischofs von Baltimore und anderer angesehener Personen, mit denen sie sofort in Correspondenz getreten war, sowie durch die Briefe ihres Sohnes selbst sich von seinem Berufe überzeugt hatte, war sie vollkommen beruhigt, und Rücksichten weltlicher Natur verloren von dem Moment bei dieser Frau ihre Kraft. Sie schrieb ihrem Sohne: wenn es damit seine Richtigkeit habe, daß seine Wahl nach gründlicher Selbstprüfung eine wahrhafte Berufswahl sei, dann wolle sie gerne alle Vorwürfe und alles Ungemach, welches deßenthalb über sie kommen werde, auf sich nehmen und könne sie sich keine größere Wonne, keinen herrlicheren Lohn für alle ihre Sorgen und Leiden denken, als ihren Herzenssohn am Altare zu sehen. Die Last der Vorwürfe und Bedrängnisse, die sie um dieses Herzenssohnes willen, namentlich von Seiten ihres Gemahls und dessen Verwandten, zu tragen hatte, war denn auch in Wirk-

lichkeit nicht gering; die Briefe Overbergs geben darüber hinlänglich Kunde.

Inzwischen scheint Demetrius seine europäischen Freunde ihrem Staunen überlassen zu haben. Er ging rasch und unverwandt seinen Weg und hing seinen theologischen Studien zu Baltimore mit einem Ernst und Brenneifer nach, dem die Vorgesetzten zuweilen zur Schonung seiner Gesundheit gebieterisch Schranken setzen mußten. Nach zwei Jahren empfing er die Weihe des Subdiakonats, und am 16. März 1795 die Priesterweihe.

Arbeit wartete genug, und so ward der junge Priester — der zweite (wie schon erwähnt) der aus dem nordamerikanischen Anfangsseminar hervorging — von seinem Bischof unverzüglich an's Werk gesetzt. Gallitzin, der übrigens seinen fürstlichen Namen abgelegt hatte und als schlichter Mr. Smith missionirte, begann seine geistliche Wirksamkeit als Missionär in Port Tobacco am Potomac. Er muß sich aber dort gleich einer übermäßigen Arbeit hingegeben haben, so daß er sich Fieber zuzog und der Bischof ihn ermahnen mußte, seinen Eifer zu mäßigen. Dieser berief ihn hierauf zur Erholung nach Baltimore zurück, wo Gallitzin in der Folge für die katholischen Deutschen daselbst deutsche Predigten hielt. Eine mehrjährige Thätigkeit an verschiedenen andern Orten, in denen er seine Wanderjahre im seelsorgerlichen Berufe durchmachte, verlieh ihm eine ausgebreitete Erfahrung und das Verständniß der amerikanischen Verhältnisse, vornehmlich auch der Schwierigkeiten, die der herrschende Geist des Yankeethums einem kirchlichen Neubau entgegenstellte: und es reifte in ihm der Plan zu dem Unternehmen, welches seiner übrigen Wirksamkeit die originale Signatur aufgedrückt hat.

Er beschloß eine neue Ansiedlung und eine eigene christliche Gemeinde in der Wildniß zu gründen, auf unangebrochenem und noch nicht puritanisch verdorbenem Boden. Der demokratische Charakter des Amerikanerthums, der sich auch in das amerikanische Kirchenwesen mit einem Schweif

von Mißbräuchen eingenistet hatte, lief seiner Natur und seinen Begriffen von Priesterthum und kirchlicher Organisation schnurstracks zuwider. Er wollte darum primitive Verhältnisse haben und richtete sein Auge nach den unbewohnten Gegenden des Westens von Pennsylvanien. „Da bin ich hergegangen“, sagte er später einmal, „um den Kirchenvorstehern (trustees), Kirchenstühlen und allem andern damit verbundenen und daraus herfließenden Unwesen zu entfliehen, und da war kein anderer Weg, als etwas Neues nach andern als bis dahin geltenden Regeln anzufangen. Wo immer ein Anfang gemacht war, hatte man die Sache von vornherein verdorben, weil man sich überall nach den Protestanten richtete.“ Da bot nun allerdings der Westen Pennsylvaniens wirklich unverdorbene Verhältnisse, denn er war noch die lautre Wildniß, eine Urwaldregion die noch vor kurzem von Indianerhorden umschwärmt war.

Auf seinen Missionswanderungen, die sich oft weit nach Westen erstreckten, hatte Gallitzin eine Niederlassung von einigen Familien katholischen Glaubens gefunden, die sich auf einer Hochebene des Alleghany-Gebirges, nicht allzuweit von Huntington, festgesetzt hatten. In dieser Bergwildniß und in Mitte der wenigen braven Leute gefiel es dem Missionär, und dort, an der Wasserscheide des Ohio und Susquehanna, beschloß er dauernd sich anzusiedeln und eine größere selbstständige Colonie zu gründen, die der Centralpunkt seiner Missionen werden sollte. Mehrere arme Familien in Maryland waren bereit sich ihm anzuschließen, und als Gallitzin die Einwilligung seines Bischofs erhalten hatte, machte er im Spätsommer 1799 sich reisefertig und zog mit seiner kleinen Karawane von Maryland aus nach dem Gebirge. Es war ein langer mühseliger Marsch, auf dem sie im buchstäblichen Sinn durch die Wildniß sich Bahn brechen mußten und mit Hab und Gut nur langsam sich fortbewegen konnten, bis sie die Station erreichten, die sie zu ihrer künftigen Heimath erkoren. Gallitzin ergriff von dem bereits erworbenen Lande Besitz,

und ohne Zeitverlust begann unter den vereinten Händen die emsige Arbeit der Neugründung, so daß die kleine Colonie noch vor Ausgang desselben Jahres sich bereits eines Kirchleins erfreuen konnte. P. Lemcke erzählt von diesen Anfängen:

„Hier wurden nun sogleich auf einem bereits vom Urwalde gelichteten Platze zwei unscheinbare Gebäude aus rohen Baumstämmen errichtet, eins als Kirche, das andere als Priesterwohnung. In der heiligen Weihnachts-Nacht 1799 dachte kein Mensch in der kleinen Gemeinde an den Schlaf. Das Kirchlein stand da festlich geschmückt mit Tannenzweigen, Lorbeer und anderem Immergrün und so vielen Kerzen, als unter den Umständen aufzutreiben waren, und um Mitternacht wurde der erste feierliche Gottesdienst darin gehalten, zur größten Erbauung mancher Katholiken die seit Jahren, und zur Verwunderung einiger alter verwilderter Jäger die ihr Lebtag so etwas nicht gesehen hatten. Und so ereignete es sich, daß an einem Orte, wo ein Jahr zuvor noch der Urwald stand, ein Häuflein von Wanderern verschiedener Zungen und Nationen unter der Leitung eines heimathlosen Prinzen eine Heimath gefunden, und wo vordem in der schauerlichen Mitternachtsstunde nichts gehört wurde als das Heulen des Wolfes, der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren erscholl: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden!“ (S. 178. 179.)

Das Werk der Colonisation, der materiellen wie der geistigen, nahm in der nächsten Zeit Gallitzins Kraft nach allen Seiten in Anspruch. Ein Irländer, Capitän Macguire, einer der ersten weißen Bewohner jener Gegenden und der Stammvater einer dort weit verzweigten Nachkommenschaft, hatte etwa 400 Morgen Landes erworben und zum Kirchengut bestimmt. Gallitzin nahm es von ihm in Besitz und überließ sein eigenes Land, das er aus seinen Privatmitteln erkauft hatte, in kleine Parzellen zerlegt an arme Gemeindeglieder auf lange Zahlungstermine (wovon übrigens manches nie bezahlt wurde). In Bälde nahm die unwirthliche Region eine andere Physiognomie an. Die junge Gemeinde folgte den Impulsen des rührigen Missionärs, der unablässig be-

müht war, die Ansiedlung durch Urbarmachen, durch Errichtung von Gebäuden, vor allem einer Mühle, durch neue Länderankäufe zu verbessern und zu erweitern. So gedieh die Colonie rasch in ersichtliches Wachsthum, und auch in der weiteren Umgegend zog der apostolische Eifer des Missionärs die Blicke in solchem Grade auf sich, daß manche Familien seiner Kirche zugeführt wurden.

Bei seinen Colonisationsversuchen wurde Gallitzin aus Europa wesentlich unterstützt. Denn in diesen ersten Zeiten erhielt er fortlaufende Geldsendungen von seiner Mutter, mit der er im herzlichsten Einverständniß und Briefwechsel stand. Weniger kümmerte sich sein Vater um diese Verhältnisse, dem überhaupt der ganze Schritt seines Sohnes, seines einzigen Sohnes, ein böser Strich durch die Rechnung gewesen war; doch wünschte er sehr, ihn noch einmal in Europa zu sehen. Aber vorerst hielt den Missionär seine junge Colonie noch so vielseitig in Athem, daß er unentbehrlich und an eine Reise nicht zu denken war. Es vergingen einige Jahre. Inzwischen begann doch der Gedanke an eine Fahrt nach Europa auch ihn sehr lebhaft zu beschäftigen. Im Juni 1803 entschuldigt er sein längeres Schweigen gegen die Mutter damit, daß er ernstlich die Absicht gehabt habe, sie zu besuchen; er sei aber daran verhindert worden, weil er keinen Priester habe finden können, der seine Stelle vertreten hätte; seitdem aber seien die Arbeiten so vermehrt worden, daß er zweifle, ob es ihm in seinem Leben noch werde möglich werden, nach Münster zu kommen und seine Mutter zu umarmen. „Ich darf nicht", fährt er fort, „daran denken, das Herz erzittert mir in Liebe: es ist mir, als ob ich durchaus Dich noch einmal sehen müßte, um ruhig und im Frieden aus dieser bösen Welt zu scheiden." Die nicht weniger sehnsüchtige Mutter fand sich mit Ergebung darein, wenn es ihr auch manche Thränen kostete, wie Overbergs Briefe bezeugen. Noch einmal trat ihm der Plan der Reise näher, auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters, wo die Erbschaftsordnung seine Anwesenheit erheischte. Aber

auch dießmal ließ er sich durch die Sorge für seine ohne ihn verlassene Colonie zuletzt bestimmen, der Freude der Heimkunft und des Wiedersehens zu entsagen. Er setzt dieß seiner Mutter mit triftigen Gründen auseinander, die uns nebenbei den Umfang seines Wirkens und seiner Vertrauensstellung ahnen lassen: die Rücksicht auf die Familien, welche auf sein Zureden und um den beständigen Trost der Religion zu haben, mit ihm in die Wildniß gezogen; die Verpflichtung gegen verschiedene Freunde, die ihm zur Förderung des Unternehmens bedeutende Geldsummen anvertraut hätten, und die nun verzweifeln und verzagen würden, wenn er auf Jahr und Tag davon ginge; das Vertrauen so mancher Anderer, die, weil es ihnen an Zeit und Einsicht dazu fehlte, alle ihre zeitlichen Angelegenheiten in seine Hände gelegt hätten und über die nun während seiner Abwesenheit gewissenlose Spekulanten und Advokaten herfallen würden; der Umstand endlich, daß bei der Gesetzgebung von Pennsylvanien im Werk wäre, aus dem Landstrich, wozu seine Colonie gehöre, ein eigenes County zu bilden, wobei seine Anwesenheit manches zum Vortheil lenken könnte — Alles dieß und Anderes seien Motive von solchem Gewicht, daß ihm das Bleiben zu einer Sache des Gewissens geworden.

Die Mutter fügte sich in diesen Entschluß mit christlichem Heldenmuth. „So weh es meinem Mutterherzen thut", schreibt sie in der Antwort darauf, „der nahen Hoffnung, den geliebten Sohn zu umarmen, entsagen zu müssen, so kann ich mit Wahrheit sagen, daß Dein Brief, der mir diese Nachricht ankündigte, mir den größten Trost gewährt hat, den ich auf Erden zu finden wünsche." Es ist nicht ohne Rührung zu sehen, wie eifrig die Mutter fortfuhr, für ihn und seine Missionsbedürfnisse in ihrer liebenden Weise zu sorgen. So enthält ein an den Bischof von Baltimore gerichteter Brief ein Verzeichniß der mancherlei Gegenstände, welche sie durch diesen ihrem Sohne zuschickte: fürs erste ein beträchtlicher Wechsel, dann eine Kiste mit Büchern, auch Erbauungsbücher,

Rosenkränze 2c. zum Austheilen, ferner von ihr und ihren Freunden verfertigte Wäsche für seinen eigenen Gebrauch und Kleidungsstücke zum Verschenken, besonders für arme Kinder, ja sogar weiße Häubchen und Kleidchen für Neugeborne waren nicht vergessen, damit er sie armen Wöchnerinen gebe, wenn sie ihre Kindlein zur Taufe schickten; endlich ein vollständiger Meßornat, von der Fürstin, ihrer Tochter und der Gräfin Stolberg mit eigenen Händen gemacht. Letzterer war ein Prachtgeschenk, das der Missionär zeitlebens ganz besonders in Ehren hielt, und worin er zuletzt auch nach seinem Wunsche begraben wurde.

Die Gründung des deutschen Missionärs war indessen aus der Wildniß zu einem Städtchen erwachsen, das von Gallitzin den Namen Loretto erhielt. „Die Colonie", so schildert sein Nachfolger die Entstehung, „bestand aus lauter Leuten, die große Stücke Land, gewöhnlich 100 bis 400 Morgen, in Besitz nahmen und sich dann mit Urbarmachung und Ackerbau beschäftigten. Wie die Bevölkerung zunahm und manche Leute etwas aus dem Groben heraus und zu Mitteln kamen, entstand das Verlangen nach manchen Bedürfnissen eines civilisirten Lebens, welche bisher von fernher mußten herbeigeschafft werden. Dieß brachte Gallitzin auf den Gedanken, auf seinem Lande ein Städtchen anzulegen. Schnell kamen Handwerker aller oder wenigstens solcher Art, wie sie an einem solchen Platze nöthig sind und Verdienst finden können, als Schmiede, Schuster, Schneider, auch Krämer — und so entstand Loretto."

Das Städtchen war also fertig; aber mit der Vergrößerung trat auch die Zeit der Krisis ein, für Gallitzin eine Periode jahrelangen Kämpfens mit einer Reihenfolge von Widrigkeiten, die seine Standhaftigkeit in eine harte Schule nahmen und in ihrem Zusammenwirken wohl im Stande waren, die Lebensfähigkeit seiner Pflanzung in Frage zu stellen. Es war keine kleine Aufgabe, eine aus so heterogenen Bestandtheilen der europäischen Auswanderung zusammenge-

flossene Bevölkerung friedlich unter einen Hut zu bringen und beisammen zu halten. Gallitzins Bemühen, sie organisatorisch zu meistern, stieß auf mancherlei Schwierigkeiten. Vor Allem erhob jene Sorte des amerikanischen Geistes, welche gerade den Missionär in die Wildniß getrieben hatte, das Gelüsten demokratischer Einmischung ins Kirchenregiment, jetzt auch hier das Haupt und lehnte sich gegen Gallitzins Anordnungen immer anmaßlicher auf. Hier aber war Gallitzin unbeugsam und entwickelte eine durch nichts zu erschütternde Energie. Gefährlicher wurde der Stand durch ein weiteres Moment. Ein begütertes Glied der Gemeinde, ein unruhiger Kopf von ächt amerikanischem Spekulationsgeist, verfiel plötzlich auf den Gedanken, dem jungen Loretto Concurrenz zu machen durch die Anlage eines neuen Städtchens. Wirklich legte er mit einigen Irländern in allernächster Nachbarschaft eine Stadt an, die er (irisch) Munster nannte. Dieses Trutz-Loretto wurde nun der Schmollwinkel der Aufgeklärten, d. h. derjenigen welche mit Gallitzins Eifer für Kirchenzucht unzufrieden waren. Es konnte nicht fehlen, daß daraus Irrungen in der Gemeinde entstanden, und die friedliche Wohlfahrt von Loretto war in der That schwer gefährdet. Die kleine Partei der Secession blieb hiebei nicht stehen; sie griff nun den Charakter Gallitzins direkt an und fand dazu unerwartete Hilfe. Es traf sich nämlich, daß zwei beschäftigungslos vagirende Deutsche, ein Geistlicher von zweifelhaftem Ruf und ein Adeliger den falsche Wechsel aus der alten Welt getrieben, um dieselbe Zeit des Weges kamen, und da sie bei Gallitzin vielleicht nicht die rechte Aufnahme fanden, ihren Vortheil bald darin erkannten, daß sie sich auf die Seite der Unruhstifter stellten. Sie wußten über ihren Landsmann falsche Gerüchte und Verdächtigungen in Umlauf zu bringen, um die Leute aufzuhetzen; selbst der angenommene Name Schmidt, unter dem Gallitzin noch fortwirkte, mußte als Mittel dienen, die Köpfe zu verwirren und Mißtrauen in die Gemeinde zu werfen. So nahmen die Umtriebe eine

immer bösartigere Gestalt an, und der verworrene Zustand mußte endlich zum Bruch führen.

So unerquicklich aber der bisherige Verlauf der Verwicklung ist, so komisch ist der Ausgang: der Knoten fand eine ächt amerikanische Lösung. John Weakland heißt der Alexander, der diesen Knoten zerhieb. John Weakland, ein braver Irländer von riesiger Gestalt und Kraft, als Bärenbändiger und Wolfsfänger weitum bekannt und respektirt, war eine ruhige friedliebende Seele, die sich nur um die eigenen Angelegenheiten kümmerte und nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen war; was er aber hier sah, wurde ihm doch zu viel, und er beschloß sich ins Mittel zu legen, und zwar auf die einzig imponirende Weise, nämlich mit einem guten Eichenpfahl in der Hand. Es war auf einen förmlichen Ueberfall Gallitzins von Seite der Unruhstifter abgesehen, um dem bedrängten Missionär Zugeständnisse nach ihrem Sinn abzupressen, und Gallitzin wäre selbst Mißhandlungen preisgegeben gewesen, wenn er sich nicht in die Kapelle geflüchtet hätte. Eben hatte die Rotte die verschlossene Kapelle umstellt, um mit Gewalt zu ihrem Zweck zu kommen — da erschien der gute John Weakland mit seinem eichenen Zaunpfahl, der seiner riesigen Faust gerade handgerecht war, und erklärte kurz und gut jedem den Schädel einzuschlagen, der ferner sich mucksen oder gar an dem Priester sich zu vergreifen Miene machen würde. Das wirkte wunderbar. Die Mehrheit der Wohlgesinnten, die wie gewöhnlich eingeschüchtert sich einer schweigenden Passivität ergeben hatten, war nun auf einmal ermuthigt durch den kräftigen Halt, den sie gefunden; man schaarte sich zusammen und die Sache hätte für die Aufwiegler sich in das bedrohlichste Gegentheil gekehrt, wenn nun nicht Gallitzin wieder beschwichtigend dazwischen getreten wäre — kurz, ein gründlicher Umschwung der Dinge trat ein. Die völlige Beilegung wurde endlich durch das Zuthun des Bischofs erzielt, der nach sorgfältigen Erhebungen über die Sachlage ein offenes Schreiben an die Gemeinde zur

Begütigung richtete (30. Nov. 1804), das an die Kirchthüre geheftet wurde und seine Wirkung nicht verfehlte. Es kehrte Ordnung und Friede zurück, und Gallitzin's Standhaftigkeit erlangte eine glänzende Genugthuung; auch für die Existenz Lorettos war nun jede Gefahr beseitigt.

Indeß warteten Nöthen anderer und hartnäckiger Art. Seit dem Tode seines Vaters sah Gallitzin sich plötzlich der Unterstützung von Europa aus für seine Unternehmungen beraubt. Er selber nämlich ward als katholischer Priester durch das russische Gesetz von der Erbschaft des väterlichen Vermögens völlig ausgeschlossen, und seine Mutter wurde durch kostspielige Processe, die sie um die Einkünfte der fürstlichen Güter führen mußte, in eine Lage versetzt, daß sie auch die gewohnten Geldsendungen an ihren Sohn beschränken mußte. Daraus erwuchsen dem guten Missionär, dessen Mildthätigkeit ohne Grenzen und dessen Organisationslust weitaussehend war, ja der im Vertrauen auf den Rückhalt des fürstlichen Familienbesitzthums Vieles im Interesse seiner Colonie zum vorhinein unternommen hatte, endlose Verlegenheiten und Kümmernisse. Daß er in der Folge jahrelang mit Entbehrung und Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, wäre wenig gewesen; ungleich schmerzlicher fiel es ihm, daß er „Pläne für Errichtung einer imponirenden katholischen Colonie aufgeben, begonnene Unternehmungen unvollendet lassen, Ländereien mit großem Verlust wieder veräußern und dazu von ungeduldigen Gläubigern sich als leichtsinnigen Schuldenmacher verlästern lassen mußte.“

Um das Maß voll zu machen, ereilte ihn mitten unter diesen Bedrängnissen die schmerzliche Kunde von dem Tode seiner geliebten Mutter. Die hochsinnige Fürstin war am 27. April 1806 zu Münster entschlafen, der Freude des Wiedersehens mit ihrem Sohne in einer andern Welt sich getröstend. Die Schilderung von ihrem schönen Ende, welche er aus den Briefen seiner Schwester, Overbergs und des Grafen Stolberg empfing, war ihm sicher ein aufrichtender

Seelenamt; aber seine zeitlichen Sorgen und Nöthen mehrten sich seit diesem Ereigniß in noch erheblicherem Grade und folgten ihm unabläßig noch manches lange Jahr. Nur mit der äußersten Anstrengung und Schritt für Schritt vermochte er die auf den Unternehmungen ruhende Schuldenlast abzuwälzen, so daß er erst gegen den Abend seines Lebens sagen konnte, er könne nun schuldenfrei sterben und seiner Kirche das ganze liegende Gut ungeschmälert hinterlassen. Das blieb es auch und noch ein Beträchtliches darüber; aber man muß die Geschichte dieser Bedrängnisse im Einzelnen lesen, um die Ausdauer und sittliche Energie, die zu deren Bewältigung gehörte, würdigen zu lernen. Die mütterlich improvisirte Meertaufe hat sich da ganz besonders bewährt, aber auch der richtige Blick des alten Fürsten Gallitzin, der den schlummernden Grundzug im Wesen seines Sohnes schon frühzeitig ahnend erkannt hatte. Denn schon damals, als die allzu ängstliche Mutter noch über die willenlose Lethargie ihres 16jährigen Mitri sich härmte, schrieb ihr derselbe beruhigend: „Stille Wasser sind tief. Ich glaube, Du irrst Dich in seinem eigentlichen Charakter: er möchte ja immer gegen den Strom schwimmen“ (il est toujours contre vent et marée). Gegen die Strömung der Zeit, gegen die verkehrte nämlich, war in der That sein Wesen, sein ganzes Leben gerichtet.

Gegen die Strömung ging auch seine Schriftstellerei. Unter den aufreibenden Arbeiten und Sorgen zu Loretto hatte Gallitzin noch Zeit gefunden, auch als Schriftsteller auf seinem Missionsfelde zu wirken. Daß ein Mann von seinem Schlage nur durch besondern Anlaß zur Schriftstellerei kam, ließ sich nicht anders annehmen; und so war es auch. Die Angriffe und verleumderischen Provokationen eines presbyterianischen Predigers in Huntington, der in seinen Predigten die katholische Kirche als die größte Gefahr des Landes auszumalen sich erhitzte, waren der eigentliche Anstoß, der ihm die Feder in die Hand drückte. Die Controverse machte ihn zum Schriftsteller. In Amerika wie anderwärts gehört es

zum Bedürfniß des fanatischen Sektengeistes, daß er von Zeit zu Zeit allarmirende Feuerrufe gegen die Ausbreitung der katholischen Kirche erhebt. Eine solche Zeitstimmung machte sich nun eben damals Luft, als die Fortschritte der Kirche, unter dem bahnbrechenden Wirken von Männern wie Gallitzin, freilich auch für ein blödes Auge nicht mehr zu übersehen waren. Der Staat mußte also wieder einmal in Gefahr erklärt werden. Gegen solche aufreizende Ausbrüche schrieb Gallitzin seine „Vertheidigung katholischer Lehren", die im J. 1816 zu Pittsburg gedruckt erschien, und zwar in englischer Sprache, die er nachgerade besser schrieb als die deutsche. Das Buch fand eine große Verbreitung dieß- und jenseits des Oceans. P. Lemcke, der auch eine deutsche Uebersetzung besorgte, fand die Defence of catholic principles in Irland in einer zweiten, zu Dublin gedruckten Auflage vor. In Amerika selbst erlebte das Buch vier Auflagen und ist „so populär geworden wie Cobbetts Geschichte der Reformation, mit der es auch insofern viel Aehnlichkeit hat, daß der Nagel überall gerade auf den Kopf getroffen wird."

Nachdem einmal die Anregung gegeben war, folgten der ersten Schrift noch mehrere andere, wie sie gerade das praktische Bedürfniß, beziehungsweise das Auftreten einer grassirenden Modekrankheit erheischte, die ja bei dem Amerikaner eine periodische Erscheinung bildet; man denke nur an die Uebertreibungen der Temperenz ꝛc. Gallitzin verstand es nun vortrefflich, auf die krankhaften Exuberanzen des amerikanischen Geistes einzugehen und sie mit der Klugheit eines einsichtigen Arztes zu behandeln. Die Schriften, die er zur Abwehr und zur Belehrung in seiner geraden körnigen Art, meist im Ton des Volksschriftstellers schrieb, verfehlten ihre Wirkung selbst in weiteren Kreisen nicht. „Die Gallitzin'schen Schriften", sagt unser Gewährsmann, „haben zu ihrer Zeit unendlich viel Gutes gewirkt, besonders in den niedern Kreisen der Gesellschaft, für welche sie eigentlich berechnet waren. Man fand sie und findet sie noch manchmal in Pamphletform auf

Dampfbooten und in Wirthshäusern; denn er ließ sie auf seine Kosten drucken und streute sie überall aus, wie die Bibelgesellschaften es mit ihrer Waare machen. Katholische Familien hatten sie in ihren Häusern, protestantische Nachbarn und Freunde sahen sie da, wurden neugierig, nahmen sie zur Hand und konnten sich nicht satt lesen, indem sie da Dinge fanden, von denen ihnen nie geträumt hatte. So gingen sie von Hand zu Hand und wurden begierig verschlungen; ich selbst habe Exemplare gefunden wo man sie gar nicht hätte erwarten sollen, und zwar so abgegriffen wie ein ausgedientes Abc-Buch."

Man muß hiebei erwägen, daß Gallitzin zu einer Zeit hervortrat, wo die katholische Kirche in den Yankeestaaten noch von der Tradition des englischen Mutterlandes und seiner schimpflichen Strafgesetze her fast in einem Zustand der Aechtung sich befand. Hatte ja bei Entwerfung der Verfassungsurkunden der dreizehn Staaten kaum einer derselben Clauseln einzuschieben unterlassen, welche die Katholiken ausdrücklich oder mittelbar von allen Stellen der öffentlichen Gewalt oder des bürgerlichen Vertrauens ausschließen sollten. Man muß die tausend Hemmnisse der dicksten Vorurtheile, Hetzereien und Umtriebe (namentlich von Seite der Bibel-Gesellschaften) unter der herrschenden Masse, endlich die Verschüchterung und gedrückte Lage der zerstreuten Katholiken selbst ins Auge fassen, und man wird ermessen, was es für ein Verdienst war, auch auf literarischem Gebiet einer der ersten ritterlichen Verfechter katholischer Wahrheit gewesen zu seyn.

Inzwischen hatte der Mann, der so lange in der Verborgenheit gewirkt, die Augen der amerikanischen Welt auf sich gezogen. Die Art wie seine, nicht durch Genialität, aber durch Charakterstärke imponirende Persönlichkeit nach der seelsorgerlichen wie schriftstellerischen Richtung ins sociale Leben eingriff, hatte ihn weit über die Grenzen seiner Grafschaft hinaus in Achtung gesetzt und erwarb ihm mit der Zeit ein

unbegrenztes Vertrauen, das ihm in Briefen aus nah und fern, in Privatanliegen wie in kirchlichen Angelegenheiten entgegengetragen wurde. Erst jetzt fing auch sein eigentlicher Name an in die Oeffentlichkeit zu dringen, nachdem er einzelne Schriften unter demselben hatte ausgehen lassen: als „Demetrius Augustin Gallitzin, katholischer Pfarrer zu Loretto."

So konnte es nicht fehlen, daß, als es sich um die Errichtung und Besetzung eines neuen amerikanischen Bischofssitzes handelte, alle Blicke auf den Priester von Loretto gerichtet waren. Der Versuch kam mehr als einmal an ihn, allein er wollte nichts davon wissen und that was er konnte, um jedem Gedanken an seine Erhebung entgegenzuwirken. Er wollte in seinem Eigensten, in Loretto seyn und verbleiben. Dagegen ließ er es geschehen, als man nach der Errichtung eines bischöflichen Stuhls in Philadelphia ihn zum General-Vikar erhob; denn damit ließ sich sein Verbleiben in Loretto wohl vereinigen. Seit dem Beginn seiner priesterlichen Wirksamkeit hatte das kirchliche Leben inzwischen bedeutenden Aufschwung genommen. Es begannen sich jetzt katholische Gemeinden nach allen Seiten hin zu bilden, und für Gallitzin eröffnete sich in seiner neuen Eigenschaft ein ausgebreiteter Wirkungskreis. „Man kann wohl sagen", erläutert sein Biograph, „daß er während einer Reihe von Jahren für den ganzen Distrikt, welcher jetzt die beiden Bisthümer Pittsburg und Erie in sich schließt, die Stelle des Bischofs vertrat." Was das besagen will, ermißt man, wenn man sich in die primitiven amerikanischen Zustände versetzt, wo die Kirchenhirten ohne Consistorien, ohne geregelte Diöcesanverfassung sich behelfen mußten, und mit so wunderlich gemischten und gewürfelten Elementen, wie sie eben nur Amerika bietet, auf einem räumlich so weitgestreckten Schauplatz zu thun hatten. Hier war es oft unendlich schwierig, in jedem gegebenen Falle das Rechte zu treffen, und zwiefach geschärfte Umsicht und Gewissenhaftigkeit geboten. Aus den zahlreichen amtlichen Schreiben, die Gallitzin als Generalvikar zu erlassen hatte

und wovon er regelmäßige Copien zu behalten pflegte, kann sein Freund bezeugen, „daß er seines Amtes mit Wachsamkeit und Eifer, aber auch zugleich mit Liebe und großer Barmherzigkeit wartete."

Ueberall in seinem Kreise nahm er sich mit besonderer Vorliebe der Bedrängten und Verfolgten an, da er an seinem eigenen Leben erfahren hatte, wie schutzlos man in Amerika den Ränken der Lüge, Bosheit und Rachsucht preisgegeben ist; und die Zahl der Personen geistlichen und weltlichen Standes, welche ihn noch nach seinem Tode als ihren irdischen Schutzengel verehrten und ohne ihn vielleicht zu Grunde gegangen wären, ist nicht gering. Sein Ansehen, das insbesondere auch bei seinen Amtsbrüdern immer festern Boden gewann, war darum ein verdientes; seine reiche Erfahrung kam Hoch und Nieder zu gut. Als der nachmalige Erzbischof von Baltimore im Jahre 1830 zum Weihbischof und Administrator der Diöcese Philadelphia ernannt wurde, wandte er sich vor Allem in einem herzlichen Schreiben an Gallitzin, der als „Vertheidiger des Glaubens" unter den gelehrten und eifrigen Mitarbeitern der Diöcese obenan stehe, um seinen Rath, seinen Beistand und sein Gebet sich zu erbitten, wobei er ihm nicht bloß alle bisherigen Vollmachten bestätigte, sondern ihn überhaupt bevollmächtigte, „in seinem Namen zu handeln und ohne specielle Anfrage sich aller kirchlichen Privilegien zu bedienen, welche er selbst besäße." Die beiden Männer blieben denn auch fortan in vertrautem und liebevollem Verkehr bis ans Ende.

Freimuth und Geradheit bezeichnen alle Schritte Gallitzins. Er zeigte unnachgiebigen Ernst, wo es sich um die Ehre der Kirche und die priesterliche Würde handelte; er war kurz angebunden gegen alle halbe Bildung, wo sie sich in ihrer Dreistigkeit für ganze ausgeben wollte; er ging in seiner wahrheitsliebenden Unerschrockenheit überall stramm und geradeaus: das Alles zusammen hat ihm zuweilen den Vorwurf des aristokratischen Stolzes und der Herrschsucht zugezogen. Wer ihn näher kennen lernte, fand

das gerade Gegentheil an ihm. Vornehm war er nur in der Hoheit seines Sinnes. Jedem Gepränge aber ging er geflissentlich aus dem Wege und hatte den Prinzen so völlig ausgezogen, daß er sich am liebsten zu den Armen und Einfältigen hielt, in deren Kreise er oft ganz kindlich und fröhlich seyn konnte, nachdem er alle ihre Anliegen freundlich angehört. Auf seinen Missionsreisen ging er gerne an den Häusern der Wohlhabenheit vorbei und nahm in irgend einer niedern Hütte bei frommen Leuten Herberge. „Da saß dann der Fürst, umringt von den fröhlichen Kindern, denen er schöne Bilder mitgebracht, und aß seine Milchsuppe und einige Kartoffeln.“ Seine Frugalität war bekannt wie seine Anspruchslosigkeit in allen andern Dingen.

In solcher Weise waltete Gallitzin zu Loretto als Seelsorger, Schriftsteller und Generalvikar, und das Friedenswerk christlicher Colonisation im westlichen Pennsylvanien zog still und stätig weitere Kreise. Jahrzehnte waren darüber hingegangen, und über seinem eigenen Leben sah er allgemach den Abend aufgehen. Da kam zu guter Stunde eine junge Kraft aus der europäischen Heimath herüber, um sich dem alternden Missionär an die Seite zu stellen. Es war der Benediktiner P. Lemcke, der dort zuerst sein Mitarbeiter, dann sein Nachfolger geworden. Gallitzin stand in einem Alter von 64 Jahren, als ihn der junge Landsmann im Alleghanygebirge aufsuchte. Man hatte diesem gesagt, er werde einen schwer zugänglichen Mann finden; und das war nicht ganz unrichtig. Eine fast vierzigjährige Einsamkeit ist ja wohl im Stande, einen Mann schweigsam und verschlossen zu machen. Zeit und Umgebung, die Arbeit einer Neugründung unter all den Schwierigkeiten, die in den Urzuständen der Natur und Bevölkerung lagen, hatten die Stahlnatur des Mannes gehärtet und zu einem scharfkantigen Charakter gewetzt; Mißbrauch und Enttäuschungen, die er von neuankommenden Einwanderern aus Europa erfuhr, kamen dazu, um ihn gegen Alles, was nicht zu seinem Berufskreise gehörte, zurückhaltend zu machen, einsilbig und

in sich abgeschlossen. Sein äußerer, mehr als schmuckloser Aufzug stand damit im Verhältniß, und so war seine ganze Erscheinung dazu angethan, dem Ankömmling einen befremdlichen Anblick zu bieten.

Herr Lemcke erzählt seine erste Begegnung mit dem alten Missionär in einer heiter anschaulichen Schilderung. Er kam von Philadelphia her, hatte nach einer langwierigen mehrtägigen Fahrt zu Munster, wo er bei einer gastfreundlichen irischen Familie die letzte Nachtherberge hatte, sich einen Führer genommen, und ritt nun, von einem barfüßigen irischen Jungen begleitet, waldeinwärts Loretto zu.

„Wie wir etwa eine Meile oder zwei im Walde zurückgelegt hatten, sah ich einen mit zwei starken Pferden bespannten Schlitten — wohlbemerkt im September beim schönsten Sommerwetter — daher kommen. Im Schlitten sah ich in halbliegender Stellung einen ehrwürdig aussehenden Mann in einem alten abgetragenen mantelartigen Oberrocke, mit einem alten Bauernhut auf dem Kopfe, den wohl Niemand von der Straße aufheben würde, mit einem Buche in der Hand. Ich dachte, es müsse sich da ein Unglück ereignet haben; der alte Mann hätte sich vielleicht irgendwo im Wald ein Bein verrenkt, daß man ihn auf eine so sonderbare Weise hinschleifte. Thomas aber, der vor mir herlief, wandte sich um und sagte: There is the priest coming (da kommt der Priester), indem er mit dem Finger auf den alten Mann deutete. Ich ritt näher hinzu und fragte: Sind Sie wirklich der Priester von Loretto? — Ja, der bin ich. — Der Fürst Gallitzin? — Aufzuwarten, in allerhöchst eigener Person. Und dazu lachte er recht herzlich. Sie wundern sich vielleicht, sagte er, nachdem ich ihm einen Brief vom Bischof zu Philadelphia übergeben hatte, über diesen sonderbaren Aufzug. Allein, was hilfts? Für Wagen haben wir hier, wie Sie sehen, noch keine Wege; man würde sich ja alle Augenblicke einmal festfahren oder umwerfen; zu Pferde steigen kann ich nicht mehr, seit ich mir durch einen Sturz einen Schaden zugezogen, und das Gehen wird mir allgemach auch zu beschwerlich, auch habe ich fast alle Erfordernisse zur heiligen Messe mitzunehmen. Ich gehe jetzt an einen Platz, wo ich seit Jahren

schon eine Station habe. Für den heutigen Tag ist dort Messe verkündet. Gehen Sie jetzt ruhig fort nach Loretto und machen Sichs bequem, ich werde gegen Abend heimkommen, oder wenn Sie wollen, kommen Sie mit, vielleicht wird es Ihnen interessant seyn."

Der Angeredete zog das Letztere vor, und sie kamen nach einer Reise von mehreren Meilen durch die Wälder zu einer ächt pennsylvanischen Farm, wo die zerstreuten Katholiken aus der Nachbarschaft bereits zahlreich versammelt, im Hause selbst alle feierlichen Vorkehrungen getroffen waren. Das Haus war in eine Kirche umgewandelt; die Leute standen oder knieten unter dem vorspringenden Dach, in Schuppen oder unter den Bäumen, mit Gebetbüchern in der Hand. Herr Lemcke erzählt sodann, wie er auf Gallitzins Wink sogleich mit Hand anlegen und beim Beichthören mitwirken mußte, worauf Gallitzin Messe las, predigte und taufte. Es war ein rechter Festtag für die frommen Leute und bei dem allgemeinen Mittagsmahle, das darauf folgte, ging es so friedlich und gemüthlich her, daß dem deutschen Ankömmling unwillkürlich die Liebesmahle der ersten Christen einfielen.

Erst mit sinkender Nacht kamen die beiden in Loretto an. Hier stellte Gallitzin den Ankömmling am Sonntag mit wenig Worten den Deutschen seiner Gemeinde vor und nöthigte dann den Unvorbereiteten, um ihn gleich auf die Probe zu stellen, mit schelmischem Lächeln ohneweiters zum Predigen; der Ueberraschte muß sich indeß zu seiner Zufriedenheit seiner Aufgabe entledigt haben. Dieser glaubte nun nicht anders als bei Gallitzin im Hause verbleiben zu können. Davon wollte aber der alte Herr nichts wissen, sondern Tags darauf führte er ihn mit gleich wenig Umständen nach Ebensburg, der benachbarten Hauptstadt des County's, redete hier mit mehreren Familien und erklärte ihm dann kurz und gut: das sei seine künftige Missionsstation. Und dabei hatte es sein Verbleiben. Aber es dauerte auch nicht lange, so hatte der Neuangekommene des Alten ganzes Vertrauen gewonnen. Die beiden Missionäre, die so nun ihre Arbeit unter sich

theilten, hatten immerhin noch einen respektabeln Bezirk zu versehen. Es gab Ansiedlungen bis auf 50, ja 70 Meilen Entfernung, zu denen sie die nächsten Priester waren. Auf dem großen weiten Landstrich, über den sich heute die zwei neuen Bisthümer Pittsburg und Erie erstrecken, wirkten neben ihnen nur vier oder fünf Priester.

Gallitzin hatte die Freude, von seinem lieben Loretto aus verschiedene Töchtergemeinden ausgehen zu sehen, die sich ganz nach seinen dort gepflanzten Grundsätzen bildeten. Zwölf Meilen nördlich von Loretto an den Quellen des Susquehanna, wo gutes Land noch wohlfeil zu haben war, kauften sich Glieder seiner Gemeinde für ihr nachwachsendes Geschlecht an, und gründeten eine Ansiedlung, die sich nach der von Gallitzin eingeweihten Kirche zu St. Joseph nannte, heute die Stadt Carrolltown. Unter den ersten Ansiedlern und Stammvätern noch heute blühender Geschlechter befand sich der schon genannte brave Irländer John Weakland, der wie wir gehört haben, so eindringlich mit dem Zaunpfahl zu winken verstand, mit seinen sieben robusten Söhnen. Auf ähnlichem Weg von Loretto aus entstand zu Gallitzins Lebzeiten eine Landgemeinde zu St. Augustin. Eine dritte hat später, zur Stadt geworden, den Namen Gallitzin's erhalten, freilich erst nach seinem Tode, denn seine Demuth wollte das nie zugeben; heute aber findet man sie unter diesem Namen auf den neuen Specialkarten von Pennsylvanien.

Im J. 1836 verlegte P. Lemcke seinen Wohnsitz nach St. Joseph, und zwar auf Gallitzins Betreiben; denn es war längst sein Lieblingsgedanke gewesen, gerade dort ein zweites Loretto entstehen zu sehen. Der alte Herr, der immer zutraulicher gegen den jüngern Missionär wurde, kam selber zu Zeiten auf seinem Schlitten hinaus nach St. Joseph, und freute sich dann herzlich, wenn er dort „Alles wieder in einer zweiten Auflage sah, wie er selbst es vor dreißig Jahren gehabt hatte.“ Er hatte sich mit der Zeit so an seinen nachbarlichen Freund gewöhnt, daß er zu sagen pflegte: es fehle ihm etwas, wenn

er nicht bei ihm sei; ja er gewann ihn unmerklich so lieb, daß er in Thränen ausbrach, als der Bischof einmal die Absicht äußerte, ihn von dort wegzunehmen.

So sah der alte Missionär an seiner Lebensneige die Bergwildniß um ihn her in triebkräftiges Culturland sich wandeln. Die zeitlichen Sorgen und so manche andern Widrigkeiten waren beseitigt, und um ihn wuchs ein fröhliches Geschlecht in christlich arbeitsamer Gemeine. „Die ersten Ansiedler, welche mit ihm des Tages Last und Hitze getragen, wohnten schon längst nicht mehr in ihren ärmlichen Blockhäusern. Die Urwälder waren gelichtet, wohlgeordnete Farmen mit stattlichen Scheunen und bequemen Wohnhäusern, umgeben von Gärten und lachenden Fluren, waren der Preis ihrer Arbeiten und Entbehrungen. Kinder und Enkel waren in der gesunden Bergluft und unter dem Schutze christlicher Zucht und Sitte zahlreich und an Leib und Seele kräftig aufgewachsen, und hatten angefangen eigene Haushaltungen zu gründen; manche zogen weiter in die Wildniß, wie die jungen Bienen, wenn der Korb zu voll wird."

Mit dem Jahre 1839 fing die Gesundheit des alten Missionärs ernstlich an zu schwanken. Die Last der Jahre und noch mehr der tausenderlei Strapazen im Missionsleben machte jetzt ihr unerbittliches Recht geltend, und seine hagere, aber bisher allzeit elastische und gerade Gestalt begann sichtlich zu verfallen; er ging gebückt und unsichern Schritts einher. Beim Predigen wollte wohl dann und wann das alte Feuer noch einmal aufflammen, allein die Stimme versagte ihm und „sein Predigen ging in ein stilles Weinen über, welches indeß eindringlicher predigte als Worte es vermocht hätten, denn tief ergriffen und voll Rührung saß die ganze Gemeinde da und weinte mit ihm." Gleichwohl war er nicht zu ermüden, wollte durchaus nichts von Schonung hören und gab auf dahin zielende Zureden in seiner körnigen Manier zur Antwort: da doch heutzutage nicht viel Gelegenheit wäre, daß ein Missionär mit blutigem Märtyrerthum Gott preisen könne, solle er doch

wenigstens wünschen, gleich einem abgearbeiteten Karrengaul im Geschirre umfallen zu dürfen.

So kam es dann, wie er es gewünscht. Am Ostermorgen 1840 verrichtete der 70jährige Greis seine letzte priesterliche Funktion. Nachdem er von der Früh an noch im Beichtstuhl gesessen, reichte die erschöpfte Kraft nur noch zu einer stillen Messe hin; zu predigen hatte er nicht mehr vermocht. Er verließ den Altar, um sich zu Bette zu legen und nicht wieder aufzustehen. Auf einem schmerzenreichen Krankenlager fristete sich sein Leben unter der Hand des ihm innig befreundeten Arztes, Doctor Rodrigue, noch mehrere Wochen fort; aber die Natur war erschöpft, das erkannte man bald, und wie von einem Windstoß getragen, flog die Kunde durch die Gegend, der liebe Vater Gallitzin läge im Sterben. Von nah und fern eilte Alt und Jung herbei, um den allverehrten Mann noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Der Zudrang war so groß, daß die Umgebung zuletzt abwehren mußte, um dem Leidenden, der meist in Gebet und Betrachtungen vertieft, geduldig dalag, nicht alle Ruhe zu rauben. Das mußte aber, erzählt Herr Lemcke als Augenzeuge dieser letzten Tage, gleichsam hinter seinem Rücken geschehen; denn er selbst beschwerte sich nicht, sondern empfing Jeden mit freundlichem Blick und hatte für Jeden ein herzliches Wort. „Doch kamen auch solche, für die er es nicht hatte und denen er noch sterbend eine Strafpredigt zu halten sich gedrungen fühlte. So erschien unter Andern ein Mann, für den er in frühern Zeiten viel gethan, der ihm aber mit Undank gelohnt und in spätern Jahren viel Kummer verursacht, indem er sich dem Trunk und andern Unordnungen ergeben hatte. Diesen sah er schweigend und ernst an, hob dann wie drohend den Finger empor und schüttelte den Kopf. Diese stumme Predigt hat aber mehr gefruchtet, wie alle andern die er vielleicht all sein Lebtag vernommen. Er fiel laut weinend auf die Knie, bekannte sein Unrecht und gelobte Besserung.“ Er hat auch sein Wort gehalten: fügt Gallitzins Nachfolger hinzu.

Am Abend des 6. Mai trat die Auflösung ein, und der edle Fürst und Missionär verschied unter dem Gebet seiner versammelten Gemeinde; denn das ganze Haus und die anstoßende Kapelle war voll theilnehmenden, betenden, weinenden Menschen. Es zeigte sich jetzt recht, wie theuer der Mann allen Herzen gewesen war. Zu seinem Begräbniß strömte die Bevölkerung von allen Richtungen nach Loretto; von 40 und 50 Meilen weit kamen die Leute herbei, dem guten Vater die letzte Ehre zu erweisen. Die angesehensten Männer der Gemeinde trugen, mit einander abwechselnd, die Leiche des Priesters feierlich zu Grabe; man trug sie im weiten Umgang über den Hauptschauplatz seiner Schöpfung, um Garten und Wiesen durch die Stadt nach dem Kirchlein. Hier wollte Alles noch einmal das Antlitz des Dahingeschiedenen sehen; Viele, die sich herzudrängen konnten, küßten die erstarrten Hände, und man mußte fast Gewalt brauchen, um den Sarg schließen zu können. Er wurde anfänglich im wohlverlötheten Sarg auf dem gewöhnlichen Kirchhof beigesetzt, bis die neue schöne Kirche fertig war, die erst nach seinem Tode gebaut wurde. Nun ruhen seine Ueberreste in gemauerter Gruft vor dieser Kirche, im Herzpunkt jenes Landstrichs, den er dem Urwald abgerungen und zu einer christlichen Oase inmitten des verrotteten Yankeethums umgeschaffen hat.

Die Würdigung dieser edlen Wirksamkeit kann nicht passender zusammengefaßt werden, als mit den Worten des Rückblicks, welchen der Biograph selber als Augenzeuge über das Werk des Gründers wirft.

„Wenn wir heutzutage“, sagt er, „den Schauplatz überblicken, auf welchem Gallitzin am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf eine so unscheinbare und anspruchslose Weise sein Werk anfing, so sehen wir, was ein *apostolischer* Missionär in Amerika bewerkstelligen kann, wenn er die Sache sogleich beim rechten Ende angreift und, wie Gallitzin, mit Eifer und Beharrlichkeit bis ans Ende durchführt. Die kleine Grafschaft *Cambria*, welche 1807 organisirt wurde und wozu Gallitzins Ansiedlung den

Hauptbestandtheil der Bevölkerung lieferte, wird weit und breit das katholische County genannt. Und das mit Recht. Denn wenn der für religiöse Eindrücke empfängliche Reisende aus den östlichen, ganz unter protestantischem Einflusse angesiedelten Distriften Pennsylvaniens in diesen kommt, so ist ihm, als käme er aus einer dürren Sandwüste in eine blühende Oase. Während man durch andere Distrikte, welche an Flächenraum, Bevölkerung und Reichthum zwei-dreimal so bedeutend sind, tagelang reisen kann, ohne auch nur ein Zeichen zu sehen, daß sich die dort wohnenden Leute zu irgend einer Religion bekennen, meint man hier in ein altchristliches Land zu kommen, denn das kleine Cambria hat zehn katholische Kirchen und drei Klöster. Alles ging von Loretto aus, zu Allem hat Gallitzin den Grund gelegt (S. 374)."

Ein solches Ergebniß war die Darangabe eines kostbaren Menschenlebens werth, das freilich ein langes Kämpferleben war. Gallitzins Geschichte ist eine einzige beharrliche That. Unmittelbar nach dem Verscheiden des braven Streiters, als die entseelte Hülle wie vom Kampf ausruhend dalag, sagte einer der Anwesenden nach langer Betrachtung: „Sieht er nicht aus, wie ein alter Kriegsheld, der gerade einen Sieg erfochten?". Das ist das Bild seines ganzen Lebens.

Dieses Leben dient aber noch einer andern Thatsache zur Beleuchtung. Als Gallitzin sein Missionswerk eröffnete, befand sich der päpstliche Stuhl in größter Bedrängniß, in einem Zustand der Verfolgung gefährlicher als in unsern Tagen. Papst Pius VI. war gefangen genommen und aus seinem Lande gewaltsam fortgeschleppt worden, und die glaubensfeindliche Welt bejubelte den Untergang des Papstthums damals nicht minder zuversichtlich als ein Jahrzehnt später bei der gleich gewaltsamen Wegführung Pius VII. Gerade in dieser Zeit aber setzte die Kirche ihre frischen Triebe in der neuen Welt der Vereinigten Staaten an, und machte dort so reißende Fortschritte, daß sie nach wenigen Decennien auch dem Kurzsichtigsten nicht mehr verborgen bleiben konnten. Die Verfolgung des Papstthums war die

Wiegenzeit der nordamerikanischen Kirche. Auch Gegner können diesen Zusammenhang der Dinge nicht umgehen. Als der Engländer Lord Barley vor etlichen Jahrzehnten in einer Bibel-Gesellschaft zu London einen Vortrag hielt, worin er die Fortschritte der katholischen Kirche in einem Lande bejammert, wo es im J. 1790 noch keinen einzigen Bischof gab, sagte er: „Es ist befremdend, daß gerade während die Herrschaft des römischen Stuhls in Europa gestürzt war, während der Papst gefangen gehalten und Rom für die zweite Stadt des französischen Reichs erklärt wurde; es ist befremdend, sage ich, daß gerade dieß die Zeit war, wo sich die päpstliche Herrschaft in Amerika in erstaunlicher Weise ausdehnte."

Ja wohl erstaunlich, aber nur befremdend für denjenigen, der nicht weiß, daß das Martyrium der Kirche ihr Leben, die Verfolgung ihr Triumph ist. Das sagt das Leben Gallitzins auch unsern Tagen.

XXIV.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben auf einer Reise in der Schweiz und in Oberitalien)

XVIII.

Die militärische Lage von Venedig.

Venedig 17. September 1863.

Erräthst Du wo ich schreibe? Ich bin heute bei guter Zeit zu dem Lido gefahren, mit der Absicht den Tag hier zuzubringen. Da man aber doch nicht immer in das Wasser schauen kann, so habe ich mein Schreibzeug mitgenommen; denn hier in der frischen, freien Seeluft will ich meine Mittheilungen fortsetzen.

Wäre der Lido am festen Lande und von diesem nicht durch eine breite Wasserfläche getrennt, so würden wir ihn eine „Düne" nennen. Man hat keine Viertelstunde nöthig, um über die sandige Fläche zu gehen und hat man den Gang gemacht, so steht man an dem offenen Meer. Auf einer höheren Stelle des Strandes steht ein geräumiger Pavillon, ringsum mit großen Fenstern; an einem solchen Fenster sitz' ich, schaue in die Adria hinaus und schreibe.

In den letzten Tagen hab' ich freilich das Meer immer gesehen, denn ich bin mit dem Dampfboot nach Chioggia gefahren, habe mich nach Pelestrina übersetzen lassen, bin auf den Morazzi heraufgegangen, über den Hafen von Malamocco und dann auf der Lagune wieder nach Venedig zurückgefahren. Auf diesem und auf meinen anderen Ausflügen hab' ich nun genug gesehen und genug von sachkundigen Männern gehört, um über die Vertheidigungsfähigkeit von Venedig eine bestimmte Meinung zu fassen.

„Was die Schwerter der Soldaten gut gemacht, das verderben die Federn der Diplomaten": so hat Blücher im J. 1814 gesagt; und was der alte Husar damals herausgepoltert, das ist leider eine allgemeine Wahrheit. Dennoch liebt es ihr Herren, von Kriegssachen zu sprechen, als ob ihr etwas davon verstündet und so hab' ich, wenn nicht ein Recht doch eine Aufforderung, Dir, mein alter Diplomat, eine Auffassung des alten Kriegsmannes vorzulegen. Laß uns zuerst die Lage von Venedig in ihren allgemeinen Verhältnissen betrachten.

Zwischen dem Isonzo und der Etsch strömt eine Menge meist kleiner Flüsse in den Theil des adriatischen Meeres, welcher der Golf von Venedig genannt wird. Diese Flüsse bringen Massen von Geschieben aus den Alpen herab; sie haben solche Geschiebe längs der Küste abgelagert, Inseln, Bänke und Barren durch die Ablagerung gebildet und große Bodenflächen der Niederung durch den Rückstau ihrer Wasser in Sümpfe verwandelt. Die Inseln und Barren haben große Wasserflächen von dem offenen Meer abgeschnitten und diese abgeschlossenen Wasserflächen sind die Lagunen. In dem natürlichen Lauf der Dinge würden die Flüsse diese Lagunen ausfüllen und in ungeheuere Sümpfe verwandeln; aber man hat sie abgeleitet, so daß sie nun, südlich oder nördlich der Lagune von Venedig, sich in das Meer ergießen. So ist die nordwestliche Küste des adriatischen Meeres von Sumpfland und von Lagunen wie von einem Gürtel umgeben.

In den Lagunen liegen wieder Inseln und Bänke in

großer Zahl, und die Zwischenräume zwischen diesen nennt man Canäle. Die Bänke reichen häufig nicht zu der Fläche der Wasser und unter der weiten, scheinbar ununterbrochenen Fläche liegen sehr bestimmte, mehr oder weniger tiefe Wasserwege zwischen den Untiefen. Die Kenntniß dieser Canäle, ich will sie Lagunencanäle nennen, ist eine Hauptsache für das Gewerbe der Schiffer in den Lagunen. Die Mündungen der Flüsse oder die Zwischenräume der Barren und Inseln bilden die Verbindung mit dem offenen Meer und sie sind darum mehr oder weniger brauchbare Hafen.

Südlich von der Mündung der Piave liegt die tiefste Einbiegung des venezianischen Golfes; in der Sehne des eingehenden Bogens, bis nahe zur Mündung der Etsch, liegt ein drei Meilen langer Abschluß, gebildet von den Inseln Lido, Malamocco und Pelestrina, und der abgeschlossene Meerestheil ist die große Lagune von Venedig. Der Umfang derselben von der Mündung der Piave bis zu der Mündung der Brenta mag 10 bis 12, der Pfeil des Bogens von dem Lido bis Malghera 1½ geogr. Meilen messen. In der Richtung dieses Pfeiles ziemlich in der Mitte der Lagune liegt eine Gruppe von Inseln. Auf diesen ist die Stadt Venedig gebaut; die Zwischenräme sind die Canäle (Rii), auf den Inseln selbst, durch zahllose Brücken verbunden, liegen die Häuser und die Straßen (Calli). Die größte dieser Inseln ist der Rialto, auf welchem der schönste Theil der Stadt, der Markusplatz und die Piazetta. So ist denn Venedig eine Inselstadt, abgeschlossen von der See und von dem festen Land und natürlich frägt man nun: welches sind denn die Verbindungen mit beiden?

Wenn ich Dir diese Verbindungen angebe, so bezeichne ich damit auch die Angriffspunkte von Venedig und deßhalb scheint es mir wohlgethan, daß ich zugleich die betreffenden Anstalten zur Vertheidigung anführe. Zuerst die Verbindungen mit der See.

Man nennt sieben Einfahrten in die Lagunen, die

meisten jedoch sind nur brauchbar für Barken und kleinere Boote; denn die Zwischenräume zwischen den Inseln und Barren sind eng und da sie mit flachen Böschungen abfallen, selbstverständlich sehr seicht. Ich will Dir nur diejenigen bezeichnen, in welche etwas größere Fahrzeuge eingehen können, nämlich die Hafen des Lido, des Malamocco und den Hafen von Chioggia.

Der Hafen des Lido ist der Raum zwischen der südlichen Spitze des Strandes abwärts der Mündung der Piave und der nördlichen Spitze des Lido. Diese Einfahrt führt gerade zu dem nahen Arsenal; sie wird durch Baggern offen gehalten, hat aber eine Tiefe von höchstens 3½ Metre. Es können demnach nur kleine Fahrzeuge, vielleicht nicht einmal ein größeres Kanonenboot oder eine leichte Corvette einfahren und selbst die Dampfboote nach Triest gehen bei niederem Wasser und bei gewissen Winden durch den Hafen von Malamocco oder gar Chioggia in die offene See. Dennoch aber ist die Einfahrt oder der Hafen durch zwei gute Forts vertheidigt.

Das Fort San Andrea auf der nördlichen Seite des Hafens liegt zwischen zwei kleinen Inseln an der Spitze eines Molo, welcher diese verbindet, den Raum zwischen beiden gegen die See abschließt und an dem südlichen Ende noch eine Batterie trägt. Das Fort San Nicolo auf der südlichen Spitze des Hafens umfaßt die nördliche Spitze des Lido mit zwei Seiten gegen den Hafen und das Meer, die dritte läuft mit zwei bastionirten Fronten quer über die ganze Insel und schließt diese gegen den Malamocco ab. Südlich von dem ersten Fort auf dem Strand liegen die Redouten und der Brückenkopf von San Erasmo.

Der Lido ist etwa 500 Met. breit, der Malamocco ist viel schmäler und beide fallen flach ab in die See. Ich habe keine Karte, auf welcher die Tiefen verzeichnet wären, aber vor mir sehe ich eine eigene Anstalt zum peilen. Ich sitze hier vielleicht 150 Schritte weit von dem Strand,

auf welchem eine schwache Brandung anläuft. Mehrere Männer, die da baden, gehen mehr als 100 Schritte weit in das Meer, ehe das Wasser ihre Hüften erreicht. Die sandige Böschung der Insel kann unmöglich plötzlich abfallen und so ist es klar, daß größere Schiffe sich sehr weit von dem Strand halten müssen. Ist doch ein Ankerplatz vor dem Malamocco wohl eine halbe Meile weit in der See. Wo jedoch eine größere Annäherung möglich ist, da liegen die Batterie alle Fontane, die Forts Malamocco, della Perse u. s. w.

Der Hafen von Malamocco, anderthalb Meilen weiter gen Süden, ist der Raum zwischen der südlichen Spitze der Insel Malamocco und der nördlichen der Insel Pelestrina. Diese Einfahrt ist nicht sehr breit, doch hat sie eine Tiefe von etwas mehr als 4 Met. und es können daher ebenfalls nur leichtere Fahrzeuge ein- und auslaufen. Kleinere Handelsfahrzeuge und auch Dampfboote gehen häufig durch diesen Hafen. Ein großer Molo ist weit hinaus in die See geführt, das äußerste Ende trägt einen Leuchtthurm und nahe am Anfang desselben liegt auf der nördlichen Spitze der Insel das Fort Alberoni, ein bastionirtes Fünfeck. An der anderen Seite des Hafens auf der nördlichen Spitze der Insel Pelestrina liegt das kleinere Fort San Pietro.

Der Hafen von Chioggia, wieder anderthalb Meilen weiter gen Süden, ist der Raum zwischen der südlichen Spitze der Insel Pelestrina und der nördlichen der Landzunge, welche bis zu der Mündung der Etsch den Strand bildet. Innerhalb dieser Landzunge, also schon in der Lagune liegt auf einer Insel die nicht unwichtige Stadt Chioggia südlich von der eigentlichen Einfahrt, mit dem nahen Brondolo durch eine Brücke verbunden. Vor dem Hafen von Chioggia liegt, wie vor den andern, allerdings eine Barre, doch hat die eigentliche Einfahrt noch immer eine Wassertiefe von mehr als 8 Met.; so daß auch etwas größere Fahrzeuge ein- und auslaufen können. Dieser, der wichtigste Hafen, ist vertheidigt durch zwei Forts (das kleinere Caroman auf der nördlichen,

das größere San Felice auf der südlichen Seite des Hafens), welche auf den Landspitzen liegend, die Einfahrt unmittelbar beherrschen. Die Forts sind unterstützt durch zwei Batterien und einen Küstenthurm; aber alle Werke zusammen sollen nur 32 Geschütze aufstellen können.

Der Hafen von Brondolo als solcher hat keine Bedeutung. Die arme Insel an der Mündung des Bachiglione ist wichtig in einer andern Beziehung, deren ich später zu erwähnen gedenke. Auf der Mitte der Insel ist das bedeutende Fort di Marina. Die Einfahrt aus der See hat nur etwa 2½ Met. Tiefe; weil aber südlich von Brondolo längs dem Strande an manchen Orten Meerestiefen liegen, welche die Annäherung von größeren Fahrzeugen oder wenigstens die Landung von Truppen gestatten, so hat man diesen Strand durch zahlreiche Batterien geschützt.

Fast alle die kleinen Hafen und Flußmündungen nördlich von Venedig sind durch Forts und Batterien vertheidiget. Die wichtigeren südlich von dem Isonzo sind: die Mündung des Tagliamento geschützt durch Batterien und die Mündungen der Livenza und der Piave vertheidiget durch die Forts S. Margherita und Cortellazzo. Bei allen diesen kleinen Hafen sind Seetelegraphen (Semafori) aufgestellt.

Sind etwas größere Fahrzeuge in die Lagunen eingelaufen, so sind sie deßhalb noch nicht in dem Canal Giudecca oder an dem Kai der Piazzetta oder an der Riva dei Schiavoni. Die Schiffe können sich auf der weiten Wasserfläche nicht frei bewegen; sie müssen sich durchwinden durch das Gewirre der sichtbaren Inseln und der unsichtbaren Bänke. Die Verbindung der bezeichneten Hafen mit Venedig ist nur durch die Lagunencanäle hergestellt und kein ordentliches Fahrzeug darf diese verlassen. Die Lagunenschiffer wissen genau, wo sie fahren müssen und für größere Schiffe sind die Hauptcanäle durch eingerammte Pfähle oder durch Boyen bezeichnet. Alle diese Canäle aber sind von kleinen Forts oder von Batterien auf den Laguneninseln beherrscht. Selbst an dem Malamocco

sind solche nach dem Innern der Lagune gerichtet und nah an der Stadt auf der Insel San Giorgio maggiore sind Batterien, welche einen großen Theil der Lagune gegen den Malamocco, welche die Giudecca, die Ausmündung des Canal Grande und die Riva dei Schiavoni beherrschen. Man sagt mir, auf dieser Insel San Giorgio soll nun ein starkes Fort gebaut werden; ein solches möchte sehr nützlich seyn; ich habe jedoch wohl eine Anzahl Kanonen, aber keine Anstalten zum Bauen auf der Insel gesehen.

Der Verbindungen der Stadt Venedig mit dem festen Lande sind wenige.

Auf der nordöstlichen Seite zieht eine solche Verbindung nah an der Küste nach Brondolo als Fortsetzung der Straße von Ravenna über Comachio. Diese Straße wird auf einer Brücke von 43 Bogen auf die Insel Chioggia geführt und von hier, wenn man den Hafen übersetzt hat, stellt der berühmte Steindamm, die Morazzi, eine Verbindung mit dem Malamocco her. Diese Straße ist wichtig, weil sie zu dem einzigen brauchbaren Hafen führt und weil sie denjenigen, welcher auf ihr vorrückt, in den Besitz der besten Einfahrt in die Lagunen bringt. In den Jahren 1848 und 1849 haben die Venetianer, ehe die strenge Blokade die Verbindung abgeschnitten hatte, auf dieser Straße ihre Bedürfnisse aus Mittelitalien gezogen. Die frühere Republik Venedig hat die Wichtigkeit dieser Verbindung sehr wohl verstanden und deßhalb hat sie im 17. Jahrhundert das schon erwähnte Fort Marina gebaut. Später wurde das Fort verstärkt, aber, wie ich höre, von den Oesterreichern vernachlässigt; von der Revolution jedoch, nach Planen die sie vorgefunden, in guten Vertheidigungsstand gesetzt. Jetzt freilich soll es sehr gut unterhalten werden. Uebrigens ist diese Verbindung nur eine mittelbare; sie führt höchstens nur auf den Malamocco, welchen die fast eine halbe Meile breite Lagune von Venedig trennt.

Die zweite, die wichtigste Verbindung von Venedig mit

Wiegenzeit der nordamerikanischen Kirche. Auch Gegner können diesen Zusammenhang der Dinge nicht umgehen. Als der Engländer Lord Barley vor etlichen Jahrzehnten in einer Bibel-Gesellschaft zu London einen Vortrag hielt, worin er die Fortschritte der katholischen Kirche in einem Lande bejammert, wo es im J. 1790 noch keinen einzigen Bischof gab, sagte er: „Es ist befremdend, daß gerade während die Herrschaft des römischen Stuhls in Europa gestürzt war, während der Papst gefangen gehalten und Rom für die zweite Stadt des französischen Reichs erklärt wurde; es ist befremdend, sage ich, daß gerade dieß die Zeit war, wo sich die päpstliche Herrschaft in Amerika in erstaunlicher Weise ausdehnte."

Ja wohl erstaunlich, aber nur befremdend für denjenigen, der nicht weiß, daß das Martyrium der Kirche ihr Leben, die Verfolgung ihr Triumph ist. Das sagt das Leben Gallitzins auch unsern Tagen.

wollten. Bewegungen von einiger Bedeutung jedoch sind hier nicht möglich. Erst sieben Meilen nordwärts von Venedig zieht von der Mündung des Tagliamento, längs dieses Flusses eine brauchbare, aber immer sehr beschwerliche Verbindung zwischen den Lagunen zu dem Festland. Am Strande gehend, könnte man den Brückenkopf auf San Erasmo oder den Hafen Lido erreichen; Dünen und Dämme böten nach Umständen brauchbare Wege, aber man müßte die Mündungen der Flüsse überschreiten und man müßte sich der Forts bemächtigen, und dann wäre erst nicht Viel gewonnen.

Die Wasserverbindungen der Stadt Venedig mit dem Festland haben allerdings die frühere Bedeutung nicht mehr; aber, noch immer für gewisse Transporte benützt, müßten sie ihre frühere Wichtigkeit wieder erlangen, sobald durch irgend ein Ereigniß die Eisenbahn unterbrochen wäre. Gondeln und kleine Barken können sich freier auf der Lagune bewegen, aber Fahrzeuge, die nur wenig tiefer gehen, müssen sich an die Canäle halten. Die wichtigeren dieser Canäle aber sind von Batterien oder von sonstigen Werken beherrscht und bestrichen; man gibt an, daß 16 solcher kleinen Forts in der Lagune liegen.

Die Oesterreicher hatten die Vertheidigungswerke von Venedig nicht besorgt, wie sie es hätten thun sollen. Ihr Genie-Corps hatte die Mängel und die Bedürfnisse sehr gut erkannt und es hatte für die Erbauung neuer, sowie für die Verstärkung bestehender Werke sehr zweckmäßige Plane bearbeitet; aber diese Plane blieben in dem Staub des Archives liegen, bis die Revolution sie hervorzog und ausführte zum Schaden der Oesterreicher, die sie gemacht. Ich habe der Forts Rizzardi, Campalto und Marina erwähnt und ich darf einen anderen Punkt nicht vergessen. Die Insel San Secondo, so wichtig für die Annäherung an Venedig, war nur mit einer krenelirten Mauer umgeben; die Venetianer haben die schwache Anlage zu einem starken Fort gemacht, sie haben es

mit Mörsern und mit schweren Kanonen bewaffnet und diese haben grausam gearbeitet.

Jetzt ist es freilich anders geworden, jetzt wird den Befestigungen eine größere Sorgfalt gewidmet. Manche Werke des Augenblickes hat man nicht unterhalten, andere aber hat man zu beständigen gemacht; und von allen werden nach Möglichkeit die erkannten Mängel verbessert. Allerdings wäre noch Manches zu thun, denn auch Malghera hat, so scheint es mir, nicht soviel bombenfreie Räume, als eine ernsthafte Vertheidigung erfordern möchte. Uebrigens muß für die Vertheidigungsanstalten von Venedig das Urtheil sich anders als für Befestigungen auf dem festen Lande gestalten. Ein einzelnes Werk mag schwach seyn nach Anlage und Construktion; aber ein jedes ist stark durch seine Lage und alle zusammen bilden ein System von seltener Stärke. Wünschen wir, daß es richtig benützt werde.

Jetzt muß ich abbrechen. Es wird allmählig dunkel; die schmale Sichel des jungen Mondes steht schon recht sichtbar über der Lagune. Ich will noch einmal an den Strand gehen, ich will noch einmal meine Hände kühlen in dem Seewasser, und Abschied nehmen von der Adria. Dann will ich wieder an das westliche Ufer der Insel gehen, meine Barke aufsuchen, zu der Piazetta fahren und auf dem Markusplatz mich dem Andenken sehr werther Bekannten empfehlen.

Wann und wo ich meine Abhandlung schließe, das weiß ich selber noch nicht. Von Herzen

Dein N. N.

XXV.

Zeitläufe.

Acht Wochen nach der Encyclika und das „rothe Gespenst“

Wir haben in der That seit wenigen Wochen einen erstaunlichen Wechsel in der politischen Scenerie erlebt. Was haben die herrschenden Parteien gewüthet und gehöhnt, weil der Papst im Namen der Kirche zu sagen wagte: im System des Liberalismus sei keineswegs das höchste Ideal der Menschheit endgültig gegeben, vielmehr das Gegentheil! Aber der Zorn über den wehrlosen Greis auf Petri Stuhl hatte noch nicht ausgetobt, so erschallte mit Donnerstimme von der andern Seite her die nämliche Sentenz, von hunderttausend kräftigen Armen beklatscht. Kurz, wie gerufen von der Encyclika des Papsts war plötzlich das „rothe Gespenst“ wieder da, und jetzt schon kann man in Folge dessen eine merkwürdige Aenderung in der Physiognomie der liberalen Titanen bemerken. Betreten und erschreckt beginnt die Partei bereits mit sich reden zu lassen.

Später werden wir den an's Wunderbare grenzenden Hergang näher erörtern, wie Das so plötzlich zur officiellen Anerkennung gelangte, was bisher von den Wenigsten ernstlich beachtet und fast von Niemand für so nahe gehalten ward. Die Arbeiter-Frage nämlich in einer Gestalt, mit der

man nothwendig parlamentiren muß, weil sie für Kanonen und Bajonette nicht zugänglich ist. Denn das rothe Gespenst hat endlich gelernt ganz manierlich aufzutreten, als politische Partei wie alle anderen Classen-Politiker von Fleisch und Bein. Der Imperator hat denn auch sofort die Bedeutung des neuen Phänomens eingesehen; er will alle die Schranken aufgehen lassen, deren Errichtung ihm vor vierzehn Jahren den Titel eines „Retters der Gesellschaft" eintrug; er hat sich wieder erinnert, daß er ein „Kaiser der Leidenden" sei, und ein guter Theil seiner neuesten Thronrede beschäftigt sich mit der Arbeiter-Frage, die man in Frankreich schon für immer verstummt geglaubt hat. Weniger willig, aber noch viel eilfertiger hat sodann die Fortschrittspartei in der preußischen Kammer die neue Macht anerkannt. Durch eine eigene Nemesis mußte gerade diese erquisiteste Vertretung der deutschen Bourgeoisie zuerst den bittern Ernst der neuen, ihr todfeindlichen, Wendung bezeugen, und den Arbeitern eine Concession machen, deren Folgen Niemand absehen kann.

Wo die sociale Frage auftaucht, da ist es mit der Herrlichkeit des Liberalismus vorbei. Nichts ist naturgemäßer. Denn dieser Liberalismus bildet viel weniger eine politische als eine antisociale Partei. Er ist die Usurpation eines einzelnen Standes oder einer Classe, die über alle andern Stände und Classen unbeschränkt herrschen will. Ungescheut predigten die Organe der Partei seit Jahren und bis auf die jüngste Wendung: der Wille des „Bürgerthums" (es ist freilich bei der bösen Sache Schade für das gute deutsche Wort, viel bezeichnender ist der französische Name „Bourgeoisie") müsse in jedem Staat allein Maß und Gesetz geben und nichts dürfe dieser höchsten Potenz widerstreben. Was widerstrebte, das hieß bis jetzt entweder „Junker" oder „Pfaffe", beides der Vergangenheit angehörende Stände, die im liberalen Staat des Bürgerthums entweder absorbirt oder vernichtet werden müßten. Die politische Dogmatik der neuen privilegirten Standesherrschaft war eben das sogenannte

des Liberalismus. Alles aber kam bei diesem System darauf an, ob die Arbeitermassen sich definitiv ins Interesse der Bourgeoisie ziehen und darin festhalten lassen würden oder nicht? Und diese entscheidende Frage ist nun in den wenigen Wochen seit dem 8. Dec. unwiderruflich verneint!

Den Fortschritt der neuen Zeit hat die Partei sich vorgestellt wie folgt: sie selbst im Kleide des Bürgerthums thronend auf dem Triumphwagen der modernen Civilisation; hinten schiebend oder auf dem Trittbrett stehend was von „Junkern und Pfaffen“ durch geschmeidige Anbequemung sich vor der Vernichtung gerettet haben würde; vorangespannt aber am lenksamen Zügel die unabsehbare Masse der Arbeiter-Welt. Seitdem nun der Arbeiterstand nicht mehr ziehen, sondern selber fahren will, und sogar gegen die erschrockenen Lenker ausschlägt, ist es mit dem viel gepriesenen Siegeszug des modernen Liberalismus vorbei. Er ist stecken geblieben im Koth der Anmaßung und Selbstsucht.

Bis auf diese jüngste Zeit hat die einseitige Parteiherrschaft einen geistigen Druck geübt, dem jeder schwächere Charakter bereits zu unterliegen begann, und selbst die Auserwählten hätten irre werden mögen an der Zukunft der christlichen Welt. Aber in dem Moment wo der heilige Vater den bedrängten Seelen Muth zusprach, hat sich auch sofort der erstickende Nebel verzogen. Man athmet freier, seitdem der neue Beweis vor Augen liegt, daß auch noch im 19. Jahrhundert die Vorsehung gegen jede parteiische Ueberhebung und Usurpation der göttlichen Weltregierung ihren Rächer in Petto hat, und daß auch heute noch die Bäume nicht in den Himmel zu wachsen vermögen. Nicht die Herrschaft Eines Standes oder Einer Classe ist das Ziel der Weltgeschichte, sondern das Gleichgewicht aller Stände und Classen. Wollte der nun neu eintretende vierte Stand sich ebenso überheben, wie es seit 1789 der dritte Stand gethan hat, so würde er über kurz oder lang die gleiche Erfahrung machen, die der dritte Stand jetzt zu machen hat. Von diesem Ob oder Obnicht

hängt auf lange hinein die Geschichte der Menschheit ab, und insoferne ist die Zukunft dunkel. Aber das ist gewiß: vom Liberalismus ist nicht mehr viel zu fürchten, vielmehr hat er Alles zu fürchten!

Somit ist eine ganz neue Aera der Politik eröffnet, und bald werden die Organe aller Parteien den neuen Gesichtspunkten Rechnung tragen müssen. Für uns eine besonders tröstliche Aussicht! Wie oft hat jeden ehrlichen Schwimmer gegen den Strom der Tagesmeinung das Gefühl übermannt, daß mit allen diesen Besprechungen der politischen Tagesfragen doch nichts geholfen, und Alles nur leeres Stroh gedroschen sei. Jetzt ist es anders. Der von den Parteien der jüngsten Vergangenheit unabhängige Publicist hat wieder Spielraum; der Parteigeist muß seine ausschließliche Herrschaft über die Köpfe verlieren, und es wird den Denkenden mit jedem Tage klarer werden, was der abgedankte Liberalismus durch seine Thaten verbrochen und durch seine Unterlassungen verschuldet hat. Die Vergangenheit klagt ihn an, die Gegenwart verurtheilt ihn, die Zukunft gehört ihm nicht zu.

Es ist in der That merkwürdig, in welchen Zustand die modernen Ideen in den wenigen Jahren ihrer unbestrittenen Herrschaft die Welt versetzt haben. Im Grunde war es nicht einmal der Sturmlauf des vierten Standes, was den Absolutismus des dritten zum Falle bringt; denn dieser stand schon vor dem unvermeidlichen Banquerott, ehe jener Angriff erfolgte. Was immer die Culturentwicklung der neuesten Zeit Gutes, Dauerndes, Großartiges geschaffen hat, das wäre der Welt auch ohne die Tyrannis des Liberalismus zu Gute gekommen. Was dieser aber als sein eigenstes Werk auf die Bahn gebracht hat, das lehrt ein Blick auf die Landkarte der zwei Hemisphären. Ueberall nichts als Gräuel der Verwüstung, der Rechts-, Gesetz- und Autoritätslosigkeit, und zwar ohne Aussicht auf eine rettende Dazwischenkunft, kurz die allgemeine Auflösung. Italien und Polen, der türkische und der scandinavische Ländercomplex, die nordamerikanische Union, welche für eine Ewigkeit gefestet erschien und jetzt in

den Blutströmen eines wahnsinnigen Bürgerkriegs ersaufen will, die innere Zerrüttung Oesterreichs und Preußens, Rußlands und Belgiens, Spaniens und Portugals, Frankreichs und selbst Englands, ganz zu schweigen vom deutschen Bund, ja sogar von Baden — ist die Welt je friedloser, zerfahrener und hoffnungsärmer gewesen?

Ist es so oder nicht, und wenn ja, was kann helfen? diese zwei Fragen hat das päpstliche Rundschreiben behandelt, und aus Anlaß desselben hat der Episcopat der katholischen Welt — und Allen voran der französische — leuchtende Garben von Streiflichtern auf die Zustände unserer Gegenwart und auf die Aussichten unserer Zukunft geworfen. Keiner aber hat über die Moral der modernen Ideen einen schlagendern Beitrag geliefert als der Bischof von Orleans. Wer sein Buch einmal ernsthaft gelesen hat, dem muß für alle Zeit grauen vor dieser „modernen Civilisation." Msgr. Dupanloup schildert die Thaten derselben ganz einfach an der Geschichte Neuitaliens und der Convention vom 15. September. Diese ganze Geschichte hat sich unter den schönsten Schlagworten des Liberalismus vollzogen, als da sind „Fortschritt der Civilisation", „moralische Macht der modernen Ideen" (sittlich-ernst, wie die Partei in Deutschland sagt), „Wille der Nation", „Wünsche des Volks", „freie Kirche im freien Staat." Der Bischof aber stellt am Schlusse seiner entsetzlichen Schilderung die wohlberechtigte Frage: wer hat noch einen Funken von Ehre im Leib, und wendet sich nicht mit Abscheu ab von dieser monströsen Mixtur aus Lug und Trug, Verrath und Kannibalismus?

In zwanzig Auflagen und durch ganze oder theilweise Uebersetzung in alle Sprachen Europa's ist dieser Spiegel der modernen Civilisation, welche „die Türkei leben und Polen sterben läßt", verbreitet und das Resultat gestattet über den höchsten Vertreter der modernen Ideen schlechthin keine Wahl, als den dupirten Schwächling oder den miteinverstandenen ner in ihm zu sehen. Fast möchte man aus dem zahmen ... neuesten Thronrede des Imperators schließen, daß

er selbst unter dem Gewicht der furchtbaren Thatsachen leide, die da der beredte Bischof aus den Akten und aus dem Munde anerkannter Häupter des italienischen Liberalismus verzeichnet, und daß er ernstlich an Umkehr denke. „Die Proklamationen des Cialdini und der andern Chefs", sagte Baron Nicotera aus Neapel im Turiner Parlament, „sind würdig eines Tamerlan, Dschingischan und Attila." „Die Grausamkeiten", bestätigte der Abg. Averrano am 13. Juli 1863, „die nun seit zwei Jahren andauern und worauf die Regierung ihre ganze Hoffnung zu setzen scheint, entehren uns vor Europa." Aber es wäre noch gut, wenn das der Fall gewesen wäre; es ist jedoch nicht der Fall. Die moderne Civilisation des Liberalismus kennt weder Scham noch Gewissen noch Mitgefühl; an unsern Ellenbogen spielen die gräßlichen Scenen in Italien und Polen, aber was geht uns der Nachbar an? Heute lesen wir davon und morgen vergessen wir es. „La puissance d'oubli", von welcher der geistvolle Bischof spricht, gehört wesentlich mit zu dem antisocialen Charakter des herrschenden Liberalismus und seiner „vollendeten Thatsachen."

Man hat von Monseigneur Dupanloup erwartet, daß er gegen die Encyclika auftreten werde. Er ist nämlich eine Zierde der sogenannten „liberalen katholischen Partei" in Frankreich, und obwohl diese Partei den schärfsten Gegensatz bildet zu dem banalen kirchlichen Liberalismus und überhaupt zu der schweifwedelnden Ergebenheit hochbepfründeter Creaturen: so besteht man doch aus Unwissenheit oder Bosheit auf der hartnäckigen Verwechslung zweier himmelweit verschiedenen Dinge. Nur der kirchliche Liberalismus, wie ihm denn zur Apostasie nichts weiter fehlt als die Klarheit und der Muth, vermag sich mit dem antisocialen Wesen der modernen Civilisation zu vertragen, der fromme katholische Glaube niemals. Nun ist der Bischof von Orleans zwar ein sehr freisinniger und sehr gelehrter Herr, er gehört zu den vierzig Unsterblichen der französischen Akademie, aber er — betet. Somit konnte über sein Urtheil vom päpstlichen Rundschreiben von vornherein

kein Zweifel bestehen. In Deutschland ist dieses große Dokument am gelehrtesten und principiellsten aufgefaßt in dem Hirtenbrief des Cardinals Rauscher von Wien*); aber man wird in demselben vergebens eine wesentlich andere Anschauung als beim Bischof von Orleans, und umgekehrt, suchen. Allerdings richtet der letztere seine Hoffnung mehr auf das Volk als auf den Staat; er glaubt, daß Christus der Herr eher von unten als von oben wieder zur Leitung der bürgerlichen Gesellschaft gelangen werde. Aber beide Kirchenfürsten sind einstimmig darin, was der Staat ohne Gott, die Politik ohne Religion, die Gesellschaft ohne christlichen Geist für die Menschheit unter allen Umständen nur bringen kann und thatsächlich bereits gebracht hat.

Im Uebrigen finden wir im Gegentheil, daß der Cardinal von Wien die herrschende Richtung des Liberalismus noch etwas gelinder tarirt. So sagt er S. 39: „Es ist unwahr, daß den Eingeweihten des Fortschritts die Religion etwas für den Staat Gleichgültiges sei; dafür hält sie Niemand, welcher über das Staatsleben zu denken im Stande ist. Von der Urzeit bis zu Rousseau einschlußweise galt die Religion für etwas dem Staate Unentbehrliches.“ Wir zweifeln, ob der Bischof von Orleans diesen Satz unterschreiben würde ohne wohl zu unterscheiden, und für seine Unterscheidung würde er sich auf thatsächliche Erfahrungen berufen, die in Frankreich gerade aus Anlaß der Encyclika schroff hervorgetreten sind. In Wahrheit scheint uns dieser Unterschied im gegenwärtigen Moment, wo sich das unnatürliche Bündniß der zwei im Fortschritt bisher vereinigten Parteien für immer gelöst hat, von der höchsten Wichtigkeit zu seyn; von ihm aus scheint uns ein neues und grelles Licht auf die Stellung der Kirche zu fallen einerseits zu dem antisocialen Liberalismus und zur Bourgeoisie auf ihrem wankenden Herrscherthrone, andererseits

*) „Der Staat ohne Gott.“ Hirtenschreiben an die Erzdiöcese Wien von Joseph Othmar Cardinal Rauscher, Fürst-Erzbischof von Wien.

zu der socialen Bewegung der Zukunft und zu dem sich emporringenden vierten Stande. Hören wir!

Aechter vertritt kein Organ das Gesammtsystem des Liberalismus oder den sogenannten modernen Staat, als das von protestantischen Elsässern redigirte Pariser Blatt *Temps*. Die Debatte über das päpstliche Rundschreiben und insbesondere der Vorschlag eines gallikanischen National-Concils veranlaßte nun das Blatt, über das Verhältniß des Christenthums zu den liberalen Ideen sich klar auszusprechen wie folgt: „Was ist denn der Kern der Principien von 1789, als die Rechtfertigung des Menschen durch sich selbst, die Heiligkeit des Gewissens welches von jeder äußern Macht und von jedem Gesetz, das es sich nicht selbst gab, unabhängig ist? Und wie könnten ohne eine entsetzliche Heuchelei die Vertreter der Religion der Erbsünde, der Erlösung und der Gnade diesen Principien zustimmen?"

Unzweifelhaft kann diese aus offenem Herzen heraufgekommene Stelle für tausend Abhandlungen gelten. Für den Temps ist also die christliche Religion und folgerichtig jedes übernatürliche Band allerdings nicht nur etwas Gleichgültiges, sondern auch etwas Feindliches im liberalen Staat. Das Blatt hält zu der Weltanschauung des deutschen Strauß, die den Menschen, mit Ablehnung aller übernatürlichen Hülfsquellen, ausschließlich auf sich selbst und auf die natürliche Ordnung der Dinge stellt. So bleibt der Temps sich consequent und getreu dem Princip des antikirchlichen Individualismus und der antisocialen Bourgeoisie, vermöge dessen die eigentliche Fortschrittspartei den Staat ohne Gott und Religion wollen muß, wenigstens in der Theorie.

Innerhalb dieser Partei steht dem Temps die socialdemokratische *Opinion nationale* gegenüber. Als ein Organ der Massen, dessen Traditionen bis in die saintsimonistische Bewegung hineinreichen, vertritt sie das Princip der gesellschaftlichen Solidarität. Sie bildet also den geraden Gegensatz zur Bourgeoisie und zum liberalen Individualismus. Auch J. J. Rousseau, den der Herr Cardinal als Zeugen anführt,

war nicht ein liberal, sondern ein social tingirter Geist. Er konnte sich daher einen Staat ohne Religion gar nicht denken; er verlangte vielmehr eine eigentliche Religion von Staatswegen; wer von dieser Religion abfiele, der sollte mit dem Tode bestraft, und wer dieselbe nicht annehmen wollte, der sollte aus dem Staate verbannt werden, weil ein solcher Mensch „Gesetz und Gerechtigkeit zu lieben unfähig und darum zur Geselligkeit nicht gemacht sei." In demselben Sinne sprach sich jetzt, aus Anlaß der Encyclika, die Opinion nationale über das Verhältniß der Religion zum Staat und zur Gesellschaft aus.

Die christliche Religion in ihren mittelalterlichen Formen, so sagt das Blatt, sei zur Zeit erst noch in der Auflösung begriffen und daher komme die Tendenz nach Trennung der Kirche vom Staat; sie sei der Ausdruck jener Auflösung aller bisherigen religiösen Bande. Hätten sich aber einmal dergleichen Bande neu im Volke gestaltet, so müßte allerdings auch der Staat diese neue Religion adoptiren, weil er eben der Inbegriff aller socialen Macht sei. Die Negation des Religiösen sei nur eine vorübergehende historische Erscheinung. Denn die Religion sei nicht bloß ein Band des Menschen mit dem Unendlichen, sondern auch, und vor allen Dingen, ein Band des Menschen mit der Menschheit in ihrer Solidarität. Die Verneinung der Religion zum Princip erhoben, wäre der abstrakte Individualismus, die Verneinung der Solidarität. So die Opinion nationale; und das Organ der Arbeiter-Bewegung in Deutschland bemerkt dazu: „Gegen diese Auffassung kann allerdings weder vom socialistischen noch vom philosophischen Standpunkte etwas eingewendet werden" *).

Ich meine, der merkwürdige Gegensatz ist hiemit hinreichend tief und durchsichtig bezeichnet. Der Liberalismus der Bourgeoisie bedarf für seinen Staat und seine Gesellschaft keiner Religion. Selbstgott nach allen Seiten hin hat dieser „Bürger" sein Paradies nicht hinter sich sondern vor sich,

*) Berliner Social-Demokrat vom 27. Januar 1865

und keine andere Lebensaufgabe ist ihm gesetzt, als daß nichts ober, nichts unter, nichts neben ihm sein Wohlbefinden auf Erden störe. Von dieser Geistesrichtung gilt die schöne Stelle des Bischofs von Orleans: „Reichthum und Vergnügen, Geldgier und Genußsucht sind die zwei Ränder des Abgrunds, in den ich leider einen Theil der französischen, ja der europäischen Gesellschaft seit einigen Jahren mit beiden Füßen versunken sehe. Was Wunder, wenn dieses Publikum den Herrn Jesus nicht mehr liebt, da er ja demüthig war, arm und keusch!" (p. 149.)

Die Partei des vierten Standes hingegen besteht in der menschheitlichen Solidarität und sie ahnt, daß es ohne Religion keine Gemeinschaft gibt. Sie hat als solche kein Herz für die bestehenden Formen des Christenthums, weil sie bei diesen auch kein Herz für ihre Interessen gefunden zu haben glaubt. Sie sieht insbesondere das Papstthum als die Krone einer ihr feindlichen Weltperiode an, das daher fallen müsse, wenn die Culturentwicklung eine Wendung zu Gunsten des vierten Standes nehmen solle. Aber sie spricht von der großen socialen Erscheinung der Kirche doch nicht in dem empörenden Tone ausgelassener Knaben wie der Liberalismus*). Denn sie hat das Gefühl, welches in diesem erstickt ist: daß immerhin ein „Band des Menschen mit dem Unendlichen und des Menschen mit der Menschheit" seyn müsse.

---

*) Bei Gelegenheit der Encyclika hat der Berliner „Social-Demokrat" (6. Jan. d. Js.) den „schwächlichen Mittelparteien" diese Sprache sogar streng verwiesen. Das Papstthum — sagt das Blatt, zur Zeit unfraglich das wichtigste und interessanteste Organ welches mit deutschen Lettern gedruckt wird — sei das eigentliche Fundament aller Autoritäts-Elemente Europa's. „Gerade darum kann das Papstthum, und das Papstthum allein, die ganze und volle Sprache der Autoritätssache führen, und ehrenvoll, nicht tadelnswerth ist es, wenn es diesen Muth seiner Sache hat"... „Den vollen Muth ihrer Sache haben nur die extremen Parteien, die auf großen, die ganze Weltanschauung beherrschenden Ideen fußen." Das Papstthum müsse freilich fallen, aber warum es darum verhöhnen, „daß es, was auch immer kommen möge, mit Ehren zu fallen gedenkt!"

An die endliche Erhebung des vierten Standes knüpft sich eine Welt von Gedanken, die in einem kurzen Artikel kaum aphoristisch angedeutet werden können; müssen wir uns und Andere ja sogar erst an die Sprache der neuen Lage gewöhnen. Aber die Eine Erinnerung möchten wir uns, gegenüber den religiösen Anschauungen der neuen Partei, doch erlauben, die Erinnerung nämlich: mißversteht man sich da nicht?

Wir sagen von der Kirche mit Recht, sie vertrage sich mit allen Staatsformen; aber noch mehr, sie hat von allen christlich-germanischen Weltperioden auch je eine bestimmte äußere Färbung angenommen. Auf die ackerbauenden Mönche der patriarchalischen Zeit folgten Bischöfe und Aebte, die den Hirtenstab mit dem Schwerte kreuzten und das Geschäft der Feudalbarone theilten; seit den priesterlichen Doktrinen des römischen Rechts hat dann der bürgerliche Geist allmählig Platz gegriffen, und es bedarf keiner Vergrößerungsgläser, um in der modernen Absonderung des Professorenthums als solchen, und besonders in dem jüngsten Streit über die „freie Wissenschaft", die Einströmung der Bourgeoisie zu entdecken. Damit scheint auch das dritte Zeitalter die Sonnenhöhe passirt zu haben. Wenn aber eine neue Weltperiode wieder lauter als je nach dem Evangelium der Armen ruft, warum sollte nicht auch die Kirche vorherrschende Arbeiter-Gestalt annehmen? Es wäre von den Veränderungen, die sie in ihrer Stellung zur Welt schon erlebt hat, nicht einmal die größte.

Jedenfalls dürften über kurz oder lang alle anderen Kirchenfragen hinter der verschwinden: wie der Katholik sich zu der neuen Bewegung der Arbeiter zu verhalten habe. Soll der vierte Stand als gleichberechtigt unter die anderen Stände eintreten, so ist es die erste Bedingung, daß die Bewegung nicht wieder rückfällig werde und zum rothen Gespenst ausarte. Welche Macht könnte aber auf die Länge eine solche Katastrophe verhüten, wenn nicht der Geist Christi in der Kirche?

XXVI.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

II. Polens Ohnmacht seit dem russisch-preußischen Bündniß von 1764 bis zur Conföderation von Bar, 1768.

Während Rußland und Preußen im Geheimen das Todesurtheil Polens unterzeichneten, rief der Reichsprimas Lubienski, Erzbischof von Gnesen, mit feurigem Patriotismus den polnischen Adel bei der bevorstehenden Königswahl zur Eintracht und mannhaften Thatkraft auf und schilderte „gleichsam in der letzten Stunde der Freiheit" noch einmal alle Gefahren, die der innerlich zerrütteten Republik vom Auslande bevorständen. Wir Polen nennen uns, sagte Lubienski, eine freie und unabhängige Nation, und doch sind wir bereits dem Joch der Sklaverei verfallen und dem Schrecken der Waffen ausgesetzt. Und wie sehr wir auch das Elend unserer Knechtschaft empfinden, so haben wir doch nicht Kraft genug, uns selbst zu rathen, und nicht Muth genug, unser Geschick zu verbessern. Ohne Festungen, ohne Garnisonen, ohne Armeen gleicht unsere Republik einem offenen, vom Sturm zerrissenen Hause, einem Gebäude ohne Eigenthümer, welches über seine erschütterten Fundamente zusammenbricht. Bei uns ist die

Freiheit durch die Willkür unterdrückt, die Gerechtigkeit ist ohne Pflege, die Gesetze bleiben kraftlos, der Kronschatz ist erschöpft, der Handel liegt darnieder, die Städte sind entvölkert, und die benachbarten Mächte brandschatzen die Bewohner unseres Landes, führen sie mit Gewalt hinweg und zwingen sie, sich zu einer neuen Religion zu bekennen. Diese Mächte freuen sich über unsere Zwietracht und fördern den Parteigeist, um unsere Republik zu unterjochen . . . Unsere Zwietracht, die seit siebenunddreißig Jahren alle Reichstage zerrissen, verschuldet unser ganzes Unglück, und wir laden uns vor Gott die schwerste Verantwortlichkeit auf, weil wir dadurch unser Reich fremdem Joche überliefern*).

Und Polen war immer noch, obgleich es schon manche Landschaften, die es zur Zeit seiner größten Ausdehnung besessen, eingebüßt hatte, ein Reich von fast 14,000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von fast fünfzehn Millionen.

Wie schwer aber auch das fremde Joch schon damals auf Polen drückte, so überhörte der Adel dennoch die Worte des Primas und die inneren Parteien traten bei der neuen Königswahl so schroff und gewaltsam, wie nur jemals früher, gegen einander auf. Bevor der sog. Convocationsreichstag, auf welchem Zeit und Ort der Königswahl bestimmt werden mußte, am 7. Mai 1764 eröffnet ward, gab sich Lubienski, berichtet der englische Gesandte aus Warschau**), alle Mühe, ein Uebereinkommen zwischen den Parteien zu Stande zu bringen, „auf daß diese große Versammlung wenigstens ohne Unterbrechung vorübergehe, und man alle Aufmerksamkeit darauf verwende, Gesetze und Einrichtungen zu treffen, welche das künftige Glück des Landes sicherten."

---

*) Geschichte der Staatsveränderungen von Polen vom Tode König Augustus III. bis ins Jahr 1775. Aus dem Französischen (Leipzig 1777) Bd. 1, 26—27. (Ferrand) Histoire des trois démembrements de la Pologne 1, 49—58.

**) Am 9. Mai 1764 bei Raumer 1, 359.

Alle diese Bemühungen waren vergeblich, und wie zum besondern Verhängniß für Polen hegte gerade die Reformpartei unter dem Adel, an deren Spitze die mächtige Familie der Czartoryski's stand, den schlimmen Wahn, mit Hülfe Rußlands die langerstrebte staatliche Umgestaltung der Republik und insbesondere die Abschaffung des Liberum Veto, dieses Grundübels der polnischen Verfassung, zu erreichen. Dieser Wahn ist doppelt unbegreiflich, weil Katharina II. nicht bloß in geheimen Stipulationen sich gegen Polen verschworen, sondern, wie wir früher erwähnten, schon im J. 1763 in öffentlichen Denkschriften erklärt hatte, daß sie keine Abänderung der polnischen Verfassung gestatten wolle!

Die polnische Reformpartei begann auf dem Convocationsreichstage ihr Werk mit Gewaltthätigkeiten gegen ihre Gegner, die sich weder rechtfertigen noch entschuldigen lassen. Anfangs freilich schien sie in ihren Bestrebungen vom Glücke begünstigt. Nachdem sie ihre Gegner vom Reichstage entfernt, brachte sie mehrere dem Lande wohlthätige Gesetze durch. Die hohen Kronämter, die bisher von der königlichen Autorität ganz unabhängig gewesen und deren Träger sich seit der zur Gewohnheit gewordenen Sprengung der Reichstage in der Verwaltung der Justiz, der Finanzen, des Militärwesens und der Polizei eine souveräne Gewalt angemaßt hatten, wurden ihrer Macht entkleidet und an ihre Stelle traten vier unabhängige Commissionen, deren Mitglieder von dem Reichstage oder, falls ein solcher nicht zu Stande käme, von dem König ernannt werden sollten. Da nun voraussichtlich kein Reichstag, so lange noch das Liberum Veto bestand, zu Stande kommen konnte, so erhielt durch diese neuen Gesetze die königliche Macht eine höchst bedeutende Erweiterung. Aber die Durchführung dieser Gesetze gelang nur durch Hintergehung des russischen Gesandten Kayserlingk, der des Polnischen nicht mächtig war und aus einer ihm überreichten lateinischen Uebersetzung der Gesetzesvorschläge, in der man an entscheidenden Stellen zweideutige Wendungen gebraucht hatte, die Tragweite

der neuen Bestimmungen nicht erkannte. Und Kayserlingk's Genosse, der Fürst Repnin, legte keinen Widerspruch ein, weil er in allen, unter dem Schutze der russischen Truppen vollzogenen Neuerungen nur die Wirkung des Ansehens seiner Gebieterin erblickte.

Durch diese Erfolge ermuthigt wollte die Reformpartei nunmehr für alle Zukunft die Anarchie durch Aufhebung des Liberum Veto und Einführung des Majoritätsvotums auf den Reichstagen ausrotten, aber hierbei war keine weitere Täuschung der Russen möglich, und es mußten vielmehr die Czartoryski's erkennen, daß sie sich in ihrer Hoffnung auf Rußland getäuscht hatten. Die Gesandten Rußlands und Preußens legten gegen die Abschaffung des Liberum Veto im Namen ihrer Souveräne den entschiedensten Einspruch ein, und die Partei, unfähig unter den obwaltenden Verhältnissen deren Widerstand zu besiegen, war genöthigt ihr Reformprojekt fallen zu lassen*). Um aber das Liberum Veto wenigstens so unschädlich als möglich zu machen, wurde festgesetzt: wird ein Reichstag aufgehoben durch den Einspruch eines Mitgliedes, so behalten doch seine bis dahin gefaßten Beschlüsse Gesetzeskraft, und alle Finanz-, Oekonomie- und Justizangelegenheiten werden fürderhin mit Stimmenmehrheit entschieden. Auch sollen, wurde hinzugefügt, alle Gesetzentwürfe, die den Vortheil der Republik betreffen (und was ließ sich nicht Alles unter diesem Titel begreifen), in Zukunft von den oben erwähnten vier Commissionen vorgeschlagen und mit Beobachtung der üblichen Gerichtsformen d. h. mit Stimmenmehrheit angenommen werden.

*) Friedrich II. sagt in seinen Memoiren (Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 14) daß er den Petersburger Hof dazu vermocht habe, gemeinsam mit ihm die Aufhebung des Liberum Veto zu verhindern, aber diese im russisch-preußischen Bündniß stipulirte Verhinderung war ja schon von Katharina in der von uns früher angeführten geheimen Instruktion im J. 1763 den Gesandten in Warschau zu einer bestimmt formulirten Vorschrift gemacht.

Rußland und Preußen opponirten gegen diese wohlthätigen Reformen, deren Ausführung sie, wie wir sehen werden, später verhinderten, damals nicht, um die mächtige Partei nicht allzu sehr gegen sich aufzureizen, und um durch sie die Königswahl in ihrem Sinne zu regeln. Nachdem diese Mächte die Abschaffung des Liberum Veto vereitelt, ließen sie den Reichstag ruhig gewähren, und dieser entwickelte nun eine Thätigkeit, wie wir sie selten auf einem frühern polnischen Reichstag finden. In der Verwaltung wurden viele Verbesserungen eingeführt und genauere Bestimmungen zu „einer pünktlichen Pflege" des Gerichtswesens getroffen, damit fürder nicht mehr die Klage des „ohnmächtigen Bürgers" ungehört verhalle; im ganzen Reich sollte überall gleiches Maß und Gewicht eingeführt werden; Commissarien sollten die Beschwerden der Städte prüfen, und verhindern, daß weder Adel noch Geistlichkeit den Handel der Bürger beeinträchtigten; alle dem Adel und der Geistlichkeit früher ertheilten Handels-Concessionen wurden aufgehoben, und was noch wichtiger war, es wurden zu Gunsten der leibeigenen Bauern manche nützliche Gesetze erlassen, durch welche die Machtvollkommenheit des Adels über sie eine wesentliche Einschränkung erlitt. So wurde z. B. auf die Tödtung eines Bauern durch einen Adeligen die Todesstrafe gesetzt, während früher dafür nur eine geringe Geldbuße bestand*).

Man kann nicht läugnen, daß die Partei der Czartoryski's durch Anrufung des russischen Schutzes sich schwer an Polen versündigte, daß sie bei ihren Reformen auch persönliche Zwecke verfolgte und gegen ihre politischen Gegner gewaltsam zu Werke ging: aber es gereicht ihr gleichwohl zum größten Ruhm, daß sie mit richtigem Blick die innern Schäden, an

*) Vergl. über den Convocationsreichstag die Geschichte der Staatsveränderungen von Polen 1, 49 — 83 und im Anhang die Rede Poniatowski's 234—242. Hermann 5, 373 der nach Rulhière und Lelewel erzählt.

denen Polen krank lag, erkannte und sie mit Energie und Ausdauer zu heben suchte. Die durch sie am 7. Sept. 1764 zu Stande gebrachte Erhebung des russisch-preußischen Kroncandidaten Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Königsthron gereichte allerdings dem Lande zum größten Unglück, aber nicht weil die Czartoryski's, wie man wohl behauptet hat, aus persönlichen Leidenschaften und aus Haß gegen die republikanischen Gegner nach einer Unterordnung Polens unter Rußland getrachtet, sondern weil sie sich in der Person des charakter- und sittenlosen Emporkömmlings ebenso täuschten, wie in ihrer Hoffnung auf Rußland. Sie wähnten, auf den neuen König, ihren Neffen, einen bestimmenden Einfluß ausüben und ihn für die politische Wiedergeburt des Landes begeistern zu können, und Stanislaus Poniatowski selbst trug zur Zeit seiner Wahl ein lebhaftes Verlangen zur Schau, die polnische Nation auf eine höhere Stufe des politischen Ansehens, der Gesittung und Bildung zu erheben*). Aber er hatte vor seiner Wahl, ohne Vorwissen der Czartoryski's, gegen Rußland und Preußen geheime Verpflichtungen übernommen, durch die er sich von vornherein zu einem bloßen Geschöpfe dieser Mächte erniedrigte. Er hatte nämlich der Czarin nicht bloß den Abschluß einer möglichst weitgehenden Offensiv- und Defensivallianz und die Zulassung einer „Grenzregulirung" versprochen, sondern wollte auch im russisch-preußischen Sinn die „Dissidentenfrage" lösen helfen, ja sogar in Verbindung mit Katharina eine polnische National-Synode errichten und dadurch die katholische Kirche Polens von Rom trennen, um, wie er sagte, „seine Unterthanen einer fremden Herrschaft zu entziehen"**). Dem päpstlichen Nuntius Visconti aber erklärte er gleichzeitig, alle über seine Zusicherungen

*) Vergl. den Bericht bei Theiner 4b, 96.

**) Vergl. Hermann 5, 386 und den Brief des Königs an Katharina bei Rulhière 2, 129.

zu Gunsten der Dissidenten verbreiteten Gerüchte seien schändliche Verleumdungen, und er wolle eher den Tod suchen und durch den Tod seine treue Anhänglichkeit an die Kirche besiegeln, als durch so schimpfliche Mittel den Thron besteigen*).

Auf dem sog. Krönungsreichstage gelang es noch der Reformpartei allen ihren auf dem Convocationsreichstage gefaßten Beschlüssen Gesetzeskraft zu verschaffen, da man denselben noch in der Form einer Conföderation abhielt, dadurch das Liberum Veto umging, und die Majorität sich an einen Einspruch des russischen und preußischen Gesandten, welche die Wiedereinführung aller alten vor dem Convocations-Reichstag bestandenen Gesetze verlangten, nicht kehrte. Auch wurde auf dem Krönungsreichstage zur Vermehrung der königlichen Einkünfte ein Tarif auf die Einfuhrartikel festgesetzt, dem alle Provinzen des Landes, ungeachtet bisheriger Privilegien unterworfen seyn sollten, und die Wahlcapitulation (Pacta conventa), die der neue König beschwören mußte, war von den Czartoryski's in geschickter Weise in einzelnen Bestimmungen zu Gunsten der königlichen Macht verändert. Der König erhielt durch sie das Recht, die vier größten Krondomänen, die bisher an den Adel verliehen wurden, sich anzueignen; das Postwesen und die Münzstätten des Landes wurden ihm unterstellt, und vier Garderegimenter unmittelbar seinem Befehl unterworfen**).

Katharina II. hatte durch die Wahl des von ihr abhängigen Poniatowski ihre nächsten Zwecke in Polen erreicht***), und stellte nun, um die Republik zu einer willen-

---

*) Vergl. die in Gegenwart des Königs gehaltene Rede des Nuntius bei Theiner 4 b, 124 -- 128.

**) Vergl. die neuen Pacta conventa bei Theiner 4b, 47—54.

***) Auch ihr persönlicher Stolz fand darin Befriedigung, ihrem Beischläfer Poniatowski ein Königreich verschafft zu haben. Später wollte sie auch ihrem Beischläfer Orloff ein solches am andern Ende ihres Reichs in Asien verschaffen. In einem Geschichtswerk

losen Vollstreckerin russischer Vorschriften zu machen und sie in alle den polnischen Interessen fernliegende russische Eroberungskriege hineinzuziehen, sofort an den Krönungsreichstag die Forderung eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Rußland, für welchen Preis sie die Verstärkung der polnischen Armee auf 50,000 Mann erlauben wollte. Aber die Willfährigkeit der Reformpartei gegen die Czarin hatte ihr Ende erreicht. Die Czartoryski's, Katharina's Absichten durchschauend, setzten auf dem Reichstage die Verwerfung des verlangten Bündnisses durch, machten aber seitdem die Czarin zu ihrer unversöhnlichen Feindin.

War der Reformpartei anfangs durch den Widerstand Rußlands und Preußens die Abschaffung des Liberum Veto mißlungen, so hoffte sie, ihre Macht werde bis zum nächsten „ordentlichen Reichstage", welcher der Constitution gemäß nach zwei Jahren gehalten werden mußte, im Innern des Landes so verstärkt seyn, daß sie der russisch-preußischen Einsprache zum Trotz die Einführung des Majoritätsvotums gesetzlich feststellen könne. Bis zu diesem „ordentlichen Reichstag" blieb durch Beschluß des Krönungsreichstages die bisherige Conföderation in Kraft, und den Czartoryski's, den Häuptern der Conföderation, wurde das Recht übertragen, alle Anstalten und Maßregeln zu treffen, um die erlassenen neuen Gesetze und die getroffenen neuen Einrichtungen ins Werk zu setzen.

So war der Beginn der Regierung des neuen Königs, wie rechtlos dieser auch auf den Thron gehoben worden, ein glücklicher für Polen zu nennen. Während sich im Innern allmählich die Geister beruhigten und eine große Anzahl der frühern Gegner der Czartoryski's sich mit diesen und dem Hofe aussöhnten, wurde Stanislaus Poniatowski bald von

---

schrieb sie neben dem Namen der Königin Elisabeth von England die Bemerkung: Il n'a manqué au bonheur de cette princesse que d'avoir un royaume à donner au comte d'Essex." Rulhière 2, 130.

allen europäischen Mächten anerkannt, und Papst Clemens XIII. suchte die Höfe von Wien, Versailles und Madrid für die neue Regierung in Polen günstig zu stimmen*).

Alle diese Erfolge aber reizten den Zorn der Czarin, die es ihrem „polnischen Satrapen" sehr übel deutete, daß er auch nur gewagt hatte, aus eigenem Antriebe seine Anerkennung als König bei den europäischen Mächten nachzusuchen**). Sie setzte alle Hebel in Bewegung, um den König dem Einfluß der Czartoryski's zu entziehen und unterstützte alle Gegner derselben. Ungestraft ließ sie ihre immer noch in Polen stehenden Truppen unerhörte Barbareien begehen. In Polnisch-Preußen hausten diese Horden unter dem Oberbefehl des Fürsten Dolgorucki ärger als in Feindesland; die Oekonomien von Marienburg und Roggenhausen wurden völlig zu Grunde gerichtet und die armen Bauern dermaßen ausgesogen und geplündert, daß sie dem Elend preisgegeben in Massen Haus und Hof verlassen mußten***).

Besaß Katharina in ihrer beabsichtigten Eroberungspolitik auf Kosten Polens damals noch keinen „plausiblen Vorwand" sich Livland anzueignen, dessen Annexion sie, wie wir früher hörten, bereits im J. 1763 in Aussicht genommen, so benutzte sie vorläufig die Gelegenheit der „Grenzregulirung" zur Beraubung der Republik. Da die auf dem Krönungsreichstage im Anfang des J. 1765 zur Schlichtung einiger zwischen Rußland und Polen vorhandenen Grenzstreitigkeiten ernannte Commission wegen der im Lande verübten Grausamkeiten der russischen Horden den Beginn ihrer Arbeit verzögerte, so

*) Vergl. die Briefe des Papstes vom 30. März, 3. April und 4. Dec. 1765 bei Theiner 4b, 76, 77, 90.

**) Vergl. den Bericht des Nuntius vom 8. Januar 1766 bei Theiner 4b, 91 und den Bericht des englischen Gesandten vom 16. Nov. 1765 bei Raumer 1, 414.

***) Bericht des sächsischen Residenten v. Essen vom 11. und 18. Mai 1765 bei Hermann 5, 383.

schickte die Czarin unter den Generalen Weymarn und Bibikow mehrere neue Regimenter nach Polen, durch die sie aus eigener Machtvollkommenheit die Grenzen dahin „berichtigte", daß sie der Republik in den östlichen Provinzen einen Landstrich von fünfzig Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 160,000 Familien entriß *). Die russischen Truppen hatten Befehl alle Handwerker und Künstler, welche die polnischen Adeligen mit großen Kosten auf ihre Güter gezogen, aufzuheben und unter militärischer Eskorte nach Rußland zu bringen. Es war dieß der praktische Commentar zu der von Katharina schon zweimal, zuletzt am 9. Juni 1764, wiederholten feierlichen Erklärung, daß sie die Integrität Polens unversehrt erhalten und gegen Jedermann hüten und schützen wolle.

Auch noch mit einer andern Mission hatte die Czarin ihre Truppen betraut, nämlich mit der Unterstützung griechisch-schismatischer Bischöfe und Popen, die in den annexirten Landstrichen die polnischen Katholiken gewaltsam von der katholischen Kirche trennen oder nach ihrem Ausdruck, „zum Glauben ihrer Väter" zurückführen sollten **). Im Jahre 1765 — 1766 beginnt die Schismatisirung Polens durch Rußland, gleichzeitig wo Katharina in Warschau im Namen der „von Gott gewollten heiligen Toleranz und Gewissensfreiheit" zu Gunsten der polnischen Dissidenten (unter welchem Namen man alle Angehörigen der verschiedenen protestantischen Confessionen und die Anhänger der schismatisch-russischen Kirche begriff) auftrat.

Und dieß führt uns auf die Besprechung der religiösen Verhältnisse, deren „Regelung" den eigentlichen Kern der russisch-preußischen Politik in Polen bildete.

Gleich nach der Wahl Poniatowski's, am 14. September

---

*) Bericht Essen's vom 1. Februar 1766 bei Hermann 5, 384. Rulhière 2, 132 flg.

**) Vergl. Rulhière 2, 133.

1764, reichten die Gesandten Rußlands und Preußens dem König und der Republik eine Denkschrift ein, worin sie sich aus Gewissenspflichten der Dissidenten annahmen, wegen der „Heiligkeit der Friedenstraktate“ und „gestützt auf die Grundgesetze eines freien Staates, wo die vollkommenste Gleichheit zwischen allen, die ihn bilden, herrschen müsse.“ Zwei Monate später am 28. November 1764 ließ Friedrich II. die Anforderungen der Denkschrift mit den Worten erneuern: „Der König ist entschlossen und verbunden, kräftig dahin zu wirken, daß den Dissidenten volle Gerechtigkeit gewährt werde, aus Rücksicht für den eigenen Ruhm, den er in seiner Größe vorzugsweise darin findet, die Rechte der Menschheit zu schützen.“ Und am folgenden Tage präcisirten die Gesandten der Interventionsmächte dem Reichstag des Näheren ihre Forderungen, daß alle Dissidenten eine vollkommene Religionsfreiheit erhalten und zu allen Ehrenstellen und Staatsämtern zugelassen werden sollten*).

Europa erlebte ein wirklich sonderbares Schauspiel. Katharina II., die den Protestantismus für Rußland als staatsgefährlich erklärte und den russischen Katholiken mit blutiger Härte die freie Ausübung ihrer Religion untersagte, und Friedrich II., der im katholischen Schlesien alle Katholiken von den höchsten Magistratsstellen ausschloß, wollten im katholischen Polen dem nichtkatholischen Adel alle politischen Rechte, alle Souverainitätsrechte des katholischen Adels verschaffen. Sie wollten ihm dieselben mit Gewalt verschaffen,

---

*) Vergl. Theiner 4b, 63 — 64 und Theiners Neueste Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland 157—160, und im Dokumentenband 149 — 150. Geschichte der Staatsveränderungen von Polen 1, 242 — 244. König Friedrich II. forderte im Jahre 1764 den Petersburger Hof dazu auf, eine vollständige politische Gleichstellung für die Dissidenten (d. h. für die adelichen D.) in Polen zu verlangen. Vergl. die Aktenstücke bei Smitt I, 117 — 120.

und zwar „im Namen der geheiligten Rechte der Menschheit!“ Und die Anforderungen Rußlands und Preußens wurden unterstützt von den diplomatischen Vertretern Englands, Schwedens und Dänemarks, in welchen Ländern die Katholiken auch nicht die geringste Toleranz, geschweige denn politische Rechte genossen! In England saßen damals noch unzählige Katholiken und Dissidenten in den Kerkern, nicht weil sie politische Rechte verlangten, sondern weil sie ihre Religion ungehindert ausüben wollten, und in Dänemark wurde noch in den Jahren 1777 und 1779 ein Gesetz erlassen, daß Ordensleute bei Todesstrafe das Land nicht betreten dürften.

Aber hiervon abgesehen, wer gab den akatholischen Mächten das Recht, sich in die innern Angelegenheiten des katholischen Polens einzumischen, und den Feuerbrand ins Reich zu werfen. nur für einige wenige hundert Familien von Akatholiken, die im katholischen Polen nicht bloß tolerirt waren, nicht bloß sich überall frei niederlassen und ihren Gottesdienst nach Gutdünken einrichten konnten, die nicht bloß, so gut wie die Katholiken, unter dem Schutz der Gesetze standen, sondern die alle Civilrechte des katholischen Adels besaßen, mit diesem die reichsten Starostien, Magistratswürden und Gerichtsämter theilten und sogar die höchsten Stellen in der Armee bekleideten!

Die Dissidenten selbst, sagte man katholischerseits mit Recht in Polen, zeigen offenkundig, daß wir sie nicht bedrücken und in der freien Ausübung ihrer Religion nicht behindern, denn das Wesen ihrer Anforderungen besteht darin, daß sie Landboten, Senatoren und Würdenträger der Krone werden und andere Ehrenstellen bekleiden wollen. Und weil wir ihnen dieß nicht zugestehen, so schreien sie über Härte und Grausamkeit, und berufen sich auf die christliche Liebe. Aber gibt es denn keine christliche Liebe in England, Holland, Rußland, Schweden und Dänemark, wo die Katholiken keine Magistraturen, Staatsstellen oder Ehrenämter bekleiden können,

und wo man sie noch kürzlich durch neue Gesetze von allen derartigen Privilegien ausgeschlossen hat? In allen Ländern, wo eine herrschende Religion vorhanden, verhindert man daß sich andere Religionen zu sehr ausbreiten, um die Einheit des Staates aufrecht zu erhalten und Religionskriege zu verhüten. Unterdrücken aber wollen wir die Dissidenten keineswegs, wir wollen sie vielmehr schützen, wenn ihre Bedrückung versucht würde. Aber wie kann sich der dissidentische Adel über Druck in Polen beklagen, da er seine Güter und Reichthümer ruhig besitzen, seine Religion nach Belieben ausüben, alle Militärstellen bekleiden kann und alle Civilrechte des katholischen Adels genießt. Bei der ganzen Frage handelt es sich nur um den Adel. Denn die Dissidenten aus andern Ständen, die Kaufleute und Handwerker, machen keinen Anspruch auf die vom Adel prätendirten Rechte, sie verlangen nur die freie Ausübung ihrer Religion und den Schutz des Staates, den wir ihnen gern gewähren wollen*). So weit die polnische Denkschrift.

Mit Recht hob diese Denkschrift hervor, daß es sich bei der ganzen Dissidentenfrage nur um den akatholischen Adel handelte, dem Rußland und Preußen die Souverainitätsrechte des katholischen Adels verschaffen wollten, um im Senat und auf den Reichstagen eine stets gefügige politische Partei zu besitzen, und beide Mächte wollten diese neuen Souverainitäts-

*) Vergl. die Réponse aux Remonstrances de Messieurs les Dissidents bei Theiner 4b, 69—71. Waren doch die Häupter der spätern Conföderationen der Dissidenten, der Calvinist Grabowski und der Lutheraner Goltz lange vorher in Polen Starosten und Generale gewesen. Vergl. Lelewel Geschichte Polens 223. Die Anzahl der akatholischen adelichen Familien belief sich auf nur 206 (vergl. Theiner 4b, 628), die in den russischen Manifesten vor Europa bald als „partie considérable de la nation" hingestellt wurden (Theiner 4b, 63), bald aber auch als „petit nombre" (loc. cit 154)!

rechte ihrer Clienten garantiren, um bei jeder Gelegenheit sich in die innern Angelegenheiten Polens einmischen zu können. Wenn deßhalb die Polen den russisch-preußischen Anforderungen einen unbeugsamen Widerstand entgegensetzten, so lag ihrer Energie im Allgemeinen nicht religiöser Fanatismus, sondern nur eine richtige Würdigung der politischen Verhältnisse zu Grunde, eine richtige Erkenntniß aller der Unabhängigkeit Polens drohenden Gefahren.

Vor Europa freilich wurde ihr Widerstand als religiöser Fanatismus gebrandmarkt. Nicht bloß die offiziellen Erlasse der Höfe von Petersburg und Berlin beriefen sich, mit gänzlicher Verdrehung der wahren Lage der Dinge, zur Legitimirung ihres Vorgehens auf die Toleranzphilosophie des Zeitalters, sondern auch die französischen „Philosophen", die von Katharina reiche Jahrgehälter bezogen, und holländische und deutsche Journalisten, die man durch klingende „Anerkennung ihres gemeinnützigen Wirkens" gewann, stellten die Sache so dar, als träten die Interventionsmächte in Polen nur als Vorkämpfer für die „geheiligten Menschenrechte", für Toleranz und Gewissensfreiheit auf. Dieß Alles geschah, obgleich der dissidentische Adel selbst in einer Denkschrift erklärte, man täusche sich über den Kern der Frage, wenn man diese als eine Frage um Toleranz hinstelle*).

Wenn man aber auch das Ausland täuschte, in Polen konnte sich kein Einsichtiger weder über die politischen Zwecke Rußlands und Preußens, noch über die religiösen Absichten Rußlands täuschen. Denn die Czarin war unvorsichtig oder vielmehr rücksichtslos genug, diese ihre religiösen Absichten gleich in den ersten Regierungsjahren Poniatowski's zu offenbaren, und zwar nicht allein durch die früher erwähnte Schismatisirung der polnischen Katholiken in den der Republik geraubten Landstrichen, sondern auch durch ihre offiziell formulirten

*) Rulhière 2, 125.

Anforderungen für den Bischof von Mohilew. Der polnische König Wladislaus IV. hatte im J. 1632 in Mohilew einen katholischen Bischofsitz gegründet, den ungeachtet aller Protestationen des päpstlichen Stuhles*) der schismatische Bischof Koninski mit russischer Unterstützung gewaltsam an sich gerissen hatte. Und für diesen schismatisch-griechischen Bischof verlangte nun Katharina, von Preußen unterstützt, sowohl Anerkennung von Seiten der Republik, als auch Sitz und Stimme im Senat, obgleich nicht einmal die griechisch-unirten Bischöfe Polens dieses Privilegium der lateinischen Bischöfe besaßen! Es war ein unerhörtes Vorgehen. Im August 1765 kam Koninski auf Geheiß Katharina's nach Warschau und verlangte die Rückgabe von 150 Dörfern und Kirchen, die angeblich die Katholiken den Dissidenten genommen hätten. Der russische Gesandte Repnin trug die Sache dem Könige vor, und als dieser sich einige Einwendungen erlaubte, sagte er ihm kurz: „Es sei der Wille seiner Souveränin den Bischof zufrieden zu stellen.“ Wenige Monate später reiste Koninski in den Palatinaten von Kijow, Braclaw und in der Ukraine herum, und verzeichnete jetzt bereits 300 Pfarreien, welche die griechisch-unirten Katholiken den griechisch-schismatischen zurückstellen sollten**). Russische Kosaken, die ihn begleiteten, unterstützten das neue Bekehrungswerk, und gaben einen neuen sprechenden Commentar zu der „von Gott gewollten heiligen Toleranz und Gewissensfreiheit“, welche die Czarin in Polen proklamirte.

Was aber die griechisch-unirte Kirche Polens betrifft, so dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Polen lateinischen Ritus sich auf das schwerste gegen dieselbe

---

*) Vergl. die auf verschiedene Erlasse Benedikts XIII und Benedikts XIV. sich berufenden Briefe Clemens' XIII. vom 4. Dec. 1762 bei Theiner 4b, 2 — 3 und Neueste Zustände u. s. w. im Dokumentenband 66 — 68.

**) Vergl. Essen's Berichte bei Hermann 5, 384 flg.

versündigten. Als die schismatisch-griechischen Ruthenen sich im J. 1594 mit der katholischen Kirche Polens verbanden, wurde ihnen der Vollgenuß aller religiösen und bürgerlichen Rechte und Freiheiten, welche die Katholiken lateinischen Ritus genossen, gewährleistet. Letztere aber waren, wie oft sie auch im Lauf der Zeit von den Ruthenen selbst und vom römischen Stuhl dazu aufgefordert wurden, niemals zur Erfüllung ihrer Versprechungen zu bewegen. Mit blinder Bevorzugung des lateinischen Ritus hielten die Polen die ruthenischen Bischöfe vom Eintritt in den Senat und von den Reichstagen fern, verweigerten den Laien des griechischen Ritus die bürgerlichen Rechte, und verlockten, ja nöthigten dieselben zum Uebertritt in die lateinische Kirche. Durch diese schmähliche, von den Päpsten fortwährend verurtheilte Beeinträchtigung der Unirten wurde die Union der noch schismatischen Ruthenen verhindert, und die Russen gewannen freien Spielraum, um mit Hülfe der letzeren gegen die Unirten und gegen die lateinische Kirche Polens einen blutigen Vernichtungskampf zu führen. Es fehlt uns der Raum, die berührten Verhältnisse, die auf den Untergang Polens so mächtig einwirkten, hier ausführlicher zu behandeln. Aber sie verdienen in hohem Grade eine solche Behandlung, für die dem Forscher jetzt ein reiches Quellenmaterial zu Gebote steht*).

---

*) Besonders im dritten Band von Theiner's Monumenta Poloniae. Vergl. z. B. dort die Aktenstücke pag. 232—252, und die betreffenden päpstlichen Erlasse, und sonstigen Schreiben pag. 269, 271, 273, 348, 350, 354, 373, 394, 402, 417, 467, 531, 534, 560, 571, 580, 593—602, 741. Diese Aktenstücke verbreiten über die Stellung der Polen zu den unirten Ruthenen das hellste Licht. Vergl. auch Theiner Neueste Zustände 158, 261, 274 flg.

XXVII.

Das Antichristenthum unserer Tage und die christliche Apologetik.

I. Renan und seine Zeit.

Ehedem lag es in unserem Plane den Lesern dieser Blätter eine ausführlichere Uebersicht zu geben über die Bewegungen, welche eine an sich unbedeutende Schrift wie das Buch Renan's hervorgerufen oder doch wenigstens zunächst veranlaßt hat. Schreiber dieser Zeilen versäumte es nicht, die periodische Literatur sowohl in als außerhalb Deutschland sich näher zu besichtigen. Freilich war bei der immer steigenden Fluth von Schriften es eine ziemlich schwierige Frage: wo anfangen und wo enden? Nicht bloß Frankreich, England und Italien, sogar Spanien hat seine Renan-Literatur. Ja selbst Afrika hat seinen Anti-Renan, und nicht minder die neue Welt, Amerika, welchem man gewiß keinen übertriebenen Spiritualism zur Last legen kann.

Es hieße die Geduld etwas zu sehr in Anspruch nehmen, wollten wir von diesen Erscheinungen nur mit einigen Strichen ein zeitgemäßes Bild geben. Allerdings möchte die Mannigfaltigkeit der Methode, die Verschiedenheit der Nationalität,

die Eigenthümlichkeit der Charaktere Interesse erregen. Ist ja doch die Sache von den verschiedensten Gesichtspunkten aufgefaßt worden. Es ist da bald das fromme, gläubige Gemüth, bald der Glanz der Sprache und die eklatante Taktik, den Gegner im eigenen Felde zu schlagen, bald die beißend scharfe Kritik welche die Widersprüche bloßlegt, was wir als Grundzug der französischen Schriften finden; bei den Italienern finden wir eine fast heftige Aufgeregtheit, bei den Engländern die ruhige klare, fast kalte historische Kritik; bei den Deutschen möchte man sagen findet sich all das beisammen. Eigenthümlich angemuthet hat uns der Ton der sogenannten liberalen Zeitschriften in Deutschland und einiger größerer Zeitungen, der nicht kalt und nicht warm ist, um den Kernpunkt meistens nur herumgeht und nicht selten sich durch innere Hohlheit auszeichnet.

Unterdessen ist wieder die Ebbe eingetreten und mit ihr, wenn wir uns nicht täuschen, eine gewisse Apathie, um nicht mehr zu sagen. Der Aufregung folgt naturgemäß die Ohnmacht und Ermattung. Ebenso liegt es in dem tieferen Wesen der Menschen, wenn sie noch nicht ganz unter ihre Würde gesunken sind, daß die Blasphemie einen gewissen Ekel erregt. Sie ist, wie alles Ungöttliche, des Menschen unwürdig, und wird als häßlich verabscheut, sobald sie in ihrem rechten Lichte erkannt ist.

Nur im Vorbeigehen mögen einige der bedeutendsten Schriften der außerdeutschen Literatur Erwähnung finden*);

*) 1) Examen Critique de la Vie de Jésus de M. Renan. Par M. L'Abbé Freppel. 2) L'Evangile selon Renan par Henri Lasserre. Paris 1863. 3) Observations sur la Vie de Jésus de M. E. Renan par Raoul Lecoeur. Rouen, Cagniard. 5) M. Renan et son Ecole. Reflexions sur la Vie de Jésus par Velousiens Pages. Paris, Dentu 1863. 5) La Divinité de Jésus prouvée par les Faits, Réponse à M. Renan, par M.

so manche Schriften der deutschen sind wahrscheinlich durch die Hände der Leser gegangen. Trotz vieler Vorzüge derselben wollen wir sie übergehen; warum noch Wasser zum Brunnen tragen?

Wie wir aus Zeitungen ersehen, reist Renan bereits wieder im Orient, um die Staffage zu seinem „Paulus" sich zu holen. Deß sind wir sicher, daß er nichts mehr finden wird von dem Lichte, das den Apostel geblendet. Das hat auch Renan gar nicht vonnöthen; ihm genügt schon der „Reiz der Landschaft", von welcher der Held seiner Romane nicht bloß etwa abstammt, sondern deren nothwendiges Produkt er seyn muß, so wie ja auch der Pfeffer nur auf Cayenne wächst. Wir möchten auch den Gebrüdern Levy dießmal keineswegs so glänzende Geschäfte prophezeien; in derartiger Waare „macht" man nur, so lange der Schwindel dauert.

Lassen wir ihn im Frieden ziehen! Was uns nahe liegt, ist: diese und ihr verwandte Erscheinungen in dem Verhältniß zu unserm gegenwärtigen socialen Leben zu betrachten.

Wenn auch die Fluth vorübergerauscht ist, so ist es gewiß der Frage werth: welches die Ursachen solcher Erscheinungen sind, wie sie gegenwärtig gleichsam in der Luft liegen. Ebenso dürfte es nicht umsonst seyn, den Folgen solcher fieber-

---

L'Abbé Pioger. Paris 1863. 6) Eugène Portel, Vie de N. S. Jésus-Christ, Réponse etc. Paris 1863. 7) M. Renan et la Vie de Jésus, par Ernest Hello. Paris, Palmé 1863. 8) A chacun selon ses oeuvres! Observations de Mgr. l'Evêque d'Alger sur le Roman intitulé: Vie de Jésus par M. E. Renan. Alger, Paris et Constantine 1863. 9) L'abbé J. H. Michon: Leçon Préliminaire à M. Renan sur la Vie de Jésus. Paris 1863 etc.; ebenso die Schriften von Laurentie, Mertian, P. Félix, Loyson.

Ueber die englische Literatur vergl. Christian Remembrancer. January 1864 und North-American Review 1864 January. N. 202. p. 197 ff. Eine kurze Zusammenstellung der deutschen im „Literarischen Handweiser" (1864) Nr. 22, 23, und „Chilianeum" 1864, Heft 5, 7 von Prof. Dr. Hettinger. U. s. w.

hafter Anfälle, die kein günstiges Prognostikon für die Gesundheit unserer Zeit sind, soweit es an uns liegt, vorzubeugen oder wenigstens uns darauf gefaßt zu machen. Liegt es ja gerade in der Natur geistiger Krankheiten, daß sie als ein stille wirkendes Gift Generationen anstecken, bis sie auf einmal zum Staunen aller Unkundigen ausbrechen.

Renan ist ohne Zweifel — wir sagen das nicht als Ironie — eine bedeutende Persönlichkeit unserer Zeit. Er ist die Zunge geworden, welche das Wort gesprochen, das Tausende im Stillen mit sich herumgetragen, das aber in dieser Weise doch neu ist. Nicht als ob die Blasphemie eine neue Erfindung sei, oder als ob darin eine besondere wissenschaftliche Stärke zu finden wäre Das Alles ist schon längst und in viel gründlicherer Form dagewesen. Es ist etwas Anderes, was den Glanzpunkt seiner Schrift ausmacht. Es ist die glänzende Unverschämtheit der modernen Aufklärung, welche die Maske der „Kritik“, der „Wissenschaft“ des „freien Denkens“ angethan. Es ist die Hohlheit der Gedanken in der Form einer blühenden und sentimentalen Sprache, die mit allem Pompe auftritt, alle Begriffe verwirrt und Saures süß und Süßes sauer nennt. Dieses Quidproquo von übersüßem Geklingel und sentimentalen Phrasen muß den innern Abgrund der Tendenzlüge verdecken. Wir haben im Deutschen keinen Namen für diese neue Form der Literatur; the rosy mist nennt es der Engländer, ein Terminus den wir leider nicht ganz übersetzen können.

Bei uns diesseits des Rheines war schon früher, als Strauß seine Volksausgabe des Lebens Jesu schrieb, das hohe Roß pantheistischen Denkens zum armseligen Buschklepper des Rationalismus geworden. Das Gespenst geht allerdings noch von Zeit zu Zeit um und macht die Runde in verschiedenen Schriften. Ehrliche Leute aber schämen sich heutzutage dieses Gespensterglaubens. Fast lachen mußten wir, als demselben in neuester Zeit wieder eine neue Aera des Fortschrittes

prophezeit wurde. Es gehört freilich viel dazu, wenn Strauß meint, es sei noch kein „vernünftiges Wort" dagegen gesprochen worden; dabei behält er es eben als sein Vorrecht, zu bestimmen was „vernünftig" ist. Daß in wirklich wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands der Pantheismus abgelebt ist, weiß Jeder. Darin sind die bedeutendsten Theologen der Gegenwart mit den Vertretern der Philosophie — was sonst nicht immer vorkommt — einig.

Dagegen ist es die auf den Bahnen des Rationalismus und Materialismus sich bewegende halbe Bildung, welche mit einer gewissen Wollust immer und immer wieder auf die Läugnung des positiven Christenthums, das leere Nichts, zusteuert, eben weil sie durch die Unfähigkeit und Trägheit des Denkens gehindert ist einzusehen, daß sie sich mit den eigenen Consequenzen strangulirt. Nicht bloß die Freiheit Gottes und des Menschen, sondern auch das Recht des Gedankens wird auf diese Weise negirt. Die Gesetze des Gedankens und der Freiheit, die Grundlagen der menschlichen Bildung werden mit dem starren Naturgesetze confundirt — ohne eine Ahnung, daß es der Geist ist, der diese Naturgesetze gefunden und mit seinem Suchen noch lange nicht zu Ende ist. Gegen diese Verirrung des Zeitgeistes muß die Wissenschaft unserer Tage und die christliche Apologetik sich erheben, wenn nicht die Rohheit und geistige Verwilderung unter dem glänzenden Titel des „Fortschritts" immer sich breiter machen soll. Wer steht uns dafür ein, daß wir nicht auch in Deutschland eines schönen Morgens ähnliche Erscheinungen unter den Massen finden werden, wie sie bei dem praktischeren Franzosen in dem Saint-Simonism zu Tage getreten sind? Meines Wissens spuken da und dort schon simonistische Ideen.

Wer ist denn M. Ernest Renan, oder vielmehr: wie ist er zu dem geworden, was er ist? Wir sind weit entfernt, eine Biographie unsern Lesern produciren zu wollen; aber

wenn ein Autor sich selber schreibt, so mögen einige Züge aus seinem Leben der beste Commentar seiner Schrift seyn. Das ist bei Renan im vollen Maße der Fall. Wohl nicht mit Unrecht stellt ein nordamerikanisches Blatt, North-American Review, die Frage: welchen Beruf, welche intellektuellen und sittlichen Fähigkeiten bringt Renan mit, um über einen Gegenstand zu sprechen, der mit den tiefsten Interessen der Menschheit zusammenhängt? Wir wollen sehen! So weit die geistige Entwicklung hieher gehört, treffen wir unsern Helden zuerst als Zögling eines Priesterseminars; derselbe war seiner Zeit Alumnus und stand an den Vorstufen des Priesterthums, als er dasselbe — die Ursachen warum übergehen wir — verließ. Es ist eine auffallende, jedoch psychologisch nicht unerklärbare Erscheinung, daß nicht selten solche Zöglinge und apostatische Priester grimmige Feinde der Kirche werden. Wir wollen nicht an Voltaire, Eulogius Schneider u. s. f. und auch nicht an andere Beispiele der Gegenwart erinnern. Genug! Renan zeigte seit seinem Austritt aus dem Seminar eine gereizte Stimmung gegen seinen Bischof und gegen die Katholiken. Er beschäftigte sich übrigens sehr fleißig mit dem Studium der Philologie und besonders der semitischen Sprachen — und sein „Averroes" wird immerhin einigen Anspruch auf gründliches Studium begründen. Durch verschiedene Reibungen reift die Gereiztheit des Literaten bis zur Verbissenheit gegen die Kirche und das Christenthum. Kopfüber stürzt er sich — nicht in den Rhein, sondern in die jenseits des Rheines in voller Blüthe stehende linke hegelische Schule. In diesem Wasser ist ihm so wohlig: Strauß, Feuerbach und die Tübinger werden seine Ideale; für sie schwärmt er mehr und mehr, ohne in den Ernst und in die Tragweite ihrer Gedanken sich ganz zu vertiefen. Dabei steht ihm die Lebendigkeit des Styls und die Gewandtheit der Sprache zu Gebote, mit welcher er die fremden Resultate für Franzosen mundgerecht macht. Anfangs tritt er fast etwas schüchtern heraus; in kleinern Arbeiten gibt er seine „Errungenschaften" zu Tage. Es öffnen

sich ihm die Spalten der Revue des deux Mondes, und da gibt er schon seine besten Geschosse zum allgemeinen Besten der „Gebildeten.“

Er findet gleich den wunden Fleck der christlichen Religion, nämlich dessen was sich seine Leser, die „Gebildeten“, unter Christenthum vorstellen. Gegen das Uebernatürliche schlägt er los, freilich nicht gegen das, welches das Wesen des Christenthums ausmacht, sondern gegen das „Uebernatürliche“ wie es in seinem Kopfe steckt, welches gleich ist dem Unnatürlichen. In einem Artikel „Études d'histoire religieuse“ stellt er die scheinbar bescheidene Behauptung auf: „wir sagen nicht, Wunder sind nicht möglich; wir sagen, bis jetzt ist noch kein Wunder erwiesen.“ Er führt damit seine Leser schon auf die richtige Bahn; er zeigt ganz treffend, daß das Wunder mit dem Wesen des Christenthums zusammenhängt. Wer möchte das widersprechen? Aber es kommt schon besser. In einem andern Artikel der Revue: „L'Unitarism dans les états unies“, worin er sich des Breiten über den Socinianer Channing ausläßt, argumentirt er nicht ohne eine glänzende Schärfe des Urtheils gegen die Halbheit des Socinianismus. „Was ist das für ein Rationalist“, bemerkte er gegen Channing, „welcher noch Wunder, Prophetie und Offenbarung zugibt?“ Das ist ohne Zweifel richtig: jeder Denkende wird zu diesem Entweder-Oder von selbst geführt. Renan fährt logisch fort: „In der That, bei diesem Vorgehen (zum reinen Rationalismus) ist es nur der erste Schritt, der etwas kostet; man muß sich gar nicht einlassen mit dem Uebernatürlichen, damit muß man fertig seyn.“

Wohlweislich verschweigt Renan noch, wie man fertig wird; aber das weiß er: „Ist das Opfer einmal gebracht, so macht es nicht immer wieder im Einzelnen seine Rechte geltend, wenn es ein für allemal seine Stellung verloren. Hierin liegt nach meinem Urtheil die engherzige und unbeständige Seite Channings.“ Das ist doch ebenfalls wieder logisch! Wenn Renan behauptet, „man muß sich nicht ein-

lassen auf das Wunder, damit muß man fertig seyn", und daraus den Schluß zieht, daß es dann „ein für allemal seine Stellung verloren hat?" Wir sagen von Herzen ja — nur hätte er noch beifügen sollen: „im Kopfe des Rationalisten." Dieß hat er aber unterlassen, weil er selber der besten Ueberzeugung ist (so wenigstens argumentirt er), daß die Welt eben nach dem Kopfe des Rationalisten zu tanzen habe. Und wenn der Rationalist „das Opfer gebracht hat", die Existenz Gottes und der Welt wegzudisputiren, so ist damit Alles fertig. Das ist dann die „strenge Kritik" der „freien Wissenschaft." Hören wir jetzt nur noch den Schluß, welcher auf solchem soliden Gebäude steht! „Daß die Evangelien theilweise (die Theilung behält sich der Verfasser vor) legendenhaft sind, ist ganz evident, weil sie voll Wunder und Uebernatürlichem sind." Also weil Renan, Strauß und Consorten das Christenthum geopfert haben und mit demselben „fertig" sind, kann es auch keinen Christus geben, und weil die Evangelien einen solchen wunderbaren Christus lehren, sind sie falsch. Das ist Jedem „evident", und so ist man fertig mit dem ganzen „Quark der Weltgeschichte."

Dazu haben wir weiter nichts zu sagen. Wie konnte aber auch weiland der Weltapostel die Galater „unsinnig" nennen, daß sie sich durch Taschenspielerkunst an dem wahren Glauben irre machen ließen? Solcher Unsinn ist heute etwas ganz Anderes, es ist die „freie Kritik der Wissenschaft." Wir kennen jetzt bereits das Gesammtresultat der strengen Wissenschaft Renans; ebenso den Ausgang und das Ende seines „Lebens Jesu."

Während wir doch in so wenig Worten den Wolf gesehen, müssen sich seine Leser mit dem Fuchspelz abplagen, in welchen er sich in seinem Vie de Jésus gesteckt hat. Da hat er sich in das fadenscheinige Gewand des sentimentalen Romans gehüllt, in die schillernde Sprache der „Misérables", um bei der halben und ganzen Welt an's Herz zu sprechen. Er unternimmt als moderner Kreuzfahrer die Fahrt in's

„heilige Land." Wir bitten dabei aber unsere Leser darunter nicht etwa ihren Begriff von heilig und nicht heilig mitzubringen. Es ist damit nicht jene Erde gemeint, die einst Gottfried von Bouillon geküßt, weil auf ihr der Heiland gewandelt, sondern der Schauplatz jener traurigen Verirrungen des Götzendienstes, der Orgien des Baal und der Astarte. Das versteht Renan unter dem „heiligen Lande des Adonis, wohin die Weiber der alten Mysterien kamen, um ihre Thränen zu mischen mit den heiligen Wassern." Wir wollen nichts sagen von der jedes sittliche Gefühl tief verletzenden Blasphemie des Heiligen. In diesem „heiligen Lande" findet dann Renan weiter einen jugendlichen Schwärmer, der auf „diesen Höhen den Traum der Gottheit" träumt. Damit ist die Geschichte des Erlösers abgethan.

Wir meinen, die Sache ist viel zu ernst, sie ist eine viel zu große Schmach auf die Geistesarmuth unseres Geschlechtes, sonst hätten wir gerne auf andere Exempel dieser modernen Frömmigkeit hingewiesen, und auf einige Gegenstände, welche sie als „heilig" verehrt. Wer dieses Gebiet näher kennt, möchte oft rasend werden über die frechen Sünden gegen das zweite Gebot Gottes. Höchstens könnte man diesen modernen Frommen eine Schrift des berühmten und berüchtigten Giordano Bruno empfehlen, in welcher von der „heiligen Eselei" gar Rührendes zu lesen ist.

Das ist Reinecke-Fuchs in modernem französischen Styl. An dem Wanderstabe dieser Frömmigkeit wandert der saubere Pilger durch die ganze Welt, wird gerne im Salon gelesen; ob auch Nobel, der Löwe, da und dort von ihm Notiz genommen, wissen wir nicht. Leichtes und schweres Geflügel in Hülle steckt er damit in das Ränzlein seines Ruhmes, er ist Tausenden ein gar heilsamer Tröster und gar Manchem außerdem zu Nutz und Frommen, der erleichtert seyn will von den wenigen Ueberresten eines sittlichen Gewissens und einer christlichen Bildung. Renans „Leben Jesu" ist eine große Ironie auf unseren Zeitgeist!

Das ist M. Ernest Renan; das die wissenschaftliche Unbefangenheit der „vorurtheilsfreien Kritik“ in Frankreich. Peyrat hat vor Renan nur vielleicht den Vorzug, daß er ehrlicher, aber eben darum auch ein vollständiger sans-culotte, baar alles dessen ist, was man sonst unter sittlichem Gefühl versteht. Eine Parallele zu ihm wissen wir in Deutschland nicht; obwohl der anonyme Verfasser der „Theologischen Briefe an die Gebildeten der deutschen Nation (Richard von der Alm)“ demselben es in der Taktik gleich zu thun sucht, allen moralischen Schmutz und alle Thorheit des Menschengeschlechtes dem Christenthum in die Schuhe zu schieben. Die Religion der Freiheit erscheint solchen Leuten als eine Art Maschine, welche bloß dazu in der Welt ist, um Dummköpfe und Hallunken zu produciren: habeant sibi!

Dabei wäre noch eine Thatsache zu constatiren, nämlich der Mangel aller Originalität von Seite der Franzosen, was die Methode betrifft. Ganz so wie ihr deutscher Meister Strauß zuerst die Evangelien und deren historische Bedeutung „opfert“, d. h. über Bord wirft und mythisirt, um den „natürlichen Christus“, wie er denselben im Kopfe hat, zu erhalten, und im zweiten Akt dann aus diesen weggeworfenen Trümmern seinen „natürlichen Christus“ zusammenklaubt: ebenso Renan. Wenige Monate zuvor erklärt er in der Revue des deux Mondes, nicht eine halbe Seite der Evangelien sei geschichtlich, und unterdessen macht er sich aus den Evangelien nach seinem Geschmack eine Geschichte des Lebens Jesu von 450 Seiten. Wer wird da noch an der Geschichtlichkeit dieser „Geschichte“ zweifeln? Daß der „natürliche Christus“ eines Strauß ebenso aller Neuheit entbehrt, brauchen wir Kennern der Kirchengeschichte nicht zu versichern. Wir müßten sonst an Justinus den Martyrer, an Tertullian, Irenäus erinnern, was diese gegen ein derartiges Zerrbild hartnäckiger Apostasie sagen. Nur ein Exempel anzuführen sei uns gestattet. Einer der bedeutendsten Apologeten des Mittelalters, Arno von Reichersberg, ein geborener Bayer, dessen tiefsinnige

Theologie handschriftlich vor uns liegt, bemerkt von derartigen Kritikern: daß sie nur die posteriora des Christenthums kennen wollen; dagegen lasse sich nichts einwenden. Diesen Geschmack finden wir heutzutage ganz ausgebildet. Eine solche Verkehrtheit richtet sich aber nicht etwa gegen das positive Christenthum, sie zerstört überhaupt jede geschichtliche Wahrheit. Treue und Glauben unter den Menschen, die Grundlagen der socialen Ordnung, der Sitte und des Rechtes werden offen oder in perfider Verdecktheit wankend gemacht, in Trug und Lug verkehrt.

Die Perfidie ist es, welche im Interesse der großen Masse der Halbgebildeten und der Unerfahrenen jeden empören muß. Durch Verwirrung der Begriffe wird das größte Wunder der Weltgeschichte als finsterer Aberglaube, als Hinderniß des Fortschrittes bei Seite geschoben, und an dessen Stelle tritt die Leerheit eines ausgebrannten Gehirns als einziger Lebensschatz für die Menschheit. Das nennt man seit Strauß, Schwarz u. A. „den Proceß der Selbstauflösung."

Ich konnte mir damals, als die Fluth der Renan-Literatur immer im Steigen war, die Frage nicht erlassen: wie wird sich Hr. Renan in die Faust lachen, mit so wohlfeilen Mitteln dem Christenthum scheinbar eine solche Bresche geschossen zu haben? so plötzlich zur Weltberühmtheit geworden zu seyn? Ich wüßte kaum einen Namen in der Geschichte, der auf so billige Weise solche Epoche gemacht hätte. Die Feinde des Christenthums der alten, mittlern und neuern Zeit haben sich die Sache viel ernster genommen. Sie waren nicht so leicht „fertig." Fast alle bedeutenden und nicht bedeutenden Journale der modernen Welt haben von der Sache referirt, pro und contra gesprochen; deutsche Gründlichkeit, englische Langmuth, französische Schärfe — die bedeutendsten Namen der christlichen Confessionen haben sich veranlaßt gefunden dagegen zu schreiben und zu reden; und vielfach nicht mit dem verdienten Erfolge. Das hat vor ihnen Renan voraus, er schreibt sich und seine Zeit. Das erscheint uns

aber auch als die tragische Seite, das Offenbarwerden der Gedanken Vieler, der trostlosen Geistesarmuth der „Gebildeten", die fremd der sittlichen Kraft des Christenthums ohne Halt und Habe im Leben dastehen, mark- und saftlos nach dem Augenblicke haschend, um von demselben verschlungen zu werden, fähig zu Allem, wozu der geistige Proletarier zu brauchen ist.

Manche andere Beobachtung hat sich dabei uns von selber aufgedrungen. Vor Allem ist es die jetzt grassirende Manie der Geisteskinder von der gewöhnlichsten Art mit Phrasen, wobei man sich Alles und Nichts denkt, um sich zu werfen. Wer kennt sie nicht, diese hin- und hergeworfenen hohlen Nüsse, wie „klerikal", „ultramontan", „reaktionär" u. s. w. und auf der andern Seite „Fortschritt", „freie Wissenschaft" u. dgl., welche in die Massen geschleudert Effekt machen und die Leerheit der Gründe ersetzen? Immer wieder kehrt der alte Vorwurf der alten Apostasie in neuer Form, welcher das Christenthum als feindlich der Bildung, als geistige Knechtschaft, als Hinderniß der Wissenschaft zu verdächtigen sucht. Damit verbindet sich die eigenthümliche Selbstzufriedenheit der „liberalen" Wissenschaft, der Stolz des Cynikers welcher durch die Fetzen des zerrissenen Gewandes heraussieht, die übermäßige Selbstgefälligkeit welche alles Glaubens baar zu seyn meint und fast mit Mitleid auf gewöhnliche Menschenkinder aus dem „altgläubigen Lager" herabsieht.

Achtenswerthere und wirklich denkende Stimmen haben wir vernommen, welche vor Allem dem Fortschritt das Wort reden; und damit kann jeder „Altgläubige" herzlich einverstanden seyn. Wir ehren diese Weitherzigkeit, nur dahin können wir ihr nicht folgen, wo ihr — das Herz fehlt. Der Fortschritt christlicher Wissenschaft, zu dem wir uns bekennen, ist wie die Geschichte zeigt, ein organischer, der nicht darin besteht, daß man da und dort dem Zeitgeist ein Stück des eigenen Lebens cedirt, sondern denselben mit den Formen christlichen Lebens durchdringt und seines Irrthums entbindet. Auf diese

Weise hat die christliche Wissenschaft immer, wo es an der Zeit war, jede Zeitrichtung in sich aufgenommen. Daß dieß nur durch Kampf geschieht, wissen wir auch. Mit Recht macht ein scharfsichtiger Beobachter (Christian Remembrancer, 1864 January, p. 245) die Bemerkung, daß an dieser dem Christenthum feindlichen Bewegung das ganze gebildete Europa, Deutschland, Frankreich, England gemeinsam laborirt; es ist dieß die Schattenseite unserer modernen Bildung, welcher wir doch mehr Gutes als Böses zu verdanken haben — eben weil die Kinder nicht bloß Hab und Gut, sondern auch die Sünden der Väter erben. Wir sind keineswegs schwarzsichtig, und vertrauen den guten Elementen, daß sie die krankhaften überwinden werden. Aber ebenso möchten wir nicht so sanguinische Hoffnungen haben, um jene Schäden nicht zu gewahren, die offen zu Tage liegen: den Materialismus unserer Zeit, welcher eine Apathie gegen alle tieferen geistigen Interessen, also auch gegen das Christenthum naturgemäß hat; dann die damit verbundene Unfähigkeit und Trägheit des Gedankens, welcher der Unglaube am besten behagt. Es ist ein psychologisches Phänomen: sowie ehedem dem Aberglauben ganze Zeitströmungen zugethan waren und durch diesen zum Unglauben kamen, so öffnet heutzutage der Unglaube dem Aberglauben die Pforte.

XXVIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben auf einer Reise in der Schweiz und in Oberitalien.)

XIX.

Die Vertheidigungs-Fähigkeit Venedigs gegen Angriffe zur See und zu Land.

Venedig 18. September 1863.

Wie gewöhnlich hab' ich auf dem Markusplatz mein Frühstück genommen; habe den Straßenjungen angerauchte Cigarren und den kleinen blauen Tauben einige Hände voll Futter gegeben. Es ist noch früh; von den Bekannten hab' ich Abschied genommen, des Herumbummelns bin ich müde und so will ich denn schreiben bis die Zeit gekommen ist, um auf dem großen Canal zu dem Bahnhof zu fahren. Ich gedenke erst mit einem Nachmittagszug abzugehen; ich habe noch eine gute Anzahl Stunden vor mir und wenn ich hier nicht fertig werde, wenn ich einen dicken Brief auch erst in Padua oder in Vicenza zur Post gebe, so ist der Schaden nicht groß.

Ich setze meine Mittheilung fort, wo ich sie gestern gelassen.

Durch die Bezeichnung der Verbindungen sind die Angriffspunkte bestimmt. Venedig ist, so viel mir bekannt, in

dem ganzen Lauf seiner Geschichte nur zweimal angegriffen worden und zwar einmal von der See und das anderemal von dem Festlande her. So lang die Verbindung mit dem Meer offen, ist ein Angriff von der Landseite nicht zu erwarten und überdieß machen die gegenwärtigen Verhältnisse es sehr wahrscheinlich, daß die Seemacht zuerst ihre Kraft versuchen werde gegen die Stadt in der Lagune. Du wirst es daher natürlich finden, daß ich auch zuerst mich mit dem Angriff von der Seeseite beschäftige, und einen kurzen Rückblick auf ein längst vergangenes Ereigniß wirst Du nicht tadeln.

Am 7. Mai 1379, Doge LX Andrea Contarini, wurde die venetianische Flotte unter Vitto Pisani in der Schlacht vor Pola vollständig von den Gennesen geschlagen. Die sechs übriggebliebenen Schiffe flüchteten sich in den Hafen von Parenzo, der andere Theil der venetianischen Seemacht war in dem Mittelmeer. Auf dem Festland hatten die Venetianer noch 4000 Reiter, 2000 Fußgänger und viele Bogenschützen. Der Admiral der Genuesen Lucian Doria war in der Schlacht gefallen, aber sein Nachfolger Pietro Doria, nachdem er die venetianischen Eroberungen in Istrien und in Dalmatien besetzt hatte, erschien mit der verstärkten Flotte vor dem Hafen San Nicolo am Lido, welcher mit schweren Schiffen und großen Ketten gesperrt war. Die Flotte versuchte mit 46 Galeeren eine Landung oberhalb Venedig, die Gelandeten konnten nicht zum Festland vordringen, sie steckten Umago, Grado und Caorle in Brand und zogen sich wieder auf ihre Schiffe zurück. Die Flotte der Genuesen segelte nun an den Malamocco, sie erschien vor diesem am 6. August; da sie aber in die Lagune nicht einfahren konnte, so verbrannte sie Pelestrina und legte sich vor Chioggia. Diese Stadt war und ist noch durch den Canal di Vena in zwei Theile, Chioggia minore oder piccola und Chioggia maggiore, getrennt. Jenes wurde sogleich genommen, dieses aber hielt der Podesta Pietro Emo mit 4000 Fußgängern besetzt. Nach blutigen Kämpfen wurde am 16. August auch Chioggia maggiore genommen,

nun bemächtigten die Genuesen sich des Malamocco und errichteten auf diesem Batterien, deren Geschoße jedoch nur bis zu der Insel San Spirito reichten. Die Stadt Venedig war also unmittelbar bedroht, aber die Anstalten der Vertheidigung, unter der Leitung des mißhandelten edlen Vitto Pisani und die Hingebung der Venetianer können jeder Zeit ein Muster seyn. Die Genuesen kamen nicht nach Venedig, sie wurden in Chioggia festgehalten und vollkommen eingeschlossen, als Carlo Zeno mit seiner Flotte aus dem Mittelmeer wieder herbeigekommen war. Nach blutigen Kämpfen wurde am 24. März 1380 Chioggia auf Gnad und Ungnad übergeben; 17 Galeeren, 4160 Genuesen mit 200 Pferden fielen in die Gewalt der Republik Venedig.

Die Oesterreicher besitzen nicht eine überlegene Flotte, und ein Entsatz von der See her wäre nur denkbar mit einer englischen Allianz. Nun will ich aber keineswegs mich mit politischen Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten befassen; ich will einfach nur die örtliche Vertheidigung betrachten.

Die italienische Seemacht, wenn sie ihre Schiffe aus dem Mittelmeer herbeizöge, wäre der österreichischen freilich wohl überlegen, aber doch nicht so sehr, daß diese sich gleich anfangs in Pola verstecken müßte. So lange die italienische Flotte die österreichische nicht vernichtet oder nicht ganz außer Wirkung gesetzt hätte, könnte sie Venedig nicht einschließen und noch weniger einen Angriff unternehmen. Würde aber auch ein französisches Geschwader in dem adriatischen Meer erscheinen und könnten die österreichischen Schiffe nicht mehr See halten, so wäre darum der Angriff auf Venedig kein leichtes Geschäft und dessen Gelingen keinesweges außer Zweifel. Ein Ueberfall, ein sog. Handstreich ist undenkbar, wenn nicht fabelhafte Nachlässigkeit, Schwäche und Verrath in dem Platze die Ereignisse bestimmen, und es bleibt demnach vorerst nur der eigentliche Angriff.

Der nächste Zweck solchen Angriffes ist immer eine Gewinnung der Lagune und ihr Geschäft also ist die Eroberung

der Einfahrten. Willst Du Dich des Angeführten erinnern, so hab' ich keine Erörterung nöthig um Dir zu zeigen, daß die Hafen vom Lido und von Malamocco keine Angriffspunkte sind. Die Genuesen haben die Eroberung dieser Einfahrten nicht einmal ernsthaft versucht, obschon dieselben vor fünfhundert Jahren wahrscheinlich noch tiefer, nicht durch starke Werke vertheidiget waren und die Galeeren nicht den Tiefgang der heutigen großen Kriegsschiffe hatten. Für den Angriff bleibt demnach nur der Porto di Chioggia.

In dem Jahr 1859, als die Oesterreicher noch zwischen dem Mincio und dem Tessin stunden, war für den Angriff durch die französisch-italienische Flotte ein Plan entworfen, welcher bekannt gemacht worden ist und vielleicht nicht ohne Absicht. Ich will Dich mit den Einzelheiten dieser Anordnung verschonen und davon nur so viel anführen als nöthig ist, um meine Betrachtungen daran zu knüpfen. Der Hafen von Lido blieb außer Betrachtung; der Malamocco war gesperrt und so stark vertheidigt, daß man selbst die Annäherung der kleineren Fahrzeuge, die von den größern nicht unterstützt werden konnten, nicht wagen wollte. Der Hafen von Chioggia war demnach zum Angriff ausersehen. Allerdings war auch dieser durch versenkte Fahrzeuge gesperrt, aber die großen Schiffe könnten doch, so meinte man, auf Schußweite herankommen und die kleinen einfahren. Die verbündete Flotte hatte ihre Magazine auf der Insel Lussin an der Küste von Illyrien, südwestlich von Guarnero. Von hier aus sollte der Angriff vorbereitet und geordnet werden. Man wollte eine Angriffsflotte zusammensetzen, bestehend aus 3 schwimmenden Batterien mit Eisenplatten gepanzert, 21 größern und kleinern Kanonenbooten, alle zusammen mit 97 schweren Kanonen bewaffnet. Sechs Linienschiffe, zwei Fregatten und mehrere Corvetten, zusammen mehr als 500 Geschütze, sollten gewissermaßen die Reserve bilden. Die schwimmenden Batterien und die Kanonenboote und einige Corvetten sollten an die beiden Forts bis auf 400 Met. herangehen und diese nebst ihren

Nebenwerken beschießen. Die großen Schiffe aber sollten sich nähern, so weit es ihr Tiefgang erlaubte und mit ihren weittragenden Geschützen das Feuer der andern Fahrzeuge unterstützen. Die Forts mit ihren Nebenwerken konnten nur 32 Geschütze entgegenstellen; diese, meinte man, würden sehr bald zum Schweigen gebracht und durchaus unhaltbar gemacht seyn und wenn dieß geschehen, so sollten die versenkten Fahrzeuge gesprengt und somit die Einfahrt geöffnet werden.

Wäre man Herr der geöffneten Einfahrt, so sollten die kleinern Fahrzeuge in die Lagunen einfahren, 4000 Mann auf der Insel Chioggia landen, die Stadt besetzen und, sich gegen Süden wendend, Brondolo nehmen. Wäre dadurch die Verbindung mit dem Festlande, im Rücken des Festungsviereckes gesichert, so sollten die gelandeten Truppen wieder nordwärts gehen und sich auf den Strandinseln festsetzen. Die kleinern Fahrzeuge, die Kanonenboote und etwa die Corvetten, sollten im Innern der Lagune, die Linienschiffe und die Fregatten in offener See, längs den Küsten vorrückend, die Besetzung dieses und die Oeffnung des Malamocco und des Lido unterstützen. So glaubte man, daß Venedig, von mehreren Seiten angegriffen, sich nicht lang würde halten können.

Dieser Plan, von männiglich geglaubt, hat des Abenteuerlichen so viel, daß er wohl kaum aus dem Kopf eines französischen Generals oder Admirals geboren seyn kann. Wenige einfache Bemerkungen dürften zur Erörterung vollkommen hinreichen.

Wie nah' Linienschiffe und große Fregatten an die Forts des Hafens herankommen können, das weiß ich nicht; aber ich zweifle sehr, daß ihnen eine Annäherung möglich sei, welche selbst gezogenen Kanonen von großen Kalibern einen Schuß gestattet, der sicher und gegen gutes Mauerwerk wirksam ist. Auf jeden Fall würden diese Schiffe sehr viele Geschosse unnütz verschießen. Geben wir auch zu, daß die schwimmenden Batterien und die Kanonenboote bis auf

400 Met. herankommen können, so haben die Batterien der Forts eben auch den Vortheil der kleinen Entfernung. Daß bei gleichen Kalibern und Tragweiten der Geschütze, bei gleicher Fertigkeit und Hingebung der Bedienungsmannschaft das Feuer der Strandbatterien demjenigen der Schiffe überlegen ist, darüber besteht kein Zweifel, auch wenn man den Vorgang bei Eckernförde am 5. April 1849 ganz außer Betrachtung läßt. Diesem Feuer der Forts und der Nebenwerke sind nun die angenäherten Fahrzeuge ausgesetzt. Niederbordig, sind sie allerdings nicht leicht zu treffen, aber auf die Panzerung geb' ich nicht viel, wenn die Werke bewaffnet sind, wie sie bewaffnet seyn sollen. Wenn nun diese Fahrzeuge auch 97 Geschütze führen, so ist es kaum wahrscheinlich, daß sie alle in Arbeit bringen können. Geben wir aber zu, daß alle diese Geschütze gegen die 32 Geschütze der Hafenwerke in Wirkung treten, so ist auch dadurch noch nicht eine absolute Ueberlegenheit festgestellt. Besteht jedoch solche Ueberlegenheit wirklich, so werden freilich nach einiger Zeit die Werke unhaltbar seyn. Wäre nun ferner die Oeffnung des Hafens und die Einfahrt der kleineren Fahrzeuge in die Lagunen gelungen, so würde die Landung der Truppen ein schweres Geschäft seyn und die Besetzung von Chioggia, obwohl unbefestiget, dürfte blutige Opfer fordern. Der Uebergang auf Brondolo würde wieder nicht so einfach ausgeführt und wäre er vollzogen, so könnte der Posten nicht behauptet werden ohne den Besitz des Forts di Marina, und dieses könnte man nur durch Belagerungsarbeiten erobern.

Bei dem Vorrücken auf Pelestrina müßte bei guter Vertheidigung jeglicher Schritt vorwärts mit blutigen Gefechten erkauft und der Uebergang auf den Malamocco müßte erst durch die Eroberung der betreffenden Forts San Pietro und Alberoni möglich gemacht und alle die anderen Werke müßten bewältiget werden. Was sollten dabei die großen Schiffe auf offener See helfen, welche diesen Forts, sowie den meisten Punkten des Strandes auf Schußweite sich nicht

nähern könnten? Worin bestünde deren Unterstützung, wenn nicht lediglich darin, daß sie Boote aussetzten und immer den Ersatz an Mannschaft und Material denjenigen Fahrzeugen leisteten, welche in die Lagunen eingefahren wären? Diese können sich aber nur in den Canälen bewegen, von welchen viele gesperrt, von anderen die Bezeichnungen weggenommen wären, und daß venetianische Schiffer dem Angriff nicht als Lootsen dienten, dafür würde der Vertheidiger sorgen. Wie sollten sie sich in dem Labyrinth der Canäle zurecht finden? Wollten sie nicht auf den unsichtbaren Bänken auflaufen, so müßten sie fortwährend lothen oder peilen, und das wäre denn doch ein böses Geschäft unter dem Feuer der Batterien und der Boote des Vertheidigers, welche die Canäle beherrschen. Gegen die Batterien der Lagunen würden die Geschütze der Fahrzeuge schwerlich viel wirken, denn sie könnten nicht eine Aufstellung nehmen, wie sie sie wollten; die Werke müßten durch unmittelbaren Angriff genommen werden und solcher Angriff wäre immer ein grausiger Kampf von Mann gegen Mann.

Hat man den angedeuteten Angriffsplan im Ernste gemacht, so hat man höchstens nur auf eine schwache, lediglich passive Vertheidigung gerechnet und man hat das offensive Element ganz übersehen. Die bewaffneten Fahrzeuge der Lagunen, Penischen oder Piroguen, die sog. Trabaccoli, zweckmäßige Schaluppen und Boote, mit voller Kenntniß der Wasser geführt, möchten die feindlichen Fahrzeuge in üble Lagen bringen und ein geschickter entschlossener Commandant mit guten Truppen würde den Feinden manchen Punkt, welchen sie besetzt, wieder entreißen. Viele Unternehmungen wären möglich und es wäre denkbar, daß ein gut geleiteter Ueberfall selbst Chioggia wieder nähme, während sich die Feinde an dem Fort von Brondolo verbissen. In den Jahren 1379 und 1380 war es ein großer Lagunen-Canal, welcher durch ein Schiff vertheidigt, den Venetianern als Weg für ihre Unternehmungen auf Chioggia und zu der Verbindung mit Brondolo diente.

Nehmen wir nun an, daß nach allen diesen Schwierigkeiten der Malamocco ganz in dem Besitz der Feinde wäre, so wären sie darum noch lange nicht in Venedig. Die Ueberfahrt von den Inseln zu der Stadt würde von San Giorgio und den andern Batterien und von den bewaffneten Fahrzeugen unmöglich gemacht. Der entscheidende Kampf müßte gefochten werden am Lido, von dort müßten die Feinde in die Stadt eindringen und sich des Arsenales bemächtigen. Das Arsenal ist gewissermaßen selbst ein befestigter Platz; der Angreifer müßte das Fort San Nicolo belagern und zwar auf der schmalen Insel, welche ihm nicht einmal Raum gäbe für die Entwicklung seiner Transcheen; er müßte, wenn er es genommen, das Fort San Andrea beschießen und erst wenn er dieses und die anderen Batterien zum Schweigen gebracht, könnte er den Uebergang auf die kleinen Inseln versuchen, um sich des Brückenkopfes und der Redouten von San Erasmo zu bemächtigen, und dann wäre er erst noch nicht in Venedig. Ueberall müßten die gelandeten Truppen die Hauptsache thun. Die 4000 Mann, welche der Angriffsplan bestimmt hat, wären bald aufgerieben und große Massen könnte man gar nicht verwenden.

Wäre die Stadt, wie es im Jahre 1859 der Fall war, noch in Verbindung mit dem Festland, d. h. besäße der Vertheidiger noch den Rand der Lagunen und die freien Verbindungen rückwärts, so könnte Venedig Truppen, Kriegsmaterial und andere Bedürfnisse in beliebiger Menge von dem Festlande beziehen und zwar viel leichter, als sie dem Angreifer von der See zugebracht werden könnten. Der Angriff von der Seeseite ist deßhalb eine mehr als zweifelhafte Unternehmung, solange noch eine österreichische Armee schlagfertig an dem Isonzo oder noch weiter zurücksteht, und der Angriff wäre vollkommen abenteuerlich, solange die Oesterreicher noch in dem Festungsviereck stünden. Gelänge solche Unternehmung durch Verrath oder Schwäche, so brächte die Eroberung geringen Nutzen, denn die Feinde könnten nicht

aus Venedig herauskommen; sie selbst, darin festgehalten, wären einer Menge von Wechselfällen ausgesetzt, bis das Festungsviereck bezwungen und die Oesterreicher aus dem venetianischen Festland herausgeworfen wären.

Ich habe bei dieser Erörterung die Thätigkeit der österreichischen Flotte ganz außer Betrachtung gelassen, und dennoch könnte diese unter guter Führung selbst gegen die Uebermacht manch wackeren Seemannsstreich ausführen. Fünf Jahrhunderte haben freilich Vieles anders gemacht; der Angriff und die Vertheidigung sind stärker geworden; aber die Natur ist dieselbe geblieben und darum kann man heute noch lernen aus der Vertheidigung Venedigs gegen den Angriff der Genuesen in den Jahren 1379 und 1380.

So viel über den Angriff von der Seeseite; sehen wir nun, ob der Angriff von der Landseite vielleicht geringere Schwierigkeiten bietet.

Daß eine Ueberrumpelung gar nicht denkbar ist, das geht aus dem Vorgetragenen hervor und wird später sich noch viel deutlicher herausstellen. Nur langwierige Arbeiten eines förmlichen Angriffes könnten eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben, aber wie müßten diese Arbeiten geführt werden? Der General Schönhals sagt: „Von der Lagunengrenze bis nach Venedig ist noch eine weite Strecke, zu deren Ueberschreitung alle Geheimnisse der Belagerungskunst Knabenspiel sind." Derselbe General sagt ferner: „Um Venedig allein von der Landseite zu nehmen, müßte es etwa in der Art belagert werden, wie Alexander Tyrus angriff. Solche Unternehmungen sind aber nicht mehr in dem Style der neuen Zeit." Die Breite des Meeresarms, welcher Tyrus von dem festen Land trennte, betrug nur etwa 750 Met., also nicht einmal ein Sechstel der Breite der Lagunen von Venedig und nicht einmal ein Fünftel der Länge der Eisenbahnbrücke. Kein Kriegsmann unserer Zeit wird nun daran denken, nicht nur, wie Alexander, sieben Monate, sondern Jahre zu verwenden,

um einen breiten Erddamm durch die Lagune zu führen und Venedig zur Halbinsel zu machen.

Wer Venedig von der Landseite nehmen will, der muß sich zuerst zum Herrn des Randes der Lagune machen; er ist aber erst im Besitze desselben, wenn er Malghera und Brondolo genommen hat. Beide können nur durch wirkliche Belagerung bewältigt werden und die Schwierigkeiten der Belagerungsarbeiten zeigt uns der Angriff der Oesterreicher im J. 1849, wieder der einzige von der Landseite in dem ganzen Lauf der Geschichte.

Du wirst mir einen Rückblick auf diese Kriegshandlung gestatten. Die Revolution war besiegt. Der König Carl Albert war aus der Lombardei herausgeworfen und seinem Nachfolger war ein unverdient milder Friede gewährt worden. Das venetianische Festland war in dem Besitz der Oesterreicher, aber noch immer hatte sich die Stadt Venedig nicht unterworfen und die revolutionäre Regierung war zu ernsthafter Vertheidigung entschlossen und gerüstet. Der Umfang der Lagune war sehr mangelhaft eingeschlossen und erst nach dem Abschluß des Friedens konnte der Feldmarschall Radetzky eine Truppenmasse verwenden, die hinreichend war, um die Lagune einzuschließen und Venedig selbst anzugreifen. Ein österreichisches Geschwader blokirte die Hafen von Venedig und im März wurde die Einschließung von der Landseite enger gezogen. Am 2. April verwarf die revolutionäre Regierung eine Aufforderung zur Uebergabe und somit erhielt der Feldmarschall-Lieutenant Haynau den Befehl zum Angriff.

Der Angriffspunkt konnte nicht zweifelhaft seyn. Man mußte sich vor allem des Forts Malghera bemächtigen und es scheint, daß man die schwere Aufgabe zu leicht genommen hatte. Das Fort ist stark durch seine Lage, mit dem Rücken in den Lagunen, in freier Verbindung mit Venedig konnte jeder Verlust schnell und reichlich ersetzt werden. Der Boden vor dem Fort ist sumpfig, von unzähligen Canälen und Wasseradern durchschnitten, und durch Schleußen können die

Wasser gestaut, der Boden auf große Strecken überschwemmt werden. Es ist schwer, einen trockenen Platz zur Aufstellung einer Batterie zu finden und ist ein solcher gefunden, so ist er von dem Fort oder von den nebenliegenden Werken beherrscht. An einen gewaltsamen Ueberfall, an eine Erstürmung war nicht zu denken; in abgekürzter Belagerung mußte ein furchtbares Geschützfeuer den Platz unhaltbar machen, aber voraussichtlich mußten die Arbeiten sehr große Hindernisse besiegen. Das Material war zusammengebracht, alle Vorbereitungen waren vollendet, aber der unaufhörliche Regen hatte den Boden theils überschwemmt, theils zu einem ungangbaren Sumpfe gemacht; erst in der Nacht vom 25. auf den 26. April wurden die Arbeiten begonnen und in der Nacht vom 29. auf den 30. die Laufgräben in einer Entfernung von etwa 950 Met. eröffnet. Als am 4. Mai die Batterien ihr Feuer eröffneten, war jenes der Feinde überlegen; man sah nun ein, daß man diese zu gering geschätzt hatte, und daß ein wackerer Kriegsmann — es war der neapolit. Oberst Ulloa — den Befehl in Malghera führte. Mit unsäglicher Mühe mußte man nun die Fortsetzung des Angriffs vorbereiten, man mußte die Ueberschwemmungswasser ableiten und mit dem vorgeschobenen Angriff auch die beiden Nebenwerke, die Forts Rizzardi und Campalto oder Manin, umfassen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai wurde eine zweite Parallele auf eine Entfernung von etwa 460 Met. geöffnet. Aber erst am 23. Mai waren die Demontir- und Mörserbatterien bewaffnet und am folgenden Tag, Morgens 5½ Uhr, begann die Beschießung des Forts und der Nebenwerke aus 90 schweren Geschützen. Es war ein furchtbarer Kampf; auf kleinem Raume arbeiteten 250 Geschütze schwersten Kalibers und in weniger als einer Stunde waren 2400 Schüsse gefallen. An demselben Tag ehe die Landbatterien ihr Feuer eröffneten, hörten die Truppen dumpfe Kanonenschläge von der See her. Das österreichische Geschwader unter dem Viceadmiral Dahlerup hatte eine Diversion gegen die Hafen von Venedig gemacht. An

dem folgenden Tage sah man das Fort beinah zerstört und die nebenliegenden Werke in kaum haltbarem Zustand. Am 26. Mai war das Feuer nur noch schwach, es schwieg ganz am nächsten Morgen; denn in der Nacht hatten die Italiener Malghera und die beiden andern Forts geräumt.

Nun wurden die weiter in der Lagune liegenden Werke angegriffen, von beiden Seiten wurde heldenmüthig gefochten, aber der Angriff konnte nur langsam vorrücken, denn um die Werke in der Lagune unmittelbar anzugreifen, fehlten den Oesterreichern die nöthigen Fahrzeuge und die Krankheiten machten große Lücken in die Reihen der Belagerer.

Der Feldmarschall Radetzky hatte die Wichtigkeit von Brondolo sehr gut erkannt; in der Absicht das Fort Marina durch einen gewaltsamen Angriff zu nehmen, hatte er dazu 6000 Mann gesendet; der Angriff hatte schon begonnen, aber man sah ein, daß die Schwierigkeiten nicht kleiner seien als vor Malghera und die Krankheiten, welche unter den Truppen einrissen, machten die Besiegung dieser Hindernisse nahezu unmöglich. Der gewaltsame Angriff wurde aufgegeben, das Fort blieb blokirt und so war nach dem Fall von Malghera Venedig eingeschlossen vom Land und von der See. Man suchte der Stadt sich zu nähern; tagtäglich wurden blutige Gefechte geschlagen; so der Angriff auf San Giuliano, ein Geschützkampf, der jenem von Malghera an Heftigkeit kaum nachstand, die Angriffe auf die Batterie San Antonio und das Fort San Secondo u. s. w. In Venedig herrschte ein furchtbarer Mangel, aber erst am 22. August kam eine Capitulation zu Stande, in welcher der Feldmarschall sehr milde Bedingungen vorschrieb und sie noch milder ausführte. Die Belagerung hatte, von der Eröffnung der Laufgräben an gerechnet, 114 Tage gewährt, und rühmen wir mit Recht die Geschicklichkeit der österreichischen Artillerie- und Geniecorps, die Tapferkeit und die seltene Ausdauer der Truppen, so müssen wir die Kraft der Vertheidigung ehrend aner-

kennen. Diese war vielleicht die schönste Waffenthat der Italiener*).

Wenn ich jetzt die Vertheidigung der Lagunenstadt gegen den Angriff von der Landseite bespreche, so kann ich mich sehr kurz fassen. Wer Venedig von der Landseite angreifen will, der muß, ich hab' es oben erwähnt, vor Allem den Rand der Lagune besitzen. Die beiden festen Punkte aber sind Malghera und Brondolo. Ist das letztere genommen, so folgt daraus noch lange nicht der Besitz des Hafens von Chioggia und der Besitz dieses Punktes ist am Ende nur ein wichtiger Haltpunkt für die enge Einschließung der Lagune. Die Hauptschwierigkeit, von welcher Schönhals spricht, ist eben der Uebergang über diese weite Wasserfläche. Ich habe diese Schwierigkeiten für den Uebergang von den Strandinseln zu der Stadt bezeichnet; sie sind aber vielleicht noch größer, wenn man den Uebergang von dem festen Land aus bewirken will, und die Arbeiten und die Kämpfe, welche der Besetzung von Malghera folgten, zeigen uns den Charakter der Unternehmung. Sie zeigen uns, wie schwer es dem Angreifer, und wie leicht es dem Vertheidiger war, Batterien auf niedrigen Inseln oder auf Bänken herzustellen, die einige Fuß tief unter dem Wasser liegen; sie zeigen uns, welche Widerstandsfähigkeit Werke bewiesen, die auf dem festen Lande liegend, nur schwache Befestigungen wären; sie zeigen uns ferner wie der Angriff, zu San Giuliano vorgerückt, wieder gegen die Batterie San Antonio kämpfen mußte und wie das Fort San Secondo den

---

*) Eine anziehende Beschreibung der Belagerung von Venedig findet sich in „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849“ Stuttgart, Cotta 1852. II, 285 ff. — Eine Art Tagebuch ganz für den Mann vom Fach enthält „Fragmente aus der Geschichte der Belagerung von Venedig im J. 1849, nach Originalquellen von Leopold Freih. von Rzikowsky v. Dobrzisch, k. k. Generalmajor“, in der Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift red. von Streffleur k. k. General-Kriegscommissär 1. Jahrg. I. Bd. Wien, 1860 S. 13 ff. 111 ff.

Fortschritt wieder hinderte; sie zeigen uns endlich, welchen Gebrauch die Venetianer von ihren bewaffneten Fahrzeugen machten. Daß nach dem Fall von Malghera die Eisenbahnbrücke gesprengt werden muß, das versteht sich von selber. Die Venetianer hatten auch 33 Bogen gesprengt. Werden die Pfeiler nicht bis auf die Wasserhöhe zerstört, so könnte man bei der geringen Spannweite der Bogen die Oeffnungen wohl wieder decken; wie aber dieses Geschäft ausführen, wenn die Batterien nicht zum Schweigen gebracht sind?

Bewaffnete Fahrzeuge sind unentbehrlich um die feindlichen Boote zu bekämpfen und die eigenen Arbeiten zu schützen. Geeignete Fahrzeuge sind nöthig um in der Lagune Batterien herzustellen, sie zu bewaffnen und in Verbindung zu halten, und um die Werke, welche unhaltbar geworden, zu besetzen. Kühne Angriffe, mit Booten oder Barken ausgeführt, sind fast das alleinige Mittel um Posten zu nehmen, welche die Annäherungen hindern. Woher aber diese Fahrzeuge nehmen in hinreichender Anzahl? Von den Lagunen selbst würde man solche nicht aufbringen können, denn der Vertheidiger würde sie zur rechten Zeit geholt haben, und wäre auch Brondolo genommen, so möchte es wieder schwierig seyn, von diesem Hafen geeignete Fahrzeuge in den südlichen Theil der Lagune zu bringen. Ebensowenig könnte man, selbst wenn die kleinen Hafen und deren Vertheidigungswerke genommen wären, die nöthigen Fahrzeuge aus dem Meer in die nördliche Lagune einführen, denn in dieser ist das Wirrsal der Canäle nicht kleiner und die Sümpfe machen die Unternehmung nicht leichter. Dem Angriff gegenüber besitzt die Vertheidigung eine Menge von kleinem Schiffahrtsmaterial jeglicher Art; ihre Schiffer kennen genau die Lagunen und deren Canäle, gut gelegte Werke beherrschen die Annäherungen; sie können die feindlichen Boote und Barken in den Grund bohren, während sie die eigenen beschützen, denselben wenigstens einen Ausgang und eine Zuflucht sichern. Wäre der Angreifer endlich über die Lagune herüber gekommen, so würde

die Landung ihm nicht leicht werden; er könnte nicht sich verschanzen oder sich in Gebäuden festsetzen und die Verstärkungen abwarten; er müßte einen harten Kampf kämpfen, um wahrscheinlich dennoch gefangen, ins Wasser geworfen oder aufgerieben zu werden.

Soll ich noch mehr anführen um darzuthun, daß Venedig durch einen Ueberfall oder durch einen gewaltsamen Anlauf nicht genommen werden kann? Wenn der Platz mit den nöthigen Mitteln versehen und wenn ein zäher Vertheidiger zu rechter Verwendung dieser Mittel befähigt wäre, so würde ein gleichzeitiger Angriff von dem Festland und von der See noch immer lange Zeit nöthig haben, um den Erfolg zu erringen. In dieser langen Zeit aber könnte nun gar Viel geschehen, was der Angreifer nicht hätte voraussehen können. Wär' es nichts Anderes, so würde die Sumpfluft dem Vertheidiger zu Hilfe kommen, diese, die ungeheuren Arbeiten, die Beschwerden und die Entbehrungen der Soldaten würden, mehr als die Geschosse, den Stand des Belagerungsheeres vermindern. Schon dadurch würde dessen Lage bedenklich; stünde aber noch ein Heer des Vertheidigers im Felde, so möchte ein jeder Erfolg dieses Heeres die Aufhebung der Belagerung erzwingen.

Der Krieg ist mehr als ein blutiges Schachspiel, dessen Züge in einer geometrischen Anschauung vorausgesehen werden; der Krieg ist die Entwickelung der höchsten Thätigkeit einer geordneten und selbstbewußten Masse von Menschen, und aus der furchtbaren Anspannung der Kräfte erfolgen oft genug Ereignisse, welche, gegen jede Berechnung, die Lage der Dinge mit einem Schlage umstalten.

Wie doch die Zeit verstreicht. Man meldet mir, daß die Gondel bereit liege und man holt mein Gepäck. So leb denn wohl, du altes Venedig; werd' ich dich je wieder sehen?

Von Herzen

Dein N. N.

XX.

Die Blokade; die Wichtigkeit des Besitzes von Venedig.

Padua 18. September 1863.

Ich bin zu guter Zeit hier angekommen, so daß ich noch einige Stunden hatte um mir das uralte Patavium anzusehen, und ich kann nicht sagen, daß es mich besonders entzückte. Kömmt man von Venedig oder von Verona, so liegt die Stadt so einsam, so todt in der Ebene, die Hügel der Monti-Eugenei gegen Westen sind kaum bemerkbar, man fühlt die Nähe des Meeres, aber man ist zu fern um es zu sehen. Die Stadt hat, wie alle in diesem Land, viele Kirchen und Paläste und diese haben unzählige Statuen und Gemälde, die besten aus der Schule von Giotto. Der Baukünstler findet hier Stoff für Studien, denn hier ist der germanische Styl aufgefaßt und ausgeführt von der Eigenthümlichkeit der Italiener, und ich gestehe, daß diese Art mir nicht gefällt, denn die Gebäude haben die Kraft des nordischen Sinnes verloren und doch nicht die weiche Zierlichkeit der südlichen Empfindung gewonnen. Die Kirche San Antonio ist ein großes Monument, aber die später aufgesetzten Kuppeln haben es verdorben, es scheint fast man habe in Padua auch eine „Markuskirche" für den Heiligen der Stadt haben wollen, ein Monument morgenländischer Art, mit einer Reiter-Statue statt der Flaggen vor dem Eingang. Das Innere der Kirche ist gräuelhaft modernisirt, und die vielen Denkmäler und Büsten ziemlich unbekannter Personen sind keineswegs alle von gutem Geschmack. Die „Kapelle des Heiligen" ist der schönste Theil. Bei meinem Herumschlendern bin ich auch in den Palast della Ragione gerathen und da hab' ich umsonst nach der Bestimmung des ungeheuren Saales gefragt. Man fühlt in Padua die Nähe, den Ernst und den Einfluß von Venedig und doch ist es so ganz anders.

Jetzt ist die Nacht gekommen, ich möchte nicht einige Stunden in den Hallen des Kaffee Pedrocchi sitzen; die Leute sind mir unbekannt und von aller Gesellschaft ist die Deinige mir jetzt die liebste. Gar viele Menschen sind am besten unterhalten, wenn sie selbst sprechen und sie finden unendlich geistreich Diejenigen, welche ihnen geduldig zuhören. Solche Unterhaltung will ich mir jetzt verschaffen; wenn ich schreibe, so bist Du mir gegenwärtig; ich spreche zu Dir, Du hörst mich und Du kannst mich nicht mit Deinen spitzigen Bemerkungen unterbrechen oder mit Deinen Fragen.

Höre denn jetzt noch einmal, ich hoffe zum letztenmal, von der Vertheidigung der großen Stadt in der Lagune.

Aus dem, was ich bisher geschrieben, ist es Dir doch wohl klar geworden daß, um Venedig zu nehmen, ein Ueberfall nicht möglich, daß ein gewaltsamer Angriff wahrscheinlich erfolglos und die förmliche Belagerung eine langwierige blutige Arbeit ist, welche ungeheure Opfer fordert und ihren Zweck vielleicht doch nicht erreicht. Im Jahre 1684 erschien eine französische Flotte vor Genua, sie bombardirte fünf Tage lang die Stadt und die Gewaltthat bewirkte, daß der stolze Doge Maria Imperiale mit zwölf Senatoren nach Paris reiste um den König Louis XIV. um Verzeihung zu bitten wegen einer Handlung, welche das allgemeine Völkerrecht einem jeden unabhängigen Staate gestattet. Im Jahre 1807, mitten im Frieden, schoß eine englische Flotte die Stadt Kopenhagen in Brand. Als 400 Häuser verbrannt und 3000 Menschen getödtet waren, thaten die Dänen was die Engländer wollten, diese führten die dänischen Schiffe hinweg und nahmen oder zerstörten die Vorräthe der Marine. Sollte ein ordentliches Bombardement nicht auch die Uebergabe von Venedig mit allen seinen Vertheidigungswerken bewirken?

Die gegenwärtige Regierung von Italien wäre wohl fähig dieses Mittel zu verwenden und die Oesterreicher könnten wohl sagen: „wenn ihr Barbaren seyn wollt, so seid es. Die Markuskirche und der Dogenpalast mögen einstürzen, die

Kirchen und alle die schönen Gebäude mögen verbrennen, die Monumente zertrümmert und die Kunstwerke vernichtet, die armen Bewohner mögen zu Tausenden zerschmettert werden oder verbrennen — wir, wir haben unsere Werke mit allen Bedürfnissen versehen, wir werden diese Werke halten mitten unter den Schutthaufen!" Doch so große Worte sind gar nicht nöthig, wenn wir die Sache etwas genauer ansehen.

Von der offenen See erreicht kein Geschoß und keine Rakete die Stadt und kämen die fabelhaften Kanonen der Amerikaner, so wäre durch die Inseln, welche die Lagune gegen das Meer abschließen, die Stadt gegen direkte Schüsse gedeckt. Mit Kanonen unter großen Erhöhungen feuern, das geht auf Schiffen nicht an, und Bomben aus den größten Mörsern geworfen, fielen an dem innern Fuß des Malamocco in's Wasser. Im J. 1849 versuchten die Oesterreicher ein eigenthümliches Verfahren. Sie ließen, als ein frischer Seewind wehte, von einem Schiffe Luftballons steigen. An diesen waren Bomben befestiget, welche bei einer gewissen Höhe sich ablösten und, herabgefallen, krepirten. Die Ballone wurden von dem Winde wohl fortgetrieben, aber nur wenige erreichten ihre Bestimmung. Die Flotte, mit dem Geschäft der Zerstörung beauftragt, müßte die Einfahrten und die Inseln erobern, sie müßte auf diesen Batterien anlegen, sie müßte Kanonenboote und schwimmende Batterien in den Lagunen aufstellen und dann wäre der Erfolg erst noch sehr zweifelhaft.

Auf der Landseite wär' es nicht besser; der Angreifer müßte erst den Rand der Lagune erkämpfen und von diesem reichten nicht einmal gezogene Kanonen zur Stadt; denn, als die Oesterreicher schon auf San Giuliano waren, trafen ihre Bomben nur die äußersten Häuser. Auf dieser Insel legten sie Geschütze der größten Kaliber, etwa wie Mörser, auf Blöcke, gaben starke Ladungen und feuerten mit sehr großer Erhöhung. Der Rückstoß war ungeheuer, bis zum Ueberschlagen der Geschütze, aber diese trieben ihre Kugeln über die Stadt hinweg bis in die Gegend des Arsenales. In

Venedig entstand große Bestürzung und diese wollte Radetzky, er wollte nicht zerstören, er wollte nur eine Aufregung gegen die Zwangsherrschaft der revolutionären Regierung hervorbringen und er hat seine Absicht erreicht. Uebrigens zweifle ich, daß der angegebene Gebrauch der Kanonen allgemein und in großem Style anwendbar sei und zwar schon deßhalb, weil die Geschützrohre den fürchterlichen Stoß nicht lang aushalten könnten.

Aus dem Vorhergehenden, denk ich, wirst Du die Ueberzeugung geschöpft haben, daß eine strenge Blokade das sicherste Mittel ist, um Venedig zum Fall zu bringen. Eine Blokade ist die Einschließung und wär' ich recht methodisch gewesen, so hätt ich solche zu allererst besprochen. Indessen scheint mir die Betrachtung derselben auch hier nicht am unrechten Orte zu seyn.

Es ist wohl nicht nöthig, besonders auszuführen, daß eine rechte Blokade die Einschließung von beiden Seiten erfordert. Wäre Venedig nicht von der See abgeschlossen, so könnte die Blokade von der Landseite sehr lange währen ehe sie eine entscheidende Wirkung hervorbrächte. Wäre aber die Verbindung mit dem Meere gesperrt und diejenige mit dem Festland offen, so würden allerdings große Hemmungen in allen Verhältnissen des Lebens sich einstellen, viele Menschen würden schwer leiden, aber die unentbehrlichen Bedürfnisse könnten dennoch herbeigebracht werden.

Im Juni 1848 rückte der Feldzeugmeister Welden mit höchstens 12,000 Mann an die Piave, und von dieser vorgehend sollte er, so gut es anging, Venedig einschließen. Die Revolution hatte sich der gut ausgerüsteten Lagunenflottille bemächtiget; die Reste der österreichischen Seemacht waren in Triest blokirt und schon im Mai war in dem venetianischen Meerbusen ein neapolitanisches Geschwader erschienen, bestehend aus drei Fregatten und vier Dampfschiffen. Welden dehnte sich aus bis an die Mündung der Piave und noch etwas weiter abwärts; er bildete eine kleine Ruderflottille,

er verwendete diese in den inneren Canälen und bemächtigte sich einiger Punkte, z. B. der Insel Fusina, in der Lagune und umschloß diese auf der Landseite mit einem dünnen Cordon. Eine feindliche, wahrscheinlich neapolitanische Fregatte hatte nicht fern von dem Lido vor dem Hafen von Treporti geankert. Die Venetianer mußten die Festsetzung der Oesterreicher auf dem Strande und in der Lagune nach Möglichkeit hindern und dazu verwendeten sie ihre bewaffneten Fahrzeuge. Vierzehn derselben, darunter eine Brigg, vielleicht nur ein Kutter, beschossen Caorle, einen wichtigen Punkt der Küste an der Mündung der Livenza, aber eine Zwölfpfünder-Batterie antwortete mit glühenden Kugeln; eine Penische flog in die Luft, die Brigg wurde beschädigt und die anderen Fahrzeuge zogen sich zurück. Eine Abtheilung der Lagunenflotte, fünf Fahrzeuge sämmtlich mit sehr schweren Geschützen, beschoß den Posten auf Fusina, aber man brachte eine Zwölfpfünder-Batterie auf die Insel, diese feuerte wieder mit glühenden Kugeln und nach einigen Stunden waren vier dieser Fahrzeuge, drei Kanonenboote und eine Pirogue, gesunken oder gänzlich zu Grunde gerichtet. Auch hier hatten Feldgeschütze einen siegreichen Kampf gegen die schweren 36pfündigen Schiffskanonen geführt. War die Verwendung der bewaffneten Lagunen-Fahrzeuge auch eine sehr ungeschickte, so zeigt sie doch, welche Dienste sie leisten könnten, andererseits aber beweist sie die Ueberlegenheit der Strandbatterien und sie macht uns die üble Lage klar, in welche die feindlichen Fahrzeuge kommen müßten, wenn sie in die Lagune eingedrungen und in den engen Canälen zusammengedrängt wären.

Nach dem Waffenstillstand vom 9. August verweigerte der Admiral Albini den piemontesischen Commissären den Gehorsam; erst der Eintritt der stürmischen Jahreszeit trieb ihn in den sicheren Hafen von Ancona und er erschien nicht wieder in den venetianischen Gewässern. Demnach hatten in dem J. 1849 die Oesterreicher ihre kleine Flotte wieder in Thätigkeit gesetzt und sie blokirte Venedig. Die Schiffe der

Venetianer verließen nicht mehr die Lagune, die Oesterreicher hatten keine andere Seemacht gegen sich und die Blokade bewachte den Strand nur von der Piave bis zu der Etsch, also eine sehr kurze Linie. In einem künftigen Kriege müßte die feindliche Seemacht den Golf von Triest und den Meerbusen von Venedig sperren, sie müßte die Küste von der Mündung des Isonzo bis zu den Mündungen des Po bewachen. Diese lange Linie enthält eine große Anzahl kleiner Hafen, in welche leichte Fahrzeuge einlaufen und von welcher sie auslaufen und die Verbindung der Stadt mit dem Meer unterhalten könnten. Nördlich von Venedig liegen freilich wohl größere Meerestiefen nah' an dem Strand, aber diese Meerestiefen sind doch nur an wenigen Orten beträchtlich genug, um großen Schiffen die unmittelbare Annäherung zu gestatten. Diese müßten demnach kleine Fahrzeuge herbeibringen, um die Hafen zu sperren und die unmittelbare Bewachung der Küste zu besorgen. Von solchen kleinen Fahrzeugen hat aber Venedig eine sehr große Zahl; seine Schiffer kennen den Strand mit seinen Canälen und gerade in den seichten Wassern könnten sie dem Feinde gar manchen Schaden zufügen.

Die Blokade von Venedig erforderte die Verwendung einer nicht unbedeutenden Flotte; die Italiener müßten ihre Schiffe aus dem Mittelmeer herbeiziehen; sie würden, ehe dieß ausgeführt wäre, manche Schlappe erleiden. Wenn jene Schiffe herbeigekommen wären, so müßten sie einen großen Theil derselben gegen die österreichische Flotte entsenden; sie müßten somit ihre Aufstellung schwächen. Unter dem Schutz österreichischer Kriegsschiffe würden unternehmende Kauffahrer, mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen befrachtet, die Blokade durchbrechen und in irgend einen Hafen einlaufen. In jedem Fall würde die strengste Bewachung, die größte Thätigkeit der Kreuzer, nicht verhindern, daß manche Fahrzeuge durchschlüpfen könnten. Freilich wenn auch eine französische Flotte in dem adriatischen Meere erschiene und wenn die österreichische gar keine Hülfe hätte, so könnten Muth und

geschickte Thätigkeit wohl da oder dort einen guten Streich ausführen, aber einen namhaften Erfolg könnten sie nimmer erringen. Uebrigens hat die Einschließung ihre Schwierigkeiten auch wenn sie von einer sehr großen Flotte ausgeführt würde, denn in der stürmischen Jahreszeit, so sagen die Seeleute, müßte die Blokade aufgehoben werden, weil die Schiffe die See nicht halten können.

Die Blokade von der Seeseite kann, ich wiederhole es, Venedig gar nicht oder wenigstens nur langsam zum Fall bringen, wenn die Verbindung mit dem Festland offen und frei ist.

Streng genommen ist die Einschließung von der Landseite die Besetzung des Randes der Lagune von der Mündung der Piave bis zu der Mündung der Etsch, aber mit dem Festhalten dieser mehr als zwölf Meilen langen Linie wär' es erst nicht gethan, denn man müßte noch ferner liegende Posten, z. B. Ponte di Piave, Treviso, Castel franco, Padua und Rovigo besetzen. Wenn der Mangel zahlreicher und guter Verbindungen mit dem Festland dem gewaltsamen Angriff ein ungeheures Hinderniß ist, so wird die Einschließung durch eben diesen Mangel erleichtert. Genügt auch zur vollkommenen Absperrung die Besetzung gewisser Punkte, so können die vereinzelten Posten sich nicht unterstützen und sie können daher überfallen, aufgerieben oder zurückgedrängt werden. Zu solchen Ausfällen hätte Venedig das wichtigste Hülfsmittel in seiner Lagunenflottille und gewiß wäre die Verbindung nicht so ganz unterbrochen, daß der Vertheidiger nicht immer genaue Nachrichten über den Stand, die Stellung und die Bewegungen des Blokade-Corps erhielte. Der Vertheidiger könnte den einen Tag den Posten bei Cortellazzo überfallen, am anderen bei Brondolo ausbrechen und den Posten der Etschmündung zurückwerfen und am dritten Tag über Dolo vorgehen. Die Wiederholung solcher Ausfälle, die beständige Allarmirung des Blokade-Corps würde dieses ermüden, je nach Umständen fast aufreiben, den Vertheidiger

aber würden sie in den Stand setzen sich der Hülfsmittel des Landes zu bemächtigen. Daraus folgt nun, daß die Einschließung durchaus nicht so dünn seyn dürfte, als sie es im J. 1848 gewesen.

Brondolo mit dem Fort di Marina dient immer, um die Verbindung mit dem Festland zu erhalten oder wiederherzustellen. Malghera dient der unmittelbaren Vertheidigung der Stadt, aber fast mehr noch dient es als Ausgangspunkt kecker Angriffsversuche der Besatzung. Diese kann, einen günstigen Augenblick wahrnehmend, durch das Fort herausbrechen, das Blokadecorps angreifen, aufrollen und vielleicht bis gegen Vicenza zurückdrücken. Im J. 1848 waren 20,000 Mann in Venedig, sie hatten die nothwendigen Hülfsmittel; fünf Monate lang waren sie von einer viel schwächeren Macht eingeschlossen, die See war ihnen offen — warum haben sie den schwachen dünnen Cordon nicht auseinander gesprengt, wenigstens doch, um ihre Magazine zu füllen?

Die Offensiv-Kraft von Venedig ist nicht gelähmt, so lang Malghera und Brondolo nicht außer Wirkung gesetzt sind. Wie aber soll man diese Lähmung erzielen, kann dafür eine einfache Blokade genügen? Beide Forts kann man nur von der Landseite einschließen und keinem kann man die Verbindung mit dem Hauptplatz unterbrechen. Beide beherrschen rückwärts die Lagune und vorwärts eine beträchtliche Strecke des Bodens auf dem Festland; beide sind für offensive Unternehmungen die festen Ausfallthore und die sicheren Reduits. Keine Einschließung kann ihren Zweck erreichen, wenn sie nicht vollkommen Herr ist auf dem Rand der Lagune und keine Macht hat diese Herrschaft, wenn sie nicht Brondolo und Malghera besitzt. Eine rechte Blokade muß sich dieser beiden Posten bemächtigen, und wie groß die Truppenmacht wäre, welche die Blokade unternähme, immer würde sie, wenn die Vertheidigung ihre Schuldigkeit thäte, zur Ausführung langwieriger und blutiger Belagerungs-Arbeiten genöthigt werden.

Gestatte mir jetzt noch einige Worte über die Wirkung der vollkommenen, d. h. der Blokade, welche von der See- und von der Landseite gleichzeitig ausgeführt wird.

Die Einschließung kommt nicht rasch und unvorgesehen, als ob ein Sturmwind sie herwehete. Man hat Zeit sich der günstigen Verhältnisse zu bedienen, und diese Verhältnisse geben der Mittel sehr viele, um große Vorräthe zu sammeln. Wie sehr man aber die Magazine auch füllen möge, so wird es doch kaum möglich seyn, daß sie Alles enthalten, was eine Bevölkerung von 130,000 Menschen in mehreren Monaten zum einfachen Leben bedarf. Wenn wir die Ausbeute durch einen kühn und geschickt getriebenen Schmuggel nicht niedrig anschlagen, wenn wir selbst den Fischfang in den Lagunen nicht übersehen, und wenn wir auch die Mäßigkeit der Italiener mit in Rechnung bringen, so können doch die reichsten Vorräthe die endliche Noth nicht abhalten. Während Radetzky am Mincio und am Tessin focht, stunden allerdings einige tausend Mann an den Lagunen; aber diese konnten die große Linie nicht gehörig besetzen und sie waren mehr nur als eine Deckung des Rückens der Armee zu betrachten. Erst im Anfang des April 1849 wurde das Belagerungscorps gebildet und wurde die Verbindung über Brondolo abgesperrt. Auch das Meer war lange Zeit den Venetianern offen geblieben; aber die revolutionäre Regierung hatte das günstige Verhältniß nicht benützt, um, wenigstens von der ganz freien See aus, bedeutende Vorräthe herbeizuschaffen. Als man die Einschließung vollendet hatte, da waren die Venetianer auf das Vorhandene angewiesen; es entstund große Noth in der Stadt und dennoch haben sie mehr als vier Monate lang ausgehalten, ehe die Capitulation erzwungen war. Gehörige Voraussicht und Sorgfalt können die letzte Katastrophe allerdings bedeutend hinausschieben, aber wenn zuletzt sogar das Trinkwasser fehlt, wenn Hunger und Krankheiten wüthen, wenn die Noth sich zu der höchsten Höhe erhebt, so wird der zäheste Commandant den Platz nicht mehr halten können

und wenn er noch unbarmherziger wäre als es im J. 1800 Massena in Genua war.

Wenn es nun gewiß ist, daß Venedig durch eine lang fortgesetzte vollkommene Einschließung zu Land und zur See mit Sicherheit zu Fall gebracht werden kann, so dürfen doch andere Umstände nicht außer Betrachtung bleiben. Die Kriege heutiger Zeit sind kurz, Schlag folgt auf Schlag; man kann nicht Monate lang vor einem Platze liegen. Die Belagerung von Sebastopol spricht nicht dagegen und noch weniger die Vorgänge in dem J. 1849. Denn Radetzky hatte den Angriff von Venedig erst angeordnet, als die Schlacht von Novara geschlagen und als kein Feind mehr gegen ihn im Felde war. Aehnliche Umstände werden nicht wieder eintreten. Die Oesterreicher können nach blutigen Kämpfen das Festungsviereck aufgeben müssen; sie können über den Isonzo und vielleicht noch weiter zurückgeworfen, aber ihre Armee kann nicht aufgelöst werden und die Italiener und Franzosen würden wahrscheinlich nicht mindere Verluste erlitten haben. Steht nun noch eine österreichische Heeresmacht schlagfertig im Felde, so bedarf ihr Feind eine Armee, um die Blokade auszuführen, und eine andere um diese zu decken; beide aber würden nicht kleine Unternehmungen unmöglich machen, welche die Blokade störten, und eine verlorene Schlacht, vielleicht ein verlorenes Treffen könnte — ich hab' es oben bemerkt — sehr wohl deren Aufhebung zur Folge haben.

Ein Feind fast noch gefährlicher ist die Sumpfluft, welche bei dem harten Dienst und bei den Entbehrungen des Blokadecorps bösartige Fieber, vielleicht die Cholera erzeugen und große Massen von Menschen tödten oder matt und dienstunfähig machen würde. Wegen Krankheiten konnte Radetzky den Angriff auf Brondolo nicht ausführen und im Anfang des Monats August 1849 hatte das Belagerungscorps 12,000 Mann in den Spitälern.

Du sagst: Venedig mag sehr vertheidigungsfähig seyn; haben die Oesterreicher aber auch das ungeheuere Material,

welches der Vertheidigung nothwendig ist? Die Lage seiner Finanzen ist Oesterreichs Schwäche. Die Regierung muß das Mögliche thun, um diese Lage zu bessern; sie muß die bisherige Wirthschaft ändern, um endlich einmal die Ausgleichung zwischen Einnahme und Ausgabe zu bewirken. Wenn sie aber die dringende Nothwendigkeit erkennt und wenn sie der Erkenntniß gemäß handeln will, so muß sie deßwegen doch nicht jeder Deklamation eines Advokaten im Reichsrath Folge geben, um der zweifelhaften Besserung des materiellen Zustandes ein höheres Interesse zu opfern. Die österreichische Regierung kann, ich bin davon überzeugt, ihre Wirthschaft ändern, ohne die Erhaltung ihres Gebietes in Frage zu stellen, ohne die unerläßlichen Bedingungen einer kräftigen Vertheidigung aufzugeben, welche über kurz oder lang ihr bevorsteht. Durch die Ereignisse belehrt, wird sie doch wohl nicht verkennen, daß sie in Venetien einem lauernden Feind gegenübersteht, einem Feinde welchem kein Mittel zu schlecht ist.

Ich habe in Venedig nicht die Schießscharten und die Geschützstände der Werke, ich habe nicht die Kanonen und die Mörser in den Arsenalen, nicht die Kugeln und die Bomben auf ihren Lagern, ich habe nicht die Pulverfässer in den Magazinen gezählt und auch nicht die Menge alles andern Materiales erhoben. Ich habe viele schwere Geschütze, darunter viele eiserne Geschützrohre, und große Massen von Geschossen gesehen und so muß ich denn wohl glauben, daß die Regierung in richtiger Würdigung ihrer Lage die nöthige Fürsorge getroffen hat. Im J. 1848 war der Platz sehr gut ausgerüstet und die revolutionäre Regierung hat die Vertheidigung geführt mit dem Material, welches die Oesterreicher aufgehäuft hatten. Die österreichische Kriegsverwaltung ist allerdings in den Besitz dieses Materials, wenigstens zum großen Theile, gekommen, aber dieses würde bei einem neuen Angriff nicht mehr ausreichen. Wären die Schiffe mit Geschützen des neuen Systemes ausgerüstet und würden solche bei den Angriffen vom Land aus verwendet, so würden die

Oesterreicher auch ihre Schiffe und ihre Werke mit solchen Geschützen bewaffnen müssen. Die Italiener haben bekanntlich bei Ancona schwere gezogene Kanonen mit großer Wirkung verwendet; ich selbst habe deren nicht viele in Venedig gesehen. Das beweist aber noch keineswegs, daß sie nicht vorhanden sind oder daß sie nicht zur rechten Zeit beigeschafft werden.

Das Arsenal von Venedig hat wunderschöne Werkstätten und ebenso schöne Bassins, aber in den einen hab' ich geringe Thätigkeit und in den andern weit weniger Fahrzeuge gesehen als ich erwartet. Die abgetackelten Corvetten von 14 Kanonen kann ich kaum rechnen. Indeß läßt sich dieß wohl erklären, denn einerseits ist der eigentliche Kriegshafen in Pola und andererseits sind die Lagunenfahrzeuge zerstreut. Die einen jedoch können gesammelt und die anderen können aus dem Hafen an der dalmatischen Küste zu rechter Zeit herüber gebracht werden. Leider kann ich dießmal nicht nach Pola hinüber, aber doch steht es bei mir fest: an keinen Ausgaben sollten die Herren im Reichsrath weniger mäkeln als an den Ausgaben für die Flotte.

Von dem Standpunkte des Ingenieurs ließe sich wohl mancherlei gegen Anlage und Construktion mancher Werke bemerken; aber man darf (ich hab' es früher erwähnt) niemals vergessen, daß die Stärke dieser Werke in ihrer Lage besteht; andererseits aber muß man sich erinnern, wie bei der Beschießung von Malghera die Erdwerke so schnell abgekämmt waren. Die Vertheidigungswerke sind so zahlreich, daß deren Besetzung viele Leute und deren Bewaffnung ein ungeheures Material erfordert. Vernünftigerweise kann man nicht die Anlage neuer verlangen und manche Einrichtung kann sehr gut während des Angriffes hergestellt werden; haben doch die Venetianer unter dem Feuer der österreichischen Geschütze eine Batterie auf eingerammten Pfählen in der Lagune gebaut; dennoch aber möchte man wünschen, daß mehrere befestigte Posten und vor allen diejenigen, welche die Einfahrten oder die Hafen, besonders jenen von Chioggia, beherrschen, eine

größere Anzahl von Geschützen und zwar in bedeckten Räumen aufnehmen könnten. Solche Verstärkungen kosteten freilich bedeutende Summen, aber Angriff und Vertheidigung wird künftig immer wieder vorzugsweise ein Geschützkampf seyn.

Die Diplomaten haben die gute oder die üble Gewohnheit des Fragens, und so frägst Du mit einem besondern Lächeln, ob denn die Stadt zwischen Sümpfen und Lagunen mit sehr gehemmten Verbindungen zum Festland und zu dem Meer eine so große Wichtigkeit habe, daß man dem Besitz derselben die ungeheueren Opfer bringen müsse? Ja, gewiß hat sie diese Wichtigkeit. Ich will kein Buch über diese Wichtigkeit schreiben, aber ich will sie Dir kurz andeuten.

In erster Reihe steht der Einfluß des Platzes auf den Krieg in Oberitalien und insbesondere auf den Krieg zwischen dem Mincio und der Etsch. Venedig ist der Hauptort der westlichen Küste des adriatischen Meeres, ein Knotenpunkt unzähliger Hauptstraßen. Als Waffenplatz deckt es die Küste, und dadurch deckt es dem Festungsviereck Flanke und Rücken, denn so lang Venedig mit der Lagune in dem Besitz der Deutschen ist, so lang kann bis zur Mündung des Po und weiter herab keine Landung des Feindes stattfinden. Mit der Einnahme der Lagunenstadt hätte der Angreifer die Küste erobert und eine Operationslinie auf das linke Ufer der Etsch. Venedig ist ein Stützpunkt der Vertheidigungslinie an der Etsch. Es vermittelt die kürzeste Verbindung zwischen der Lombardei und Illyrien und dem südlichen Ungarn. In Venedig kann man Vorräthe sammeln und Truppen; es ist ein Depotplatz für die Armee an der Etsch. Es beherrscht die Verbindungen und steht in unmittelbarer Zusammenwirkung mit andern Waffenplätzen, mit Palma nuova einerseits, wie andererseits mit Verona. Dabei hat Venedig noch seine offensive Bedeutung. Unter dem Schutz von Malghera und von Brondolo können Colonnen herausbrechen und die Verbindungen einer Armee bedrohen, welche den Mincio angreift.

Doch sieh' noch den Einfluß, welchen der Besitz dieses

Platzes auf größere Verhältnisse ausübt. Mit dem Verlust von Venedig wäre die nächstliegende Küste verloren und nun wäre auch Triest, wäre Illyrien nicht mehr zu halten. Dalmatien wäre schwer zu vertheidigen, wenn der Angreifer sich nicht nur auf Bologna, sondern auch auf Venedig basirte. Oesterreich hätte seine Stellung an dem adriatischen Meer verloren; es hätte keine Handelsmarine mehr, keinen Seehandel und keine Matrosen. Von der obersten Bucht der Adria kann Oesterreich den Waarenzügen aus dem Orient einen Weg über das Festland bieten, der kürzer ist, als die Wege über Genua und über Marseille. Die Stellung an dem adriatischen Meer ist eine wesentliche Bedingung für das wirthschaftliche Gedeihen von Oesterreich, Venedig aber schützt und hält diese Stellung.

Früher, sagst Du, war Venetien auch nicht im Besitze von Oesterreich und es hat dennoch gelebt und ist mächtig gewesen und hat in Italien Kriege geführt; von diesem Land aus sind seine deutschen Besitzungen nie angegriffen worden. Das ist allerdings sehr wahr; aber früher sind die Verhältnisse weit andere gewesen. In den letzten Jahrhunderten konnten die Venetianer nichts mehr erobern; die Republik war auf eine Friedenspolitik, folglich auf eine streng neutrale Stellung angewiesen und sie mußte in ihrem Interesse vertragsmäßige Rechte hochachten. Die heutigen Kriege haben fabelhafte Maße und mit diesen eine ungeheure Bedeutung gewonnen. Heutzutage will man mit einem Schlage politische Principien durchführen; man will die Machtverhältnisse der Staaten ändern; man will eine andere Ordnung in dem Systeme von Europa erzwingen. Früher hatten die Kriege viel beschränktere Ziele und ihre Führung eine andere Art; Vertheidigung oder Eroberung einer Provinz, Belagerung oder Entsatz einer Festung — größere Zwecke hatten ganze Feldzüge nicht. Die Republik Venedig, sagt ein geistreicher Mann, schützte Oesterreich, wie ein sehr großer Binnensee es geschützt haben würde.

Man könnte die Betrachtungen noch viel weiter führen; man könnte zeigen wie Frankreich an dem Mittelmeer sich festgesetzt hat. Corsica und Algier sind jetzt schon in seinem Besitz und wer kann wissen, ob eine nahe Zukunft ihm nicht Genua und Spezzia überliefert? Seine mittelbare Herrschaft ist dort schon vollzogen. Sollte Frankreich eine solche Herrschaft auch in dem Ostbecken des Mittelmeeres ausüben? Venedig hätte dafür eine günstige Lage und wären die Franzosen einmal darin, so würden sie nicht mehr herausgehen. Es wird ein Tag kommen, an welchem die Engländer einsehen, daß das Mittelmeer wirklich ein französischer See werden müßte, wenn Oesterreich Venetien und Venedig verlöre.

Endlich bin ich nun mit der selbst gestellten Aufgabe zu Ende gekommen, Gott sei es gedankt. Solche Erörterung ist schnell gedacht, aber langsam geschrieben, denn der klare Ausdruck des einfachsten Gedankens erfordert gar viele Worte.

Morgen werd' ich noch einige Stunden in Padua mich umtreiben, und wenn ich erst gegen Mittag von hier abgehe, so kann ich noch Verona erreichen, auch wenn ich in Vicenza anhalte und zu der Madonna del Monte aufsteige.

Befestige und stärke Deine Geduld, denn meine nächsten Briefe sollen das Festungsviereck besprechen.

Wie immer

Dein N. N.

XXIX.

Zeitläufe über Nordamerika.

I. Die Umwälzung in der ehemaligen Union und ihre Rückwirkung auf Europa.

Vor Kurzem hat der Redakteur des Halle'schen Volksblattes seine Stellung zu dem mörderischen Spiel der Parteien jenseits des Oceans wie folgt bezeichnet: täglich sei sein erster Blick in die ankommenden Zeitungen auf Nordamerika gerichtet, und jede Schlappe der schlechten und menschenfeindlichen Sache des Nordens sei für ihn eine freudige Botschaft, jede Schlappe des Südens betrübe ihn. So haben auch wir die grausenhafte Krisis von ihrem Beginn an betrachtet. Wenn unsere gesammte Fortschrittspartei vom blassesten Liberalismus bis zum hochrothen Radikalismus einmüthig Partei nimmt für den Norden der ehemaligen Union, so ist dieß ganz in der Ordnung und der Wahlverwandtschaft der Parteien durchaus angemessen. Wenn aber auch die Mehrheit unserer „Conservativen" in das gleiche Horn stößt, so beweist sie damit nur, daß sie, wie so häufig in neuester Zeit, wieder einmal nicht weiß was sie thut.

Wir sind seit länger als zwei Jahren nicht mehr ausführlicher auf Nordamerika zu sprechen gekommen*). Aber

*) Vergl. die Abhandlung über den nordamerikanischen Bürgerkrieg, Histor.-polit. Blätter 51. Band S. 211 ff.

nicht aus Mangel an Interesse haben wir geschwiegen, noch weniger weil wir etwa an unserm Standpunkt der Beurtheilung irre geworden wären. Sondern wir wollten warten, bis aus dem Meer von Blut und unschuldigen Thränen, aus dem unsäglichen Gräuel der Verwüstung eine Entscheidung auftauchen würde. Dieß ist nun zwar noch immer nicht geschehen; aber die kommenden Dinge haben plötzlich einen Schatten vorausgeworfen, worüber der alten Europa ein jäher Schreck durch die Glieder gefahren ist. Es ist ihr instinktiv ein Licht darüber aufgegangen, daß heute oder morgen das Ende des nordamerikanischen Bürgerkriegs der Anfang eines nordamerikanischen Kriegs mit Europa seyn würde.

Und dieser Instinkt dürfte schwerlich ein trügerischer bleiben. Wer die bald fünfjährige Krisis des westlichen Continents von Anfang an nicht bloß von der Oberfläche beurtheilte, wer somit nicht gutmüthig genug war der radikalen Partei zu glauben, daß eine humane Lösung der Negerfrage und die Sklaven-Befreiung ihr wahrer und höchst edler Zweck sei: der mußte längst überzeugt seyn, daß die nordamerikanische Umwälzung das alte Europa noch in ganz andere Mitleidenschaft ziehen werde als in die wegen der Baumwolle. Man kann sagen, daß die Union nur nach ihrer alten Verfassung vor 1860, die nun unwiederbringlich verloren ist, mit der alten Welt in beständigem Frieden zu leben vermochte. Dabei ist die Gefahr eines vorübergehenden Krieges nichteinmal die einzige, noch die wichtigste Rückwirkung, welche Jung-Amerika auf uns ausüben wird, und wir nehmen auch von jener Kriegsfrage nur deßhalb den Ausgang zu unserer Betrachtung, weil die Furcht vor ihr augenblicklich auf der Tagesordnung steht.

Die Thronrede des Imperators vom 15. Februar ist mitten in die amerikanische Panik gefallen und sie trägt die auffallendsten Spuren dieses Zusammentreffens. In mancher Beziehung merkwürdiger durch das was sie nicht sagt, als durch das was sie sagt, zeichnet sich die Rede besonders durch

ihr völliges Schweigen über Nordamerika aus. Sie äußert sich über die angeblich guten Erfolge in Mexiko, und da lag es doch wohl sehr nahe auch auf die nördlichen Nachbarn des neuen Kaisers einen Blick zu werfen; aber kein Wort davon weder in der Thronrede noch in dem sonst ziemlich geschwätzigen Gelbbuch. Offenbar wußte der Imperator nicht, was er sagen sollte. Darum hat er sich aber auch umsonst geflissen mit den gemüthvollsten Friedensphrasen, und umsonst kündigte er die Schließung des Janustempels für alle vier Welttheile an. Alle in- und ausländischen Werthpapiere, die sonst wie Papierdrachen in die Höhe geschnellt wären, fielen und die gedrückte Stimmung blieb, bis über den Ocean die Nachricht kam, daß — der Friede zwischen Washington und Richmond doch nicht in nächster Nähe stehe.

Dem gewaltigen Schrecken lag nämlich die Thatsache zu Grunde, daß seit geraumer Zeit Sendungen von Agenten und geheime Verhandlungen der beiden Regierungen stattgefunden hatten, und daß jetzt der nördliche Präsident Lincoln und sein Minister Seward selber beim Fort Monroe mit zwei südlichen Commissären zum Zweck einer Friedensbesprechung zusammengekommen waren. Die Möglichkeit einer nahen Beilegung des schrecklichen Bürgerkriegs in Nordamerika war es, was in Frankreich und England Entsetzen verbreitete; aber nicht bloß in diesen Ländern, denn bei den bodenlosen Zuständen von heute kann Niemand sagen, was im Rücken beider Mächte geschehen würde, wenn sie beide oder Eine derselben in einen Weltkrieg jenseits des Oceans verwickelt wären. Vielleicht befände sich Niemand wohler dabei als Herr von Bismark! Wie dem sei, das Faktum steht fest, daß Europa nur solange ruhig schlafen zu können meint, als der Norden und der Süden der ehemaligen Union unentwegt fortfahren, in wahnsinniger Wuth sich gegenseitig abzuschlachten.

Was ist denn nun aber von den Friedensbestrebungen zwischen Washington und Richmond zu halten? Auf die erste

Nachricht hin wurde allgemein angenommen, die Conföderation der Südstaaten, entmuthigt durch die seit einigen Monaten erfahrenen Mißgeschicke und gänzlicher Erschöpfung sich nahe fühlend, sei endlich entschlossen den nutzlosen Widerstand aufzugeben und, wenigstens bis auf bessere Zeiten, sich den Bedingungen des Nordens zu fügen. Das wäre auch wahrlich kein Wunder; zu verwundern ist nur, daß das heldenmüthige Volk der Südlinger solange aushalten konnte. Ins fünfte Jahr führen sie nun den Kampf gegen eine an Geld, Material und Mannschaft mindestens dreimal überlegene Macht, acht Millionen oder vielmehr, wenn man die Negersklaven abrechnet, kaum fünf Millionen gegen 20 Millionen des reichsten und kraftvollsten Volkes der Welt. Trotzdem sitzt die Haupt-Armee des Feindes unter General Grant seit acht Monaten fruchtlos vor Richmond, und sind zu Land und zur See im Grunde immer erst noch die Ränder der Conföderation benagt. Unfraglich mußten indeß die tapfern Südlinger früher oder später der Uebermacht erliegen, wenn nicht entweder eine europäische Intervention eintrat, oder aber die conservative Partei im Norden, die sogenannte „demokratische", sich ermannte und den herrschenden Radikalismus in Washington stürzte. Beide Aussichten sind seit zwei Jahren definitiv verschwunden. Es ließe sich daher wohl begreifen, wenn der Süden am ferneren Widerstande verzweifelte.

Aber die Nachgiebigkeit könnte auch von der andern Seite kommen. Wenn Herr Lincoln seines Sieges so sicher war, wie die fanatische Partei der Unterdrückung im Norden vorgibt, wie kommt es denn, daß er seine auffallend entgegenkommenden Schritte persönlich bis zum Fort Monroe ausdehnte? Offenbar mußte er Motive von der schwersten Bedeutung haben, die noch verheimlicht werden. Wer den Norden der ehemaligen Union, das ächte Yankeethum, kennt, hat längst vorausgesagt, der Krieg werde gerade solange dauern, als er die leitenden Politiker und die einflußreiche Bourgeoisie bereichere, ohne sie selber ins Feuer zu bringen, kurz, solange

die Partei noch Geld und Soldaten bekomme. Solange diese Herren aus der Schlächterei Geld machen können, während sie ihre und ihrer Angehörigen werthe Personen von der Conscription loskaufen und dafür eingewanderte Deutsche, Irländer, Städtepöbel aller Art als Kanonenfutter zur Armee schicken, solange denken sie gewiß nicht ans Nachgeben. Vielleicht darf man schließen: es müsse nichts mehr zu profitiren, nichts mehr zu stehlen, keine Anlehen mehr zu machen, keine Söldner mehr zu kaufen geben: sonst wäre Herr Lincoln nicht nach Monroe gefahren, und er hätte nicht einen Frieden vorgeschlagen, der im jetzigen Moment nothwendig das wesentliche Programm der herrschenden radikalen Partei kosten würde. Man muß diesen Umstand wohl beachten. Der Norden müßte „Amnestie" im weitesten Sinne anbieten, er müßte das Confiskationsgesetz aufgeben, ebenso das Sklavengesetz welches alle Neger Knall und Fall freimacht, die Idee der Verwandlung des Staatenbundes in den centralisirenden Bundesstaat müßte wenigstens gegenüber dem Süden auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Unter andern Bedingungen konnte den Südlichen von „Frieden" gar nicht gesprochen werden, und in der That soll Lincoln alle diese Concessionen zu Monroe gemacht haben.

Wir glauben daher allerdings an eine baldige friedliche Wendung. Es wird vielleicht von der nächsten großen Schlacht abhängen, ob die Nachgiebigkeit bezüglich des Hauptpunktes vom Norden oder vom Süden kommen soll. Jedenfalls aber wird der Friede, wie immer er ausfallen mag, auf Kosten europäischer Mächte geschlossen werden. Das hat die Conferenz vor Monroe — schon ein ominöser Ort, denn er trägt den Namen des Präsidenten der die berüchtigte Monroe-Doktrin aufgebracht hat — in der That gelehrt.

Lincoln hat da unter den angeführten Concessionen vom Süden die „Rückkehr in den Bund" verlangt. Dieß schlugen die südlichen Commissäre ab; sie trauen keinen Versprechungen, wobei sie doch wieder der nördlichen Stimmenmehrheit im

Congreß ausgesetzt seyn müßten, sie verlangen ihre „nationale Unabhängigkeit“, und als die unerläßliche Bedingung jedes annehmbaren Friedensantrags erklärten sie ihre Anerkennung als selbstständige Staaten. Aber sie boten dafür eine andere Entschädigung, nämlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Norden zu dem Zwecke, um die Monroe-Doktrin mit Waffengewalt durchzuführen. Nach dieser Doktrin darf „Amerika nur den Amerikanern“ gehören, jede europäische Einmischung muß vom ganzen Continent ausgeschlossen seyn und kein amerikanischer Staat darf eine andere als republikanische Verfassung haben. Der Vorschlag der südlichen Diplomaten ging also dahin: beide Theile sollten sich friedlich als selbstständige Mächte constituiren, dann aber gemeinsam auf Schadloshaltung von auswärts ausgehen, die Regierung von Washington durch einen Rache- und Eroberungskrieg gegen die englischen Besitzungen in Nordamerika, die von Richmond durch die Annexion Mexiko's. Wie sich wohl denken läßt, hat diese Verschmerzungs-Theorie im Norden immerhin viele heimlichen Wünsche für sich.

Aber der südstaatliche Präsident Jefferson Davis hatte noch in seiner Botschaft vom 7. Dezember 1863 ganz anders gesprochen, und man mußte ihm diese Sprache um so höher anrechnen, als nicht der Norden, sondern der Süden die Heimath der Monroe-Doktrin war. Der Süden hatte eben längst ein dringendes Bedürfniß sich homogene Länder anzuschließen, um dem volkreicher werdenden Norden das constitutionelle Gleichgewicht zu halten. Seit der Trennung waren aber die Rollen vertauscht. Das Kabinet von Washington erließ am 26. September 1863 eine Note voll grollender Monroe-Donner gegen die europäische Einmischung in Mexiko. Davis hingegen erklärte: so gut die Staaten der Conföderation das vollständige Recht der Selbstregierung für sich in Anspruch nähmen, so seien auch die Mexikaner in ihrem Recht, wenn sie einen auswärtigen Prinzen auf ihren Thron setzen wollten*).

*) S. das Weitere Histor.-polit. Blätter Bd. 53 S. 843 ff.

Das war die entschiedenste Verneinung der Monroe-Doktrin von Seite des ersten Staatsmannes der Südstaaten, die sich nun eben wieder dem Norden als Beihelfer zur Ausführung der Monroe-Doktrin angeboten haben. Woher dieser Wechsel, und an wem liegt die Schuld?

Sie liegt an den europäischen Regierungen, welche über vier Jahre lang als müßige Zuschauer bei dem entsetzlichen Kampf gestanden sind und dem Werk der radikalen Bluthunde nicht mit einem Wort in den Weg getreten sind — sie liegt an England und Frankreich. Diese Regierungen, sonst stets bereit die futilste revolutionäre Usurpation als vollendete Thatsache anzuerkennen, wagten es keineswegs, für die nordamerikanischen Südstaaten, die ihr historisches Recht und ihre verfassungsmäßige Befugniß drei Jahre lang siegreich gegen die radikale Wühlerei vertheidigten, sie wagten es keineswegs für den conservativen Grundstock Nordamerika's auch nur diplomatisch zu interveniren. Sie bewilligten den Südstaaten, deren Souverainetät doch eigentlich schon seit 1783 von ihnen anerkannt ist, die Anerkennung der Unabhängigkeit nicht. Das entschied. Die Schuld enthielt aber auch schon ihre Strafe, und wer am meisten gesündigt hat, der wird am meisten gestraft werden. Der größte Sünder aber ist England.

Der Imperator hatte jedenfalls eine ganz andere Politik in Bezug auf Nordamerika im Sinne. Er hätte sonst die mexikanische Restauration vernünftigerweise gar nicht unternehmen können. Er hätte noch weniger den berühmten Brief an General Forey vom 3. Juli 1863 schreiben können, wo er es als ein europäisches Interesse erklärt, daß nicht die anglogermanische Republik dem ganzen amerikanischen Continent den Stempel ihrer Herrschaft aufdrücke. Indem er die Expedition nach Mexiko den „für die Nachwelt wichtigsten Akt seiner Regierung" nannte und denselben bis zur kaiserlichen Restauration ausdehnte, mußte er unbedingt darauf abzielen, aus der südlichen Conföderation eine Vormauer zu

schaffen für das lateinische Amerika. In der That hat seine Presse beharrlich gearbeitet, um die Franzosen zu überzeugen, daß der nordische Humanismus der Neger-Emancipation nur ein elendes Blendwerk der radikalen Partei sei, und eine Intervention für die Südstaaten würde in Frankreich längst auf keine Antipathie mehr gestoßen seyn. Eine solche Intervention hat der Imperator wiederholt in London beantragt, aber hier scheiterte Alles. Man mag eher einen Kothhaufen zum Tanzen als das heutige England zu einer politischen That bewegen. England blieb in der nordamerikanischen Sache noch viel tauber als in der dänischen. So sah sich der Imperator, da ihm eine isolirte Intervention nicht gerathen zu seyn scheint, völlig gelähmt. Es wollte ihm überhaupt bei der totalen Unempfindlichkeit aller Mächte nichts mehr gelingen; es schien als ob sein Stern in's Sinken gerathe, und vielleicht ist er aus reiner Verzweiflung unter die Gelehrten und Büchermacher gegangen, eine Collegenschaft die ihm in den Augen seiner Franzosen schwerlich zu höhern Ehren gereichen wird. Während er das Leben Cäsars schreibt, ist er in seiner neuesten Thronrede über die brennende Frage in Nordamerika so consternirt, daß er nicht Ein Wort hervorzubringen weiß!

England ist nun in dieser Richtung allerdings in einer sehr schlimmen Lage. Geht es gemeinsam mit Frankreich zur Anerkennung der Südstaaten vor, so ist nichts gewisser, als daß es die Wuth des Nordens auf seine eigenen Besitzungen in Nordamerika ableitet. Kommt ohne Intervention eine friedliche Trennung und Ausgleichung zwischen Washington und Richmond zu Stande, so ist wieder nichts gewisser, als daß der Norden sich sofort durch die Annexion Canada's schadlos zu halten suchen wird. Er wird England völlig von dem westlichen Continent zu verjagen trachten. Kommt aber ein baldiger Friedensschluß mit Unterwerfung des Südens zu Stande, so ist die Folge nur die, daß die gesammte Wucht der ehemaligen Union gegen das Bereich jener Macht losstürmen

wird, die nirgends mehr mit einem andern Epitheton genannt wird als „feig“ und „perfid“.

Ueberdieß, wenn England auch wirklich noch in der letzten Stunde eine kriegerische Verwicklung mit dem Norden der ehemaligen Union wagen wollte, um die Unabhängigkeit der Südstaaten sicher zu stellen: so stünde damit das krämerische Interesse Englands entschieden im Widerspruch. Dieselbe Baumwollen-Frage, welche vor vier Jahren ganz Albion nach schleuniger Beendigung des Kriegs seufzen machte, bedingt jetzt die handelspolitische Furcht vor dem Frieden. Denn seit vier Jahren ist ein immenses englisches Capital auf den Baumwollen-Bau in Indien verwendet worden, und ehe diese Cultur sich soweit eingelebt hat, um die Concurrenz von Carolina auszuhalten, soll in Nordamerika nicht Friede werden und der blutrothe westliche Horizont nicht aufblauen. So verlangt es das Interesse der englischen Volkswirthschaft.

Man sieht auch hier wieder, daß dieses England mit seiner „unerhörten Prosperität“ eigentlich wie der Aasgeier von Leichen lebt und fett wird. Je schrecklicher irgendwo das Elend der Menschheit auftritt, desto größer der Profit Englands. So gäbe es für die englische Politik auch nur Eine Befreiung aus der nordamerikanischen Klemme: wenn nämlich die zwei Parteien den Bürgerkrieg fortsetzten bis zur gegenseitigen Vernichtung, wenn die Südstaaten wenigstens Widerstand leisteten bis in das Innere ihrer Prairien hinein, und wenn so der Plan der radikalen Partei des Nordens, die ganze Struktur der südlichen Gesellschaft gewaltsam zu zerstampfen und in dem Yankee-Model umzugießen, unverzüglich zur Ausführung käme. In diesem Falle dürfte dann die neue Union allerdings auf einige Jahre der nöthigen Muße und der freien Hand nach außen ermangeln. Aber er wird schwerlich eintreten, und in jedem andern Falle ist die Stellung Englands in Amerika verloren, mit oder ohne Krieg.

Allerdings wird dann auch der Imperator mit seinem Werk in Mexiko in schwere Verlegenheit gerathen. Vor

einem Jahre hat sich der Senat von Washington noch geweigert, der Drohung der Abgeordneten-Kammer gegen die Wiederaufrichtung des Thrones Montezuma's beizutreten, und der Minister Seward hat diesen Akt sogar als folgenlos entschuldigt. Inzwischen ist den Herren der Kamm gewaltig geschwollen. Als der Senat jüngst die Gehälter der Unions-Gesandten genehmigte, machte ein Mitglied den Vorschlag vor dem Namen Mexiko die Worte „Republik von" einzuschalten, und der Senat trat dem Antrag einstimmig bei. Es gab nur Einen Weg die monarchische Schöpfung in Mexiko zu sichern: Frankreich mußte auf die Seite der südlichen Conföderation treten und diese mußte ihre Selbstständigkeit erringen. Aber für Frankreich steht, wenn es sein Werk in Mexiko im Stiche lassen muß, doch nur die Reputation auf dem Spiele; der Imperator kann den Kaiser Maximilian, der seiner unbeständigen Natur nach jetzt schon die Geduld und Haltung zu verlieren scheint, zum Sündenbocke machen; er kann in Washington ein gütliches Arrangement treffen und, während England vom Westen her angegriffen ist, anderweitige Beschäftigung und Gewinn suchen. Man darf nicht vergessen, daß nur die amerikanische Krisis seit 1860 die Orient-Frage in den Hintergrund gedrängt hat; mit der Lösung der erstern wird die letztere wieder auftauchen. Für den Imperator gibt es somit immer noch Auswege; England aber hat keine Wahl, als den stattlichen Rest seiner amerikanischen Colonien sammt dem geringen Rest seiner politischen Reputation zu verlieren, oder sich in unabsehbare Verwicklungen zu stürzen.

England weiß es und zittert. In allen Volksschichten der Yankee-Länder ohne Ausnahme herrscht eine grenzenlose Erbitterung über die brittische Perfidie, und die Regierung selbst legt sich kaum mehr Zwang auf. Seit der Trentaffaire und der Russel'schen Anerkennung der Südstaaten als einer kriegführenden Partei hat sich der Zündstoff gegen England immer massenhafter angehäuft. In der That hat sich die eng-

lische Absicht, der Widerstandskraft der Südstaaten unter der Hand möglichst zu Hülfe zu kommen, durch eine lange Reihe von mißlichen Vorkommnissen verrathen. Die „Rebellen“ bezogen Kriegsbedarf aller Art aus den brittischen Häfen, während die englische Diplomatie von Betheuerungen der strengsten Neutralität überfloß. Dieses zweizüngige Deckenspiel hat England vollends um allen Respekt gebracht; man haßt es nicht nur im Norden, man verachtet es, so daß der Unions-Admiral Porter jüngst ungescheut schreiben konnte: er getraue sich, mit seinem einzigen Panzerschiff „Monadnok“ die ganze brittische Flotte in den Grund zu bohren.

Unsere Meinung stand von Anfang an fest, daß England den ruhigen Besitz seiner Colonien in Amerika nur der alten Unions-Verfassung verdanke, bei der die zwei geographischen Parteien sich das constitutionelle Gleichgewicht hielten und keine der andern homogenen Länder- und Stimmenzuwachs vergönnen durfte. Nachdem der Bürgerkrieg diese Balance für immer vernichtet hat, konnte der Zusammenstoß mit England nur mehr eine Frage kurzer Zeit seyn. Bekanntlich war jüngst der Krieg gegen Canada, wo die englischen Behörden Miene machten einem südstaatlichen Grenzkrieg durch die Finger zu sehen, schon so gut wie erklärt, und das eilfertige Kleinbeigeben Englands konnte die Union doch nicht hindern alle Verträge wegen Canada's zu künden wie im Kriegszustand. Allerdings hat man in London Ein sicheres Mittel mit Amerika den Frieden zu erhalten, wenn man nämlich den Yankees die schönen Colonien Ober- und Nieder-Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Neufoundland, Brittisch-Columbia, Vancouvers-Eiland ohne Schwertstreich gutwillig überlassen will. Noch vor Jahresfrist sprachen englische Correspondenten davon als dem wahrscheinlichen Fall. Die Schule des liberalen Oeconomismus verbreitet schon lange die Lehre, daß England nichts Besseres thun könne als alle seine Colonien, mit Ausnahme Indiens, aufzugeben; besonders sei Canada, das dem Mutterland nichts eintrage, vielmehr noch

den Unterhalt von 15,000 Mann Soldaten koste, keinen Schuß Pulver werth. Eine politische Autorität in London soll sich damals geäußert haben: nicht eine halbe Stunde würde sich das Parlament besinnen, ob es Canada frei geben oder durch einen Krieg dem Anschluß an die Union vorenthalten solle.

Inzwischen haben die gedachten brittischen Colonien eine merkwürdige Bewegung durchgemacht. Sie haben eine constituirende Versammlung berufen und beschlossen, sich zu einer Föderation zu vereinigen mit einem Bundesparlament und Bundesministerium unter dem Stellvertreter der Königin von England. Um so mehr dürfte es sich in London fragen, ob eine so schattenhafte Herrschaft einen allgemeinen Krieg werth sei, damit England vielleicht später einmal unter einem seiner Prinzen einen canadischen Pendant zur mexikanischen Monarchie gründen könne. Auf die Begeisterung der Canadier selbst für Ihre Majestät ist zudem nicht viel zu rechnen, und so dürfte vom bloß merkantilen Standpunkte aus die Sache allerdings leicht zu entscheiden seyn. Aber es gibt doch noch andere Rücksichten, politische und moralische, und beide könnten die nationale Leidenschaft in England entzünden. Das Volk könnte sich fragen: ob nicht schon genug geschehen sei, um England bei aller Welt in den Geruch schmutziger und ehrloser Feigheit zu bringen? Es könnte sich fragen: ob die riesenhaft anwachsende Macht des transatlantischen Rivalen nicht eines Tages selbst dem brittischen Uebergewicht zur See und endlich der Sicherheit Englands auf den eigenen Inseln und in den eigenen Häfen, somit auch der englischen Handels-Bilanz gefährlich werden müsse? Wie dem sei, bis jetzt hat, wie es heißt, im Londoner Ministerium die Kriegspartei noch die Oberhand über die Vertreter des liberal-öconomischen Ausverkaufs um jeden Preis.

Wir haben aber bisher nur die Eine Rückwirkung der nahen Ereignisse in Nordamerika auf unsere Zustände, nämlich die kriegerische besprochen. Noch viel gewaltiger wird die

Rückwirkung auf das Parteileben des ganzen Continents seyn, jenachdem der Süden seine Unabhängigkeit erringt oder nicht. Niemand kann sagen, wie weit es bei uns die Fortschrittspartei schon gebracht hätte, wenn nicht vor bald fünf Jahren der grausame Banquerott der Musterrepublik jenseits des Oceans erfolgt wäre. Das hat unsere Parteien wie ein Alp niedergedrückt. Gelingt es aber jetzt dem nordamerikanischen Fortschritt doch noch, in der südstaatlichen Conföderation die letzte Zuflucht der conservativen Gesellschaft zu unterjochen, und alle Schranken vor der liberalen oder radikalen Staatsomnipotenz niederzuwerfen, dann werden wir in unsern Ländern die Folgen bald verspüren.

Der Kampf zwischen Washington und Richmond ist nichts Anderes als die Wiederholung des schweizerischen Sonderbunds-Kriegs im Großen. Hier boten die Jesuiten den gleißenden Vorwand, dort bieten ihn die Neger. Der Unterschied ist bloß der, daß bei dem Angriff auf die alten Kantone der Schweiz nur wenige Conservative von der heuchlerischen Maske sich täuschen ließen, während jetzt die meisten erst dann verstehen werden, wenn sie zu fühlen bekommen. Uns scheint darin einer der vielen Beweise von dem geistigen Ruin unserer conservativen Parteien zu liegen; sie hätten fast unmöglich verkennen können, daß es ihre Sache ist, die mit der südlichen Conföderation steht und fällt. Was der radikale oder liberale *) Sieg im Sonderbundskrieg für Europa bedeutete, das ist bekannt; dieselbe Bedeutung wird der radikale oder liberale Sieg im nordamerikanischen Bürgerkrieg für die Welt haben.

Von dem verführerischen Aushängeschild der Sklaven-Befreiung hat sich anfangs sogar ein großer Theil der Katholiken in Nordamerika täuschen lassen; jetzt aber sind ihre

*) Es ist bezeichnend, daß zwischen diesen zwei Parteinamen weder in der Schweiz noch in Nordamerika eine Grenze stattfindet, die principiell auch wirklich nirgends existirt.

Sympathien fast ohne Ausnahme für den Süden. Die herrschende Partei selber bezeichnet ihre Gegner, die sie sonst als „Junker" und „Sklavenhalter" zu betiteln pflegte, in neuester Zeit einfach als „Conservative". In der That bedurfte es zur Orientirung immer nur eines Blicks auf die Elemente der Partei, welche in Washington das Scepter führt. Je schwärmerischer irgendeine Sekte, je gottloser und verluderter irgendeine politische Stellung, je dichter irgendwo die Ansammlung des Auswurfs aus Europa, desto fanatischer die Parteinahme für die Sache des Nordens. Seit dem Herbst 1863 ist es allbekannt, daß Präsident Lincoln und seine ersten Staatsmänner in enger Verbindung mit der spiritualistischen Sekte stehen; sie empfingen durch die Mediums der Geisterklopfer ihre regelmäßigen Offenbarungen; „wir haben eine Regierung überwacht vom Spiritualismus": schrieb das Blatt Worlds Crisis. Die Staatsmänner und Generale des Südens hingegen wurden verhöhnt, weil sie ebenso sehr „Pfaffen" und „Frömmlinge" als Junker seien. Am 30. April 1863 schrieb Lincoln einen Bußtag aus; selbst dem Correspondenten der Allg. Zeitung fiel an seinem Aufruf die gänzliche Abwesenheit irgend einer Andeutung auf, an der man erkennen könnte, daß die Amerikaner ein christliches Volk sind. Hingegen schloß Jefferson Davis sein Ausschreiben mit den Worten: „Gewähre dieß, o allmächtiger Vater, um Deines geheiligten Sohnes unseres Erlösers und Heilands Jesus Christus willen!" Und wie die Religion, so die Moral. Noch im J. 1863 waren die Berichterstatter aller Farben einig, daß Washington ein Pfuhl aller Verworfenheit, Schurkerei, Unfähigkeit und Bornirtheit sei, und daß der Geist des Centrums den ganzen Körper in Civil und Militär verpeste. Hingegen seien in dieser „Diebshöhle" während der vierzigjährigen Regierung des Südens nie solche Scandale vorgekommen, oder sie seien wenigstens nicht ungestraft geblieben. „Man bewundert jetzt", sagte ein unverdächtiger Zeuge, „die Conföderirten, ihre großen Staatsmänner und Feld-

herren, und den Heldenmuth des gemeinen Mannes. Mit Recht"*)!

Im Süden ein Volk, das seine freie Selbstbestimmung wahren will, und darauf ein souveraines Recht hat; im Norden eine Partei, welche willenlose Unterwerfung unter ihren Doktrinarismus verlangt. Solange diese Partei noch in der Minderheit war, predigte sie selbst die Trennung und Auflösung der Union als heiligstes und zweifelloses Volksrecht; so sprachen in den vierziger und fünfziger Jahren die Seward, die Chase, die Quincy, die Garrison und Abram Lincoln selbst, dieselben Männer die es jetzt als unerläßliche Unionspflicht erklären, die südlichen „Rebellen" mit Waffengewalt zur Rückkehr in den Bund zu zwingen, in welchem ihre Partei nun die gesicherte Stimmenmehrheit besitzt. Der Süden vertheidigt seine berechtigte Freiheit und Autonomie gegen die Idee des modernen Staats, der kein selbsteigenes, auch für Kammermehrheiten unverletzliches Recht anerkennen will; der Norden will diese Staatsidee durchsetzen, und wenn eine halbe Welt darüber in Blut und Elend untergehen müßte. Das ist der große Streit, dem die Negerfrage nur ein zufälliges Gewand gegeben hat. Im August 1864 machten zwei nordstaatliche Politiker dem südlichen Präsidenten den Vorschlag, eine allgemeine Volksabstimmung über das blutige Zerwürfniß entscheiden zu lassen: Davis aber antwortete: davon könne keine Rede seyn, da der Süden sich gerade deßhalb vom Norden getrennt habe, um der Majoritätsherrschaft zu entgehen, und sich derselben nicht wieder unterwerfen wolle. „Wir kämpfen nicht für die Sklaverei, wir kämpfen um unsere Unabhängigkeit, und die oder Vernichtung wollen wir."

Es gibt im Süden sowenig als im Norden einen politischen oder socialen Adel, trotzdem schmäht die nördliche Partei auf die „feudalen Junker" des Südens wie auf ein

*) Aus Newyork in der Süddeutschen Zeitung vom 6. Febr. 1863; vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 51 S. 231.

südliches Volksthum. Etwas Wahres ist daran. Zwischen den industriellen und merkantilen Einwanderungsländern des Nordens, mit ihrer Geldaristokratie, die selbst Brownson als die niedrigste und gemeinste von allen bezeichnet, und die sich denn auch bereits von dem Auswurf Europa's beherrscht sieht, und zwischen dem Süden mit seinen urwüchsigen Agrikultur-Staaten und dem altbegründeten Großgrundbesitz bestehen so wesentliche Unterschiede wie zwischen zwei fremden Nationen. Die bisherige Verfassung der Union vertrug sich bestens mit den beiderseitigen Eigenthümlichkeiten. Sie hatte keinen centralisirenden Charakter, sie belieẞ den einzelnen Staaten ihre völlige Autonomie; die Unionsregierung bewegte sich in bestimmten Grenzen, und weder der Präsident noch der Congreß durften von Unionswegen irgendwie in das innere Leben der Einzelstaaten eingreifen. Auf diesem Rechtsboden stand die conservative Partei, deren Kern von den Südstaaten gebildet wurde; sie gönnten dem Norden seine Eigenart, aber sie wollten auch die ihrige geachtet wissen. Ganz anders der Liberalismus mit seiner centralisirenden Tendenz; er ist ja kein Volk sondern eine Partei, er muß unter allen Umständen ein Centrum suchen, von dem aus die souverainen Selbstständigkeiten und Alles, was der Parteilehre widerstrebt, gebrochen und beherrscht werden können. Die rein föderative Eigenschaft der Unions-Verfassung war daher der Partei längst ein Gräuel. Aber dem Volk durfte man den Sturz derselben nicht als Zweck angeben; vor dem Volk mußte man den Vorwand der Sklaverei gebrauchen, weil das Volk den wahren Zweck als verabscheuungswürdig angesehen haben würde. Und unter jenem Vorwand ist nun dieser wahre Zweck bereits erreicht. Die Union könnte im Norden selber nicht mehr werden, was sie war, geschweige im Süden.

Welches Schicksal des Südens wartet, wenn er auf Gnade und Ungnade in die Gewalt der nördlichen Partei fällt, darüber haben wir schon früher viele Belege angeführt. Die Partei will sich Rußland in Polen zum Muster nehmen,

und womöglich den „liberalen" Czar noch übertreffen. Die gesellschaftliche Gestaltung des Südens ist völlig zu vernichten, am liebsten mit Einem Schlage, jedenfalls aber auf dem langsamern parlamentarischen Wege. „Die Rebellen müssen ausgerottet werden, die Besitzthümer der Pflanzer soll man confisciren und unter die Soldaten vertheilen": sagte der Advokaten-General Butler in öffentlicher Rede zu Newyork. Diese Idee lag auch schon der Verschärfung zu Grunde, die Anfangs 1864 vom Congreß an dem Confiskations-Gesetz vorgenommen wurde. „Die Abschaffung der Sklaverei ist und bleibt auf lange Zeit hinaus nur eine humanistische Phrase, solange mit ihr nicht die mitleidlose Confiskation und Zertrümmerung der großen Adelsgüter Hand in Hand geht": so erläuterte der radikale Correspondent der Allg. Zeitung das neue Gesetz. In demselben Sinne stellte die Fraktion, welche den abgedankten General Fremont zum Präsidenten machen wollte, offen ihr Programm auf: der zu unterjochende Süden müsse auf einer ganz neuen socialen Grundlage hergestellt werden, indem das eroberte Land geradezu neu vertheilt, jede große Pflanzung in kleine Farmen zerstückelt, und den Negern nicht nur deren Erwerb erleichtert, sondern auch jetzt schon das Stimmrecht zuerkannt werden solle, damit keine neue Aristokratie von Pflanzern entstehe*). Präsident Lincoln selbst schien zwar Anfangs keineswegs geneigt, eine solche Anschauung vom „Triumph der bürgerlichen Freiheit über die Feudalaristokratie" sich anzueignen. Aber seine Mäßigung war nur Schein; er hat rasche Fortschritte gemacht, seitdem von der conservativen Partei des Nordens (den sogenannten „Demokraten") nichts mehr zu fürchten war; er steht jetzt wesentlich auf demselben Standpunkt wie Fremont, Chase und Butler.

Dieser Herr Lincoln, in den ersten Jahren seiner Amtsverwaltung namentlich von den deutschen Flüchtlingen als

*) Allg. Zeitung vom 20. April 1863, 19. Febr. und 13. Aug. 1864.

unfähiger Schwachkopf fürchterlich beschimpft und verhöhnt, war in Wirklichkeit klüger als sie alle. Er wußte sehr wohl, warum er damals den Gemäßigten spielte. Es wird jetzt sogar von jenen Fanatikern zugestanden, daß im Norden selber Aufruhr und Anarchie entstanden wäre, daß insbesondere Newyork sofort rebellirt haben würde, wenn man zu Washington gleich im Beginn des Kampfs gegen den Süden die wahre Farbe gezeigt hätte. Nicht nur wäre dann von der Wiederwahl Lincolns keine Rede gewesen, es wäre unzweifelhaft die conservative („demokratische") Partei obenauf gekommen. Der Krieg mußte erst ungeheure Opfer verschlingen, die Gemüther mußten erst blindlings verbittert werden und die Köpfe ausschließlich mit dem Gedanken an den Kampf beschäftigt seyn, ehe ein entscheidender Schritt geschehen konnte. Unter dem Druck einer solchen Stimmung mußte nothwendig auch die conservative Partei ihre Kraft und Einheit verlieren, und so geschah es. Die Conservativen spalteten sich in „Kriegs"- und „Friedensdemokraten", das Volk war verwirrt und ohne Führer, Hr. Lincoln hatte nun freie Hand.

Man sieht aus diesem Verlauf unwidersprechlich, wie wenig das Volk mit den wahren Tendenzen der herrschenden Partei einverstanden, ja wie sehr das Volk zu fürchten war, wenn ihm zu früh, und solange es noch bei gesunden Sinnen war, die Wahrheit klar geworden wäre. Noch im J. 1861 empörte sich Herr Lincoln gegen den Verdacht, als könnte er sich durch Abschaffung der Sklaverei einen völlig unberechtigten Eingriff in die Rechte der Einzelstaaten erlauben. Minister Seward versicherte in diplomatischen Noten: der Krieg, er möge enden wie er wolle, werde keinenfalls an dem Rechtszustande der Neger etwas ändern. General Fremont, der die Sklaven der „Rebellen" in Missouri frei erklärte, wurde energisch desavouirt, und dasselbe geschah noch im Jahre 1862 dem General Hunter. Erst am Neujahrstag von 1863 wagte Hr. Lincoln einen Schritt zu thun, indem er als „oberster Kriegsherr" die Sklaven der „Rebellen" für

frei erklärte, aber keineswegs die der sogenannten loyalen Mittelstaaten, welche ihre Sklaven bis zum Jahre 1900 allmählig ablösen sollten. In diesen Staaten ist nun zwar die Emancipation bereits erfolgt, aber nicht durch den Bund, sondern durch die partikulare Gesetzgebung. Eine demagogische Agitation der Nichtbesitzenden hat die Freigebung von Staatswegen ohne Entschädigung erzwungen. Derselbe Correspondent welcher von diesem Resultate sagt, daß „es über das Ziel weit hinausgehe, das noch vor zwölf Monaten die Radikalsten gesteckt haben würden", verräth zugleich die gebrauchten Mittel*). Alle Vernünftigen in diesen „loyalen" Staaten hatten für allmählige Ablösung gestimmt, aber damit war der Partei nicht gedient. Denn es ist ein Hinderniß, welches die alte Verfassung der liberalen Diktatur entgegensetzt, daß jede Abänderung des Bundesstatuts nicht nur zwei Drittel aller Stimmen am Congreß, sondern auch drei Viertel Stimmen der Einzelstaaten für sich haben muß. Nun aber sollte die Verfügung des „obersten Kriegsherrn" vom 1. Jan. 1863 durchaus in einen allgemein gültigen Zusatz zur Bundesverfassung umgewandelt werden. Also mußte man zuerst die Einzelstaaten präpariren. Vorderhand hat auch jener Zusatz die Genehmigung des Congresses bereits erhalten; was die conservative Partei auch jetzt noch auf Jahre hinein für unmöglich hielt, das ist geschehen; der Senat hat sich gefügt und am 31. Jan. d. Js. hat auch das Repräsentantenhaus mit 119 gegen 56 Stimmen das allgemeine Verbot der Sklaverei als Zusatz zur Bundes-Verfassung genehmigt.

*) „In Maryland wie in Missouri sprengte der endlich zur vollen Darstellung gelangende Grimm der von der Sklavenhalter-Aristokratie solange in Banden (?) gehaltenen Nichtsklavenhalter alle Dämme, welche staatsmännische Afterweisheit und heuchlerische Tücke ihm setzten." So sagt der enfant-terrible-Correspondent der Allg. Zeitung vom 3. Mai 1864. Einen gewichst liberalen Bericht über die verschiedenen „Umschwünge der öffentlichen Meinung" in Missouri findet man in demselben Blatt vom 10. Febr. 1865.

Viele unserer Conservativen werden nicht begreifen, wie doch nur die conservative („demokratische") Partei in den amerikanischen Nordstaaten einer so ganz selbstverständlichen Maßregel edelster Humanität gegen die armen Neger hartnäckig widerstreben konnte. Nun werden wir am Schlusse noch eigens auf die Sklavenfrage zu sprechen kommen, und es wird sich da vielleicht zeigen, daß die „armen Neger" kein grausameres Schicksal treffen konnte als dieser Beschluß, wenn er ausgeführt wird. Aber um das, was dem Nigger wohl oder wehe thut, handelt es sich hier auch gar nicht. Die Negerfrage hat für die radikale oder liberale Partei einzig und allein den Werth einer Mine zur Sprengung des Bundesvertrags. Mögen sämmtliche Nigger wie angezündetes Pulver verdunsten, wenn sie nur erst die Last der alten Unions-Verfassung in die Luft sprengen, welche das häusliche Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten über die Competenz der Centralgewalten stellt. Das und nicht die Sklaverei ist es, was die Partei genirt hat. Deutschland könnte sich daran ein Beispiel nehmen; wir haben auch unsere Nigger!

Der radikale Correspondent der Allg. Zeitung*) bestätigt diese Ansicht mit der liebenswürdigsten Naivetät. Er sagt: nicht im §. 1, welcher die Sklaverei allgemein verbietet, sondern im §. 2 des Beschlusses liege der eigentliche Schwerpunkt. Diese paar Zeilen: „der Bundescongreß hat die Befugniß, dem vorstehenden Paragraphen durch angemessene Gesetzgebung Kraft zu geben" — scheinen sehr unschuldig zu lauten; aber der Correspondent macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in den wenigen Worten nicht mehr und nicht weniger enthalten sei als die gänzliche Umgestaltung des staatsrechtlichen Charakters der Republik. Hören wir nur!

„Aus einem losen Staatenbund den sie im ersten, aus einem seltsamen Bestand von Staatenbund und Bundesstaat, den sie im zweiten Stadium ihrer Existenz bildete, wird die Republik dadurch zu einem reinen Bundesstaat mit starker einheitlicher

*) Aus Newyork, Hauptblatt vom 25. Februar 1865.

Centralgewalt werden. Der Begriff der Nation wird nicht mehr aus einem kümmerlichen Gemengsel einzelner Bruchstücke von Rechten und Befugnissen bestehen, die drei Dutzend souverainer Staaten als freies Geschenk zusammengeschossen haben; sondern er wird die Central-Souverainetät bilden, von welcher die Staatseinheiten emaniren, oder, wenn das zu viel gesagt ist, zu welcher sie wenigstens in einem sekundären Verhältniß stehen. Das instinktmäßige Gefühl, daß es so seyn solle und müsse, ist seit vier Jahren das treibende Agens in dem Kampfe der freien Staaten gegen den Süden" . . . „Allgemeine Statuirungen von Grundrechten enthielt die Bundesverfassung schon bisher, aber der Mangel an einer ausdrücklichen Ermächtigung des Congresses sie zur Geltung zu bringen, machte sie zur Nullität. Man denke nun, welche Befugnisse die so knapp gehaltene Erklärung des §. 2 einschließt: nichts Geringeres als eine fortwährende Ueberwachung der Einzelstaatsgesetzgebung durch den Bund, ein Recht des Bundes zum legislatorischen Eingreifen in die eigensten Rechts-, Gesellschafts- und Erwerbsverhältnisse der Staaten. Denn so viel ist während der letzten vier Jahre bereits zum allgemeinen Bewußtseyn gelangt, daß die Sklaverei und die „unfreiwillige Dienstbarkeit" nicht in einer bloßen Rechtsformel besteht, und durch deren einfache Streichung abgeschafft werden kann, sondern nur das äußerliche Merkmal eines complicirten Gesellschaftszustandes ist, dessen gründliche Umgestaltung erfolgen muß, wenn die Sklaverei dem Wesen und nicht bloß dem Namen nach aufhören soll. In Maryland und Missouri hat man mit dieser Umgestaltung begonnen, und macht die Erfahrung, daß sie ein viel langwierigeres und mühevolleres Werk ist, als die Hinwegdekretirung des abstrakten Begriffs der Sklaverei."

So ist es und, wie die Dinge nun einmal liegen, so muß es werden. Wenn der Süden sich auf Gnade und Ungnade ergeben muß, dann wird die neue Organisation Nord-Amerika's ungeheuer weit, sonst wird sie weniger weit reichen, jedenfalls aber wird sie das nie gesehene Monstrum eines centralisirten Parlamentsstaats in den Händen der radikalen Partei herstellen, eines Centralstaats für Länder deren natürliche Bedingungen so verschieden sind, daß sie nicht einmal ein einheitliches Zollsystem ertragen. Wenn man bedenkt, daß die alte Unions-Regierung nur einige tausend Mann Soldaten hielt, kaum nennenswerthe Staatsschulden hatte, keine Steuern bezog und von bescheidenen Finanzzöllen im Ueberfluß

lebte: so wird man die ungeheure Veränderung ermessen können. In der neuen Union wird der Druck eines stehenden Heeres von respektabler Stärke und der entsprechenden Armeen von Finanz- und Verwaltungsbeamten von der berühmten Freiheit Nordamerika's nicht mehr viel übriglassen, aber die öffentliche Corruption, das sprichwörtlich gewordene Uebel dieses Staatswesens, wird sich verzehnfachen. Die nächste Frage ist dann die, ob ein solches Bundesstaatswesen sich überhaupt nach demokratischen und republikanischen Grundsätzen regieren und verwalten lasse, und faktisch ist diese Frage durch den bewaffneten Terrorismus der herrschenden Partei jetzt schon verneint. Es ist immer die alte Geschichte: sobald der Liberalismus irgendwo seine Herrschaft befestigt glaubt, ist der Militär-Despotismus der lachende Erbe — am Sarge der wahren Freiheit!

Wird auch der Süden in diesen Proceß hineingezogen, so wird der Verlauf nur um so vernichtender und grausamer, unter heftigen Erschütterungen und abwechselnden innern und äußern Eruptionen, aber auch rascher und gründlicher vor sich gehen. Feines Mehl erfordert hartes Korn. Nicht länger, sondern kürzer wird die Uebergangs-Periode von der alten freien Union in den neuen Centralstaat mit liberaler Kammer-Regierung dann dauern, wenn der Süden unterliegt. Europa aber wird reichlichen Anlaß haben Studien darüber zu machen, welcher Ausgang des gräßlichen Bürgerkriegs besser für uns gewesen wäre: „Entweder neben der nordamerikanischen Union, in welcher sich der Radikalismus immer unumschränkt herrschender entwickelt, und mit Bewußtseyn eben diesen letzten gewaltsamen Entscheidungskampf heraufbeschworen hat — ein zweiter Staatenbund von verhältnißmäßig conservativen Principien, der schon durch die Reibung an jenem diese Principien weiter entwickelt, und wenn er in dem jetzigen Kampfe auf Leben und Tod besteht, ein mächtiges Gegengewicht bilden muß. Oder jene Union als Alleinherrscherin über einen ungeheuern Continent mit einer durch den Krieg gewaltig ge-

[illegible]

[illegible]

Wir müssen denn zweitens auf die Sklaverei-Frage etwas näher eingehen, die so trefflich dazu gedient hat, dem wahren Zweck der radikalen oder liberalen Partei eine gleißende Vermummung umzuhängen und namentlich der europäischen Gutmüthigkeit Sand in die Augen zu streuen. Erst wenn man weiß, wie es sich in Wirklichkeit mit den Negern verhielt und verhält, vermag man den Weltfrevel gehörig zu würdigen, der unter diesem Vorwand einen halben Continent mit Blut und Thränen überschwemmt hat. Ueber dem Anblick des Gräuels, den der zügellose Subjektivismus der Einen und der selbstsüchtige Parteigeist der Andern unter dem Vorgeben edelster Humanität angerichtet haben, möchte dem unbefangenen Beobachter das Blut in den Adern erstarren, aber noch mehr über der Verwirrung der Geister, welche es bei uns selbst Wohlmeinenden möglich macht, einem solchen Werke sympathischen Beifall zu klatschen.

Den 9. März 1865.

*) So Herr Nathusius im Halle'schen Volksblatt vom 24. Dec. 1864.

XXX.

Beleuchtung einer Kritik des Herrn Dr. Lappenberg über ein katholisches Büchlein.

Herr Archivar Dr. Lappenberg hat in einer am 2. Dec. v. Js. abgehaltenen Versammlung des „Vereins für hamburgische Geschichte" des von mir über den heil. Ansgar herausgegebenen Büchleins (von dem ich oben Seite 149 wegen eines, von einem hochgestellten protestantischen Theologen an ihm verübten Plagiats schon einmal zu reden genöthigt war) mit folgenden in den „Hamburger Nachrichten" vom 31. Dec. v. Js. abgedruckten Worten Erwähnung gethan: „Wir dürfen hoffen, daß der Ernst und die hohe Bedeutung des Tages, an welchem der große nordische Apostel seine Mutterkirche zum letztenmale segnete, auch dem historischen Bewußtseyn unseres Hamburg zu Gute kommen werde. Die deutsche Uebersetzung des lateinisch geschriebenen Lebens Ansgars von seinem Nachfolger Rembert durch Dr. Laurent (NB. mit einem Vorworte von Dr. Lappenberg selbst) wird seit mehreren Jahren in diesem Sinne gewirkt haben. Von einem andern Hamburger, Dr. Lebrecht Dreves, ist bereits eine neue mit zahlreichen Anmerkungen versehene Uebertragung desselben Werkes in unsere Muttersprache kürzlich zu Paderborn erschienen. Wir werden es dem Uebersetzer nicht zum Vorwurf machen, daß seine Erläuterungen in den Ansichten jetziger katholischer Geistlichen geschrieben sind. Doch läßt sich nicht billigen weder seine unfreundliche, durch den seligen Dr. Geffcken uns einst vorgeführte Polemik noch seine auffällige Unkunde über manche auf ältere glaubwürdige Quellen zurückzuführende Nachrichten. Wir dürfen jedenfalls hoffen, von einem unserer lutherischen Geistlichen ein durchaus wissenschaftliches, den Ansprüchen höherer Kritik entsprechendes Lebensbild Ansgars in volksthümlicher Darstellung bei diesem Anlasse vorgeführt zu erhalten."

Soweit Herr Dr. Lappenberg, auf dessen Beifall mein Buch bei dessen offen ausgesprochener katholischen Tendenz allerdings von vornherein ebensowenig gezählt hat, als auf den der übrigen hamburgischen Lokalhistoriker. Die Entbehrung dieses Beifalls konnte mir indessen schon deßhalb nicht schwer fallen, weil ich zur Genüge weiß, wie wohlfeil es ist, der dortigen, auf Gegenseitigkeit basirten Lobesassekuranzgesellschaft anzugehören. Man braucht dazu weiter nichts als nur eben nicht katholisch zu seyn. Was ich dagegen erwarten zu dürfen glaubte, war, daß man seiner Empfindlichkeit

[illegible]

1) Daß Herr Dr. Lappenberg es mir nicht „zum Vorwurf machen" will, daß ich meine Erläuterungen „in den Ansichten jetziger katholischer Geistlichen geschrieben", ist überaus gütig von ihm, wenn auch das Gegentheil, nämlich einem Katholiken verübeln zu wollen, daß seine Ansichten mit denen der Geistlichen seiner Confession harmoniren, eine noch nicht dagewesene Sonderbarkeit seyn würde. Was das Beiwort „jetziger" bedeuten soll, will ich, da dieß zu weit führen würde, ununtersucht lassen, dagegen hätte ich gewünscht, daß Herr Dr. Lappenberg die angeblich von mir gezeigte „auffällige Unkunde über manche auf ältere glaubwürdige Quellen zurückzuführende Nachrichten" nicht bloß behauptet, sondern auch nachzuweisen versucht hätte. Denn soviel hätte sich Herr Dr. Lappenberg bei einigem Nachdenken wohl selbst sagen können, daß er mit solchen apodiktischen, durch nichts bewiesenen Behauptungen Niemanden imponiren werde, als höchstens etlichen zu seinen Füßen sitzenden und „auf des Meisters Worte schwörenden" unselbstständigen Geistern. Statt aber zur Beibringung solcher Beweise auch nur den leisesten Versuch zu machen, begnügt sich Herr Dr. Lappenberg damit, dem von ihm in Aussicht gestellten Werke aus der Feder eines „unserer lutherischen Geistlichen" schon im Voraus das Lob zu spenden, daß es — und zwar, wie sehr verständlich angedeutet wird, im Gegensatz zu dem meinigen — ein „durchaus wissenschaftliches, den Ansprüchen höherer Kritik entsprechendes" seyn werde. Da die solchermaßen angepriesene Schrift inzwischen unter dem Titel „Ansgar, der Apostel des Nordens von C. Mönckeberg, Prediger zu St. Nicolai in Hamburg" wirklich erschienen ist, so kann ich mir die Genugthuung

nicht versagen, mindestens eine einzige Stelle aus diesem „rein wissenschaftlichen" Werke hier anzuführen, wenn es mir auch, aufrichtig gestanden, um den Verfasser desselben leid thut, der sich in seiner Unbefangenheit nicht einmal gehütet hat, mein verurtheiltes Büchlein bei Abfassung des seinigen, wie er nicht in Abrede stellen wird, bestens zu benutzen. Die erwähnte Stelle (S. 23) lautet folgendermaßen:

„Wir sehen aus dieser Geschichte, die Ansgars Nachfolger uns erzählt, wie in jener Zeit von der letzten Oelung, die jetzt die Katholiken haben, nicht die Rede war; damals vertrat auch bei ihnen noch das heilige Abendmahl die Stelle der Oelung."

Man wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß dieser Satz ein wenig darnach aussieht, als habe der Verfasser recht geflissentlich seiner theologischen und wissenschaftlichen Reputation mit einem Schlage ein Ende machen wollen, da eine derartige, jedes billige Maß überschreitende Unkenntniß wohl selbst bei protestantischen Prädikanten nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. Keine heil. Oelung zu Ansgar's Zeiten? Ein ganzes Capitel (das 39ste) der Vita Sti Ansgarii handelt von nichts anderem, als von den vielen, durch sein Gebet und die von ihm gespendete heilige Oelung genesenen Kranken. Hätte der Herr Verfasser nur den ganz gewöhnlichen hamburgischen Zweischillings-Kalender nachgeschlagen, so würde er daselbst Seite 50 in einem Aufsatze seines lutherischen Amtsbruders Wolters die Worte gelesen haben: „Die Leute kamen schaarenweise zu ihm, damit er für sie bete, damit er den Ihrigen die letzte Oelung ertheile." Doch das ist ersichtlich nur der geringste Theil der Behauptungen des Herrn Verfassers. Das Non plus ultra derselben liegt offenbar in den Worten: „Damals vertrat auch bei ihnen noch das heilige Abendmahl die Stelle der Oelung." Als ob heutzutage die Ertheilung des einen Sakraments die des andern ausschlösse! Und ein solches Geschreibsel preist der gründliche Historiker Dr. Lappenberg im Voraus als ein „den Ansprüchen höherer Kritik entsprechendes" Werk an, dem mein, angeblich solchen Anforderungen nicht genügendes Büchlein recht eigentlich zur Folie dienen sollte, eine Absicht, die jedoch als vereitelt zu betrachten seyn möchte.

2) Herr Dr. Lappenberg wirft mir „unfreundliche Polemik" vor. Es ist wahr, ich habe einen holsteinischen Pastor (Kruse heißt er) der durch sein Buch über den heil. Ansgar den Beweis geliefert, daß er keine Ahnung davon hat, daß das Brod des Lebens etwas anderes, als das ganz gewöhnliche rationalistische Stallfutter sei, mit dem Brentano'schen Philister verglichen, der nicht begreifen kann, warum unser Heiland die Welt erlöst und nicht lieber zu Apolda eine kleine nützliche Mützenfabrik angelegt habe. Diese „Polemik" wäre mir jedoch wohl noch eher verziehen worden, als

die schon erwähnte Freiheit, die ich mir genommen, nicht nur die von Herrn Dr. Lappenberg vermittelst einer Vorrede in die Welt eingeführte Uebertragung des Rembert'schen Werkes eine an „mehrfachen Uebersetzungsfehlern" leidende zu nennen, sondern auch als ein derartiges Beispiel anzuführen, daß der Uebersetzer Seite 40 Zeile 23, indem er muniis mit moenia verwechselt, die Worte des Originals „fidei suae muniis non reliquit" aus lauter protestantischem Eifer durch „sie räumte nie die feste Burg ihres Glaubens" verdeutscht, während doch Rembert nur von der Beobachtung der Pflichten des Glaubens redet. Derartige Böcke hätte ich eine gewaltig lange Reihe aufzählen können, da es jedoch nicht in meiner Absicht lag, eine Kritik zu schreiben, so ließ ich es bei jenem einen Beispiele bewenden, das lediglich zur Nachweisung der dieser Uebertragung aufgeprägten protestantischen Signatur angeführt ward. Auch jetzt ist es nicht meine Absicht, das damals Unterlassene nachzuholen, doch will ich, um Herrn Dr. Lappenberg zu überzeugen, daß der gebrauchte Ausdruck „mehrfache Uebersetzungsfehler" kein unverdienter war, hier ein paar der ersten besten aus der Reihe jener Böcke aufmarschiren lassen, wobei ich jedoch bemerke, daß ich dabei weder auf die Auslassung ganzer Sätze (wie Seite 75 Zeile 6 nach dem Worte „erhöhen") noch auf die dem Uebersetzer eigenen Sonderbarkeiten Rücksicht nehmen werde, zu welchen letzteren z. B. das geflissentliche Umgehen des Wortes „katholisch" so wie die fast durchgängige Wiedergabe aller aus der heil. Schrift angeführten Stellen nach der Luther'schen Uebersetzung zu rechnen seyn dürfte. Als Uebersetzungsfehler im engeren Sinne betrachte ich es dagegen, wenn u. A. Seite 29 Zeile 20 der Satz „honore apostolici nominis Simonem vocaverunt" durch „den sie dem Papste (statt: dem Apostel) zu Ehren Simon nannten", oder Seite 34 Zeile 21 das Wort „filiolus", mit welchem Herigar in Bezug auf den heil. Ansgar, der ihn getauft hatte, bezeichnet wird durch „Pathe" statt durch „geistlicher Sohn" verdeutscht wird. In dieselbe Kategorie scheint es zu gehören, wenn Seite 37 Zeile 20 „daemones" statt durch „böse Geister" durch „Götzen", oder Seite 65 Zeile 5 „quinque dierum iter" durch „Weg von fünf Meilen" (statt: von fünf Tagereisen) so wie ebendaselbst Zeile 23 „vota" durch „Opfer" statt durch „Gelübde" wiedergegeben wird. Nicht minder falsch dürfte es seyn, wenn Seite 53 Zeile 16, wo von den Clinicis die Rede ist, der Satz „quum multi inibi baptizati supervixerint" durch „Viele von den dort Getauften sind noch am Leben" statt durch „obwohl dort auch Viele ihre Taufe überlebten" (d. h. nicht als clinici starben) wiedergegeben wird, oder wenn der Herr Uebersetzer Seite 88 Zeile 3 die Worte „et quomodo martyrii palmam pacis tempore veraciter consecutus sit" durch „und wie er, als er den Frieden errungen hatte (statt: zu

einer Zeit des Friedens) die Palme eines Blutzeugen empfing", oder ebendaselbst Zeile 6 das einen Ordensmann bezeichnende Wort „religiosus" durch „der Kirche Ergebener" verdeutscht. Wenn derselbe ferner Seite 37 Zeile 25 schreibt: „der König trug ihnen auf zu melden, die Dänen müßten für die Auslösung des Fleckens hundert Pfund Silber erlegen", so hat er, da der König diese Summe nicht von den Dänen, seinen Bundesgenossen, sondern von den Belagerten forderte, ebenso sehr den Sinn der ganzen Stelle mißverstanden, wie er Seite 91 Zeile 1 die dem Heiligen schuldige Ehrfurcht aus den Augen setzt, wenn er daselbst die Worte „et certe poterat in aperto corporis martyrio aliqua forte suae menti elatio subrepere" durch „und in der That mochte in Bezug auf das erwartete öffentliche Martyrerthum des Körpers in sein Herz sich vielleicht ein gewisser Hochmuth eingeschlichen haben" übersetzt, während es doch heißen muß: „bei einem offenbaren leiblichen Martyrium hätte sich möglicherweise Ueberhebung in sein Herz einschleichen können."

Wenn nun mit dieser Reihe unzweifelhafter Uebersetzungsfehler, die sich, wenn es nicht allzu langweilig wäre und der Platz es erlaubte, noch um ein gutes Stück verlängern ließe, der Nachweis, um den es mir zu thun war, auf das Vollständigste erbracht seyn dürfte, daß nämlich die von Herrn Dr. Lappenberg bevor- und befürwortete Uebersetzung nicht einmal den allergewöhnlichsten, geschweige denn den Anforderungen einer „höheren Kritik" entspreche, so ist damit auch zugleich der Verurtheilung meines Buches durch Herrn Dr. Lappenberg selbst das Urtheil gesprochen, indem letzterer, während er eine so mangelhafte Arbeit unter der Aegide seines Namens in die Oeffentlichkeit einführte, dennoch kein Bedenken trug, eine andere Uebersetzung desselben Originals, die (wie deren Verfasser ohne Verletzung der Bescheidenheit behaupten zu dürfen glaubt) mindestens keine derartigen Verstöße enthält, auf das „Unfreundlichste" zu bekritteln. Denn der hat wohl am wenigsten ein Recht, über anderer Leute Kinder die Nase zu rümpfen, der selbst bei einem entschiedenen Wechselbalge Hebammendienste verrichtet hat.

3) Schließlich noch ein paar Worte über das mit vieler Malice, aber, wie sich vielleicht später zeigen dürfte, am wenigsten zu meinem Nachtheile heraufbeschworene Gespenst einer vor fünfzehn Jahren gegen mich geschleuderten Schmähschrift der gemeinsten Art, deren Verfasser der von Herrn Dr. Lappenberg citirte hamburgische Prädikant Dr. Geffcken war. Es war nämlich damals soeben die erste Auflage meiner „Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona" erschienen und hatte im Lager der hamburgischen Lokalhistoriker, die sich in ihrem vermeintlichen Privilegio, die vaterstädtische Geschichte allein, und zwar lediglich von ihrem protestantischen Standpunkte aus, zu behandeln, zum erstenmale gründlich gestört sahen, ein nicht geringes Auf-

sehen erregt. Mehrere dieser Herren, die unter sich stets des gegenseitigen Lobes voll sind, auch sich einander in ihren Schriften gern als „unser verehrter N. N." citiren, geriethen gegen mich, den Störenfried der hamburgischen Historiographie, in einen gewaltigen Zorn, der sich in diversen Broschüren und Journalartikeln Luft machte, unter denen die von Herrn Dr. Lappenberg allegirte Schrift des Dr. Geffcken alle anderen an Vehemenz übertraf. Um den Charakter dieser Schrift mit zwei Worten zu schildern, brauche ich nur zu erwähnen, daß in derselben zwei Männer von europäischem Rufe, deren Namen die hamburgischen Lokalhistoriker billigerweise nie anders als unter Abziehung des Hutes nennen sollten, nämlich Friedrich von Hurter und Carl Ludwig von Haller als „betrügerische Convertiten" bezeichnet werden. Und einem in solcher Sprache abgefaßten Pamphlete trug jener Zeit der hamburgische Historiker Dr. Lappenberg kein Bedenken, die Aufnahme in die von ihm herausgegebene „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte" zu verstatten!

Mit der Wiedererweckung der Erinnerung an diese Schmähschrift glaubte nun Herr Dr. Lappenberg dem unliebsamen katholischen Autor, der nun schon zum zweitenmale (und dießmal noch dazu mit einem so „unfreundlichen" Seitenblicke auf ein von ihm selbst in die Oeffentlichkeit eingeführtes Buch) in den Ressort seiner Lokalhistoriker einzugreifen gewagt hatte, einen recht empfindlichen Hieb zu versetzen, während er mir doch in Wirklichkeit, indem er mich dadurch über einen Irrthum aufklärte, einen wahrhaften Dienst geleistet hat. Denn gerade mit der Vorbereitung einer zweiten Auflage meiner gedachten „Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona" für den Druck beschäftigt, war ich zweifelhaft, ob ich von jenen vor fünfzehn Jahren gegen mich gerichtet gewesenen Angriffen bei dieser zweiten Auflage Notiz nehmen solle oder nicht. Schon hatte ich mich in der Voraussetzung, daß jeder dieser Angriffe bereits der Vergessenheit anheimgefallen, auch die Gesinnung meiner damaligen Gegner gegen mich eine mildere geworden sei, zu letzterem entschlossen, als Herrn Dr. Lappenbergs bei den Haaren herbeigezerrte Erinnerung an das Geffcken'sche Pamphlet mich noch eben zur rechten Zeit aus meinen Träumen weckte und, indem sie mich über das Irrige meiner Voraussetzung nicht länger in Zweifel ließ, eine Aenderung meines Entschlusses herbeiführte. Es wird nun in der, so Gott will, noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden zweiten Auflage auf jedes Wort von damals die verdiente Antwort erfolgen. Diejenigen der dabei zunächst Betheiligten, denen etwa die Ausführung meines ersten Entschlusses lieber gewesen wäre, mögen sich für dessen Aenderung bei dem Veranlasser derselben bedanken, dem ich auch meinerseits ein aufrichtig gemeintes „O si tacuisses!" nicht vorenthalten will.

Dreves, Dr.

XXXI.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

(Fortsetzung.)

Nachdem die russisch-preußischen Anforderungen für die Dissidenten im J. 1764 von den Polen mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen worden, glaubten sich die Interventionsmächte in ihrer Majestät beleidigt, und der russische Minister Graf Panin gab den Dissidenten die Versicherung: an ein Zurückziehen der russischen Truppen aus Polen wäre nicht eher zu denken, bis seine Herrin mit ihren Wünschen durchgedrungen sei*). Dieß würde, hoffte man in Petersburg, auf dem nächsten Reichstage vom J. 1766 geschehen. Er wolle, sagte Panin dem englischen Gesandten, lieber 50,000 Mann opfern und Alles über den Haufen werfen, als seine Pläne in Polen mißlingen zu sehen; und später bedeutete er demselben Gesandten: Wenn der polnische Reichstag die Forderungen wegen der Dissidenten nicht gutwillig bewillige, so würden von der einen Seite 40,000 Russen und von der andern 40,000 Preußen einrücken, und wären die Dinge

*) Sacken's Bericht aus Petersburg vom 25. Jan. 1765 bei Hermann 5, 382.

einmal zu diesem Aeußersten gekommen, so halte er sich von allen Stipulationen entbunden und völlig frei, weitere Forderungen zu machen. Er verlangte für diesen Fall sogar Hülfsgelder von England! Die Czarin selbst fügte einer neuen Denkschrift zu Gunsten der Dissidenten mit eigener Hand die Worte bei: „Ich erkläre im Voraus, gewährt man mir nicht, was ich verlange, so werden meine Forderungen keine Grenzen kennen"*). Polen wurde in die äußerste Aufregung versetzt, und bald liefen beim russischen Gesandten Repnin aus mehreren Gegenden Bittschriften der Dissidenten ein, worin gesagt wurde, daß es keineswegs ihre Absicht sei, um den Preis innerer Unruhen sich eine Vermehrung ihrer Rechte zu erkaufen**).

Friedrich II. spricht in seinen Memoiren die richtige Ueberzeugung aus, daß die Anforderungen für die Dissidenten den Samen aller spätern Unruhen und Kriege ausgestreut hätten***). Aber man wollte eben diese Unruhen und Kriege. Die russischen Obersten Carr und Igelström wirkten an der Spitze ihrer Horden in den Provinzen, um

---

*) Berichte des englischen Gesandten in Petersburg vom 5. August und 23. Oktober 1766 bei Raumer 2, 47, 59. Vergl. Theiner 4b, 93 und Theiner Neueste Zustände 165. Der englische Gesandte klagt darüber, daß die Russen bis zur „Unverschämtheit aufgeblasen seien." „Die Methode, schreibt er, welche die russischen Minister angenommen haben, um Geschäfte zu führen, ist diese. Sie schreiben ihre eigenen rohen Meinungen (crude notions) ohne Ceremonien als ein Letztes, als ein Ultimatum, welches jeder, der mit ihnen zu thun hat, hinunterschlucken müsse. Sie haben so übertriebene Ideen von ihrer eigenen Macht und so wenig Besorgniß vor andern Völkern, daß sie glauben, jene Methode zu unterhandeln, (denn sie nennen ein solches Verfahren ernstlichst eine Unterhandlung) sei die passendste für ihre Verhältnisse, für die Lage der öffentlichen Angelegenheiten und für ihre Bequemlichkeit!" Raumer 1, 419.

**) Vergl. Essens Berichte vom 1. und 4. Oktober 1766 bei Hermann 5, 394.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 15.

für den Reichstag die Polen mit Gewalt zur Wahl von Abgeordneten zu zwingen, die Repnin namhaft gemacht hatte und die als Werkzeuge für die Durchführung der russischen Dekrete benutzt werden sollten. Während mehrere Bischöfe in Hirtenbriefen ihre Diöcesanen eindringlichst zur Vertheidigung der katholischen Kirche aufforderten, verheerten russische Truppen die Güter des Bischofs von Wilna, und zwei Bataillone wurden in Bewegung gesetzt, um mit Feuer und Schwert das Bisthum Krakau heimzusuchen*), wo der Bischof Soltik, einer der charakterfestesten und sittenreinsten Prälaten, sich als Hauptgegner des Moskowiterthums auszeichnete.

Alle diese Vorgänge erneuerten immer wieder das alte Gerücht von einer bevorstehenden Theilung Polens durch Rußland und Preußen. „Die intime Verbindung zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg, schreibt von Sacken am 19. April 1765 aus Petersburg, läßt die Vergrößerungspläne dieser Mächte auf Kosten Polens immer wahrscheinlicher werden, und der neue König von Polen ist damit einverstanden"**). Und von Essen meldet am 4. Oktober 1766 aus Warschau: „Die geheimen Verpflichtungen, zu deren Erfüllung der König um den Preis der Krone gegen die Kaiserin von Rußland sich anheischig gemacht hat, müssen ihn in die peinlichste Verlegenheit setzen. Es ist unbegreiflich, wie Frankreich und Oesterreich die polnischen Angelegenheiten mit solcher Gleichgültigkeit ansehen können, als beträfen sie China. Dadurch setzen sie sich der Gefahr aus, nicht mehr rechtzeitig in die Ereignisse eingreifen zu können, die auf das allgemeine europäische Staatensystem den größten Einfluß ausüben müssen. Denn wenn Rußland einen Schlag im Sinne hat, wird es ihn sicher führen, wenn man ihn am wenigsten erwartet"***).

*) Vergl. Essens Berichte von August und Oktober 1766 bei Hermann 5, 391, 394 flg.

**) Bei Hermann 5, 386.

***) Bei Hermann 5, 394

Der König von Polen war allerdings in der peinlichsten Verlegenheit. Er schloß sich, von allen Seiten gedrängt und aufgerüttelt aus seinem Sinnentaumel durch den Schrei der mißhandelten Nation, eine Zeitlang wieder der Partei der Czartoryski's an, die aus der immer gefährlicher gewordenen Lage des Landes die Hoffnung schöpften mit ihren Verfassungsreformen auf dem Reichstage durchzudringen.

Der Reichstag wurde am 6. Oktober 1766 eröffnet und war ein Tummelplatz der verschiedenen Parteien, die alle, ohne es zu wollen, der russisch-preußischen Politik in die Hände arbeiteten. Diese Politik verfolgte das doppelte Ziel, die vollständige Gleichstellung der Dissidenten zu erwirken, und alle in der Verfassung und Verwaltung bereits eingeführten Reformen zu beseitigen, alle zukünftigen zu verhindern. Wurde auch nur eins dieser Ziele erreicht, so konnten sich die Interventionsmächte schon eines reichen Erfolges rühmen.

Die Partei der Czartoryski's wäre wohl, wie der päpstliche Nuntius berichtet*), ihren politischen Grundsätzen und persönlichen Ansichten gemäß zu gewissen Concessionen an die Dissidenten geneigt gewesen, aber sie trat auf dem Reichstag mit aller Entschiedenheit gegen die russisch-preußischen Anforderungen auf, weil sie dadurch ihre republikanischen, jeglicher Concession in religiösen Dingen widerstrebenden Gegner für ihre Reformvorschläge gewinnen wollte. Aber sie täuschte sich. Die republikanische Gegenpartei widersetzte sich allen politischen Reformen theils aus blinder Anhänglichkeit an die alte Verfassung, und theils in der Hoffnung, daß man die Interventionsmächte in der Dissidentenfrage günstiger stimmen würde, wenn man sich in politischen Fragen nach ihren Wünschen

*) Vergl. über die kirchlichen und politischen Zustände Polens im Allgemeinen den ausführlichen höchst lehrreichen Bericht des Nuntius Visconti vom 24. Sept. 1766 bei Theiner 4 b, 93 — 100. Mit vollster Aufrichtigkeit werden darin die im Welt- und Ordensklerus vorhandenen großen Schäden aufgedeckt.

richte und mit Beseitigung der bisherigen „Neuerungen“ die altpolnische Constitution wiederherstelle. Aber auch diese Partei täuschte sich, und Rußland und Preußen zogen allein aus den sich durchkreuzenden Absichten der Parteien ihren Vortheil.

Kaum hatte der Reichstag seine Sitzungen begonnen, als die russische Autokratin durch den Fürsten Repnin auf Grund der neuen Staatsrechtsprincipien französischer „Philosophen“ für die Dissidenten auftrat. Die Denkschrift, die sie für dieselben einreichen ließ, spiegelt die ganze innere Verlogenheit wieder, welche überhaupt die offiziellen russischen Erlasse charakterisirt. Würde man sich, entwickelte Repnin im Namen der Czarin, den so gerechten Anforderungen der Dissidenten nicht willfährig erweisen, so entbinde man diese von allen Verpflichtungen gegen den Staat, man versetze sie dann in den Zustand des Naturrechts, in den Stand freier Männer zurück und autorisire sie nach göttlichem und menschlichem Recht bei ihren Nachbaren Hülfe zu suchen. Daß die Dissidenten, allen polnischen Gesetzen zuwider, von Anfang an diese „Hülfe der Nachbaren“ nachgesucht hatten, sagte Repnin nicht. Gemäß des Friedens von Oliva (worin kein Wort von derartigen Dingen zu finden), fuhr er fort, seien Rußland und die übrigen akatholischen Mächte verpflichtet für die Ruhe der Republik zu sorgen, und die Czarin werde sich der Unterstützung der Dissidenten niemals entziehen, weil sie sonst Gefahr laufe, ihren Ruhm, ihre Würde und das Vertrauen ihrer Freunde aufs Spiel zu setzen. Die Czarin habe sich bereits um Polen unendliche Verdienste erworben, da sie großmüthig und uneigennützig eine freie Königswahl ermöglicht habe, aber sie würde ihr glorreiches Werk erst dann für vollendet halten, wenn durch Bewilligung ihrer Forderungen für die Dissidenten alle Ursachen innerer Unruhen gehoben seien! Sie verlange nun für alle Akatholiken unbedingte Religionsfreiheit, die göttlichen Rechtes sei, glaube jedoch das Glück Polens erst dann gesichert, wenn ihre Schützlinge auch alle politischen Rechte und Ehrenstellen, wie die

übrigen Polen erhielten. Jeder wahre Patriot müsse sich von der Gerechtigkeit dieser Forderungen überzeugen, und darum betrachte die Czarin alle, die sich ihr zu widersetzen wagen würden, als Feinde des Vaterlandes und Feinde ihres eigenen Wohls, und werde gegen diese mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auftreten*). Diesen Erklärungen Rußlands schlossen sich in eigenen Denkschriften Preußen, England und Dänemark an, um auch ihrerseits für das „Glück Polens" und für die „Rechte der Humanität" zu wirken**). Graf Panin hatte allen Gesandten der protestantischen Mächte in Petersburg versichert: Ihre Majestät die Kaiserin werde die Freundschaft derselben für sie nach dem Grad des Eifers bemessen, mit dem sie mit ihr die Rechte und Ansprüche der Dissidenten in Polen unterstützen würden***).

Dem Drängen der Interventionsmächte trat auf dem Reichstag am entschiedensten der edle Bischof Soltik von Krakau entgegen, unbekümmert um die Drohungen Repnin's, daß er ihn werde nach Sibirien bringen lassen, falls er der Czarin widerstrebe†). Während Polen, betonte Soltik in seiner glänzenden Rede am 11. Oktober 1766, unter dem neuen König emporgeblüht sei und im Innern und nach Außen Frieden und Ruhe genieße, habe sich plötzlich eine kleine Partei erhoben mit allerlei vermeintlichen Beschwerden über die Verletzung ihrer Rechte und ihrer Freiheit, und wende sich mit diesen Beschwerden nicht an ihren eigenen König, nicht an die Stände des Reichs, nicht an die Magistrate und Richter, die Allen die schuldige Gerechtigkeit zu verschaffen

*) Bei Theiner 4b, 109—112.

**) Bei Theiner 4b, 112—115. Die „Prätensionen" der Interventionsmächte werden sehr gründlich widerlegt in den Aktenstücken bei Theiner 4b, 130—151.

***) Essens Bericht vom 8. Oktober 1766 bei Hermann 5, 396.

†) Bericht des englischen Gesandten aus Warschau vom 24. Sept. 1766 bei Raumer 2, 51.

berufen seien, sondern an fremde Mächte; sie stoße Drohungen aus und sei so treulos, innere Unruhen und Stürme zu erregen und so den Staat in die größten Gefahren zu stürzen. Er rufe Gott zum Zeugen auf, daß er die Dissidenten bisher noch niemals belästigt habe, und daß er, indem er ihre gegenwärtigen Bestrebungen bekämpfe, keineswegs die Toleranz verletzt wissen wolle, die ihnen die Landesgesetze gewährt, und die sie bisher genossen hätten. Er handele, betheuerte er, weder aus Rachsucht oder aus Haß gegen irgend Jemanden, noch aus blindem Eifer für seine Religion, sondern nur gemäß der Pflichten, die er als guter Katholik, als Bischof und als ein seinem Vaterlande und seinem Könige treu ergebener Senator zu erfüllen gehalten sei. Als Bischof müsse er über die Reinheit des Glaubens wachen, als Senator darauf hinweisen, daß der innern Ruhe eines Staates Nichts verderblicher sei als eine Vielheit von Sekten mit gleichen Rechten und gleicher Freiheit. Zudem widersprächen die Forderungen der Dissidenten den Grundgesetzen der Republik und den abgeschlossenen Traktaten. Man solle denselben die bisherigen Rechte gewährleisten, aber keine neuen Rechte zugestehen, man solle ihnen durch ein bestimmtes Gesetz unter harter Bestrafung verbieten, in Zukunft ähnliche Ansprüche wie jetzt zu erheben und durch das Anrufen der Hülfe fremder Mächte die innere Ruhe der Republik zu stören. Er werde, versicherte der Bischof, bei seinen Ueberzeugungen, die ihm seine Liebe zur Kirche und zum Vaterlande eingeflößt, für immer beharren und sei bereit für sie sogar Exil, Proscription und den Verlust aller seiner Güter mit unerschütterlichem Muthe zu ertragen*). Soltik sah schon sein späteres trauriges Schicksal voraus.

Die Bischöfe und die Landboten waren bereit, dem von Soltik vorgeschlagenen Gesetz ihre Zustimmung zu geben, aber die Senatoren schwiegen, und der König setzte es durch, daß

*) Bei Theiner 4b, 116—120.

man die Dissidentenfrage einer aus den Bischöfen gebildeten Commission zur Prüfung übergab und die Entscheidung darüber bis zum Schluß des Reichstages vertagte. Er erklärte aber auf dem Reichstag, daß er für die Religion seiner Väter leben und sterben wolle. „Ich würdige", sagte er, „die uns allen gemeinsamen Gefahren, und wir wollen mit einander entweder zu Grunde gehen, oder unsere Religion und Freiheit retten*)." Gleichzeitig versicherte er dem päpstlichen Nuntius, daß er der Czarin gemeldet habe, er könne unmöglich auf ihre Anforderungen für die Dissidenten eingehen. Dadurch aber, fügte er hinzu, laufe ich Gefahr, den Thron und vielleicht das Leben zu verlieren**).

Ob der König in seinem Widerstande gegen Rußland damals ernste Absichten verfolgt habe, oder ob er, im Geheimen mit Repnin einverstanden, nur eine „orthodoxe Maske" vorgehalten, um die Nation zu täuschen, ist bei dem durchaus unzuverläßigen Charakter des Mannes schwer zu entscheiden. Soviel aber steht fest, daß es der Czarin geringe Mühe kostete, seinen Widerstand zu brechen.

Nachdem die „brennende Frage" vertagt worden, beschäftigte sich der Reichsrath mit politischen Dingen. Das vorgelegte Budget erwies deutlich, wie wohlthätig die im J. 1764 erlassenen neuen Finanzverordnungen gewirkt hatten, denn die Einnahmen des Staates überstiegen bereits um vier Millionen Franken die Ausgaben. Da hieraus für die Regierung „eine günstige Meinung erwuchs", so gelang den Czartoryski's der Erlaß eines neuen Gesetzes, wonach auf den Provinziallandtagen bei der Wahl der Deputirten sowohl für den Reichstag als für die höchsten Gerichtshöfe das Majoritätsvotum entscheiden sollte. Man wollte dadurch „diese Tage dem Einfluß der Adelsparteien und den Intriguen des

*) Bericht des Nuntius vom 15. Oktober und Rede des Königs vom 11. Oktober 1766 bei Theiner 4 b, 101, 119.

**) Bericht des Nuntius vom 29. Oktober 1766 bei Theiner 4 b, 101.

Auslandes, die sich bei der früher erforderlichen Stimmeneinheit beständig und mit leichter Mühe geltend gemacht", entziehen, und ihre zur Gewohnheit gewordene Auflösung in Zukunft verhindern. Dann wurde durch die Partei der Czartoryski's der Gesetzentwurf eingebracht: ein gleiches Majoritätsvotum soll auch auf den Reichstagen genügen für sämmtliche der Nation aufzulegenden Abgaben und für die Verstärkung der Armee. Ein solches Gesetz hätte die königliche Macht ungewöhnlich gekräftigt, und der Hof war, wie der englische Gesandte berichtet, für dasselbe einer bedeutenden Stimmenmehrheit unter den Abgeordneten gewiß, aber nun traten Rußland und Preußen hindernd dazwischen „um die polnische Regierung", sagt derselbe Gesandte, „auf dem jetzigen elenden Fuß zu erhalten." Eine Verstärkung der polnischen Armee und die Auflage neuer Steuern betrachte die Czarin — bedeutete Repnin am 16. Oktober dem König — als eine Kriegserklärung gegen Rußland. Die „polnische Freiheit", deren Schutz die Czarin übernommen, verlange nicht bloß, daß die auf Militär- und Steuerwesen bezüglichen neuen Gesetzentwürfe zurückgenommen, sondern auch daß alle auf dem Convocations- und Krönungsreichstag getroffenen Einrichtungen und Verfassungsneuerungen abgeschafft würden, damit das Liberum Veto (d. h. die Anarchie) sich wieder in voller Kraft entwickele. Auch der preußische Resident Benoit gab am selben Tage dem König die Weisung: Sein Souverain werde die Einführung der Stimmenmehrheit in Staatssachen als eine Kriegserklärung ansehen. In gleicher Weise erklärten beide Gesandten dem Reichstag: Die „polnische Freiheit" bilde den kostbarsten Schatz der Nation, und Rußland und Preußen wollten in ihrer Fürsorge für dieselbe diesen Schatz nicht verkümmern lassen und beständen deßhalb auf eine ungeschwächte Aufrechthaltung des Liberum Veto*).

---

*) Vergl. für das Gesagte den Bericht des englischen Gesandten vom 18. Oktober 1766 bei Raumer 2, 63. Essens Bericht vom

Um diesen Erklärungen mehr Nachdruck zu geben, wurden 6000 Russen in der Nähe von Warschau einquartirt und Repnin drohte, die Güter aller Adeligen, welche sich dem Willen Rußlands und Preußens widersetzen würden, verwüsten zu lassen. Indem er sich den Anschein gab, als wolle er in Sachen der Dissidenten milde auftreten, gewann er einen starken Anhang unter den strengen Republikanern, die jegliche Verstärkung der königlichen Macht als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten und zum Theil sogar die Vertreter der fremden Mächte förmlich aufforderten, die altpolnische Constitution zu schützen. Repnin's Anhang sprach schon sogar von einer bevorstehenden Entthronung des Königs, auf dessen Gütern die russischen Truppen nach freiem Belieben hausten.

Durch solche Mittel kamen Rußland und Preußen zum Ziel. Die Czartoryski's sahen sich zum Zweitenmal genöthigt ihr Reformwerk fallen zu lassen, und am 22. Nov. 1766 wurde auf dem Reichstag zum Beschluß erhoben, daß gemäß der Wünsche der Höfe von Petersburg und Berlin alle Staatssachen, alle militärischen und finanziellen Angelegenheiten inskünftig nur durch eine vollständige Stimmeneinheit entschieden werden könnten. So war denn die polnische Anarchie gesichert.

Dagegen wurde die „Dissidentenfrage" nicht im Sinne der Interventionsmächte entschieden. Nachdem die Sache lange verhandelt worden, beschloß der Reichstag, daß die bisherigen Staatsgesetze zu Gunsten der katholischen Kirche in Kraft bleiben und den Dissidenten nur einige neue Privilegien ertheilt werden sollten. Es wurde ihnen ausdrücklich zugesichert: gemäß der in den Reichsverordnungen vorgeschriebenen Toleranz könnten sie ihren Gottesdienst überall, wo sie Kirchen besäßen, ruhig abhalten, ihre Kirchen nach Belieben repariren, in deren Nähe Wohnungen für die Geistlichen bauen und Kirchhöfe

---

18. Oktober 1766 bei Hermann 5, 402. Das Memoire vom 4. Nov. 1766 bei Theiner 4 b. 121 a—122. Rulhière 2, 162 flg.

anlegen, feierliche Leichenbegängnisse aber nur da veranstalten, wo ihnen dieß durch besondere Vorrechte bisher gestattet gewesen. Wo sie bisher keine Kirchen gehabt, dürften sie Privathäuser für den Gottesdienst einrichten, aber ohne öffentlichen Ritus. Alle Processe der Dissidenten und alle Streitigkeiten zwischen ihnen und den Katholiken sollten vor weltlichen Richtern ausgeglichen werden. Wie sie zu allen Zeiten alle militärischen Ehrenstellen bekleidet hätten, so sollten sie auch jetzt als Schüler sowohl, wie als Lehrer zu der neu errichteten Militärschule Zutritt erhalten *).

Wie sich die Reformpartei in ihren Hoffnungen getäuscht hatte, so sah sich jetzt ebenso die republikanische Partei, die in ihrer Verblendung zum Scheitern der Reformen beigetragen, um Rußland und Preußen in der Religionsfrage milder zu stimmen, vollständig getäuscht. Repnin nannte die Beschlüsse des Reichstags bezüglich der Dissidenten einen Verrath an Polen und kündigte der Republik im Namen der Czarin einen „Rachekrieg" an. Da er, warf Katharina dem Könige vor, sein bei der Thronbesteigung gegebenes Wort gebrochen und vergessen habe, daß die Begünstigung der Dissidenten das eigentliche pretium coronae gewesen, so stehe, wenn er seine Gesinnung nicht ändere, seine Entthronung bevor **). Repnin „machte die Verlästerung der Person des Königs zum politischen Dogma und köderte die armen Polen mit der Hoffnung, Rußland werde durch Zulassung der Absetzung des Königs die Nation sich selber zurückgeben ***)." Die russischen Truppen in Polen wurden der offiziellen Angabe nach um 30,000, in Wahrheit aber um etwa 10,000 Mann verstärkt, und die Dissidenten aufgefordert zur bewaffneten

---

*) Vergl. das Aktenstück vom 29. Nov. 1766 bei Theiner 4 b, 129. Geschichte der Staatsveränderungen von Polen 1, 138 flg. Rulhière 2, 182.

**) Rulhière 2, 180. Berichte des Nuntius bei Theiner 4 b, 218.

***) Vergl. Essens Bericht vom 15. April 1767 bei Hermann 5, 414—415.

Conföderation zu schreiten. Das wirkte. Der König, um seine Krone besorgt, verpflichtete sich in einem eigenhändigen Brief von Neuem der Czarin: er werde die Sache der Dissidenten zu der seinigen machen und erkläre sich selbst des Thrones für verlustig und wolle zu seiner Entthronung zustimmen, wenn er diese Sache nicht zu einem glücklichen Ausgang führe; nur müsse Repnin mit ihm Hand in Hand gehen. Katharina, mit diesen brieflichen Zusicherungen noch nicht zufrieden, verlangte, daß der König seine Versprechungen durch einen förmlichen und feierlichen Eid vor Repnin bekräftige, und erst als dieß geschehen, stellte sich das gute Einvernehmen zwischen der Despotin und ihrem Satrapen wieder her. Gleichzeitig aber versicherte der König „mit Thränen in den Augen" dem päpstlichen Nuntius, daß er Alles zur Förderung der Kirche thue und „zum Vater des Lichts um Kraft und Einsicht flehe." Ganz Warschau glaubt, fügt der Nuntius seinem Bericht hinzu, daß der König in seinem ganzen Leben noch kein einziges Pater Noster gebetet hat*).

Die revolutionäre Propaganda breitete sich nun in Polen durch die russischen Truppen, durch russische Emissäre und russisches Gold immer weiter aus, und auf Anstiften der Russen — gesteht Friedrich II. in seinen Memoiren**) — wurden zwei Conföderationen des dissidentischen Adels zu Thorn und Sluck (März 1767) gebildet. An vielen Orten nöthigte man mit Waffengewalt die Dissidenten zur Unterschrift, unterzeichnete selbst die Namen von Kindern und altersschwachen Greisen und der akatholische Adel in Polnisch-Preußen rechnete auch seine Verwandten, die in den Staaten des Königs von Preußen wohnten, zu den „polnischen Dissidenten", und dennoch brachte man trotz all' dieser Mittel nur eine Anzahl von 573 Unter-

*) Theiner loc. cit.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 18. Näheres bei Rulhière 2, 195—214.

schriften zu Stande, zum klaren Beweis, wie es sich mit der Versicherung Katharina's verhielt, daß die Dissidenten „einen beträchtlichen Theil der polnischen Nation" bildeten! Freilich hatten nicht alle akatholischen Adeligen unterzeichnet. Es gab noch Manche, die den russischen Drohungen mit der Erklärung entgegentraten, sie würden sich nicht an einer Verschwörung gegen ihr Vaterland betheiligen. Das Wohl des Vaterlandes, sagten diese in einer Denkschrift, in der sie der Stimme des Rechts und der Wahrheit einen Ausdruck gaben, sei das erste aller Gesetze, und das von Rußland verlangte bewaffnete Vorgehen würde die Grundlagen Polens erschüttern und die Republik in den Abgrund stürzen. Die Toleranz, die sie genössen, und die auf dem letzten Reichstage durch neue Privilegien erweitert worden, sei die größte die es in Europa gäbe, und man solle sich von Schritten fern halten, die geeignet seien, die Republik unter eine fremde Macht zu bringen*)!

Nach dem Abschluß der Conföderationen erließ die Czarin, um ihre Politik zu rechtfertigen, vor Europa ein Manifest, dessen Grundsätze später die französischen Jakobiner copirten. Die Dissidenten, sagt Katharina, befänden sich in Polen in einem Zustande der Knechtschaft, und sie habe als Freundin Polens sich derselben edelmüthig angenommen. Da aber alle ihre bisherigen Bemühungen vergeblich gewesen, so hätten die Dissidenten sich genöthigt gesehen, die ihnen durch die Natur, durch die Vernunft und durch die Verfassung ihres Landes zustehenden Mittel zu ergreifen und eine Conföderation zu bilden, um die Ungerechtigkeit abzuschütteln und sich gegen die Verfolgungen zu schützen. Im Interesse der Humanität nehme sie diese Conföderation in Schutz, um als aufrichtige Freundin Polens die Freiheit und Gleichheit (liberté et égalité) aller Polen für alle Zu-

*) Rulhière 2, 184 flg.

kunft sicher zu stellen. Um aber etwaige Unordnungen, die durch die Dissidenten entstehen könnten, zu verhindern, habe sie in hochherziger Gesinnung ihre Heere in Polen verstärkt, da es ihr mütterlich fühlendes Herz höchlichst betrüben würde, wenn ein Pole das Blut eines andern Polen vergösse. Alle Polen könnten sich ihr mit vollem Vertrauen anheimgeben, denn sie erstrebe in ihrem ganzen Thun nur die Achtung Europas und den süßen Trost, das Glück einer benachbarten Nation gefördert zu haben. Vergebens würde sich, heißt es am Schluß des Manifestes, der Neid bemühen, der Czarin eigennützige Absichten gegen die Unabhängigkeit Polens beizulegen. Sie glaube sich über allen Verdacht erhaben und es sei nur einem Uebermaß von Aufmerksamkeit und zarter Rücksichtnahme gegen die Republik zuzuschreiben, daß sie erkläre: sie verlange gar nichts von Polen, sie werde niemals irgend einen Anspruch auf polnisches Gebiet erheben, ja sie werde die Integrität des Landes sichern, wenn sich irgend eine andere Macht je an Polen vergreifen sollte*)!

Aber die revolutionäre Erhebung der Dissidenten genügte der Czarin nicht zur völligen Erschütterung des „befreundeten Nachbarstaates." Auch der katholische Adel sollte die Interessen Rußlands fördern helfen, und hierzu wurden die im J. 1764 eingeführten „Neuerungen" in der Verfassung benutzt. War auch das Liberum Veto „vollkräftig aufrecht erhalten", so bestanden doch immer noch die auf dem Convocationsreichstage für die Justiz, die Finanzen, das Militärwesen und die Polizei eingesetzten unabhängigen Commissionen, und ebenso war das auf dem letzten Reichstag für die Provinziallandtage eingeführte Majoritätsvotum rechtskräftig geworden. Alle diese „Neuerungen", entwickelte der russische Minister Panin, müsse der polnische Adel als ge-

*) Bei Theiner 4[b], 151—155. Martens Recueil 1, 366—375.

fährliche Angriffe gegen seine Freiheit betrachten, und die Czarin, fürchtend, daß man ihr die Verringerung der polnischen Freiheit Schuld geben könne, lade alle freiheitsliebenden Männer des Landes zum Bündnisse ein, um auf einem neuen außergewöhnlichen Pacifikationsreichstag für die Wiedergeburt der altpolnischen Constitution zu wirken und zugleich auch auf demselben die Dissidentenfrage endgültig zu erledigen. Auch der katholische Adel müsse im Interesse seiner Freiheit den Anforderungen der Dissidenten Genüge leisten, und die Czarin nehme sich der Unterdrückten nur aus Liebe für die Freiheit und Gleichheit an. Der König von Preußen drang ebenfalls auf Zusammenberufung eines „Pacificationsreichstages" und versicherte den Polen, er gehe bei der Regelung ihrer Verhältnisse mit Rußland Hand in Hand *).

Aber wie erklärt es sich, müssen wir wiederum fragen, daß die übrigen europäischen Mächte die Verletzung des Völkerrechts und die Unterjochung Polens so ruhig geschehen ließen? König Friedrich II. gibt uns in seinen Memoiren die Antwort. Der russische Despotismus, erzählt er mit einfachen Worten, habe nicht bloß die Polen revoltirt, sondern auch einen großen Theil Europas, besonders Oesterreich in Aufregung versetzt und es sei das Gerücht entstanden, Oesterreich rüste. Hierüber beunruhigt habe die Czarin am 23. April 1767 mit Preußen eine neue Convention abgeschlossen, worin einerseits Rußland sich zur bewaffneten Unterstützung der Dissidenten verpflichtet, und andererseits Preußen versprochen habe, mit Waffengewalt gegen Oesterreich aufzutreten, falls Maria Theresia zum Angriff gegen die Russen Truppen in Polen einrücken lasse. Da aber der König von Preußen diesen Krieg gegen Oesterreich (also einen neuen deutschen Bürgerkrieg) „lediglich in Rußlands Interesse" führen müsse, so sei ferner stipulirt

*) Panin's Brief an Repnin vom 3. Febr. 1767 bei Theiner 4b, 155 — 157. Erklärung des preußischen Residenten Benoit vom März 1767 bei Theiner 4b, 157.

worden, daß die Czarin ihn im Kampfe gegen Habsburg mit einem Truppencorps unterstützen und ihm nach geschlossenem Frieden eine „passende Entschädigung" verschaffen sollte. Da demnach, fügt Friedrich II. hinzu, die Verbindung zwischen Rußland und Preußen immer intimer geworden, so sei Oesterreich, davon unterrichtet, bei den polnischen Wirren ruhiger Zuschauer geblieben*).

Friedrich II. sah richtig. Das isolirte Oesterreich konnte und wollte gegen Rußland und Preußen keinen Krieg führen. „Ich schaudere", sagte Maria Theresia, „wenn ich bedenke, wie viel Blut während meiner Regierung geflossen ist. Nichts als die äußerste Nothwendigkeit kann mich dahin bringen, Ursache zu seyn, daß noch ein Tropfen vergossen werde" **). Oesterreich stand freilich immer noch mit Frankreich im Bunde, konnte aber bei einer Intervention in Polen so wenig auf dessen Unterstützung rechnen, daß der damals allmächtige französische Minister Choiseul dem englischen Gesandten in Paris erklärte: er werde nicht bloß selbst keinen Antheil an Polen nehmen, sondern auch Alles thun, um zu verhindern, daß der Wiener Hof sich in die dortigen Angelegenheiten einmische. Er nehme mehr Theil an dem, was die Engländer in Amerika thäten, denn an allem, was sich irgend in Polen zutrage***). Oesterreichs Bemühungen, Preußen von Rußland abzuziehen†), waren ebenso erfolglos, wie die Anerbieten, die es zu ver-

---

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 16—17. Vergl. auch Friedrich's II. Memoire vom J. 1771 bei Smitt II, 57 flg.

**) Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 19. Sept. 1767 bei Raumer 2, 108.

***) Bericht des englischen Gesandten aus Paris vom 25. Nov. 1767 bei Raumer 2, 131.

†) Schon im Juni 1766 lud Joseph II. den König von Preußen zu einer Zusammenkunft nach Torgau ein. Vergl. Friedrich's II. Brief an seinen Bruder Heinrich vom 22. Juni 1766 in Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 304.

schiedenen Zeiten dem König von Polen machte, „um die unangenehme Abhängigkeit von Rußland abzuschütteln“*).

Und so gingen die Dinge in Polen ihren Gang. Neben den Conföderationen der Dissidenten rief Rußland unzählige kleine Conföderationen des katholischen Adels in's Leben, welche sich zuletzt zu der großen General-Conföderation von Radom (Juni 1767) vereinigten, die im Namen der „verletzten Nation“ das Wort nehmen und der „altpolnischen Freiheit“ zum Siege verhelfen sollte. Das Hauptwerkzeug in den Händen Rußlands war der Kronreferendarius Podoski, der später (nachdem der Erzbischof Lubienski am 21. Juni 1767 gestorben) auf Betreiben Repnin's vom König zum Reichsprimas ernannt wurde, ein schlauer, allgemein verachteter, sittenloser Mensch, der im Solde Rußlands und im Solde der Dissidenten stand; ein Freigeist, der die cynischen Verse Voltaire's beklatschte**).

Wer der Conföderation, dekretirte der von Katharina zum Diktator über alle in Polen stehenden Truppen ernannte Repnin, beizutreten sich weigert, leistet durch diese Weigerung Verzicht auf den Genuß seiner staatsbürgerlichen Rechte und setzt sich der Confiskation seiner Güter aus. Er legte den Conföderirten von Radom eine „Constitution“ zur Unterschrift vor, worin er nicht bloß die völlige politische Gleichstellung der Dissidenten verlangte, sondern auch die Forderung stellte, daß sie auf dem bevorstehenden „außerordentlichen Reichstag“ die Garantie Rußlands für alle auf demselben zu erlassenden Gesetze und für die gesammte polnische Verfassung nachsuchen sollten. Als die in Radom Versammelten die

*) Vergl. die Berichte des englischen Gesandten aus Wien vom 27. Februar 1766 und des englischen Gesandten aus Warschau vom 12. November 1766 bei Raumer König Friedrich II. und seine Zeit S. 548, und bei Raumer Europa vom Ende des siebenjährigen Krieges 2, 70. Vergl. auch den Bericht des französischen Gesandten aus Wien vom 8. Oktober 1765 bei Raumer 2, 48.

**) Näheres in den Berichten der Nuntien Visconti und Durini bei Theiner 4b, 213—217, 236, 240, 242.

Unterschrift verweigerten, ließ der russische Oberst Carr das Versammlungshaus mit russischen Truppen umgeben, alle Zugänge mit Kanonen besetzen, drohend daß er Jeden, der nicht unterzeichne, als Rebell behandeln und Keinen herauslassen werde, bevor nicht die „Constitution" unterzeichnet sei. Die Conföderirten mußten der Gewalt weichen, aber dennoch unterschrieben von den anwesenden hundertachtundsiebzig Marschällen der Einzelconföderationen nur sechs ohne beschränkende Clauseln hinzuzufügen*). Von Radom wurde nun der Sitz der Conföderation nach Warschau verlegt, wo der „außerordentliche Reichstag" am 4. Okt. 1767 beginnen sollte. Einige Monate vorher, am 10. August, hatte Repnin in einem Jakobinermanifest von Neuem die Grundsätze der russischen Politik erläutert. Die Czarin, sagte Repnin, suche in ihrer hochherzigen Gesinnung nur die Glückseligkeit des Menschengeschlechtes und die Freiheit. Der einzige Grund der Freiheit sei aber die Gleichheit, ein Grundsatz, den Jeder Allen müsse beizubringen suchen. Die Czarin könne die ihr von Gott verliehene Macht nicht besser anwenden, als wenn sie nach der jedem Menschen von Gott in's Herz geschriebenen Billigkeit jene Gleichheit zu befördern trachte. Auf solche Grundsätze gründe die Czarin den Ruhm ihres Thrones und die Unsterblichkeit ihres Namens**)!

Man erlaube uns hier eine beiläufige Bemerkung. Als die gekrönte Jakobinerin Katharina im Namen der „Freiheit und Gleichheit" Polen zerrüttete und eine „befreundete Nation" in unsägliches Elend stürzte, dachte sie wohl nicht, daß ihre vom Throne herab gepredigte Revolution einmal auch

*) Berichte des Nuntius vom 19. August und 5. Oktober 1767 bei Theiner 4b, 218, 228. Essens Berichte vom März bis Juli 1767 bei Hermann 5, 413 — 422.

**) Geschichte der Staatsveränderungen von Polen 1, 359 — 362, wo das vor der Eröffnung des Reichstags erlassene Manifest irrig in's J. 1768 versetzt wird.

im Volk ein Echo finden und daß sie selbst einmal in ihrem Pallast erzittern würde vor Pugatschew, der sich mit den über den russischen Druck empörten freiheitsliebenden Kleinrussen verband, in seinen Manifesten „Freiheit und Gleichheit der Stände und Abschaffung der bestehenden Obrigkeit" verlangte und ebenso unerbittlich wie sein gekröntes Vorbild die „Gleichheit" praktisch herzustellen suchte, indem er die Adeligen an den Galgen knüpfte. Es gab eine Zeit, wo auch der Moskauer Pöbel Katharina's Grundsätze von „Freiheit und Gleichheit" adoptirte und trunken durch die Straßen taumelte, brüllend vor Ungeduld nach der Ankunft Pugatschew's *).

Im J. 1767 aber war noch Alles ruhig und die Czarin führte gleichzeitig, wo sie in Polen eine blutige Tragödie in Scene zu setzen begann, „um", wie sie sagte, „christliche Toleranz und republikanische Freiheit" zu retten, in Moskau eine Komödie in großem Stil auf, „um ihr geliebtes Volk zu beglücken." Sie berief nämlich im J. 1767 eine große Ständeversammlung in die Residenz von Deputirten von zwanzig Nationen ihres Reiches, Christen, Anbeter des Dalai Lama und Verehrer der Sonne, die eine neue Gesetzgebung berathen und ihre Arbeiten mit dem Studium von Montesquieu's Geist der Gesetze beginnen sollten. Die Czarin selbst schrieb für die Versammlung eine Instruktion nieder voll der liberalsten Grundsätze, die sie wörtlich aus Montesquieu copirte, aber unter ihrem Namen herausgab und in 20,000 Exemplaren vertheilen ließ. Die ganze lügenhafte „Farce" war nur auf das verehrungssüchtige Ausland und dessen „philosophische" Stimmführer berechnet, die den Ruhm der „Philosophin auf dem Throne" verkünden sollten. Nur einmal wurde auf der Versammlung die Wahrheit gesprochen, nämlich von den Deputirten der Samojeden, die durch ihre Dollmetscher bedeuteten: „Wir sind genügsam und gerecht; wir weiden friedlich unsere Rennthiere und brauchen kein

*) Vergl. Hermann 5, 683—686.

neues Gesetzbuch, aber macht Gesetzbücher für unsere Nachbaren, die Russen und für die Gouverneure, die ihr zu uns schickt, damit sie ihre Räubereien einstellen." Im Uebrigen hatte die „Ständeversammlung" nur ein doppeltes Resultat, für die Deputirten als Lohn ihrer Bemühungen die Zusicherung: sie wären fürderhin für ihr ganzes Leben von der Knute befreit, falls nicht die Czarin durch persönliche Ordre sie mit Knutenhieben peitschen lasse; und für Katharina zum Lohn ihrer Bemühungen ein Schauspiel, welches uns der englische Gesandte beschreibt. „Um die Farce so vollständig als möglich zu machen", meldete der Gesandte am 24. Aug. 1767, „gingen die Abgeordneten gestern in Masse zur Kaiserin, um ihr die neuen Titel anzubieten: der Großen, der Weisen, der Mutter des Vaterlandes." Aber die bescheidene, züchtige und fromme Czarin nahm nur den letzten Titel an. „Wenn sie sich des ersten würdig mache", sagte sie, „so käme es der Nachwelt zu, ihn ihr zu ertheilen; die Weisheit sei eine Gabe des Himmels, dem sie dafür dankbar seyn müsse, doch wage sie nicht, diese Eigenschaft sich zum Verdienste anzurechnen; der Beiname: Mutter des Vaterlandes sei ihr der wohlthuendste; ihn sehe sie als die rühmlichste Belohnung für die Arbeiten und Sorgen an, denen sie für ihr geliebtes Volk sich unterzogen habe" *)!

Vor der Eröffnung des „außerordentlichen Reichstags" hatte Repnin von allen Mitgliedern desselben den schriftlichen Revers verlangt, daß sie Alles, was Katharina fordere, bewilligen würden. „Ich will mich nie und in keiner Weise", hieß es in diesem merkwürdigen Revers, „dem Verlangen des russischen Botschafters widersetzen. Im Fall ich dieß mein Versprechen nicht halten sollte, so unterwerfe ich mich den Strafen des Verlustes meines Adels, der Einziehung meiner

*) Hermann 5, 663.

Güter, ja dem Tode, wie überhaupt jeder Bestrafung, die der besagte Botschafter über mich zu verhängen für gut finden wird"*). Wer diesen Revers zu unterschreiben verweigerte, ward auf's Grausamste verfolgt. Die russischen Truppen ertrotzten mit Waffengewalt die Unterschrift und steckten die Paläste der „renitenten" Adeligen in Brand und verwüsteten ihre Ländereien. Am meisten fürchtete Repnin das Ansehen und die Rednergabe des kraftvollen Bischofs Soltik von Krakau, und ließ ihm durch den Primas — der Elende verstand sich zu dieser Mission! — offiziell ankündigen: Alles was er gegen den Willen der Czarin auf dem Reichstage sprechen oder handeln würde, werde als Aufruhr betrachtet und mit der Verbannung nach Sibirien bestraft**). Um Soltik „zur Vernunft zu bringen", wurde das Bisthum Krakau von allen Seiten mit russischen Truppen überschwemmt. Diese ergriffen Besitz von allen Magazinen, von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen des Bischofs; das Vieh, die Pferde wurden unter die Soldaten vertheilt, das Getreide wurde in das russische Lager gebracht. Die auf den Gütern Soltik's ansässigen Bauern wurden weggeschleppt; man raubte sogar die kirchlichen Geräthschaften. Als Beute für sich selbst hatte Repnin die schönsten Pferde und den Prachtwagen des Bischofs nach Warschau bringen lassen, und fuhr darin gleichsam als Sieger in den Straßen der Stadt umher***)!

Vor dem Beginn des Reichstags entfaltete Soltik mit mehreren seiner Collegen in Warschau den größten Eifer, um die Dissidentenfrage auf friedlichem Wege beizulegen; er hielt

*) Vergl. den Wortlaut bei D'Angeberg 58.

**) Vergl. den Wortlaut der Ankündigung und die würdige Antwort des Bischofs vom 8. September 1767 bei Theiner 4b, 176—177.

***) Essens Bericht vom 8. Oktober 1767 bei Hermann 5, 423. Rulhière 2, 240 flg. Ein genaues Verzeichniß der vom 29. Sept. bis 2. Oktober 1767 auf den Gütern des Bischofs geraubten Gegenstände bei Theiner 4b, 188.

häufige Conferenzen mit den Deputirten der Dissidenten, warnte sie vor den Gefahren, die ihre Verbindung mit fremden Mächten für Polen herbeiführe, und war von einem Uebereinkommen mit denselben nicht mehr fern, als Repnin gewaltthätig dazwischen fuhr und den Deputirten alle ferneren Verhandlungen mit den Bischöfen untersagte. „Jeden Dissidenten, erklärte er, der noch den Bischof von Krakau besuche, betrachte er als einen Feind Rußlands" *). Darauf versammelte er die Bischöfe und bedeutete: Es sei ein Akt der Höflichkeit, daß er die Angelegenheit der Dissidenten, die jetzt ein für allemal entschieden werden müsse, noch einmal mit ihnen bespreche. Die Polen könnten allerdings, fügte er mit bitterstem Hohn hinzu, darüber Klage führen daß man diese Sache so gewaltsam betreibe; auch hätten sie volles Recht, die Russen, wenn sie es vermöchten, aus dem Lande zu jagen; weil sie aber dazu nicht im Stande seien, so müßten sie gehorchen. Würden die Polen nicht die vollständige Gleichstellung der Dissidenten bewilligen, so werde man die Superiorität derselben über die Katholiken verlangen. „Ich werde, sagte Repnin ein andermal, alle, die mir widerstehen, einkerkern, ich werde den König entthronen und ganz Polen plündern und ausbrennen lassen." Der König, rühmte er sich, hat zu meinen Füßen gelegen, und wenn er wähnen sollte sich emancipiren zu können, so werde ich ihm zeigen was er zu bereuen haben wird. Aber der „russische Satrap" dachte an keine Emancipation. Sie möchten sich, sagte er mehreren Bischöfen, bei ihrem Verhalten auf dem Reichstag daran erinnern, daß der russische Botschafter dem Bischof von Krakau die Deportation nach Sibirien bereits angedroht habe **). Warschau ward von einem Heer von 12,000 Russen

*) Rulhière 2, 231 flg. Bericht des Nuntius vom 23. Sept. 1767 bei Theiner 4b, 224. Vergl. Theiner Neueste Zustände 176—180.

**) Berichte des Nuntius vom 30. Sept. und 3. Oktober 1767 bei Theiner 4b, 224—227. Vergl. Rulhière 2, 237.

umzingelt, die einen solchen Druck ausübten, daß der englische Gesandte nach London meldete, er werde schwerlich noch länger in der Stadt bleiben können *).

Um auf dem Reichstag „alle weitläufigen Diskussionen abzuschneiden", ließ Repnin eine Commission von sechzig Mitgliedern ernennen, die mit unbeschränkter Vollmacht allgemein gültige Religions- und Staatsgesetze entwerfen sollten, und zertheilte diese Commission der Art in engere Ausschüsse, daß nur acht seinem Wink gewärtigen Mitgliedern schrankenlose Gewalt übertragen ward. So verfuhr dieselbe Macht, welche die Einstimmigkeit des gesammten polnischen Adels als unumstößliche Grundlage der polnischen Verfassung aufrecht erhalten wissen wollte! Die Entscheidungen der Commission sollten als Artikel eines Vertrags zwischen Rußland und Polen angesehen und unter russische Garantie gestellt werden, weil ja Katharina „die eigentliche Retterin der Freiheit Polens sei." Wir wissen von früher, daß die Czarin in ihrer geheimen Instruktion vom J. 1763 diese Garantie als ein besonders wichtiges Mittel zur Unterjochung Polens ansah.

Als Repnin in der ersten Plenarsitzung des Reichstags seine „Befehle" vorbrachte, erhob sich sofort Bischof Soltik als kühnster Sprecher gegen die russische Diktatur. In feuriger Rede entwickelte er, wie sehr die Anforderungen Rußlands dem Völkerrecht und den Grundgesetzen der polnischen Verfassung entgegen seien. Wie trostlos, sagte er, ist unsere Lage! Als wir unsere Armee verstärken wollten, wurden wir von fremden Mächten daran gehindert, und jetzt sollen wir unter dem Druck von Truppen einer fremden Macht unserer Unabhängigkeit

---

*) Bericht des englischen Gesandten aus Warschau vom 17. Oktober 1767 bei Raumer 2, 127. Auch die Dissidenten bedrohte Repnin „mit militärischer Exekution, im Fall sie seine Befehle nicht befolgten." Bericht des englischen Gesandten aus Petersburg vom 15. Oktober 1767 bei Raumer 2, 111.

beraubt werden. Man möge immerhin, fuhr er fort, eine Commission ernennen, aber nicht mit unbedingten Vollmachten und nicht unter dem alleinigen Vorsitz des russischen Gesandten, sondern nur eine Commission von unabhängigen Männern, die als berathende Behörde fungiren und alle ihre Arbeiten dem Reichstag zur Prüfung und Entscheidung vorlegen sollten. Vor allem warnte er vor einem Vertrag mit Rußland und der Annahme einer russischen Garantie. Ihm stimmte der Palatin Graf Wenzeslaw Rzewuski bei, und rief die Manen der alten Polen auf, die von Jahrhundert zu Jahrhundert ihr Blut dahingegeben, um ihren Nachkommen ein freies Vaterland zu erhalten. Könnten, rief der Palatin, diese Vorfahren jetzt, wo unsere Religion bedroht ist, wo die Gesetze niedergerissen werden und die Freiheit im Todeskampfe liegt, inmitten unserer Versammlung erscheinen, sie würden ausrufen: O Schande, o Unglück! sind dieß die beiden Nationen (Polen und Lithauen), vereint zur gegenseitigen Vertheidigung ihrer Gesetze! Setzen wir uns nicht, so schloß er, der Gefahr aus, daß die ganze Welt uns nicht mehr für die Kinder jener hochherzigen Männer ansehen und sagen möge: Nein, dieß sind nicht mehr die Polen! In gleichem Sinne sprachen der Bischof Zaluski von Kijow und der Starost Severin Rzewuski, der Sohn des Palatins *).

Repnin schäumte vor Wuth und verabredete mit dem König und dem Primas einen Gewaltstreich. In der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1767 ließ er die beiden Bischöfe von Krakau und Kijow und die beiden Grafen Rzewuski, und bald darauf noch mehrere andere Senatoren und Landboten gewaltsam aufgreifen und ins Innere von Rußland schleppen. Unter Mißhandlungen aller Art ging die Deportation von statten **). Man verweigerte den Gefangenen selbst die

*) Vergl. die Aktenstücke bei Theiner 4b, 187, 190. Theiner Neueste Zustände 187 flg.

**) Näheres bei Rulhière 2, 250—260. Die Berichte des Nuntius bei Theiner 4b, 227, 229, 233.

nöthigsten Lebensbedürfnisse. Mit beredten Worten haben dieselben ihre Leiden und die Leiden ihres Vaterlandes geschildert. Aber es waren ja nur katholische Bischöfe, Senatoren und Landboten, die für ihre Religion und Freiheit martyrisirt wurden, und ihre Würgerin Katharina war im „philosophischen" Jahrhundert die „Philosophin auf dem Throne"!

Als in spätern Jahren Repnin, nachdem er nicht mehr Gesandter, in Warschau einmal auf Besuch war, brachte der Bischof von Cujavien bei einem Gastmahl die Rede auf die gefangenen Bischöfe, und sagte, daß sie in Freiheit gesetzt werden müßten, weil sie ohne alle Schuld im Gefängniß schmachteten. Repnin erwiderte: „Sie, Monsignore, dürften besser wissen, als ich, ob sie schuldig sind, denn ich ließ sie arretiren nicht auf Befehl meiner Souveränin, sondern in Folge des Drängens und der schriftlichen Aufforderung mehrerer Senatoren und Minister, unter denen auch Sie, Monsignore, sich befanden. Ich werde die Schrift und noch andere Dinge zur rechten Zeit ans Licht bringen, um mich zu entlasten." Der Bischof wurde über diese Antwort so bestürzt, daß er nicht sprechen konnte und die Gabel mit Speise, die er eben zum Munde führen wollte, aus der Hand fallen ließ *).

Durch ganz Polen ging ein Schrei der Entrüstung über die von Rußland begangene Verletzung des Völkerrechts, ganz Warschau war von Trauer und Schrecken erfüllt; aber König Stanislaus, der russische Satrap, „saß ruhig an seinem Schreibtisch im Maleranzuge, umgeben von Pinseln, Tuschen, Farben und chinesischer Tinte, beschäftigt, eine neue Dienertracht für den künftigen Jahrestag seiner Krönung zu zeichnen." So fanden ihn die Repräsentanten der Nation, die ihn an seine Pflicht, gegen die Willkür Repnin's Protest einzulegen, erinnerten. Von ihren Bitten bestürmt, schickte der Verräther

*) Bericht des Nuntius vom 23. März und 27. April 1771 bei Theiner 4 b, 387, 388, 390.

drei Senatoren zu dem russischen Botschafter, mit dem er völlig einverstanden war, und forderte ihn zum Schein zur Rechenschaft über seine Frevelthat auf. Aber Repnin erwiderte kalt: er sei nur seiner Souveränin Rechenschaft schuldig, und werde nicht ruhen bis alle seine Wünsche bezüglich Polens in Erfüllung gegangen. Gleichzeitig gab er die öffentliche Erklärung ab: Die russischen Truppen hätten als Verbündete und Freunde Polens die Delinquenten gefangen genommen, weil diese die Reinheit und Uneigennützigkeit der Absichten der Czarin zu verdächtigen gewagt; die Czarin werde auch ferner, wie bisher, ohne allen Eigennutz das Glück Polens befördern und der polnischen Freiheit ihren Schutz angedeihen lassen*). Und in ähnlicher Weise äußerte sich Katharina, als man sie um Freigebung der Gefangenen bat. Die uneigennützige und reine Liebe, sagte sie am 4. Dec. 1767, die sie dem edlen Volk der Polen zuwende, erlaube ihr nicht dem Gesuche zu willfahren, sondern gebiete ihr auf demselben Wege, auf welchem sie seither das Heil des Landes erstrebt habe, consequent fortzuwandeln. Ihr Botschafter in Warschau habe nur ihre Befehle vollzogen, als er die Aufwiegler aus dem Lande entfernt habe und diese Feinde der Ruhe und Gesetzlichkeit in Freiheit setzen, hieße das Land ihren verderblichen Anschlägen gewissenlos opfern**).

Repnin verlangte sogar, daß die gefangen genommenen Bischöfe und Senatoren von den Polen selbst als Rebellen und Majestätsbeleidiger verurtheilt werden sollten, denn wer sich der Czarin widersetze, sei ein Feind des Vaterlandes***). Die Polen, eröffnete er am 18. Oktober den Mitgliedern der Commission, hätten nicht mehr das Recht zu denken, sondern

---

*) Rulhière 2, 259. Repnin's Erklärung vom 14. Oktober 1767 bei Theiner 4b, 182.

**) Bei Kéralio Histoire de la dernière guerre entre les Russes et les Turcs 1, 351.

***) Bericht des Nuntius vom 19. Oktober 1767 bei Theiner 4b, 234.

nur zu handeln, und zwar so zu handeln, wie seine gnädige Gebieterin verlange. Wer auch nur murre, werde als Rebell behandelt. Repnin's Unverschämtheit ging so weit, daß er in die Akten des Reichstags die Erklärung eintragen ließ: Wenn man der Czarin nicht gehorche, so werde er Warschau der Plünderung preisgeben, das Land verwüsten und allen Widerspenstigen das Haupt auf dem Blutgerüst abschlagen lassen. Russische Grenadiere umstanden in Schlachtreihen aufgestellt die Sitzungssäle, immer bereit auf den ersten Wink Repnin's einzuhauen. Als einmal ein Landbote ein Wort der Opposition einlegte, fuhr ihn Repnin in öffentlicher Sitzung an: Sie sind ein Narr, eine Bestie! Wer auch nur einen Spaziergang vor der Stadt machen wollte, mußte sich dazu einen russischen Erlaubnißschein verschaffen *).

Die nationale Verzweiflung, schreibt der englische Gesandte in Warschau am 21. Okt. 1767, über die Behandlung durch die Russen sei so groß, daß die kleinste Aussicht von der Fremde her hinreichend seyn würde, im Lande eine allgemeine Flamme zu entzünden **).

Aber während dieser „nationalen Verzweiflung" trat in Warschau die Verkommenheit eines großen Theiles des polnischen Adels recht zu Tage. Namenlos war die Schmach, die insbesondere der König auf sich häufte. In der Gesellschaft von Buhldirnen verhandelte er mit Repnin die wichtigsten Angelegenheiten der Nation, und Buhldirnen gaben manchmal die Entscheidung ab, wenn sich Beide über die passendste Art der Erniedrigung Polens nicht verständigen konnten. Niemals ist eine Nation von ihrem Könige der Art verrathen worden, wie Polen von dem ehemaligen Beischläfer der russischen Czarin verrathen wurde ***). Und eine nahe Verwandte des

---

*) Berichte des Nuntius vom 20. und 21. Oktober, 23. Dec. 1767 bei Theiner 4 b, 235, 246. Vgl. Rulhière 2, 260 flg.

**) Bei Raumer 2, 119.

***) Rulhière 2, 262, 268.

Königs, die Fürstin Czartoryska gab sich den Lüsten Repnin's, des verruchten Henkers ihres Vaterlandes, hin*). Und noch mehr. Nicht bloß der König und der Hof und zahlreiche weltliche Adelige wohnten den festlichen Mahlzeiten, den Bällen, Feuerwerken und Maskeraden bei, die Repnin wie zum Siege über die Polen veranstaltete, sondern auch hohe geistliche Würdenträger mischten sich in den russischen Jubel. Wenige Wochen nach der Deportation polnischer Bischöfe, Senatoren und Landboten erschien der polnische Reichsprimas und Erzbischof von Gnesen in neumodischem Gallakleid und englischer Cravatte und der Bischof von Cujavien in der Tracht eines Palatins mit großem Gefolge im russischen Lager, um dem Schauspiel einer Schlacht beizuwohnen, welches Repnin nach einem glänzenden Bankett zu Ehren des Königs veranstaltete. Der Bischof von Cujavien gab Festlichkeiten zu Ehren Repnin's, der ihn dann bald darauf öffentlich als „Narr“ und „Bestie“ bezeichnete. Diese Bezeichnungen waren diplomatische Lieblingsausdrücke des russischen Botschafters. Der päpstliche Nuntius kann in seinen Berichten nicht Worte genug finden, um seine Entrüstung über das feile, ehrlose Treiben des an Rußland verkauften polnischen Adels auszudrücken. Ich hätte nie geglaubt, schreibt er am 28. Okt. 1767, daß die Polen und vor allem die Geistlichen so tief gesunken wären, um sich zu freuen und Triumphe zu feiern über das Unglück ihres Vaterlandes **).

Das Unglück Polens wurde auf dem Reichstag besiegelt. Der von Rußland bezüglich der politischen Gleichstellung der Dissidenten diktirte Traktat ward unterzeichnet, alle durch die Czartoryski's und ihre Partei seit 1764 eingeführten Reformen wurden vernichtet, die zur Befreiung der Bauern und Heranbildung eines vierten Standes gemachten Vorschläge ver-

*) Vergl. den merkwürdigen Brief der Fürstin bei Chodzko 156.

**) Vergl. die Berichte des Nuntius bei Theiner 4b, 220, 236. Essen's Berichte bei Hermann 5, 435, 444.

worfen, das Gesetz über das Majoritätsvotum auf den Provinziallandtagen wurde beseitigt und das Liberum Veto so unumschränkt sanctionirt, daß selbst bei künftigen Königswahlen Stimmeneinheit herrschen und der Einspruch eines einzigen Adeligen genügen sollte, um eine getroffene Wahl ungültig zu machen. Alle diese widersinnigen Stipulationen wurden in der Form eines für alle Zeit unabänderlich gültigen Vertrags zwischen Rußland und der Republik festgestellt*), und auch mit Preußen wurde am 24. Februar 1768 ein ähnlicher Garantievertrag geschlossen. Polen war nun „faktisch und rechtlich" ein russischer Vasallenstaat geworden, und wiederum versprach Katharina „unter den heiligsten Eiden die Integrität des Landes zu erhalten, zu sichern und zu vertheidigen", während sie kurz vorher einen Ukas erlassen, der uns deutlich zeigt, daß sie sich schon als Herrin über Weißrußland ansah und diese polnische Provinz zu anneriren beabsichtigte**).

Aber Polen sollte auf dem Reichstag noch eine größere Schmach erdulden. Auf die diktatorische Forderung Repnins ward ein neuer griechisch-russischer Adel in Polen geschaffen. Fast zweihundert „verächtliche mittellose Creaturen", theils aus verschiedenen Ländern zusammengeströmte Aventuriers, die am tiefsten vor Repnin gekrochen, theils Polen von gemeiner Geburt, die aus der Erniedrigung ihres Vaterlandes Vortheil gezogen, erhielten die polnischen Adelsrechte und wurden demnach „souveräne Individuen"; unter Andern auch die berüchtigten russischen Henkersknechte Carr und Igel-

*) Traité perpétuel entre la République de Pologne et l'empire de la Russie vom 13/24 Februar 1768 bei Theiner 4 b, 247—264. D'Angeberg 30—40. Vergl. ferner das Aktenstück bei Theiner 4 b, 244. Eine gute Analyse des Vertrags zwischen Rußland und Polen gibt Theiner Neueste Zustände 200—208.

**) Bei Theiner 4 b, 221 als Beilage zu dem Bericht des Nuntius vom 2. September 1767.

nachgegeben, so möge er doch dem völligen Ruin der katholischen Kirche vorbeugen. Sich katholisch nennen und sich gleichzeitig vom Centrum und vom Oberhaupt der Kirche lossagen, sei ein unvereinbarer Widerspruch, der ein vollständiges Schisma Polens unausbleiblich zur Folge haben würde. Das Vorgehen sei unerhört. Man habe den Dissidenten alle für sie verlangten ungewöhnlichen Vortheile bewilligt und die Katholiken müßten bereits unter dem Druck der Dissidenten leiden, und darum sei es unbegreiflich, daß die russische Czarin, die von Gewissensfreiheit spreche und in ihren in ganz Europa verbreiteten Denkschriften die katholische Kirche Polens nicht antasten, sondern in ihrem Glanze erhalten zu wollen verspreche, jetzt mit Gewalt die Gewissen der Katholiken angreifen und sie zwingen wolle ihren Glauben und ihre Dogmen zu ändern *).

Aber solche Vorstellungen bewirkten Nichts. Repnin ging den ihm von der Czarin vorgezeichneten Weg. Als der Bischof von Przemysl in einer Commissionssitzung im Januar 1768 mündlich seinen Protest gegen die Synode einlegte, fuhr der russische Botschafter wüthend von seinem Sitze auf, überhäufte den Kirchenfürsten mit Schmähungen und Schimpfreden aller Art und bestand auf sofortige Unterzeichnung der Vorlagen. Nur aus „besonderer Gnade" verstand er sich schließlich dazu, das Projekt auf eine nächste Sitzung zu vertagen. Um die Mitglieder der Commission willfährig zu machen, lud er einmal bei einem Gastmahl zum Trinken ein mit den Worten: „Dieser Wein ist ähnlich dem des verstorbenen Bischofs von Krakau", und nun lief sofort das Gerücht durch die Stadt, Soltik sei vergiftet worden. Doch das Schreckmittel wirkte nicht. Trotz aller Einschüchterungen

---

*) Bei Theiner 4b, 202—204. Rußlands Versuche der Schismatisirung Polens dauerten inzwischen ununterbrochen fort. Vergl. den Bericht des Nuntius vom 8. Juli 1767 bei Theiner 4b, 216.

und Schmähungen, die sich in jeder Sitzung wiederholten, blieben die Bischöfe und die Lithauer Deputirten standhaft bei ihrer Verweigerung der Synode und nur im „engern Ausschuß“ der Commission ward Repnin's Projekt angenommen und sollte als Artikel der Verfassung proklamirt werden. Dem päpstlichen Nuntius ließ der Botschafter bereits die Deportation nach Sibirien ankündigen und kein Bischof wagte mehr mit dem Nuntius zu verkehren *).

Inzwischen aber war im Monat Februar 1768 der berühmte Protest des Landboten Karl Chreptowicz erschienen, ein für alle Zeiten merkwürdiges Aktenstück, welches in edler, einfacher Sprache, wie sie die verfolgte Unschuld spricht, die russischen Gewaltthätigkeiten in Polen enthüllte und auf alle Gemüther eine unbeschreibliche Wirkung ausübte. Man sprach schon von einer neuen Conföderation, die sich in Polen „für die Freiheit des Vaterlandes und die Religion“ bilde, und Katharina hielt es nun nicht mehr für gerathen, die „nationale Verzweiflung“ aufs Aeußerste zu bringen, und gab ihrem Botschafter die Weisung, die Synode vorläufig fallen zu lassen. Gegen Ende Februars versammelte Repnin den „weitern Ausschuß“ (grande délégation), zog ein Papier aus der Tasche, und sprach: „Hier sehen Sie, meine Herren, den von der Delegation verfaßten und gebilligten Entwurf gegen den römischen Hof, der offenbar jede Autorität des Papstes in diesem Königreich vernichtet. Ich habe Befehl von meiner Souveränin, Ihnen zu sagen, daß sie darauf nicht besteht. Ich vernichte ihn also mit ihrer Erlaubniß, meine Herren“, und indem er ihn in Stücke zerriß, wendete er sich zu Bohonolicz, einem äußerst eifrigen Parteinehmer für die Autorität des heil. Stuhles, und sagte: „Empfangen Sie von meiner Hand diesen zerrissenen Entwurf und bewahren Sie ihn wie eine

*) Berichte des Nuntius vom 16. und 17. Januar 1768 bei Theiner 4b, 267, 268. Bericht des englischen Gesandten aus Petersburg vom 4. März 1768 bei Raumer 2, 181.

Reliquie!" Einen andern, ihm von dem Reichsprimas Podoski eingereichten Entwurf: „Wie die Kirche Polens von Rom zu trennen", zerriß er ebenfalls und überreichte die Stücke einem Bischof mit den Worten: „Hiermit, Monsignore, machen Sie Ihre Aufwartung beim Nuntius!" Hohn begleitete allenthalben die Gewalt. „Sie treiben die Sachen zu weit", sagte einmal der Graf Potocki zu Repnin. „Sie kennen noch nicht unsere Nation. Wir haben ein altes Sprüchwort, welches lautet: Man nimmt einem Polen leicht seinen Rock und sein Kleid, will man ihm aber auch noch sein Hemd nehmen, so nimmt er Alles wieder zurück." „Wer wird es wagen auch nur einen Laut von sich zu geben", entgegnete Repnin. „Ich", erwiderte muthig der Graf: „in weniger als vierzehn Tagen werde ich mich an der Spitze einer Conföderation befinden und mit ihr gegen Alles, was Sie gethan, protestiren. Ich bin in Ihrer Gewalt. Lassen Sie mich nach Belieben gefangen nehmen, Sie werden hierdurch Nichts gewinnen; fünfzigtausend Polen denken wie ich."

Bald darauf, am 29. Februar 1768 vereinigten sich alle edlen Polen, denen die Religion und die Freiheit ihres Vaterlandes am Herzen lag, zu der Conföderation von Bar, um das russische Joch abzuschütteln, und gleichzeitig mit ihnen protestirte Papst Clemens XIII. feierlichst gegen die Gewaltschritte der russischen Czarin. Repnin lachte. Widerstand gegen seine Herrin, sagte er, sei fruchtlos. Seine Herrin sei allmächtig *).

*) Essen's Bericht vom 27. Februar 1768 bei Hermann 5, 427. Berichte des Nuntius vom 31. Januar und 10. Februar 1768 bei Theiner 4 b, 268. Die päpstlichen Proteste von 1767 und 1768 bei Theiner 4 b, 198, 201, 205—207, und bei Theiner Neueste Zustände, Dokumentenband 60—80. Vergl. auch letzteres Werk im Text 208—222.

XXXII.

Das Antichristenthum unserer Tage und die christliche Apologetik.

II. Die beiden Götzen des Tages.

Die Zeitströmung unserer Tage wird einerseits genährt durch das trübe Wasser des Materialismus, andererseits durch die tendenziöse Kritik des Rationalismus.

Beide sind stagnirende Elemente, Kinder einer faulen Reaktion, kraftlos in sich und doch mächtig wirkend wie das Gesetz der Trägheit. Wie jede Reaktion, so ist auch dieser Zeitgeist naturgemäß Skepticismus, der sich nur an dem Widerspruch gegen den wirklichen Fortschritt nährt und zuletzt sich selber aufzehrt. Die deutsche Bildung unter dem Drucke dieser Elemente wäre für die Zukunft gefährdet, und der deutsche Geist wäre ein Samson mit abgeschnittenen Locken, wie das treffend bemerkt wurde *).

Noch immer ist es eine Partei der Vertreter der sogenannten exakten Wissenschaften, welche in Ewigkeit über Kraft und Stoff und Maß und Gewicht nicht zum Gedanken kommen,

---

*) Dr. Faber: Der Materialismus in der deutschen Literatur. (Deutsche Vierteljahrsschrift 1864, I.)

Reliquie!" Einen andern, ihm von dem Reichsprimas Podoski eingereichten Entwurf: „Wie die Kirche Polens von Rom zu trennen", zerriß er ebenfalls und überreichte die Stücke einem Bischof mit den Worten: „Hiermit, Monsignore, machen Sie Ihre Aufwartung beim Nuntius!" Hohn begleitete allenthalben die Gewalt. „Sie treiben die Sachen zu weit", sagte einmal der Graf Potocki zu Repnin. „Sie kennen noch nicht unsere Nation. Wir haben ein altes Sprüchwort, welches lautet: Man nimmt einem Polen leicht seinen Rock und sein Kleid, will man ihm aber auch noch sein Hemd nehmen, so nimmt er Alles wieder zurück." „Wer wird es wagen auch nur einen Laut von sich zu geben", entgegnete Repnin. „Ich", erwiderte muthig der Graf: „in weniger als vierzehn Tagen werde ich mich an der Spitze einer Conföderation befinden und mit ihr gegen Alles, was Sie gethan, protestiren. Ich bin in Ihrer Gewalt. Lassen Sie mich nach Belieben gefangen nehmen, Sie werden hierdurch Nichts gewinnen; fünfzigtausend Polen denken wie ich."

Bald darauf, am 29. Februar 1768 vereinigten sich alle edlen Polen, denen die Religion und die Freiheit ihres Vaterlandes am Herzen lag, zu der Conföderation von Bar, um das russische Joch abzuschütteln, und gleichzeitig mit ihnen protestirte Papst Clemens XIII. feierlichst gegen die Gewaltschritte der russischen Czarin. Repnin lachte. Widerstand gegen seine Herrin, sagte er, sei fruchtlos. Seine Herrin sei allmächtig *).

---

*) Essen's Bericht vom 27. Februar 1768 bei Hermann 5, 427. Berichte des Nuntius vom 31. Januar und 10. Februar 1768 bei Theiner 4 b, 268. Die päpstlichen Proteste von 1767 und 1768 bei Theiner 4 b, 198, 201, 205—207, und bei Theiner Neueste Zustände, Dokumentenband 60—80. Vergl. auch letzteres Werk im Text 208—222.

XXXII.

Das Antichristenthum unserer Tage und die christliche Apologetik.

II. Die beiden Götzen des Tages.

Die Zeitströmung unserer Tage wird einerseits genährt durch das trübe Wasser des Materialismus, andererseits durch die tendenziöse Kritik des Rationalismus.

Beide sind stagnirende Elemente, Kinder einer faulen Reaktion, kraftlos in sich und doch mächtig wirkend wie das Gesetz der Trägheit. Wie jede Reaktion, so ist auch dieser Zeitgeist naturgemäß Skepticismus, der sich nur an dem Widerspruch gegen den wirklichen Fortschritt nährt und zuletzt sich selber aufzehrt. Die deutsche Bildung unter dem Drucke dieser Elemente wäre für die Zukunft gefährdet, und der deutsche Geist wäre ein Samson mit abgeschnittenen Locken, wie das treffend bemerkt wurde *).

Noch immer ist es eine Partei der Vertreter der sogenannten exakten Wissenschaften, welche in Ewigkeit über Kraft und Stoff und Maß und Gewicht nicht zum Gedanken kommen,

*) Dr. Faber: Der Materialismus in der deutschen Literatur. (Deutsche Vierteljahrsschrift 1864, I.)

denen nichts eine Wirklichkeit ist, was sie nicht mit Händen greifen und welche noch immer die Freiheit des Geistes läugnen, weil sie den Geist umsonst mit Laternen in der Unterwelt der Naturnothwendigkeit suchen. Darum müssen sie die „heiligen" Naturgesetze als absoluten Gegensatz gegen das Christenthum hinstellen. Auf der andern Seite ist es der Skepticismus der „freien Kritik", d. h. das Streben allem Positiven den Garaus zu machen, die christliche Offenbarung und die Kirche als Hemmschuh der Bildung und des Fortschritts zu verdächtigen. Auf beiden Seiten ist es die Fiktion einer subjektiven Hypothese, welche die Stelle der wirklichen Gesetze des religiösen Lebens vertreten soll. Nur selten treten die eigentlichen Consequenzen dieses Strebens zu Tage, der vollständige Nihilismus; gewöhnlich umgeht man die Hauptfrage: wessen Sohn ist Christus? Statt dessen begnügt man sich mit mageren Ausflüchten. Man meint die strengen Consequenzen eines Strauß beseitigen zu können, indem man „die Person Jesu möglichst zurückstellt", sich bloß auf dem Boden des rein „Aesthetischen und Ethischen" hält *). Von der Person Christi will man nichts hören, sondern nur von dem „Geist seiner Lehre", der das „einzig Wahre und Bleibende" seyn soll. Glücklicher Weise ist Strauß doch ein besserer Kenner der Kirchengeschichte, um sich von der Halbheit dieses armseligen Doketismus hinhalten zu lassen. Er wußte doch zu gut, mit dem bloßen Ignoriren der Person Christi ist es nicht abgethan; das hat ihm ja selbst Renan besser abgelernt, daß man mit dem Uebernatürlichen zuerst „fertig" seyn muß. Es ist immer die alte Leier von dem Christenthum als bloßer „Moral", womit man die Kluft ausflicken will. Dieser Flachheit der „Moralreligion" hat ihrer Zeit schon ein Weib auf den Grund gesehen. Die bekannte Mad. Staël hat Recht gehabt, wenn sie meinte, das wäre eine religion sans raison. Man muß das Licht der eigenen Weisheit schon sehr hoch

*) Allgemeine Zeitung, Beilage 21. Mai 1864: „Das Leben Jesu".

hinausfhalten über die „Lichter“ der Kirche, und von dem Verstand der Altvordern sehr geringen Respekt haben, oder von ihm nichts wissen, wenn man meint, in der fast zweitausendjährigen Entwicklung des christlichen Dogmas wäre solch ein Lückenbüßer nicht längst schon auf der Gasse zu finden. Solcher Zerfahrenheit gegenüber sind uns immerhin Strauß und Consorten ehrliche Leute, welche doch wissen was sie wollen.

Allerdings wissen wir, daß Strauß noch immer für sich allein das Recht behält zu bestimmen, was „vernünftig“ ist. Wollen wir nur an einem Beispiel — statt der vielen — diese Vernunft uns etwas näher ansehen.

Wie erklären diese Vorkämpfer der „vorurtheilsfreien“ Kritik so klare Stellen wie z. B. Hebr. 2, 4. Röm. 15, 18. I. Cor. 12, 9 ꝛc., wo der Apostel Paulus von Wundern und Charismen spricht, die er und mit ihm die christlichen Gemeinden nicht etwa bloß mit Augen gesehen oder gehört, sondern in ihren Wirkungen erfahren haben? Strauß geht daran stillschweigend vorüber. Das scheint uns für seinen Zweck das Vernünftigste zu seyn. Baur dagegen weiß uns Aufschluß zu geben. Das Charisma der Wunderheilung besteht ihm darin, „daß man die Genesung mehr oder minder zuversichtlich verhieß.“ Das ist doch ein ganz treffliches Mittel für unsere Heilkunde; wozu noch Allopathie und Homöopathie und wie sie alle heißen diese Pathien, wozu noch Arzt und Medizin? So eine „zuversichtliche Verheißung“ kann ja der nächste Beste geben, und damit ist all das Heer von Krankheiten von der geplagten Menschheit gehoben!

Darauf beruft sich der Apostel mit der ganzen Kraft seiner sittlichen Energie gegenüber hartnäckigen Gegnern und apostatischen Juden als auf unzweifelhafte und von den Gegnern zugestandene Thatsachen. Wie hilft [illegible] unsere „Kritik“ gegen diese Thatsachen durch? Antwort: [illegible] Thatsachen sind bloße „Visionen“, Täu[illegible] des [illegible] Entzückens“, in welches damals [illegible]

seine christlichen Gemeinden und nicht minder Heiden und Juden, welche diese Thatsachen nicht läugneten, verrückt waren; sondern die ganze christliche Welt. Und erst die moderne Kritik ist zur nüchternen Wahrheit gelangt. Freilich kommt dann noch eine Frage. Strauß und seine Freunde wissen sehr gut, daß auch im intellektuellen und sittlichen Gebiete die Größe einer Wirkung von der Größe der wirkenden Ursache bedingt ist. Nun glauben wir, gehört dazu eine ziemlich starke „Vision", welche im Stande ist unter den damaligen und heutigen Hindernissen die Welt zu besiegen, eine Lebensmacht zu werden. Eine solche Vision wäre ein viel größeres Wunder als das Christenthum — und bis heute ist die „Kritik" mit diesem „Wunder" noch nicht fertig geworden.

Doch noch ein Weg ist offen, das Christenthum könnte ja auch eine „Erfindung" seyn! Strauß hat vor zwanzig Jahren dafür den Namen „Mythus", „Messiasidee" gebraucht; in seiner Volksausgabe ist er schon deutlicher. Nun freilich meint von einem derartigen Erfinder bereits Rousseau Emil IV: L'inventeur en serait plus étonnant que le héros! Und der schmachvolle Tod des göttlichen Erlösers ist etwas derartiges, was keinen Erfindungsgeist anzieht. Die historische Person Christi, von der auch der Heide Tacitus weiß*), ist so originell und im Widerspruch mit der „Messiasidee" des gewöhnlichen Volkes, daß wir die Genialität einer solchen Erfindungsgabe selbst der „vorurtheilsfreien" Kritik absprechen müssen. Wir möchten darum diese Kritiker auch nicht beim Worte nehmen, ob sie vielleicht für ihre eigene „Erfindung" derartige Strapazen erduldet, wie sie ein Apostel Paulus aufzählt. Auch wissen wir noch keinen, der für die Erfindung

*) Tacitus Annal. l. XV. c. 44: Auctor nominis ejus Christus qui Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat.

der modernen Kritik sich — nicht etwa martern, sondern nur am kleinen Finger zwicken ließe.

Das ist doch ein Umstand, der uns wenigstens etwas unvernünftig zu seyn scheint, wobei wir uns dagegen verwahren an der Vernunft des Dr. Strauß etwa rütteln zu wollen. Renan thut sich hier schon leichter; er schwingt sich auf dem leichten Rohr der Phrase hin und her, ohne nur auf den Boden zu kommen. Von dem Zeugniß der Apostel hält er nicht viel, denn zwischen Petrus und Johannes findet er so — was bis jetzt noch Niemand gefunden — eine kleinliche „Eifersucht", was ihr Zeugniß von der Auferstehung verdächtigt. Dagegen ist es das „ewig Weibliche" was den Autor und seine Leser anzieht. Es ist das Zeugniß der Maria, welche er schnell in eine Art hysterischen Hellsehens versetzt, etwas so Anziehendes und Erbauendes für den Franzosen, daß er dabei selbst in einen ähnlichen Zustand verfällt, und ausruft: „moments sacrés, où la passion d'une hallucinée donne au monde un Dieu ressuscité." Um dem französischen Orakel seinen Nimbus zu lassen, wollen wir dasselbe auf dem Dreifuß der Phrase sitzen lassen; uns hat diese französische Pythia nichts Neues gesagt; wir wissen, es ist die γυνὴ πάροιστρος des Heiden Celsus. Freilich weiß uns dann Renan wieder nicht zu sagen, wohin dann der Leib Christi gekommen ist. Entweder haben ihn Jünger gestohlen; dafür war bekanntlich gesorgt — oder er muß noch da seyn!

Stellen wir uns nur einen Augenblick auf die Seite der Gegner, geben wir uns die Mühe uns den Christus, wie ihn uns die „Kritik" malt, mit all den innern Widersprüchen, angethan mit den Fetzen des französischen Christ des laboureurs, oder entblößt zum leblosen Götzenbild des deutschen „Begriffs" — uns ihn als Gründer einer einzigen weltgeschichtlichen Religion zu denken, welche das alte Römerreich spaltete, die ausgebildetsten Culte zu Grabe trug, im Widerspruch zu der feinen Gedankenbildung der griechischen Philosophen, unter der Verfolgung der römischen Imperatoren, im

Kampfe mit all dem die Welt erobert, wilde Nationen cultivirt hat, die größten Geister der Weltgeschichte zu den Ihrigen zählt, welche die Mutter der gegenwärtigen europäischen und Weltcultur ist! Wo ist da der Anfang, wo das Ende der Narrheit dieser Hypothesen? Strauß hat Recht: „der Begriff eines Lebens Jesu ist ein verhängnißvoller Begriff." So verhängnißvoll wird das „Fertigseyn" mit dem Uebernatürlichen, daß man an allem Menschlichen, und an sich selber irre wird.

Sehen wir jetzt dieser „vorurtheilsfreien Kritik" auf den letzten Grund. Bei Renan haben wir schon erfahren, warum er „das Opfer" gebracht hat, die Offenbarung zu läugnen. Wir wissen auch, daß die Söhne Israels, Levy et Frères, ihm dafür eine ziemliche Anzahl Silberlinge geopfert haben, in Verhältniß zu welchen Judas sicher ein schlechtes „Geschäft" gemacht hat.

Strauß dagegen haben wir nicht so kennen gelernt; wir haben an ihm den Ernst und in manchen Partien die Strenge seines Studiums nebst einer seltenen Darstellungsgabe bewundert. Sein erstes Leben Jesu und seine Dogmatik sind ein Beweis seltener Resignation eines Gelehrten, welcher scheinbar sonst nichts Anderes wollte und anstrebte, als ein rein wissenschaftliches und kritisches Problem lösen. Erst nach zwanzig Jahren offenbart sich, daß die „strenge und vorurtheilsfreie Kritik" nicht so ganz voraussetzungs- und zwecklos, so ohne alle Absicht und alles Vorurtheil war. In seiner „Volksausgabe" des Lebens Jesu treten sehr praktische, demagogische Zwecke in den Vordergrund. Während er früher der goldenen Jugend Deutschlands, den Lichtfreunden, Aufgeklärten und wie sie alle heißen, nur spitze Pfeile gegen den „Aberglauben" des positiven Christenthums lieferte, ohne in sonstige Verbindung damit zu treten, reiht er sich in der Volksausgabe mitten unter Ronge, Uhlich und die Deutsch-Katholiken ein, wir möchten sagen fast mit einem Knüppel in der Hand. Die andere Hand reicht er dem leichtsinnigen

Franzosen über den Rhein hinüber. Während dieser der Sache einen politisch-revolutionären Anstrich gibt, sucht Strauß der Revolution auf dem religiösen Gebiete auf die Beine zu helfen. Das politische Erwachen des deutschen Volkes will er dadurch herbeiführen, daß er die Reformation vollenden, d. h. alle positiven Dogmen welche Deutschland trennen, also das ganze Kirchenwesen, entfernen will. Auf diese Weise, meint er, könne Deutschland allein einig werden durch eine Religion wie der Deutschkatholicismus ist. Diesem Zwecke dient die „strenge, vorurtheilsfreie Kritik" eines Strauß: das positive Christenthum muß weggeschafft werden, um an dessen Stelle einen Mischmasch, eine Religion der Zukunft zu setzen. Dieß ist das Danaidenfaß der freien Kritik ohne Boden und Deckel! In dem Sande der „Zeitstimmen" verläuft sich der Strom, „der unaufhaltbare" wie das Strauß gemeint hat, einer solchen Kritik, und sein Resultat ist = Null.

Wäre uns der Raum gegönnt, so könnten wir ebenso leicht nachweisen, daß es dieselbe Sache mit der „Heiligkeit" und „ewigen Unveränderlichkeit der Naturgesetze" ist, wie mit der „freien Kritik". Beiderseits handelt es sich nicht etwa um die Wissenschaft als solche, sondern um die Sucht, Widersprüche gegen die christliche Offenbarung hervorzuziehen, mit welcher man innerlich entweder gebrochen hat, oder die man nur dem Namen nach kennt.

Das „Limitirtseyn" der Natur, welches seit Hume und Spinoza als Schlagwort gegen die Religion geltend gemacht wurde, ist ebenso wie der Mechanismus eines Cartesius und Leibniz durch die großen Fortschritte der neueren Naturwissenschaften in Trümmer gegangen. Die Naturwissenschaft im Großen hat den Blick erweitert und das geistige Gebiet von der Empirie nicht ausgeschlossen. Dieser glücklichen Verbindung der empirischen Untersuchung und der geistigen Kühnheit verdanken wir die fast riesigen Fortschritte auf diesem Gebiete. Ist damit etwa die Religion gefährdet? Das läßt sich Niemand einfallen, der weiß, daß die Naturgesetze und

die religiösen zwei verschiedenen Gebieten angehören. Nur der Sensualismus und Materialismus, welchem es keine Existenz als eine greifbare gibt, meint damit, daß er die Empirie als das einzige Moment der menschlichen Erkenntniß in Anspruch nimmt, gegen die Religion und den Geist überhaupt etwas zu vermögen. Nun weiß jede Philosophie und ebenso die Theologie, daß die Sinnenerkenntniß eines der Momente des Erkennens, aber das niederste derselben ist.

Es ist immer ein sicheres Zeichen des innern Zerfalles und der Barbarei des Geistes gewesen, sobald der Sensualismus die Oberhand gewann. Er aber ist es, welcher da und dort in Deutschland unter dem Titel „exakte Wissenschaft", dem Geiste Grenzen setzt und denselben zu etwas ganz Gleichgültigem degradirt, und darum die Gesetze des geistigen Lebens mit denen der niedern sinnlichen Natur confundirt. Daher sein principieller Widerspruch gegen das Christenthum.

Nun sind aber die Gesetze des sittlich freien, religiösen Lebens höherer Art als die der greifbaren Masse. Sie gründen zunächst auf der innern Erfahrung des Selbstbewußtseyns*), und bedürfen darum keines Beweises von Außen. Das Christenthum läßt der Naturforschung ihr Recht, und fordert nur das gleiche Recht für sich. Das erscheint dem Materialismus als Intoleranz, wenn die Kirche sich verwahrt gegen einen Eingriff in ihre Rechte; und doch ist nichts gewöhnlicher als die Gedankenlosigkeit dieser Richtung, die eigenen unbehilflichen Vorstellungen von geistigen Dingen den großen Ideen der Menschheit und des Christenthums zu unterschieben, um dann dagegen loszuschlagen. Was ist alltäglicher als das Geschrei, welches die Kirche als Feindin des Fortschritts mit allem Schmutze besudelt, weil diese eine Vermischung der beiden Gebiete, der Naturnothwendigkeit und der Freiheit verdammt?

---

*) Augustinus de Trinitate l. XV; 21: Intima scientia est, qua nos vivere scimus.

Wir können nicht weiter eingehen auf diesen Kampf des gegenwärtigen Materialismus gegen das Christenthum und alle geistigen Interessen desselben, gegen die sittlichen Grundlagen unseres Daseyns*). Immerhin ist die Zahl der Schriften nicht gering, welche principielle Barbarei des Geistes predigen. Was soll man dazu sagen, wenn in naturwissenschaftlichen Zeitschriften dieser Tage alle Monstruositäten Vogts, Büchners u. s. w. nachgebetet werden; wenn daselbst die Gedanken „Ausschwitzungen des Gehirns" genannt, die Seele bloß als Coefficient stofflicher Veränderungen dargestellt wird? Dazu kommt noch daß diese Hypothesen in sogenannten „populären" Schriften für Kunde der Natur unter die Massen geschleudert werden, um jede geistige Anschauung im Keime zu ersticken!

Freilich ist diesen Barbaren die Naturforschung im großen Styl weit über den Kopf gewachsen. Es ist das unermeßliche Reich der Imponderabilien, der Wärme, des Lichtes, des Magnetismus und der Elektricität, welche die engen Schranken des Materialismus durchbrechen und über sich selber hinausweisen zu einer höheren Ursache**).

So wenig Natur und Christenthum Widersprüche, so wenig die Naturforschung und Theologie. Das Reich der Ideen ist allerdings nur für das geistige Auge meßbar, aber sein Daseyn, seine Wirkung auf die materielle Welt kann auch der Blödeste nicht in Abrede stellen.

Das tiefste Streben des Menschengeistes ist zu allen Zeiten dasselbe gewesen, die Bedürfnisse der Menschheit nach Wahrheit und Freiheit haben für die Völker immer die gleiche Bedeutung; dafür hat die Natur und die Materie kein Mittel, keine Lösung. Ebensowenig vermögen die exakten Wissenschaften etwas gegen die großen Gebrechen der Zeit, die

---

*) Vergl. u. A. die treffliche Zeitschrift: „Natur und Offenbarung" (Münster) a. v. St.

**) Vergl. Humboldt Kosmos, III, 10.

Stürme der Leidenschaften, die sittliche Armuth, das Krebsübel des socialen Lebens.

Damit sind wir unserm Zwecke näher gerückt, nämlich der Frage über das Verhältniß der gegenwärtigen Apologetik gegenüber den erwähnten negativen Tendenzen. Es ist keinem Denkenden fremd, daß von Seite der Theologie und Philosophie diesen Richtungen gegenüber mit bloßem Absprechen und Negiren nichts gethan ist. Man muß das Ungethüm bei den Hörnern packen!

Hier steht die Frage über das Wunder im Vordergrund. Die Theologie als Wissenschaft hat zu jeder Zeit eine besondere Aufgabe zur Lösung gebracht; das ist ihre Stellung in der Zeit überhaupt, daß sie aus dem reichen Schatze göttlicher Offenbarung die Fragen der Zeit zur Lösung bringt. Ebenso hat offenbar auch in dieser Beziehung unsere Theologie eine besondere Aufgabe, das Verhältniß des natürlichen Lebens zum übernatürlichen bestimmter zu fassen. „Darin, daß die Lehre von dem Wunder anders als ehedem gestaltet und behandelt werden müsse, stimmen alle Theologen überein", bemerkt ein tüchtiger Kenner der Sachlage *).

Das Wunder ist dem Theismus wesentlich, ebenso wie der Pantheism kein Wunder kennt. Das Wunder ist nur richtig zu verstehen im Ganzen der christlichen Weltanschauung. Die Menschwerdung, das größte der Wunder, ist der Mittelpunkt aller übernatürlichen Wirkungen. Jedes christliche Dogma setzt die Möglichkeit des Wunders voraus. Die christliche Schöpfung, Erlösung, Heiligung, die Grundlagen des Christenthums sind nur auf dem Boden des Wunders möglich. Das Wunder im weitesten Sinne ist der novus saeclorum ordo, die Grundbedingung des freien Verhältnisses Gottes zur Welt. Diese Freiheit ist in der Menschwerdung offenbar geworden. Das Wunder ist also ein nothwendiges Moment der göttlichen Vorsehung überhaupt, es ist nichts

*) Dr. T. Köstlin, Jahrbücher für deutsche Theologie 1864. II. S. 210.

bloß Zufälliges, Jenseitiges, Naturwidriges — keine Ungeheuerlichkeit. Diese Nothwendigkeit des freien göttlichen Rathschlusses muß man nur nicht mit der der Natur verwechseln; man muß sich nur bis zu dem Gedanken erheben können, daß Gottes ewige Freiheit auch eine vernünftige, darum gesetzmäßige, und keine müßige Willkür, ein beliebiges Hin- und Herspringen ist.

Dieses Gesetz göttlicher Liebeführung ist freilich nicht in dem Steine oder fossilen Knochen zu lesen; diese führen nur zu einer letzten Ursache. Es ist aber offenbar dem freien persönlichen Geiste und kann lebendige innere Erfahrung werden durch Hingabe an dasselbe im Glauben*). Dieses übernatürliche Moment des Christenthums ist gerade das ächt natürliche, wahrhaft menschliche. Alle wahre Humanität wird sich darnach bemessen, wieweit sie die Principien der christlichen Freiheit in sich ausgebildet hat. Das Opfer ist etwas specifisch Uebernatürliches, und doch ist es die Grundlage der socialen Ordnung. Eine principielle Läugnung des Uebernatürlichen kehrt sich ebenso gegen alles ächt Menschliche. Die Frage über das Wunder ist eine Frage über die Existenz des Christenthums, der Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen.

Wie bemerkt ist der Begriff des Wunders, abstrakt für sich genommen, ein falscher; er erklärt sich nur im Zusammenhang mit den Zwecken des Christenthums. Ueber die Begriffe der niedern Naturordnung werden wir zu einem höhern Gesetze der Freiheit im Gottmenschen geführt. Die physischen Gesetze in ihrem Causalitätsnexus führen bis an die Schwelle des freien, persönlichen Lebens — wer da über diese Schwelle gehen will, muß das Zeugniß des Geistes, der Geschichte und der Religion anrufen.

Gewöhnlich werden Wunder und Gnade als freie göttliche Akte bezeichnet. Dieß ist richtig und wahr. Der ge-

*) Conf. Dante, Purgatorio XVII. v. 91 etc.

wöhnliche Verstand denkt sich dabei aber etwas ganz Falsches, nämlich ein ganz zufälliges und willkürliches Schalten und Walten, das da in keinem innern Zusammenhang mit dem Plane der Erlösung, Schöpfung und Heiligung steht. So entstehen dann Monstruositäten von Zufälligem, Naturwidrigem durch eine ordinäre Confusion göttlicher Freiheit mit Willkür.

Das stellt sich die antichristliche Tendenz unter Wunder vor; und wenn sie dann dagegen losschlägt, so kann man ihr den Windmühlenkampf nicht wehren. Nur soll sie nicht meinen, das Wunder des Christenthums getroffen zu haben; damit „fertig" zu seyn. Das Christenthum weiß von einem ewig frei gewußten Plane Gottes mit der Welt; und von diesem Einen Gesetze schließt sie die Naturgesetze nicht aus, so wenig als die Menschwerdung die Schöpfung ausschließt, sondern eben als nothwendig voraussetzt, einschließt*). Es hat schon einen tiefern Sinn, wenn Hilarius von Poitiers, der tiefsinnige, die Vollendung der Schöpfung erst mit der Geistessendung datirt. Die Naturoffenbarung Gottes ist die Voraussetzung der Gnadenoffenbarung, und keineswegs für sich als „fertige" zu denken, weil es nicht vernünftig ist Gottes Werke als Stückwerk zu betrachten, da unser Wissen Stückwerk ist. Nur der todte Naturbegriff findet hier einen Widerspruch. Die Natur in allen ihren Reichen ist nichts Todtes, Fertiges im gewöhnlichen Sinn. Das haben die Alten gut gewußt. In neuerer Zeit haben die Resultate der Geognosie, die Erscheinungen des Magnetism und der Elektricität, vor Allem aber die Astronomie hinlängliche Beweise davon gegeben**).

---

*) Conf. Thomas Aquin. Summa Theolog. P. I. qu. 15. a. 1: quia mundus non est casu factus, sed est factus a Deo per intellectum agentem, necesse est, quod in mente divina sit forma, ad similitudinem cujus mundus est factus.

**) Vergl. Humboldt, Kosmos IV. S. 48.

Der tiefste Begriff der Natur ist das Werden *). Ebenso wie die Natur, so ist auch das Christenthum nichts Fertiges, in dem Sinne als ob es eben eine „alte Geschichte", der Vergangenheit angehöre. Es ist in seinen entsündigenden, heilenden Wirkungen, mit seinem Einfluß auf die Gesittung der Völker und des Einzelnen ein Proceß, der erst vollendet ist am Ende der Tage. So wie die Gnade für die innere Seite des Menschen ein fortwährendes Wunder ist, so ist das Wunder der Natur den Zwecken des Christenthums entsprechend.

Die Existenz des Wunders, des Uebernatürlichen überhaupt ist für unsere Erkenntniß zunächst eine rein geschichtliche Thatsache, und kein mathematischer oder apriorischer Beweis. Es ist wie das Christenthum selber eine geschichtliche Lebensmacht, seine Gesetze und Beweise in sich selber tragend und dieselben offenbarend je nach den besondern Bedürfnissen der Menschheit. Freilich, wäre das Christenthum ein leeres Moralsystem, eine bloße Wahrheit im mathematischen Sinn, dann wäre allerdings ein Uebernatürliches überflüssig. Nur wäre da nicht zu begreifen, wie das Christenthum die Welt umgeschaffen, was noch kein System gethan. Knowledge alone is not a regenerator: ruft ein moderner Denker solchen Spiritualisten entgegen. Die Evangelien wissen freilich von so einer Theorie nichts; einstimmig lernen wir da Christum als neues Leben der Welt, als neuen Adam kennen, und das sind nicht leere Redeweisen! Nicht bloß die innere Erfahrung jedes wahren Christen bezeugt das, sondern gerade die negative Wissenschaft selber, welche seit achtzehn Jahrhunderten daran zerrt und nicht fertig wird. Die christliche Wahrheit ist kein todter Besitz, sondern Leben, es ist des Menschen innerstes Lebensmark.

Nachdem wir die schlimmen Folgen des Zeitgeistes für die christliche Weltanschauung gezeichnet, möchten wir auch

*) Aristoteles, Metaphys. l. X. cap. 11 etc.

die guten daran nicht verschweigen. Es scheint uns etwas Gutes und Heilbringendes daran zu liegen, daß durch die heftigen Angriffe die Theologie mitten hinein ins Leben gestellt wird, als eine Sache, welche jedes Menschen höchste Interessen berührt und nicht etwa der Zunft der Theologen allein angehört. Die heftigste Opposition gegen das positive Christenthum ist doch selbst eine Art Theologie; das daß ist keine Frage, nur das wie, das ist die Frage. Ebenso gut es keine Frage ist, daß alle Menschen Logik treiben, welche denken; aber welche Logik!

Hierin scheint uns der Zeitgeist selber eine Mahnung zu seyn an diejenigen welche berufen sind, sich nicht hinter die Thüre zu stellen, wenn draußen Stürme wehen. Haben uns doch die größten Kämpfe auch die größten Siege gebracht! Unter Sturm und Ungewitter hat das Christenthum sich das Haus gebaut; Wind und Wetter schaden dem Gebäude nicht; nur Eines, scheint mir, schadet der christlichen Bildung und darum auch der christlichen Wissenschaft: die Trägheit, die dumpfe Stille der Fäulniß! Die übermäßige Ruhe derer, welche in geistigen Dingen im Besitze sind und auf die Thorheiten, die täglich auf dem Markte des Lebens ausgeschrieen werden, bloß selbstgefällig herablächeln ohne sich über die Schwelle zu trauen, scheint uns nicht viel besser zu seyn, als der alle Farben schillernde Liberalism, der immer nur „Fanatismus" und „Intoleranz" zu schreien weiß, wenn klare Köpfe über die höchste Frage des Christenthums, die Person Christi, bestimmte Resultate wollen. Als ob darin der Fortschritt unserer Bildung bestehe, daß die leere Phrase derer, welchen das positive Christenthum zum „überwundenen Standpunkt" gehört, mehr Duldung zu beanspruchen habe, als der christliche Glaube und die ernste Wissenschaft.

III. Das Zeugniß eines Dahingeschiedenen.

Eine Schrift unter den vielen, welche in jüngster Zeit gegen Renan erschienen sind, möge darum mit wenigen Worten

besprochen seyn, weil sie den von uns oben bezeichneten allgemeinen Standpunkt einnimmt, nämlich die Stellung unseres modernen Zeitgeistes zum Christenthum ins Auge faßt; dann weil der Verfasser, ohne Zweifel einer der klarsten christlichen Denker unserer Gegenwart, hier sein letztes Zeugniß für die Wahrheit des Christenthums niedergelegt hat. Es ist die Schrift Dr. M. Deutingers: „Renan und das Wunder, ein Beitrag zur christlichen Apologetik.“ (München 1864).

Unter den trefflich gewählten Rubriken: 1) Alte und neue Zeit; 2) Renan und die Wissenschaft; 3) der Fortschritt und die Religion; 4) die Wissenschaft und die Religion; 5) die Vollendung der Wissenschaft durch die Religion; 6) die Naturgesetze und das Wunder; 7) die Freiheit und das Wunder; 8) die Persönlichkeit und das Wunder; 9) Christus und das Wunder — stellt Deutinger den Angriffspunkt der modernen Negation, das Wunder nicht abstrakt für sich hin, sondern er erblickt dasselbe im großen Ganzen der christlichen Weltanschauung als einen integrirenden Theil des Christenthums.

Er erörtert in dem Eingang die Natur der dem Christenthum feindlichen Bewegung unserer Tage, der Verbreitung derselben unter die niederen Klassen. Sodann weist er darauf hin, daß der Widerspruch gegen die Lehre von dem Gekreuzigten keineswegs etwas so Neues ist, als das scheinen möchte. Das Christenthum war ja von Anfang an Thorheit in den Augen der Welt. „Der stolze Römer, welcher die ganze bekannte Erde seiner Herrschaft zinsbar wußte, hätte jeden Propheten mit Hohn von sich gewiesen, der ihm gesagt hätte, in wenigen Jahrhunderten werde das Römerreich in Staub zerfallen und das verachtete Christenthum die Welt beherrschen. Dennoch geschah das Unwahrscheinliche, das Unglaubliche. Rom beugte sich vor dem Kreuze, die Welt huldigte der Macht des Wortes und betete an, was sie verfolgt und verspottet hatte.“

Das Christenthum, die Religion der Freiheit, der That und des Fortschrittes wurde Träger der Weltcultur. „Die

Gestirne aller Religionen erbleichten vor der aufgehenden Sonne des Christenthums. Diejenigen Völker, welche sich von ihm abwendeten, versanken in die Nacht der Unwissenheit und Barbarei, diejenigen aber, welche dem Christenthum huldigten, wurden fortan Träger der Cultur. Kunst und Wissenschaft empfingen vom Christenthum die Taufe der Wiedergeburt. Jeder Widerstand, den die Welt dem Christenthume entgegensetzte, hat bisher immer zur Verherrlichung desselben und zu einer neuen geistigen Umgestaltung der Welt geführt."

Dann charakterisirt der Verfasser die moderne antichristliche Zeitrichtung, als deren Sprecher Renan erscheint. Die Schwächen desselben und die Oberflächlichkeiten werden mit so ruhigen Worten, mit so viel Resignation und Klarheit dargethan; die planmäßig angelegte, gewöhnlichen Lesern versteckte Perfidie gegen das Christenthum so getroffen, daß jeder Leser frappirt wird. Mit wahrhaft christlicher Selbstverläugnung läßt sich hier der christliche Apologet, der mit einem Blicke die Erbärmlichkeit des Gegners mißt, herab dem in die Grube gefallenen Thiere des Zeitgeistes die Hand reichend, um es wieder herauf zu ziehen. Das kritische Auge durchmustert die Schrift sogar auf dem gewöhnlichen Standpunkte der Romanschreiberei. Sogar als Roman ist sie unwahr, weil ihr Held eine schlechte Rolle spielt.

Für unsere Zeit und die Vorurtheile derselben ist der Abschnitt: „der Fortschritt und die Religion" von besonderem Interesse. Er sieht dem Quell des heutigen Unglaubens auf seinen Grund; derselbe ist eine langsam zeitigende Frucht unserer Zeit. Es ist die Parole „Fortschritt" dem die Zeit entgegen jubelt, und in diesem Taumel, der sich dessen nur selten bewußt ist was wahrhaft Fortschritt ist, wird vor Allem das Christenthum und die Kirche als fortschrittsfeindlich gehaßt. Wie verhält sich dazu die christliche Religion? „Die Religion ist nur insoferne das wahre Heil der Menschheit, als sie die Führerin zum höchsten Ziele ist. Aus religiösen Gründen dem Fortschritt sich entgegenstellen, heißt das Wesen der Religion ver-

läugnen, und diese selbst der Verachtung und dem Hasse preisgeben. Die Religion, welche den Menschen als Hemmschuh des geistigen Fortschrittes erscheint, hört auf, Religion zu seyn." Nur den Fortschritt, welcher ein Abirren vom letzten Ziele ist und das sittlich-religiöse Leben gefährdet, muß die Kirche von sich ausschließen, damit schließt sie aber nicht die Wissenschaft aus. „Solange noch eine geistige Kraft im Menschen lebt, welche eines weitern Fortschrittes fähig ist, wird sie von der Religion nicht unberücksichtigt gelassen. Ein Stillstand mitten auf dem Wege des Fortschritts zum Bessern wäre ebenso mit dem Wesen der Religion, wie mit der Natur des Menschen im Widerspruch."

Deutinger weiß auch, daß die Erfolge des Zeitgeistes häufig daher kommen, „daß es dem Geschicke der Gegner und dem Ungeschick mancher Apologeten gelungen ist, die Welt zu überreden, Christenthum und Kirche seien die beiden Hemmschuhe des geistigen Fortschrittes." Derselbe weiß dem Fortschritt der Wissenschaft ebenso das vollste Recht zu wahren, als dessen Einseitigkeit zu charakterisiren, gegen welche nur die Objektivität der Geschichte und das wirkliche Leben schützt. Er deducirt sodann das Grundgesetz aller Erkenntniß, also auch der religiösen. S. 42. Die Religion ist höchste Realität, der Zweck aller Wirklichkeit. „Gar Manches kann in dem Bereiche der Natur selbst nicht aus wissenschaftlichen Gründen erklärt werden, was sich doch in der Erfahrung als bestehend und wirksam erweist. Kann aber die Naturwissenschaft nicht einmal das eigene Gebiet vollständig überschauen, mit welchem Rechte darf sie sich herausnehmen, außer und über ihr stehende Gebiete des Lebens nach sich bemessen und beurtheilen zu wollen? Ist doch das Leben nicht ein Theil der Wissenschaft, sondern die Wissenschaft nur ein Theil des Lebens. Was aber vom Theile gilt, sagt die Logik; gilt keineswegs auch vom Ganzen." Die Religion kann ebenso wie das Leben selbst „nie ganz in bloßes Wissen verflüchtigt werden." Auf diese Weise stellt der selige Verfasser die Wissenschaft zum

Leben und zur Religion ins richtige Verhältniß. „Der Natur unterwirft sich die Wissenschaft als erklärende und dienende Magd, der Religion will sie als Richterin und gebietende Herrin gegenüber treten. In der Naturwissenschaft unterwerfen wir unser Denken dem Gegenstande, in der Religion will man den Gegenstand dem Denken unterordnen. Wo bleibt da die wissenschaftliche Gerechtigkeit?"

Wir können dem Gange der Entwicklung nicht weiter folgen, und Solchen, die immer und immer neuen Lärm schlagen über das mittelalterliche: philosophia ancilla theologiae, könnten wir rathen, sich hier ein wenig umzusehen, wie das gemeint und nicht gemeint ist.

Vielleicht als die trefflichste Partie möchten wir den Abschnitt: „Vollendung der Wissenschaft durch die Religion" bezeichnen, wo die Aufgabe unserer Wissenschaft in so schönen Worten geschildert ist. S. 69 ff. „Ist das Christenthum eine göttliche Anstalt, so wird es auch in dem Sturme der Zeiten nicht untergehen, und Keinen von denen, die seinem Stern vertrauen, in den Wogen versinken lassen. Warum soll der gläubige Christ sich scheuen, in die Wissenschaft und Bildung der Zeit sich zu versenken, wenn er die Gewißheit einer höheren Sendung in sich trägt?... Nur die eigene That rettet. Das Stehenbleiben bei den Errungenschaften der vergangenen Zeiten ist gerade in einer Zeit, welche sich in jedem Augenblicke auf den Fortschritt beruft, am meisten geeignet, der Anklage, daß von allen Wissenschaften nur die theologischen und religionsphilosophischen nicht an dem allgemeinen Fortschritt sich betheiligt hätten, den Schein von Wahrheit geben... Wenn die dem ethischen und religiösen Leben fremd gewordene Wissenschaft die Menschheit der geistigen Verkommenheit und Verwilderung überliefert, so hat die positiv-christliche Wissenschaft nur um so mehr den Beruf und die Pflicht, diesem drohenden Verfall der geistigen Cultur mit allen Mitteln zu begegnen."

Auf ähnlich klare und scharfsinnige Weise wird sodann der Beweis für das Wunder im christlichen Sinne geführt

S. 89 ff. Dieses tritt, wie bemerkt, im innern Zusammenhang mit der ganzen christlichen Offenbarung uns als Gegenstand der Forschung entgegen. Die verschiedenen Reiche des Daseyns mit ihren eigenen Gesetzen und Erscheinungsformen werden durchwandert bis herauf zum Reiche des persönlichen Lebens, dem Gipfel der Schöpfung. In diesem Reiche tritt das Wunder nicht als etwas Fremdartiges auf, da schon das persönliche Leben dem Unpersönlichen gegenüber ein Wunder ist. Im engsten Zusammenhange steht das Wunder mit dem Christenthum, der Religion der persönlichen Freiheit (S. 158):

„Nicht um für immer dem blinden Naturgesetze unterworfen zu seyn, ist die freie Seele geschaffen, sondern um zur Freiheit der Kinder Gottes zu gelangen. Diese Freiheit kann sie zwar jetzt noch nicht in ihrem vollen Umfange genießen und üben, aber ihre ganze Entfaltung deutet auf einen zukünftigen Besitz hin... Der Mensch ist berufen, ein neues Leben auf dem bereits fertigen Grunde der unfreien Naturgebiete zu gewinnen. Mit diesem neuen Leben beginnt ein neues Gesetz, von dem die Natur nichts weiß. Der menschliche Geist ist bestimmt, eine neue Lebensgemeinschaft mit Gott einzugehen und mittelst der Freiheit mit der göttlichen Liebe in lebendige Verbindung zu treten. Diese Wiedervereinigung des Menschen mit Gott wird möglich gemacht durch die Lebensgemeinschaft, in welche die sich offenbarende freie persönliche Liebe Gottes mit der menschlichen Natur getreten ist. Mit der Offenbarung dieser Liebe beginnt ein neues Reich, welches erst in einem zukünftigen Leben seine Vollendung erreichen kann. Diejenigen welche diesem neuen Gebote ihr Leben zum Opfer bringen, treten in eine höhere Lebensgemeinschaft ein, und werden, von der bloß natürlichen Lebensbedingung erlöst, zum vollen Besitze der Freiheit in der Liebe gelangen; diejenigen, welche diesem Gebote und dem Glauben ihr Herz verschließen, bleiben dem Gesetz der Natur unterthan, welches sie als das alleingültige anerkennen. „„Seht““, sagt der Apostel Paulus, „„ich sage euch ein Geheimniß: Wir werden zwar alle auferstehen, aber nicht alle verwandelt werden.““

XXXIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben auf einer Reise in der Schweiz und in Oberitalien.)

XXI.

Der deutsche Werth und die Boden-Figuration des venetianischen Festlandes.

Verona 23. September 1863.

Der wunderherrliche Abend hat mich festgehalten auf den Hügeln die man die Monti Berici nennt; bei finsterer Nacht wollt' ich nicht fahren und so habe ich diese Nacht in dem lieblichen Vicenza zugebracht. Seit einigen Tagen bin ich nun in dem alten Verona, in welchem die Gegensätze der Zeiten so schroff hervortreten, wie nicht leicht in einem anderen Ort.

Mein Gasthaus liegt wenige Schritte von der Arena; von dieser gen Norden brauch ich nicht weit zu gehen, um zu dem Thor des Kaisers Galienus zu gelangen. Wenn ich mich nun gen Westen wende, so stehe ich bald vor dem alten Castell, dem großartigen Palast der Scaligeri, mit seiner wunderlichen Brücke und wandere ich nun hinauf an der Etsch, so führt sie mich zu der uralten Kirche San Zenone;

neben dieser auf dem wenig belebten Platz der einsame Thurm, der Rest des Palastes von Pipin und der deutschen Kaiser nach ihm. Geh' ich von der Arena in östlicher Richtung und über die Etsch, so seh' ich auf den Höhen des Berges die neuen Thürme, viel weiter unten die Feste San Felice und am Fuße des Berges den Garten (Giardino Giusti) mit den weltberühmten Cypressen. Darf man der Sage glauben, so haben diese prächtigen Bäume noch die Burg gesehen, welche Dietrich von Bern auf den Trümmern des Capitols erbaut hat und jetzt sehen sie über sich an der Stelle des Capitols das mächtige Castell San Pietro. Die Castelle und die Thürme schauen ernst und ruhig auf die Stadt und die Gegend — die Schießscharten sind ihre Augen. Auf dem Platz bei der Arena (Piazza di Brà) drängte einst sich das Volk zu den Kämpfen der Gladiatoren, vielleicht zu den Martern der Christen; über diesen Platz ritten die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge, zogen die glänzenden Scaliger und ritt am Morgen des 6. Mai 1848 der Marschall Radetzky, als er entschlossen und ruhig durch die Porta nuova zu der Schlacht von Santa Lucia auszog. Auf diesem Platz wandeln jetzt Herren und Damen und österreichische Soldaten; auf diesem Platz spielt die Militär-Musik; im Angesicht der alten Arena sitzen die jungen Offiziere, rauchen Cigarren, trinken Kaffee, scherzen mit den Blumenmädchen und ihnen gegenüber stehen vor der Hauptwache einige Kanonen. Steig ich auf eine Höhe, etwa auf das Castell San Pietro oder auch nur auf die oberste Stufe der Arena, so liegen nördlich vor mir der blutgetränkte Hügelkranz von Sonna und Sommacampagna bis zu dem Kirchthurm von Santa Lucia; und wo gegen Abend die Hügel sich verlieren, da liegt Custozza und gegen Mittag dehnt sich dämmerig die Ebene bis zu dem Meer. Sieh mein Freund, da wollen sich denn gar eigenthümliche Gedanken hervordrängen, und ich würde mit denselben Dich nicht verschonen, wenn ich nicht andere Dinge besprechen wollte und zwar sehr ernste.

Du hast den Wunsch ausgesprochen, daß ich Dir von dem berühmten Festungsviereck erzähle und siehe ich bin „zu Befehl“. Ich wandere in dem Raume herum, ich sehe, ich lese, ich frage und wenn ich auch ein Stündlein in dem Giardino Bauer sitze — versteht sich auf der nördlichen Seite der Fontäne — so will ich doch jeden Abend ein Stücklein schreiben.

Ich werde Deine Geduld nicht mißbrauchen; ich werde nicht mit der Nordsee anfangen um zu dem adriatischen Meere zu kommen; ich werde Dich nicht auf die Firnen und die Hörner der Alpen führen, um Dir die Niederungen der italienischen Küstenflüsse zu zeigen. Wohl werde ich von Wasserzügen sprechen und von Gebirgen, von Culturen und von Verbindungen, wohl werde ich Dir mancherlei Gestaltungen des Bodens vorführen, aber ich werde Dich nicht mit den Einzelnheiten des Kriegsmannes quälen. Du bist ja nicht mein General und ich bin nicht auf Recognoscirung versendet; ich möchte in allgemeinen Zügen Dir eine richtige Vorstellung von der strategischen Barre der penninischen Halbinsel erwecken. Nimm nur eine ordentliche Karte von Ober-Italien zur Hand, und gestatte mir, ehe ich zur Sache gehe, eine vorläufige Bemerkung.

Vor fünfzehn Jahren haben in dem Raum zwischen dem Mincio und der Etsch die Oesterreicher gegen Verrath und Uebermacht siegreich gefochten; in jenem engen Raum hat der alte Radetzky den Bestand des österreichischen Kaiserstaates gerettet, Deutschland ein mächtiges Bollwerk und die Verbindung mit dem adriatischen Meere erhalten. Zu gleicher Zeit haben die Professoren, die Advokaten und andere Schwindler in der Paulskirche mit ihrer Zärtlichkeit für die Italiener Parade gemacht; sie haben den Schlüssel unserer Alpenpässe, sie haben Deutschlands Verbindung mit dem Mittelmeere den Feinden des deutschen Namens ausliefern wollen und da hat der vielgepriesene und viel gelästerte Radowitz die gewichtigen Worte gesprochen: „Wenn Oberitalien von Oesterreich ge-

trennt ist, so beginnt die Vertheidigung unserer Südgrenze an der obern Etsch und am Tagliamento, statt am Tessin. Die erste dieser Linien führt nach Tyrol und Bayern, die andere ins Herz von Oesterreich. Es ist dieß der Unterschied den erst ein ganz unglücklicher Feldzug erzeugen würde. Wir müßten den Vertheidigungskampf da beginnen, wohin wir erst nach großen Verlusten und Niederlagen gedrängt werden könnten" ... „Dasselbe gilt von der Westgrenze. Unsere kostspielige fortificatorische Sicherung der Oberrheinlinie wäre nutzlos, die Positionen im Schwarzwalde, die starke Festung Ulm und die obere Donau wären umgangen. Der Kampf begänne statt am Oberrhein in den Ebenen von Kärnthen und Bayern. Ein Drittel des deutschen Reiches wäre ohne Schutz verloren. Wollen wir nicht diesen unabsehbaren Nachtheil über uns heraufbeschwören, so müssen die Deutschen festen Fuß in Oberitalien behalten" ... „Soll Deutschland auf einer seit Jahrhunderten gefährdeten Stelle gesichert seyn, so darf die venetianische Terra ferma und das Land bis zum Mincio nicht in fremde Hände kommen."

Diese Worte haben mächtig durch Deutschland geklungen, ihre einfache Wahrheit hat die Ränke des Verrathes verwirrt und das Geschrei der Thorheit niedergeschlagen. Seit dieser Zeit sind nun die Worte des Sachkenners in der Paulskirche tausendmal wiederholt, erläutert und ausgeführt worden. Tagesblätter, Journale und Flugschriften haben die politische und die militärische Bedeutung des Besitzes von Venetien und die nothwendigen Folgen der Abtretung erörtert. Hast Du, mein alter Freund, auch nicht die netten Schriften gelesen, in welchen ein österreichischer Hauptmann Aresin die strategische und die politische Bedeutung des Festungsviereckes und die Folgen des Verlustes von Venetien sehr klar und ausführlich darstellt*): so ist Dir doch das Gutachten oder

*) Diese Schriften sind die folgenden:

1) Das Festungsviereck von Ober-Italien, seine Bedeutung für Deutschland, die Schweiz und das

die Erklärung des großen preußischen Generalstabes gewiß nicht entgangen, und wie bei allen vernünftigen Leuten, ist auch bei Dir festgestellt, daß der Besitz von Venetien nicht eine speciell österreichische Sache, sondern daß er gefordert ist von Deutschlands Sicherheit und von Deutschlands Interessen.

Wird Oesterreich in Venetien angegriffen und kömmt der Angriff von Westen, so trifft er zuerst den Raum, welchen man das Festungsviereck nennt. Dieser Raum ist in allen Büchern über Militärgeographie beschrieben und verschiedene Schriftsteller haben ihm besondere Abhandlungen gewidmet. Ein württembergischer Offizier hat zusammengestellt, was er gelesen, gehört und gesehen*). Ich habe das Büchlein bei mir; die Zusammenstellung hat mir manchmal recht gute Dienste gethan und ich kann sie auch jetzt noch gebrauchen. Wenn ich dem Verfasser bekannt wäre, so würde ich ihm meine Anerkennung und meinen Dank aussprechen, würd' ihm aber guten Rath ertheilen für künftige Arbeiten und ich denke der junge Offizier würde den Rath des alten Soldaten nicht unfreundlich annehmen. An streng militärische Erörterungen seid ihr Herren Diplomaten nicht gewöhnt, sie liegen euerer Betrachtungsweise fern und darum können sie euch keine klaren Vorstellungen schaffen. Laß sehen, ob es mir gelingt.

Machtgleichgewicht von Europa. Wien. Hof- und Staatsdruckerei 1860. 28 Seit. gr. 8.

2) Der Besitz Venetiens. Entgegnungen. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung 1862. 45 Seit. kl. 8. (Ist auch in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei erschienen.)

Eine andere kleine Schrift glaube ich anführen zu müssen, sie ist ohne den Namen des Verfassers erschienen unter dem Titel:

Venedigs militärische Bedeutung für Oesterreich und Deutschland. Wien bei L. W. Seidel 1861. 24 Seit. 8.

*) Venetien mit dem Festungsviereck, eine militärisch-geographische Skizze von M. Biffart, Oberlieutenant im k. württemb. zweiten Infanterie-Regiment. Darmstadt und Leipzig 1863.

Leg' jetzt Deine Karte auf den Tisch; suche das Stilffser oder Wormser Joch, gehe von diesem in südöstlicher Richtung, steige über Firnen und Gletscher zu dem Monte Cristallo, gehe an der Spitze des Orteles vorüber nach den Martello Bergen; wende Dich dann gegen Südwest immer auf dem Kamm fortgehend bis zu dem Dreiherrenhorn (Corno di Tre Signori), gehe wieder südöstlich zum Col di Montoz; verlasse die Höhen nicht, sondern gehe südöstlich fort über den Col di Rabbio bei den Bergen des Tonal und über den Monte Sello bis zu dem Monte Piscano, verfolge Deinen Weg über die Vedrette Cerresallo und über die Vedrette di Laris, zu den Höhen der Montagne Kerdenna und nun bleibe auf den Jochen bis Du zu dem Einfluß der Sarca in den Garda-See herabsteigst.

Fahre auf dem Garda-See nach seiner ganzen Länge bis zu dem Austritt des Mincio und gehe mit diesem bis zu seinem Einfluß in den Po; folge dem Lauf des Stromes in dessen Delta und in diesem gehe mit dessen südlichen Arme (Po di Goro) bis an das Meer*). An der See wende Dich gen Norden, überschreite die andern Arme des Stromes und verfolge den Strand bis zu der nördlichen Mündung der Etsch (Porto Fossone).

Gehe nun östlich dem Lauf des Flusses entgegen; tritt mit diesem in das Gebirge, gehe in dem Etschthal aufwärts bis zu der Mündung der Eisack, und in dem Thal dieses

*) Das alte, ziemlich verlassene Flußbett des Po heißt der Po di Volano. Sieht man ab von diesem, so theilt sich der Hauptfluß in zwei Arme, den Po di Goro und den Po di Maestro oder Po Grande. Der erste, südliche, hat fünf Mündungen, di Goro, delle Tolle, della Cammello, della Donzella und della Gnocca; der zweite, nördliche (Hauptarm) hat vier Mündungen, della Maestra, di Portoviro, della Scoetta und di Levante, von denen einige wieder sich theilen, so daß nur die Mündungen della Maestra, di Goro und della Gnocca den Schiffen zugänglich sind.

Zuflusses aufsteigend erreiche die Höhe des Brenner. Auf dem Brenner wende Dich gen Westen, klimme über den Oezthaler Firn und über den Weißkogel, gehe weiter auf den Höhen, welche den Engadin trennen bis wieder zum Stilfser Joch.

So, mein Freund, hast Du den Umfang des Raumes abgelaufen, welchen der Angriff auf Venetien von Westen her durchbrechen muß. Es ist ein classischer Boden der Kriegsgeschichte; man könnte ein großes Verzeichniß der Gefechte, der Treffen und der Schlachten aufführen, welche seit einem Jahrtausend in diesem engen Raum geschlagen worden sind.

Der bezeichnete Vertheidigungsraum fängt an in dem Hochgebirg und endet am Meer; er bietet alle Gestaltungen und Eigenthümlichkeiten des Bodens und aus diesen ergeben sich sehr bestimmte Abschnitte desselben.

Der erste Abschnitt ist die Strecke von dem Kamm der Alpen bis zum Albulathal, dem Garda-See und der Straße nach Roveredo. Der zweite reicht von dem obern Ende des Garda-See oder von dem Einfluß der Sarca bis zu dem Einfluß des Mincio in den Po bei Governolo unterhalb Mantua, und der dritte von dem Einfluß des Mincio bis zu dem Meer.

Ich vermeide in meiner Darstellung gar gerne die handwerksmäßige Form und alle Erörterungen und alle Betrachtungen sind mir zuwider, wenn sie nicht streng zur Sache gehören. Soll ich Dir aber eine richtige Vorstellung von dem berühmten Festungsviereck geben, so muß ich Dir den Charakter des Bodens bezeichnen und wenn ich diesen Charakter darstellen soll, so muß ich die Kenntniß der Erscheinungen des Flußlaufes in seinen verschiedenen Strecken und ihrer Arbeit voraussetzen. Bei den Flüssen in Oberitalien treten die verschiedenen Erscheinungen [illegible] Laufes in kleinen Zwischenräumen sehr bestimmt, ich mö[illegible] mit [illegible]igkeit ein — einfach deßhalb weil [illegible] abfallen und weil nur ein [illegible] See liegt und dem Fuß der [illegible]

der Alpen stürzen die Wasser als reißende Bergströme ab; die Hochwasser treten schnell ein und die Unterschiede der Wasserstände sind außerordentlich groß. Du kannst in Ober-Italien über einen Fluß fahren und Du siehst nur einen trockenen Graben, aber es kommen die hohen Wasser von den hohen Alpen herab und da ist es ein breites Wasser, dessen Uebergang einer langen Brücke bedarf. Diese Flüsse schleppen nun ungeheure Massen von Geschieben in die Ebene herab; noch ziemlich weit abwärts bestehen diese Geschiebe aus großem Material und sowohl die Zertrümmerung dieser, als die Abschwemmungen liefern eine Menge kleiner Stoffe, die noch weit abwärts bis zu ihrer Ausmündung geschleppt werden. Wenn, aus dem Hochland herausgetreten, die Flüsse in Oberitalien auch noch bedeutende Gefälle haben, so ist der Unterschied zwischen diesen und jenen in den nächst obern Strecken doch immer sehr groß und darum treten die Erscheinungen der Niederungen oft fast ohne Mittelglied ein. Die Hochufer flachen sich ab gegen das ebene Land, die Flüsse liegen zwischen Dämmen; sie erhöhen ihre Sohlen und die Menschen erhöhen die Dämme. Diese Wirthschaft ist in Venetien seit unvordenklichen Zeiten geführt und so ist es gekommen, daß in großen Strecken nicht die Wasserspiegel nur, sondern daß selbst die Sohlen der Flüsse höher liegen als das umgebende Land und so ist es gekommen, daß man die Theilungen und die Versumpfungen bald unterhalb der Strecken antrifft, in welchen der Fluß fast noch ein Wildwasser ist.

Die Westküste des adriatischen Meeres und besonders die Küste des venetianischen Golfes ist flach, längs desselben [illegible] keine Meeresströmungen, die Fluth steigt nicht hoch, [illegible]ber treiben die Stürme oft mächtige Wassermassen über [illegible]and. Alle Bedingungen für die Bildung der Deltas [illegible]lich gegeben und so fangen diese verhältnißmäßig [illegible] und nehmen einen guten Theil des Raumes [illegible]erg und der See.

Soviel im Allgemeinen. Von den einzelnen Flüssen will ich Dir das Nöthige sagen in der Darstellung des Landstriches, durch welchen sie strömen. Laß' Dir jetzt diese Darstellung gefallen, ich hoffe, sie wird, wenn auch langweilig, doch nicht lang werden.

Der erste Abschnitt des bezeichneten Vertheidigungsraumes, dessen mittlere Länge etwa fünfzehn geogr. Meilen beträgt, hat zur obern Grenze den Kamm der Alpen von dem Stilfser Joch bis zu dem Brenner. Die untere Grenze ist, wie ich oben bemerkt habe, eine Linie etwa in der Richtung des Albula-Thales an den Garda-See nach Riva und von dort zwischen den südlichen Abfällen des Monte Bragnollo und Monte Blaeno und den nördlichen des Monte Baldo. In diesem Raum liegen sehr hohe Alpenspitzen z. B. der Orteles mit einer Höhe von 3905 Met., und er enthält den höchsten und den niedrigsten Alpenpaß, das Stilfser Joch 2797 und den Brenner 1418 Met. über dem adriatischen Meer. Dieser Abschnitt des Vertheidigungsraumes, ganz in den sogenannten Orteler oder Trientiner Alpen liegend, hat den bekannten Charakter des Hochgebirges. Häufig zerrissene Gebirgsketten mit Firnen, Hörnern und Gletschern, hohe Joche nach allen Richtungen, deßhalb unzählige kleinere Thäler, welche in verschiedenen Richtungen ziehend, in die Hauptthäler d. h. in diejenigen Thäler einfallen, welche von dem Hauptkamm des Hochgebirges ausgehen, in der allgemeinen Abdachung des Gebirges fallen und streichen und an dessen südlichem Fuße sich öffnen. Der Hauptstock des Gebirges fällt unmittelbar von dessen Kamm sehr steil ab, die obern Theile der Thäler liegen schon weit unter diesen Höhen und deßhalb zeigt sich eine schöne Cultur in geringer Entfernung von dem Hauptkamm des Hochgebirges überall, wo die Thäler breiter und nicht von steilen felsigen Wänden eingeschlossen sind.

Die Adda entsteht nah an der Orteles-Spitze, sie strömt in westlicher Richtung, erweitert sich in den Comer-See und tritt aus dessen östlichem Arme, dem sog. See von Lecco,

heraus, um sich in den Po zu ergießen. Der Oglio entspringt ganz nah abwärts, bildet den See von Iseo, und aus diesem herausgetreten nimmt er in der Ebene die Chiese auf, welche den Idro-See bildet, sich in den Oglio stürzt und, mit diesem vereinigt, in den Po eintritt. Diese Thäler gehören nicht unmittelbar in den Bereich der gegenwärtigen Erörterung, später aber wirst Du schon sehen, warum ich Dir sie nenne.

Das Hauptthal in dem obern Abschnitt des Vertheidigungsraumes ist das Etschthal. Die Etsch entspringt hoch oben im Vintschgau, ihre Quellen gehen von dem Stock des Gebatsch-Gebirges ab und sammeln sich auf der Malser-Haide. Wie natürlich strömt sie anfangs, tief in das Gebirg eingeschnitten, zwischen steilen, hohen Wänden, bald aber öffnet sich das Thal und schon bei Meran sind die Wände mit prachtvollen Weingärten bedeckt. Bei Botzen wo die wilde Eisack, von dem Brenner abströmend, einfällt, ist das Thal weit und fruchtbar. Es bleibt im Allgemeinen ein offenes Thal und in der ganzen Erstreckung dieses Abschnittes wird es nur bei San Michele verengt, von steilen Felsterrassen eingeschlossen, um bei Lavis, wo der Fluß dieses Namens eintritt, sich nach Trient und Roveredo wieder zu erweitern. Es ist ein schönes fruchtbares Thal dieses Etschthal, und seine Cultur scheint in die ältesten Zeiten zurückzugehen. Ich habe wohl nicht nöthig Dir zu bemerken, daß in dem untern Theile dieses Abschnittes die Abdachungen der Berge sanfter, die Thäler offener, die Dörfer häufiger, die Wege mehr unter sich verbunden und vielfältiger werden, daß überhaupt das Gebirge zugänglicher wird und daß immer schöner der südliche Pflanzenwuchs sich entwickelt.

Der zweite Abschnitt, etwa vierzehn Meilen lang, erstreckt sich von dem obern Ende des Garda-Sees abwärts bis zur Einmündung des Mincio in den Po und hat zur untern Grenze eine Linie, die von Governolo etwa nach Badia zieht. Im Westen dieses Abschnittes liegt der Garda-See,

bemerkt habe, eine Linie etwa in der Richtung des
an den Garda-See nach Riva und von dort
südlichen Abfällen des Monte Bragnollo und
und den nördlichen des Monte Baldo. In
liegen sehr hohe Alpenspitzen z. B. der O
Höhe von 3905 Met., und er enthält den
niedrigsten Alpenpaß, das Stilfser Joch
Brenner 1418 Met. über dem adriatischen
Abschnitt des Vertheidigungsraumes, ganz in
Orteler oder Trientiner Alpen liegend,
Charakter des Hochgebirges. Häufig zerriss
mit Firnen, Hörnern und Gletschern, hoh
Richtungen, deßhalb unzählige kleinere Thä
schiedenen Richtungen ziehend, in die Ha
diejenigen Thäler einfallen, welche von den
Hochgebirges ausgehen, in der allgemein
Gebirges fallen und streichen und an des
sich öffnen. Der Hauptstock des Gebirges
von dessen Kamm sehr steil ab, die ober
liegen schon weit unter diesen Höhen u
eine schöne Kultur in geringer Entfern

welcher sieben geogr. Meilen lang, an seinem obern Ende nicht ganz eine halbe und an dem untern vollkommen zwei Meilen breit ist. Auf der östlichen Seite fließt die Etsch, und zwischen beiden liegt der Monte Baldo, welcher, an seinem unteren Ende sich gabelnd, einen Höhenzug, den Monte Belpo, gegen Südwesten bis zu dem See versendet, in welchen er, vorspringend, als Cap Vigilio ausgeht. Der Raum zwischen den beiden Zweigen ist das Längenthal des Tasso. Der Monte Baldo ist hier der letzte Abfall der Tyroler-Alpen; er hat den Charakter eines hohen Mittelgebirges, nicht sehr viele Ortschaften und meist schlechte Wege; er ist rauh in Anbetracht seiner Lage, aber seine westliche Abdachung geht über in ein hügeliges Hochland. Dieses fällt fast überall steil ab in den See und diese steilen Abhänge sind die sonnigen Höhen, die mit ihrem südlichen Pflanzenwuchs über den tiefblauen Wassern den Beschauer entzücken. Oestlich bilden die Abhänge die rechte Wand des Etschthales. Auf der linken östlichen Seite des Flusses treten die Höhen des Jura-Gebirges und dessen Ausläufer heran. Auch gegen Süden endet der Monte Baldo als ein hügeliges Hochland, welches sogleich als das berühmte Plateau von Rivoli erscheint und steil und felsig zur Etsch abfällt. Auf deren rechter Seite tritt ein Ausläufer der lessinischen Berge, der Monte Pastello heran und so bildet sich die tiefe enge Schlucht, die männiglich als die Etschklause (Chiusa veneta) bekannt ist. Sie ist das Thor, durch welches die Etsch aus dem Gebirge heraustritt.

Das hügelige Hochland, in welches die Abdachung des Monte Baldo übergeht, setzt sich gen Süden fort und dehnt sich, das untere Ende des Garda-Sees umfassend, gen Westen bis nah an das Gebiet der Chiese. Der Fuß dieser Hügelmasse zieht in einem großen Bogen von Lonato über Castiglione nach Volta, von da über Valeggio nach Custozza und Sommacampagna und dann über Sonna bis an die Etsch oberhalb Bussolengo. Die allgemeine Abdachung ist demnach auf der rechten Seite des Mincio gegen Südwest und auf der linken

Seite gegen Südost und gegen Osten gekehrt. Die Etsch fließt an dem östlichen Fuß dieses Hochlandes, der Mincio durchbricht dasselbe in seiner Mitte; zwischen beiden und mit beiden parallel fließen der Tasso und die kleine Tione, die in diesen Hügeln selber nah bei Pastrengo entspringt. Beide Flüsse durchsetzen die Hügelmasse, jener wendet sich dann gegen Osten und fällt in die Etsch und diese dreht sich nach Westen um in den Mincio zu treten. Gegen all diese Gewässer dacht sich das Hügelland ab und auf diesen Abdachungen fließen wieder kleine Riesel zu den größern Wassern. So wird nun das Hochland durch tiefere Schluchten und durch flache Mulden in östlicher und in westlicher Richtung zerrissen. Bemerkt man, daß die Masse dieses Hochlandes keine ebene Platte ist, sondern daß sich einzelne Kuppen zu namhaften Höhen erheben, so begreift man die Schwierigkeit der rechten Auffassung dieses Bodens und es rechtfertigt sich einigermaßen die Vorstellung von gesonderten Höhenzügen, welche das untere Ende des Garda-Sees concentrisch umfassen.

Von dem bezeichneten, sehr bestimmten Fuß des Hügellandes anfangend, erstreckt sich das ebene Land, durchschnittlich höchstens 4 geogr. Meilen breit von beiden Hauptflüssen eingefaßt, ohne Unterbrechung bis zu dem untern Ende dieses Abschnittes.

Betrachten wir nun die beiden Hauptflüsse. Der Garda-See ist das Becken der Sarca, welche bei Peschiera als Mincio wieder austritt. Der Streifen Hügelland vor der westlichen Abdachung des Monte Baldo bildet das östliche Ufer des Sees, nur von der vorspringenden Spitze des Cap Vigilio unterbrochen. Die Sarca hat ihre großen Geschiebe auf dem tiefen Grund des Sees abgelegt, der Mincio führt nur noch mit, was er etwa in dem Hügellande abspült, und deßhalb fließt er als klares tiefblaues Wasser dahin. Selbstverständlich ist die Wassermasse des Mincio bei weitem nicht so groß wie jene der Etsch, und die Wasserstände sind, wie in jedem Fluß der aus einem See austritt, gleichförmiger als

in anderen Flüssen. Die Hochwasser steigen weniger hoch, aber sie halten länger an. So weit der Mincio das Hügelland durchbricht, bilden die Abdachungen desselben seine Ufer und daher kömmt es, daß bald das eine, bald das andere überhöht ist. Bei Valeggio aus dem Hügelland ausgetreten, hat der Fluß noch ein bedeutendes Gefälle, er hat sich deßhalb Hochufer gebildet und zwischen diesen fließt er in einer schönen fruchtbaren Niederung. Weiter abwärts werden die Hochufer niedriger, die Niederung breiter, und an manchen Stellen schon sumpfig. Der Mincio erweitert sich in die Seen von Mantua und bei dem Austritt aus diesen ist er ein Niederungsfluß, welcher hoch eingedämmt in einem spitzen Winkel, dritthalb Meilen unterhalb dem genannten Platze, in den Po eintritt. Auf seinem ganzen Lauf in der Ebene gibt der Fluß zahlreiche Canäle ab zur Bewässerung des Landes.

In seiner untersten Strecke ist der Mincio nicht mehr die Grenze zwischen dem österreichischen Venetien und dem Königreich Italien. Ehe er in den obern See eintritt, zieht die Grenzlinie zu dem Po, wo er unterhalb der Einmündung des Oglio einen eingehenden Bogen macht. Von hier an bildet der Po eine kleine Strecke weit die Grenze, aber bei Luzzara löst sich diese wieder ab, und zieht auf dem rechten Ufer als Sehne des eingehenden Bogens wieder zu dem Strom, welcher nun die beiden Reiche scheidet bis an das Meer. Der Po, soweit er das österreichische Gebiet begrenzt oder demselben angehört, ist ein Niederungsstrom, eingefaßt von Deichen innerhalb welchen die große Wassermasse sich in wechselnden Rinnen verbreitet. Die Inseln und die Ufergelände der Flußrinnen sind mit Gebüschen bestanden, häufig als Waiden benützt und manchmal als Reisfelder angebaut.

Das war die westliche Einfassung unseres Abschnittes, gehen wir jetzt, um uns die östliche zu besehen.

Die Etsch tritt bei Volargne dicht unterhalb der Klause aus den Gebirgen. Sie strömt um die Hügel oder durchbricht

sie und sie hat sich eine breite Niederung mit sehr bestimmten Hochufern geschaffen. Auf der linken Seite wird sie in einiger Entfernung von den Ausläufern der lessinischen Berge begleitet, welche weiter abwärts dicht herantreten und dann sogleich gegen Süden abfallen. Der Monte Caino ist das Eck mit welchem die westliche Abdachung der lessinischen Vorberge sich in die südliche wendet, und an dem Fuß, theilweis an dem Abhang, der westlichen Seite des scharfen Bergeckes liegt Verona.

Auch nach ihrem Austritt aus den Bergen ist die Etsch noch immer ein Wildstrom. Diesen Charakter des Flusses kann jeder an den Rinnsalen und an der Gestaltung der Ufer erkennen, und wer in Verona bei dem kleinsten Wasser über eine Brücke geht, dem zeigen die Ablagerungen den Bergstrom. Unterhalb Verona fließt der Strom ruhiger zwischen seinen Hochufern; aber diese werden allmählig niedriger, sie verflachen sich in die Ebene und in der Gegend von Zevio stellen sich die Eindeichungen ein. Die Etsch gibt Seitenarme ab und speist viele künstliche Canäle Das Gefälle ist kleiner geworden, ihr Bett ist breiter, dessen Sohle ist weniger tief eingeschnitten und streckenweise von den abgelegten Geschieben bedeutend erhöht; aber erst abwärts von Legnago wird sie ein eigentlicher Niederungsstrom.

Kennst Du den allgemeinen Charakter der beiden Flüsse, so muß ich Dir jetzt auch mit kurzen Worten das Land schildern, welches zwischen denselben sich ausdehnt.

Das Hügelland ist im Allgemeinen, wenn nicht ein schönes, doch ein reich gesegnetes Land. Die Kuppen der Höhen sind meistens frei, manchmal kahl, aber die Abhänge und besonders die flachen muldenförmigen Vertiefungen sind mit prachtvollen Culturen bedeckt. Man nennt sie gerne Terrassencultur, weil die Böschungen, durch Stützmauern gehalten, in Räume abgetheilt sind, welche stufenförmig übereinander liegen. Diese Terrassen nun sind mit Obst- und Orangebäumen bepflanzt oder sie sind Wein- oder Oelgärten.

Die Abhänge sind mit Oliven, mit Kastanien und Nußbäumen bedeckt; in den Vertiefungen liegen Felder und, wo Bewässerungen möglich sind, gar schöne Wiesen. Die Felder sind mit Oliven- oder mit Maulbeerbäumen, mit lebendigen Hecken oder mit Mauern eingefaßt; diese von den Steinen erbaut, welche die fleißigen Menschen in den Feldern zusammenlesen. Die dichte Bevölkerung wohnt in größern oder kleinern Orten, die häufig auf Anhöhen stehen; aber zwischen den Feldern liegen in Menge zerstreute Häuser, Scheunen und Gebäude, welche dem sehr mannigfaltigen Betrieb der Landwirthschaft nöthig sind. Alle Gebäude sind massig von Steinen gebaut, haben dicke Mauern und kleine Fenster; ein jegliches ist ein fester vertheidigungsfähiger Posten. Zwischen den Orten, den Gebäuden und den Feldern laufen unzählige Wege, aber dennoch ist der bedeckte Boden hemmend und beschwerlich für jede kriegerische Bewegung.

Von dem Fuß der Hügelmasse auf der rechten und von dem Fuß der lessinischen Berge auf der linken Seite der Etsch erstreckt sich gen Süden unabsehbar die Ebene, nur unterbrochen von den vereinzelten Höhen der Monti Berici bei Vicenza und der Colli Euganei welche aus der Nähe von Padua bis in die Niederung des Meeres herabziehen. Diese Erhebungen aber liegen nicht mehr auf dem Boden, welchen wir betrachten. Von einer Höhe gesehen erscheint das Land als eine grüne ununterbrochene Fläche, aber bei näherer Ansicht erkennt man, daß höhere Platten und kleine Wellen auf der Ebene liegen. In seinem nördlichen Theile liegt der Landstrich noch ziemlich hoch und die kleinen Flüsse, noch tief eingebettet, fließen in größeren oder in kleineren Niederungen zwischen Hochufern, deren Ränder und Böschungen mehr oder weniger scharf und bestimmt sind. Bald aber senkt sich das Land, die Bewässerungscanäle werden häufiger; sie liegen jetzt schon zwischen Dämmen, und so ist der Boden mit einem Netze von Wasserzügen bedeckt.

Die Ebene zwischen dem Mincio und der Etsch ist ein

prachtvoller Landstrich. Zwischen den Gewässern liegen schöne Felder und üppige Wiesen; der Boden liefert alle Erzeugnisse in reichem Maße *). Bei dieser Fruchtbarkeit wird das kleinste Fleckchen nutzbar gemacht, deßhalb ist der Boden in kleine Felder getheilt und auch hier sind die Grenzen mit Hecken, mit Pflanzungen von Weinreben, mit Reihen von Oelweiden, Obst- und Maulbeerbäumen besetzt und zwischen diesen werden die Reben als Guirlanden von dem einen Baum zu dem anderen gezogen. Wo der Boden rauher ist, da tragen die Leute wieder die Steine zusammen und umfassen mit diesen ihre Felder. Bäume jeglicher Art stehen auf den Dämmen der Canäle und längs der Gewässer, und so wird das Land fast zu einem lichten Wald, in welchem die Schwierigkeit der Bewegung noch bedeutend durch die Rebenguirlanden erhöht wird. Die Ortschaften liegen nahe beisammen, die Kirche mit dem ummauerten Kirchhof liegt häufig erhöht auf einer Welle des Bodens und, meistens tiefer, um diese herum die andern Gebäude. So findet der Maler bei jedem Schritt die schönsten Motive zu Landschaften; der Kriegsmann aber sieht die Schwierigkeit jeder Bewegung und die Vertheidigungsfähigkeit dieser Kirchhöfe, die mit ihren dicken Mauern wahre Befestigungswerke sind oder leicht dazu gemacht werden können.

Auf den höheren Platten und an den Rändern der Hochufer, deren rauher Boden durch keine Bewässerung gebessert werden kann, liegen wenig fruchtbare, manchmal ziemlich ausgedehnte, haideartige Strecken, welche allerdings der Bewegung keine Hindernisse machen, dagegen aber für den Unterhalt der Truppen auch keine Hilfsmittel geben. So z. B. die Haiden bei Prebione und bei Villafranca und das Hochland zunächst bei Verona. Auf diesen Strecken schafft die Mühe des Landmannes nur geringen Ertrag.

*) Die Wiesen werden viermal im Jahre gemäht; nach je fünfzehn Jahren werden sie zu Aeckern umgebrochen, und diese geben sieben Erndten in vier Jahren.

Wo die Ebene sich bedeutend gesenkt hat und wo das Wasser reichlich herbeigeführt werden kann, da beginnen die Reisfelder. Diese sind den größten Theil des Jahres hindurch mit Wasser bedeckt und während der andern ein wahrer Sumpfboden, gangbar nur auf den Dämmen. Zuerst kommen diese Reisfelder nur einzeln vor, aber weiter abwärts bedecken sie sehr große Flächen. In diesen Bodenstrecken ist die Bevölkerung dünn, denn die Sumpfluft, welche diese Felder entwickeln, erzeugt gefährliche Fieber und deßhalb ist in der Nähe größerer Städte der Bau des Reises verboten. Die vielen Wässerungsgräben mit ihren Dämmen hindern jegliche Bewegung, selbst wenn die Felder trocken gelegt und zu Wiesen benützt sind. Während der Jahre des Baues, wenn zeitweise die Wasser abgelassen sind, kann kaum ein einzelner Mann, viel weniger können Colonnen, Pferde und Fuhrwerke darüber hingehen, und zu allen Zeiten ist die Sumpfluft gefährlich, besonders wenn große Massen von Menschen und Thieren zusammengedrängt sind *).

---

*) Die Reisfelder sind große länglichte Vierecke, als Räume für eine Abtheilung in dem künstlichen Ueberwässerungssystem. Diese sind mit Gräben umgeben, welche, zwischen Dämmen liegend, das Wasser zuführen oder abführen. Durch die kleinen Gräben, welche das Wasser unmittelbar zu den Culturen bringen, wird der große Raum in regelmäßige kleine Vierecke getheilt; neben diesen Zuleitungsgraben laufen kleine Dämme, welche die Fußwege sind, deren die Wirthschaft bedarf. In dem Monat März wird das Feld mit der Schaufel bearbeitet, dann wird dasselbe sogleich einige Zoll tief unter Wasser gesetzt. Wenn der Boden gänzlich erweicht, ein Sumpf geworden ist, dann wird der Reis geradezu in das Wasser gesäet und aus dem Wasser wächst nach kurzer Zeit die junge Pflanze heraus. Mit zwei kurzen Unterbrechungen stehen die Reisfelder unter Wasser, bis sie im September, einige Wochen vor der Erndte, gänzlich trocken gelegt werden. Viele Felder bleiben nun trocken während des ganzen Winters, andere werden wieder eine Zeit lang unter Wasser gesetzt, welches erst später wieder abgelassen wird, damit man das Feld im Frühjahr

Der dritte Abschnitt des Vertheidigungsraumes ist nördlich von der erwähnten Linie begrenzt, welche von dem Po, wo bei Governolo der Mincio einmündet, zur Etsch zwischen Legnago und Badia zieht. Dieser Abschnitt, acht Meilen lang und durchschnittlich nur wenig über zwei Meilen breit, ist vollkommenes Niederland und wenn man sagt, daß in den obern Theilen dieses Landstriches die Reisfelder vorherrschen, in den niedern aber der Polestu sehr große Flächen bedeckt, so ist der Charakter des Bodens bezeichnet. Um Dir jedoch eine Vorstellung von diesem Boden zu geben, muß ich wieder einige Bemerkungen über die Hauptströme vorausschicken.

Der Po ist recht eigentlich ein schiffbarer Fluß. Aus der Mündung di Goro gehen kleine Segelschiffe neun Meilen weit aufwärts bis Polesella. Das Gefälle des Stromes ist sehr klein geworden; seine Wassermassen bedecken große Flächen und deßwegen liegen zwischen den Eindeichungen sehr breite Räume. Diese Breite ist aber sehr verschieden, sie beträgt an manchen Stellen 340 bis 500 Met.; an andern Punkten aber rücken die Deiche bis auf 300 Met. zusammen und bei Carbonaro beträgt diese Breite sogar nur 150 Met.

Die Theilungen beginnen wo die Grenze den Strom wieder trifft. Die zahlreichen Arme führen große Wassermassen ab und sie haben deßhalb verschiedene aber immer sehr bedeutende Breiten, wechselnd zwischen 40 und 200 Meter. Selbstverständlich liegen alle diese Stromarme zwischen Dämmen, so wie die unzähligen kleinen Rinnen in welchen die Wasser todt stehen oder langsam zu anderen schleichen und die Umgebung versumpfen. In dem adriatischen Meer steigt die Fluth kaum einen Meter hoch, sie kann nicht wie der Ozean

bearbeiten kann. Die Reisfelder werden niemals gedüngt, aber der Bau wird nur drei Jahre lang getrieben, dann auf zwei Jahre trocken gelegt und in dieser Zeit erscheint das Reisfeld als eine schöne, üppige Wiese.

die Flüsse auf weite Strecken aufrollen, aber sie stauet sie zurück und zwingt sie zur Ablagerung des Schlickes, welchen die schwache Strömung der Ebbe nicht in das Meer ausführt. So schreitet die Verlandung unaufhörlich und zwar sehr rasch vorwärts, und man rechnet, daß der Po jährlich nicht weniger als 66 Meter an seinen Mündungen anlege.

Die Etsch, in diesem Abschnitte ein vollkommener Niederungsfluß, nähert sich dem Po; ihr Hauptarm ist nah an der Mündung bei Cavanella nur eine Meile von dem Po della Maestra entfernt. Die große Breite, mit welcher der Fluß in die unterste Abtheilung eintritt, vermindert sich nach der Theilung von 300 bis auf 150 Meter. Die Arme der Etsch sind häufig mit jenen des Po verbunden und man sagt, daß mittels der Schleuße von Castagnano jene in den Canal bianco und somit in diesen abgeleitet werden könne. Wer sich die Unzahl der größeren und kleineren Wasseradern zwischen den beiden Hauptflüssen vorzustellen vermag, der kann sich ein Bild machen von dem verschlungenen Wirrsal von Wassern und Sümpfen und Deichen.

Die Reisfelder erstrecken sich soweit, als der Boden, in gewisser Höhe über dem Meer liegend, noch einiges Gefälle hat; aber zwischen den Reisfeldern, und zwar zuerst in den breiten Niederungen der Flüsse, erscheint der Polesin; er wird vorherrschend in dem Delta und geht endlich über in Lagunen und in vollkommene Sümpfe*). Der Polesin erscheint als eine schlammige Grasfläche von Sümpfen unterbrochen, von unzähligen todten Wassern durchschnitten. Kein Baum, keine Cultur ist sichtbar in diesen Flächen. Sie werden zu Waiden benützt; an den besten Stellen wird Heu gemacht; deßhalb gewahrt man kleine Gebäude, bestimmt um das Futter

*) Ich weiß für Polesin kein entsprechendes deutsches Wort. „Marschland" drückt den Begriff nicht aus, denn die Marschen, z. B. in der nordalbingischen Halbinsel, werden bebaut und sind fruchtbar.

aufzubewahren und das Vieh zu überwintern; und wenn man bei diesen oder unter den Heerden einen Menschen erblickt, so zeigt das blaßgelbe zerfallene Gesicht, in welchem die dunklen Augen unheimlich groß herausschauen, so zeigen die trägen Bewegungen das Fieber der Malaria oder dessen Wirkung. Nur auf einzelnen etwas höheren Stellen liegen spärlich kleine Dörfer und nur selten erscheint in der öden Fläche ein vereinzelter Kirchthurm, herausragend über die Deiche, mit welchen das Oertchen umfaßt ist. Auf diesem Boden können gedrängte Menschenmassen nicht aushalten, und wenn unter dem schönen Himmel ein niederer Sumpfnebel unheimlich sich über die Fläche legt, so fühlt man, daß darin Krankheit umgeht und der Tod.

Wollt ich recht methodisch verfahren, so müßt ich Dir jetzt die Hauptstraßen aufführen und als Kriegsmann die Operationslinien bezeichnen. Ich denke aber besser zu thun, wenn ich diese Bezeichnung bei der Betrachtung der Vertheidigung vornehme.

Jetzt hab' ich ein halbes Buch geschrieben und doch lang nicht genug. Jeden Abend, einen einzigen ausgenommen, hab' ich an dem Schreibtisch gesessen, aber ich habe niemals viel zu Stande gebracht, denn ich war müde von meinen Ausflügen. Ich muß die Mittheilungen über das Festungs-Viereck nun schon an irgend einem anderen Orte vollenden, denn ich eile nach Genua und ich muß doch in Brescia und in Bergamo aussteigen.

Bis auf Weiteres

Dein R. N.

XXXIV.

Zeitläufe über Nordamerika.

II. Die Geschichte der nördlichen Parteien; der Unterschied der Kriegführung des Nordens und des Südens.

Für die conservative („demokratische") Partei des Nordens schien das Verbleiben der Südstaaten in der Union eine Lebensfrage. Die Partei hatte sich vierzig Jahre fast ununterbrochen in der Regierung behauptet, aber immer nur durch die Beihülfe der Südstaaten. Schieden diese aus, so mußte im Norden fast nothwendig die Gegenpartei zur Herrschaft gelangen, ohne Aussicht übrig zu lassen auf einen künftigen Systemwechsel zu Gunsten der Conservativen. Die Lage der letztern war daher seit dem Beginn des Bürgerkriegs eine höchst peinliche. Wollten sie in die Lostrennung der südlichen Staaten willigen, so schienen sie ihre eigene Selbstvernichtung zu betreiben; wollten sie aber zur Fortsetzung des Bürgerkriegs beihelfen, so war vorauszusehen, daß erstens die radikale oder liberale Partei sich um so mehr in der Herrschaft festsetzen werde, je länger ihr die unermeßlichen Mittel der Kriegführung unbedingt zu Gebote stunden. Zweitens aber mußte der Kampf, je länger er dauerte, den vermeinten conservativen Zweck, nämlich die Wiederherstellung der Union

auf ihren alten ächten Grundlagen, um so gewisser unmöglich machen. Und so ist es nun bereits gekommen; wenn auch die Union in ihren vorigen Grenzen wieder zusammentritt, so ist doch dafür gesorgt, daß der Süden nie mehr mit den nördlichen Conservativen in einer übermächtigen Partei vereinigt seyn wird.

Die freie Selbstbestimmung der Einzelstaaten im Bund war das Princip der conservativen („demokratischen") Partei im Norden. Sie mußte den vollen Muth ihres Princips haben, um noch zu retten, was zu retten war. Aber nur ein kleiner Theil, die sogenannten „Friedensdemokraten", wagten den Frieden um jeden Preis, auch um den einer gütlichen Trennung der Union zu verlangen. Die Mehrheit machte liberale Concessionen, sie billigte die Fortsetzung des Kriegs; freilich unter der Bedingung, daß dann den gebändigten „Rebellen" die freie Selbstbestimmung zurückgegeben werde. Aber auf diese Bedingung hörte natürlich Niemand, am wenigsten das gemeine Volk. Dieses verstand nur, daß der Krieg fortgesetzt werden müsse, und da war es am natürlichsten, daß die Gewalt in den Händen derer blieb, welche den Krieg bisher geführt hatten. So verlor die conservative Partei ihren innern Zusammenhalt und ihren Einfluß auf das Volk; die Gegenpartei aber war mit den in ihre Hand gelegten diktatorischen Mitteln bald im Stande einen Druck zu üben, unter dem jeder Widerstand verstummen mußte. Das war die jüngste Lage im Norden der ehemaligen Union.

Es gab einen Moment, wo die herrschende Partei auf ihren Stühlen ernsthaft erzitterte, damals nämlich als die Congreßwahlen von zehn Staaten am 4. Nov. 1862 weit überwiegend conservativ ausgefallen waren. „Die Verzweiflung an der Zukunft auf nördlicher Seite", schrieb damals ein radikaler Eiferer, „beginnt nachgerade auch die Stärksten im Glauben zu übermannen; der Krieg wird wahrscheinlich bei der gänzlichen Unfähigkeit der herrschenden Partei, der Demoralisation des Heeres und der mehr moralischen als ma-

teriellen Erschöpfung des Volkes bald aufhören *)." Besonders galten die westlichen Staaten für sehr bedenklich; Ohio, Indiana, Illinois standen im Ruf mit dem Süden gehen zu wollen, wenn nicht ein Schritt zum Frieden geschehe. In Washington selbst erwartete man eine Explosion. Am 4. März 1863 endigte der 37. Bundescongreß. Er hatte noch unmittelbar vor Thorschluß eine gewaltige diktatorische Macht in die Hände des Präsidenten gelegt. Eine Finanz- und Bankbill schaffte Geld in Hülle und Fülle, 1100 Millionen Dollar auf Einen Schlag; eine Conscriptionsbill unterwarf alle Männer von 20 bis 45 Jahren der Aushebung; eine Indemnitätsbill hob den gesetzlichen Schutz der Person für die ganze Union auf und ermächtigte den Präsidenten nach Belieben das Recht des Belagerungszustandes einzuführen. Ein Aufschrei stummer Verzweiflung ging durch die Massen; das Volk, hieß es, verfluche hundertfach den Geist tiefster Verkommenheit, welcher diesen Congreß beseelt habe. Daß die Versammlung an geistigen Capacitäten blutarm gewesen, gestanden selbst die radikalen Berichte der Allg. Zeitung. Eine energische Einsprache der Conservativen hätte damals entscheidenden Erfolg haben können; aber unter den sich kreuzenden Interessen fanden sie den Muth des Princips nicht. Dagegen wußten die Männer von Washington die vom 37. Congreß ihnen geliehenen Machtmittel zu gebrauchen; Lincoln, bisher als unfähiger Schwächling verrufen, setzte die Sporen ein; die conservative Bewegung kam ins Stocken und rasch in Rückgang. Wie nahe sie aber dem Siege gewesen war, beweist die Thatsache, daß die Regierung im neuen Congreß trotz Allem nur eine Mehrheit von etwa 10 Stimmen besaß. Für sich allein und ohne den Süden hatten die nördlichen Conservativen noch nie so viele Stimmen aufgebracht.

Seitdem ist eine Aenderung in den Berichten aus der Union eingetreten, die den aufmerksamen Beobachter erstaunen.

*) Aus Newyork. Süddeutsche Zeitung vom 6. Februar 1863.

macht. Soeben hatte man noch gegen achtzig Preßorgane, den größten Theil des Volkes, namentlich der Frauen, die ganze Stadt Newyork, fast die gesammte Damenwelt in der Hauptstadt zu den „Verräthern" und heimlichen Anhängern des Südens gezählt. Die radikalen Correspondenten waren hierin ebenso einstimmig, wie in den Klagen über die Scandale in der Regierung zu Washington. Aber mit Einem Male verstummte diese Sprache; man vernimmt seit Jahr und Tag nichts mehr von der gräulichen Wirthschaft der herrschenden Partei, nicht deßhalb weil sie nicht mehr existirt, sondern weil Niemand mehr zu reden wagt. Wir haben vor zwei Jahren z. B. über die haarsträubenden Urtheile des Hrn. von Corvin berichtet*), den die Allg. Zeitung als ihren Correspondenten hinüber gesendet hatte. Seitdem ist er wie umgewechselt; er hat Urtheil und Kritik verloren, und seine Berichte lesen sich nicht mehr anders, als wenn sie im Preßbureau des Herrn Lincoln diktirt wären. Woher diese merkwürdige Aenderung?

Augenscheinlich kann man sich nicht leicht eine zu hohe Vorstellung von dem Terrorismus machen, den die Partei auf ihrem Herrschaftssitze ausübt. Man muß nur dabei nicht bloß an den Druck der brutalen Macht denken, obgleich auch dieser nicht ausgeschlossen war. Er hat bei den Wahlen aller Art eine große Rolle gespielt. So namentlich in Newyork, das seit dem Sommer 1863 von einer großen Truppenmacht ständig überwacht blieb. Die Schreckensscenen, welche damals zwischen weißen Arbeitern und den Negern stattfanden, hatten den Vorwand geboten, nicht weniger als 25,000 Mann von der hartbedrängten Bundesarmee weg in die wichtige Stadt zu verlegen, und als die Präsidentenwahl herannahte, wurde überdieß noch der berüchtigte Butler als Commandant nach Newyork geschickt. Die mildere Praxis bestand darin, daß zu den zweifelhaften Wahlen, wie in Pennsylvanien, in

*) S. Hist.-pol. Blätter 51. Bd. S. 228 ff.

Ohio ꝛc., große Züge beurlaubter Soldaten von der Feldarmee entsendet wurden, um dem Regierungs-Candidaten zum Siege zu verhelfen. Noch einfacher machte es der Militärgouverneur in Tennessee, indem er Jeden von der Wahlurne ausschloß, der nicht vorher einen körperlichen Eid auf das Lincoln'sche Programm, den sogenannten Loyalitätseid, schwören wollte. Die Chicagoer Erklärung der conservativen Partei vom 31. Aug. v. Js. klagte insbesondere über direkte Einmischung der Militärbehörden bei den Wahlen von Kentucky, Maryland, Missouri, Delaware als über „schmachvolle Verletzungen der Constitution." Sie klagte auch darüber, daß man nach Belieben und ohneweiters den Ausnahmszustand über unbequeme Personen und Oertlichkeiten verhänge, was die Constitution freilich verboten, der 37. Bundescongreß aber dem Präsidenten erlaubt hat.

Ungleich größern Terrorismus als das Eisen scheint indeß das Gold zu üben. Ein Credit von Milliarden ist durch die Finger der herrschenden Partei gerollt, und was das bei den öffentlichen Zuständen der nördlichen Republik besagen will, das möge uns ein ganz unverdächtiger Zeuge erklären. Das Blatt des Nationalvereins hat sich jüngst aus dem Norden der Union schreiben lassen: „Bestände hier eine öffentliche Meinung als wahrer Ausdruck des Volkswillens, der unglückselige Bürgerkrieg dürfte längst beendigt seyn." Aber es gebe nur zwei Parteien, von welchen die am reichlichsten mit Geldmitteln versehene die meisten Stimmen erkaufen könne. Das allgemeine Stimmrecht „unter dem Einfluß niedriger Demagogen und der jetzt bestehenden ungeheuern Corruption" sei die alleinige Ursache des Bürgerkriegs. Für Geld sei bei diesen Wahlen Alles zu haben und wieder für Geld auch Alles bei den Erwählten. „So sprach sich noch vor Kurzem ein mit den öffentlichen Verhältnissen innigst vertrauter einflußreicher Mann dahin aus, es gäbe keine für das öffentliche Wohl noch so verderbliche, aber zum Nutzen von Privaten gereichende Maßregel, welche sich nicht im Congreß durchsetzen

ließe, ständen nur hinreichend hohe Geldmittel zu Gebote.“ Nun erwäge man, daß die Partei in vier Jahren schon nahe an vier Milliarden Dollars Anlehen bezogen und Papiergeld gemacht hat, dabei aber doch die Soldaten im Feld über mehrmonatliche Soldrückstände zu klagen haben; daß ferner der Krieg die Zahl der zu vergebenden Civil- und Militärstellen mit unbegrenzter Gelegenheit zum Beutemachen höchst ansehnlich vermehrt hat; und man wird sich über gar nichts mehr wundern, am wenigsten darüber daß das eigentliche Volk, in dessen Namen die Partei den Krieg führt, dem Willen seiner Harpyen widerstandslos preisgegeben ist. „Daß der bisherige Präsident“, so schließt der gedachte Augenzeuge, „beim Bestehen der vorgeschilderten Corruption und seinem ungeheuern Amtseinfluß im Wahlkampfe die Stimmenmehrheit erhalten werde, war sicher vorauszusehen und nur die Ruhe und Ordnung, welche dabei stattfand, erinnerte noch an bessere Zeiten. Dagegen konnte in materieller Beziehung schon diese Wahl keine freie mehr genannt werden, und nur zu sehr dürfte zu befürchten seyn, daß dieß überhaupt die letzte freie Präsidentenwahl war“ *).

Nach dem Eisen und dem Gold gibt es endlich noch ein feineres geistiges Agens, welches mithilft, um das Volk willenlos in den Banden der herrschenden Partei zu erhalten. Es ist der fanatische Subjektivismus der amerikanischen Schriftgelehrten. Diese geistliche Parteinahme erscheint um so widerlicher, wenn man weiß, wie es eigentlich um die Theilnahme für die Neger steht, und wie dabei sehr wenig biblische Motive, dafür um so mehr Handelsinteressen mitwirken. Die Sklavenfrage ist aber der hauptsächliche Rechtstitel für die Einmischung der Prediger in den politischen Streit. Ein protestantischer Correspondent berichtet darüber: „Einen abstoßenden Eindruck macht es, daß selbst die Kirche, die Kanzel dem Parteiinteresse dienstbar gemacht wird, .. und statt des Worts

*) Wochenschrift des Nationalvereins vom 23. Februar 1865.

Gottes politische Harangnen in der Kirche ertönen; wenn der Geistliche seine Zuhörer zum Haß und zur Verfolgung der politischen Gegner aufstachelt, dem Bürgerkrieg, den blutigsten Maßregeln gegen den Süden das Wort redet; kurzum wenn statt des Dieners Gottes ein politischer Fanatiker vor dem Altar oder auf der Kanzel steht. Die katholische Kirche macht hiebei eine rühmliche Ausnahme; ... aber die Geistlichen der übrigen Kirchengesellschaften, der Presbyterianer, der Episcopalen, der Methodisten, der Baptisten und wie sonst diese Sekten heißen mögen, befleißigen sich, mit wenigen Ausnahmen, mit Vorliebe dieses jedes religiöse Gefühl beleidigenden Verfahrens. Auffallend ist es, daß der überwiegend größte Theil der nichtkatholischen Geistlichen der radikalen Richtung huldigt und mit Eifer für die Fortdauer der corrumpirten Regierung Lincoln's ins Feuer geht" *).

Nun sind die Katholiken von den Lincolnianern ebendeßhalb sehr übel angesehen, aber eine bessere Zukunft wird ihnen ihre besonnene Haltung lohnen. Sie haben sich auf den trügerischen Vorwand der Neger-Befreiung nie eingelassen, sondern sind bei der Rechtsfrage stehen geblieben, und darum haben sie ihre Augen offen behalten. So lange die Wiederherstellung der alten Union zu hoffen war, stand allerdings auch der katholische Klerus im Norden patriotisch dafür ein, an seiner Spitze der leider zu früh verstorbene Erzbischof Hughes von Newyork. Als aber die wahren Ziele der Partei ans Licht traten, da erklärte der berühmte Prälat öffentlich: „eine kleine Republik mit Freiheit sei besser als eine große Republik ohne Freiheit." Hätte damals, im Frühsommer von 1863, die conservative Partei sich zu gleichem Muth der Ueberzeugung erschwungen, so wäre sie jetzt nicht vernichtet.

Trotz aller Künste des Terrorismus fürchtete in jener Zeit die radikale Partei selbst, daß die Geduld des Volkes, soweit es nur Lasten trägt und nicht vom Kriege Profit

---

*) Neue Preuß. Zeitung vom 19. Nov. 1864.

macht, brechen werde. Und dieß wäre unzweifelhaft geschehen, wenn der Krieg das nördliche Volk in derselben Weise in Mitleidenschaft zöge wie das südliche. Das aber ist nicht der Fall — ein höchst wichtiger Unterschied! Der Norden kämpft mit Geld, der Süden mit Blut. Hier kostet es die Opfer der Gegenwart, dort wird die Zukunft mehr zu tragen haben. Im Süden bringt das Land seine Habe dar und schickt das allgemeine Aufgebot der Väter und Söhne des Volkes ins Feld; im Norden rücken Anleihen zu vier Milliarden, geworbene Armeen und erkaufte Söldner auf den Kampfplatz. Hier wird der Parteikrieg geführt, dort der Volkskrieg. Für den Norden streitet ein unvergleichliches materielles Uebergewicht, für den Süden ein moralischer Fond, von dem jener so viel wie nichts hat. Dieser Unterschied ist der Mühe werth, näher beleuchtet zu werden, denn aus ihm ergeben sich nicht nur die Wechselfälle des Kampfes, sondern namentlich auch die Bedingungen der Zukunft für die nördliche Union.

Wie wurde der Parteikrieg im Norden unterhalten? Am 1. April 1861 hat Hr. Lincoln bescheidentlich 75,000 Mann gefordert, um den widerspenstigen Süden zum Gehorsam zu bringen; es waren auf Frist gemiethete Milizen und bezahlte Einsteher. Bis zum Herbst 1863 waren allmählig 1,200,000 Mann aufgeboten worden, und am 17. November dieses Jahres verlangte Hr. Lincoln wieder 300,000 Rekruten. Man zweifelte schon damals, ob ein solches Contingent ohne Zwangsaushebung aufgebracht werden könne; es ging aber doch. Der Süden blieb indeß fortwährend Sieger, und im Juli 1864 schrieb der Präsident neuerdings 500,000 Rekruten aus. Im jetzigen Augenblick rechnet man gegen dritthalb Millionen Soldaten, welche die regierende Partei vom Lande nach und nach gefordert hat. Nun weiß man allerdings nicht, wie viel davon bloß auf dem Papiere stehen geblieben, oder vielmehr in klingender Münze in die Taschen der Machthaber gefallen ist. Das Conscriptionsgesetz vom Februar 1863 gestattete anfänglich das Loskaufen der Gezogenen gegen

Zahlung von 300 Dollars, und da von dieser Vergünstigung Gebrauch machte wer nur immer konnte, so bekam die Regierung zwar viel Geld, aber wenig Leute. Im Juli 1864 wurde indeß das Recht des Loskaufs aufgehoben und nur die Stellvertretung gestattet. Daß ungeheure Massen von Soldaten wirklich aufgestellt wurden, ergibt sich schon aus der Berechnung der Verluste; die Zahl der Gefallenen wurde schon vor einem halben Jahre im Durchschnitt auf 500,000 angegeben; General Grant allein verlor binnen neun Wochen 50,000 Mann an Todten und ebenso viele durch Wunden und Krankheit. Unter anderthalb Millionen Soldaten wird die effektive Aufstellung des Nordens jedenfalls nicht zurückbleiben. Und doch wurde eine eigentliche Conscription, die gleiche Wehrpflicht nicht ein einziges Mal ausgeführt; noch die auf den 15. Februar angesetzte Aushebung konnte verschoben werden, weil die freiwillige Werbung ausreichte. Das Geld hat Alles gethan!

Seit der Abänderung des Conscriptionsgesetzes ist zwar der „Preis des Menschenfleisches" sehr gestiegen. Man bezahlt jetzt einem Einsteher 1000 Dollars Handgeld und dazu kommt ein so hoher Sold, daß der Republik jeder einzelne Soldat ungefähr so hoch zu stehen kommt wie ein bayerischer Landrichter. Inzwischen sitzt der ächte Vollblut-Yankee immer noch daheim, seine Geschäfte machend; er hat aus der arbeitenden Classe namentlich die betrogenen Deutschen und Irländer hinausgeschickt, um die Schlachten der Partei zu schlagen. Der ungeheure Sold zieht an, und die Einwanderung erweist sich als unerschöpfliche Quelle für Kanonenfutter. Der Zufluß kommt noch immer in ganzen Schiffsladungen an, und es entsteht keine Lücke, wenn diese Leute fallen, und wenn die Tausende von Proletariern der großen Städte decimirt werden, so bringt ihr Tod dem Staate keinen Nachtheil. Zuletzt hat Hr. Lincoln noch Tausende emancipirter Neger in die Armee eingereiht, die einzige Zwangsaushebung, welche im Norden bis jetzt stattgefunden hat.

Ganz anders lastet der Volkskrieg auf dem Süden. Niemand kann sagen, was geschehen wäre, wenn im Norden nur ein einziges Mal die Conscription so rücksichtslos stattgefunden hätte, wie es im Süden schon im zweiten Jahre des Krieges der Fall war. Hier spielt das Geld nur insofern eine Rolle, als jeder Mann im Feld ein Theil des Volksvermögens ist. Es gibt im Süden weder große Städte noch fremde Söldlinge; mit Ausnahme weniger Tausende aus dem Westen ist jeder Soldat entweder Landbesitzer, Sklaveneigner oder Gewerbtreibender, mit seinem Tode geht ein unersetzbarer Bürger verloren und das jährliche Produkt seiner Thätigkeit. Im Süden bietet der Staat weder Werbegelder noch hohen Sold, nicht einmal der tägliche Unterhalt der Truppen wird vom Staat bestritten, soweit er über die nöthigsten Lebensmittel hinausgeht; sondern jede Grafschaft versorgt ihre Truppen mit Kleidungsstücken, Waffen und dem übrigen Bedarf, und steht den zurückgelassenen Familien der Soldaten nach Kräften bei. Die Südlinger sind daher schlecht ernährt, schlecht gekleidet und erst mit der Zeit erträglich bewaffnet. Auch sind ihre Armeen im Verhältniß zum Feinde klein, sie schlagen ihre Schlachten ohne Reserve, können deßhalb errungene Vortheile nicht leicht verfolgen, und dennoch war der Sieg mehr als drei Jahre lang an ihre Fahnen gefesselt, und noch halten sie das Feld mit Ehren.

Erwägt man das gewaltige Mißverhältniß zwischen der Volkszahl des Nordens und des Südens, so kann man die moralische Kraft und den Heroismus dieses Volkes nicht genug bewundern. Hr. Lincoln hat, wenigstens auf dem Papier, mehr als die Hälfte soviel Soldaten marschiren lassen, als sämmtliche weißen Bewohner der eigentlichen Südstaaten zählen. Selbst im Jahre 1861 betrug das ganze von den Südlingern beherrschte Gebiet kaum eine freie Bevölkerung von siebenthalb Millionen mit vierthalb Millionen Sklaven. Dieses Gebiet war aber schon im December 1863 reducirt auf 3,765,120 Freie und 2,439,275 Neger. Also nicht ganz

vier Millionen halten gegen ein Volk von fast 20 Millionen, das vermöge seines Reichthums und günstiger Umstände, ohne sein eigenes Menschencapital merklich anzugreifen, die ungeheuersten Armeen aufstellt, noch immer das Feld. Im nördlichen Heer haben sich wenige um Haus und Hof zu kümmern, im südlichen die meisten, weßhalb die bescheidene Stärke dieser Corps auch noch durch viele Absenten geschwächt wird. Der Norden hat längst die Neger, so viele er zu bekommen wußte, als Kanonenfutter unter seine Fahnen gestellt; der Süden hat diesem letzten Mittel, so sehr es von einer Seite her empfohlen wurde, bis auf die jüngste Zeit widerstrebt, nicht so fast aus Furcht vor der Bewaffnung der Sklaven, als weil man auf die Schwarzen, die das Feuer fürchten und keine Disciplin begreifen, wohl große Kosten verwenden, aber wenig militärisches Vertrauen setzen kann.

Die Nachwelt wird einst den heldenmäßigen Kampf der Südländer gegen eine ungeheure Uebermacht in ihre Ruhmestafeln graben; aber die Gegenwart wird das heroische Volk unterliegen sehen, wenn nicht noch wunderbare Hülfe erscheint. Die materielle Erschöpfung nicht an Geld, sondern an Menschen steht vor der Thüre. Schon im vorigen Herbst warnte ein aus der Gefangenschaft heimgekehrter Unions-General dringend vor dem Frieden, da der Süden bereits von seinen letzten Hülfsmitteln zehre, und jeder Greis und jeder Knabe der eine Flinte zu tragen vermöge, aus jedem Winkel des Landes zu den Fahnen der beiden großen Armeen gerufen worden sei. So sieht der ächte Volkskrieg aus; beim Norden hingegen, der den Parteikrieg geführt hat, fragt es sich nicht um die Erschöpfung des Volkes sondern des Credits. Er würde dann Frieden machen, wenn ihm das Geld auszugehen droht.

Nicht Volksheere sondern Staatsschulden hat die herrschende Partei zu Washington in's Feuer geschickt. Und über die Riesenhaftigkeit dieser Leistung, in kurzen vier Jahren eine öffentliche Schuld anzuhäufen, welche die Oesterreichs um

mehr als das Doppelte übertrifft — wird die Nachwelt allerdings staunen. Am 4. März 1861 betrug die ganze Unionsschuld nur 83 Millionen, im Herbst 1864 gestand der officielle Nachweis schon 1859 Millionen Dollars*) zu, wobei das Papiergeld noch nicht mitgerechnet zu seyn scheint. Andere Berechnungen stiegen auf 2860 Millionen, und selbst darunter könnten nicht alle Verbindlichkeiten der Union begriffen seyn, da die Bewilligungen der verschiedenen Congresse bis zum 1. Juli 1864 über 3281 Millionen betragen hätten. Neuestens ist ein weiterer Credit von 600 Millionen Dollars hinzugekommen. Die vierte Milliarde wird demnach wohl bald voll seyn; mit andern Worten, die nördliche Staatsschuld beträgt an Capital schon nahezu so viel wie die englische, ihre wucherischen Zinsen aber lasten noch weit schwerer auf einer Bevölkerung, die um ein Drittel kleiner ist als die englische. Nicht eingerechnet sind die gewaltigen Schulden der Einzelstaaten, deren Banken ihre Baarzahlungen längst alle eingestellt haben. Gar nicht berechnen läßt sich endlich das längst um zwei Drittel entwerthete Bundespapier-Geld; es besteht nämlich der gegründete Verdacht, daß die willkürliche Notenfabrikation nicht nur in Washington alle Grenzen überschritten, sondern daß auch die Südstaaten nördliches Papiergeld mitgemacht haben, ohne daß die nördliche Partei, wollte sie nicht ihre eigene Valuta gänzlich entwerthen, über jene fatale Concurrenz auch nur Lärm schlagen durfte.

Nun hat man früher freilich gemeint, der Norden werde mit der Bundesschuld seinerzeit kurzen Prozeß machen; er werde sie nämlich mit einem einfachen Federstrich löschen, wie früher schon einzelne Bundesstaaten mit diesem Beispiel (repudiation genannt) vorangegangen seien. Indeß scheint doch die Schuld gerade durch ihre riesenhafte Größe gegen die Möglichkeit eines solchen Verfahrens gesichert zu seyn. Aus

---

*) Der Dollar gilt bekanntlich 2 fl. 30 kr.

der Finanzlast des Bundes allein müssen sich somit unabsehbare Veränderungen für die Zukunft der Republik ergeben. Bis 1861 gab es weder Bundessteuern noch Matrikelumlagen. Seit 1863 besteht nun zwar ein Steuergesetz für die Centralgewalt; aber es ist noch immer nicht klar, ob und wie das Gesetz ausgeführt ist. Bis jetzt scheint der Bund mit seinen direkten Einnahmen noch immer auf die gräulich hinaufgeschraubten Zölle beschränkt gewesen zu seyn — bei einer Schuld von fast vier Milliarden.

Woher die Südstaaten ihre Geldmittel zum Kriegführen nahmen, das ist heute noch ein Räthsel. Gewiß ist, daß ihre Schuld an das Ausland nur gering ist, und daß sie die Last überhaupt viel weniger auf die Zukunft abwälzten, dafür aber der Gegenwart um so größere Opfer zumutheten. Dazu gehörten vor Allem die gesammten Baumwollen-Vorräthe. Ihr Papiergeld ist noch viel mehr entwerthet als das nördliche; es scheint aber auch nur als Cirkulationsmittel zu dienen. „Wenn jeder Dollar davon verloren ginge", hat der Präsident Davis gesagt, „so würden wir doch nicht ärmer dadurch werden." Das ganze Finanzsystem des Südens ist vom nördlichen verschieden; die Handelsbilanz desselben war im Vergleich zum Norden immer höchst günstig*); daher war die Wohlhabenheit solider und besser vertheilt, und alle Verhältnisse hatten den Vorzug der Einfachheit und Natürlichkeit. Nur der Süden konnte einen Volkskrieg führen, und der Volkskrieg ist unendlich wohlfeiler als der Parteikrieg. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß der Süden sich zu helfen suchte, indem er allen Luxus verbannte und in allen Dingen die größte Einfachheit und Sparsamkeit einführte, während alle amerikanischen Berichte darin übereinstimmen, daß im Norden der Uebermuth und die Verschwendung der Bourgeoisie nie überschwänglicher gewesen sei als jetzt zur

*) S. unten S. 599.

Zeit des entsetzlichen Bruderkriegs. Aus allen diesen Gründen würde sich das südliche Volk auch viel rascher und leichter erholen, wenn es seine Freiheit erringt und dem Norden allein die Sorge überlassen kann, was nach beendigtem Krieg mit den colossalen Söldner-Heeren und der riesigen Staatsschuld zu machen sei.

Aber menschlichem Ermessen nach wird der Süden der Uebermacht unterliegen. Nachdem das Volk vier Jahre lang in einmüthiger Begeisterung zusammengestanden, mehren sich Berichte über Entmuthigung und Zwiespalt, die Symptome der Erschöpfung. Daran trägt nicht zum geringen Theil die conservative Partei des Nordens die Schuld und der Fall des Südens wird ihre Strafe seyn. Von der Wiederaufrichtung der alten Union wird dann erst recht keine Rede seyn. Die neuen Verhältnisse werden von selbst neue Gestaltungen bedingen, und wie immer diese ausfallen mögen, jedenfalls wird sich die Politik jener Partei gänzlich verfehlt erweisen. Entweder trennt sich die Union für immer, oder es wird doch innerhalb derselben das conservative Gleichgewicht von früher nicht wiederkehren.

Es hat nicht an Männern gefehlt, welche diesen nothwendigen Gang der Dinge voraussahen. Das waren die „Friedensdemokraten" unter Vallandigham. Sie verlangten Waffenstillstand und Verhandlungen mit den Südlingern, die entweder gutwillig in die Union zurücktreten oder als unabhängige Macht anerkannt werden sollten. Dieser Standpunkt allein lag im freien Geist der amerikanischen Constitution, er allein war der herrschenden Partei gefährlich und er fand auch damals gewaltigen Anklang im Volke. Hr. Lincoln wäre am 8. Nov. 1864 nicht wiedergewählt worden, wenn nicht die Mehrheit der Conservativen eine andere Richtung eingeschlagen hätte. Man nannte sie „Kriegsdemokraten", weil sie darauf bestanden, daß die Südlinger allerdings mit Gewalt der Waffen zur Rückkehr in die Union gezwungen werden müßten. Sie machten freilich die Be-

dingung, daß dann den Besiegten die verfassungsmäßige Souverainetät der Einzelstaaten garantirt werden müsse, daß kein Eingriff in deren innere Angelegenheiten stattfinden dürfe, am wenigsten in die Sklaverei, um „auf fanatische Weise eine sociale und politische Gleichheit zwischen von Natur verschiedenen Racen durchzusetzen.“ Nun hätte die radikale oder liberale Partei, ehe sie sich eine solche Restauration gefallen ließ, jedenfalls lieber mit den Friedensfreunden um jeden Preis gemeinsame Sache gemacht und ihrerseits selber auf Trennung vom Süden gedrungen. Aber sie wußte auch wohl, daß von den Conservativen mit Vorbehalt nichts zu fürchten sei. Sie gab ihnen das zweideutige Beiwort „loyal“, und verfolgte um so energischer die allein richtig blickenden Friedensdemokraten. Vallandigham wurde processirt und des Landes verwiesen, Long aus Ohio und Harris aus Maryland aber entgingen mit Mühe dem Schicksal, als verrätherische Gönner der „Rebellen“ aus dem Congreß ausgestoßen zu werden.

Mit Muth und Principientreue hätte die conservative („demokratische“) Partei an die Spitze einer großen Volksbewegung treten und dem Verderben Einhalt thun können. Die Halbheit der Kriegsdemokraten hat Alles vereitelt und die schwere Niederlage der Partei bei der Präsidentenwahl herbeigeführt. Ihr erwähltes Haupt, der beliebte Obergeneral Mac-Clellan, hat seitdem Amerika verlassen und reist zum Zeitvertreib in Europa umher.

III. Die Negersklaverei-Frage.

Es ist nicht wahr, daß der furchtbare Bürgerkrieg für die Befreiung der Neger unternommen wurde, aber es ist wahr, daß die herrschende Partei es ohne den Neger zu dem erwünschten Kriege gar nicht gebracht hätte. Der unfreie Neger mußte ihr den Vorwand bieten zu der ersten Einmischung in das Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten. Der unfreie

Neger diente dazu, um die Köpfe mit dem gehörigen Fanatismus gegen die südlichen Sklavenhalter zu entflammen. Der unfreie Neger wand den nöthigen Heiligenschein um das Haupt der Partei, wodurch das arglose Publikum und namentlich das faselnde Europa geblendet ward. Sind uns nicht die Haare zu Berg gestanden, als wir uns aus „Onkel Toms Hütte" von der schrecklichen Lage dieser Schwarzen überzeugten, und sind diejenigen nicht unserer wärmsten Sympathien werth, welche gegen solche Gräuel endlich das Schwert der Gerechtigkeit und Humanität gezogen haben?!

Sehr apropos ist über diese Negerfrage vor Kurzem ein Schriftchen erschienen*), von dem wir nur bedauern, daß wir es nicht vollständig abdrucken können. Wir haben seit Jahren viel über das fragliche Thema gelesen, aber nichts Prägnanteres, Schlagenderes, Ueberzeugenderes. Die genaueste Sachkenntniß leuchtet aus jeder Zeile hervor und der Ton unbefangener Wahrheitsliebe ist unnachahmbar. Verfasser soll der jetzige Bischof von Charleston seyn; er selber nennt sich einfach einen katholischen Missionär, der sein ganzes Leben in den Staaten des Südens zugebracht und 24 Jahre daselbst die Seelsorge bei jeder Classe von Menschen, bei Herren und Sklaven, ausgeübt habe. An ihm bewährt sich neuerdings die Bemerkung, daß nur Fernstehende in das fanatische Geschrei der Nordpartei einstimmen können, niemals aber Einer, der die Sache täglich selbst vor Augen hat. Sein Endurtheil geht dahin, daß die Freiheit allerdings besser wäre als die Sklaverei, wie die Gesundheit besser sei als die Krankheit; wo aber die Krankheit einmal dasei, komme es darauf an, sie zu heilen und nicht die Kranken sammt den Aerzten todtzuschlagen.

Der Verfasser macht vor Allem darauf aufmerksam, daß

---

*) Die Sklaverei in den Südstaaten Nordamerika's. Dargestellt von einem katholischen Missionär. Frankfurt a. M. 1865.

es in den Südstaaten neu importirte schwarze Sklaven gar nicht gebe, sondern alle im Lande geboren seien, zum Theil schon in der zehnten Generation. Sie sind durchaus in ihre Verhältnisse eingelebt, so daß sie sich sehr oft weigern die ihnen angebotene Freiheit anzunehmen. Allen ist der Herr verpflichtet angemessenen Unterhalt von der Geburt bis zum Tode zu gewähren. Ihre regelmäßige Lage ist so, daß ein guter Theil unserer Fabrikarbeiter sie beneiden dürfte. Ihre Arbeit, durch Sitte und Herkommen geregelt, ist bei guter Verpflegung so leicht, daß dieselbe, abgesehen von den nur für die schwarze Haut erträglichen Klimaten, für deutsche oder englische Arbeiter Kinderspiel wäre*). Die Sklaven sind auch im Allgemeinen ihren Herren sehr anhänglich. Strafen muß es freilich geben, aber Fälle von Grausamkeit sind selten und stets den gesetzlichen Strafen unterworfen, so zwar daß „es leichter ist, der Todesstrafe zu entgehen, nach der Tödtung von drei Weißen als nach der Tödtung eines einzigen Negers." Auch Fälle des Concubinats mit den Herren kommen vor, aber sie werden von der öffentlichen Meinung nicht weniger verdammt als ähnliche Verhältnisse mit weißen Frauen. Die Angaben, daß die Neger in der Weise des Zuchtviehs gepaart würden, erklärt der Verfasser für eine abscheuliche Verleumdung, die der Haß der Puritaner erfunden habe. Wahr ist es, daß die Neger keinen Elementar-Unterricht erhalten dürfen; aber die betreffenden Gesetze sind alle neuern Datums und sollten nur die Mittel zerstören, mit denen nichtswürdige Aufrührer

---

*) Man muß mit diesen und den folgenden Thatsachen die blasphemische Botschaft Lincolns vom 4. März d. Js. vergleichen, wo er von dem „durch 250jährige unbezahlte Arbeit aufgehäuften Reichthum" spricht, und sich wundert, daß „Jemand es wagen sollte den Beistand Gottes anzurufen, um Brod aus dem Schweiß des Angesichts anderer Menschen zu pressen." Ja, wenn der blutdürstige Fanatiker in Washington von den weißen Sklaven der Civilisation so sprechen wollte, dann hätte er mehr Recht!

aus sicherer Ferne mit großer Kunst und im Geheimen wirken konnten, um neue Gräuel von St. Domingo vorzubereiten. Freilich trifft dann dieses Schulverbot auch die protestantische Bibelpropaganda mit. Uebrigens haben die Neger das traditionelle Recht sich zu einer beliebigen Religion oder auch zu gar keiner zu bekennen. Der Verfasser lobt seine katholischen Neger, man finde unter ihnen oft exemplarische Fälle von Reinheit, eine Tugend die für sie die schwerste ist. Aber es sei dieß nur eine sehr kleine Zahl. Die meisten Neger bleiben, was ihnen vom Einfluß des protestantischen Sektenwesens besonders erleichtert wird, lieber ganz ungetauft, um dann bezüglich des andern Geschlechtes um so dissoluter leben zu können. Weil sie keine Taufe kennen, kennen sie auch keine Ehe.

Hier nun müßte der Hebel der Reform eingesetzt werden, aber er müßte ein christlich-pädagogischer seyn. Die Neger als Race sind sehr zu Ausschweifungen geneigt; eine plötzliche Emancipation ist für sie Gift. Der Verfasser versichert wiederholt, daß die freien Neger viel unmoralischer seien als die Sklaven, und daß mit der Emancipation die Unsittlichkeit ein unendlich größeres Verhältniß annehmen würde. Erst müßte man allmählig den Charakter der Schwarzen ändern und sie zu bessern Menschen erziehen, namentlich durch Förderung des Familienlebens, welches jetzt öfter von den Negern selbst als von ihren Herren mißachtet wird*). Ohne solche Vorbereitung emancipirt, würden die Neger zuerst meist in den Abgrund der Lüderlichkeit versinken und endlich durch den Racenhaß der Weißen vom Erdboden vertilgt werden. Im Süden, wo ihre Zahl groß ist, wäre der Racenkrieg fast un-

*) Der Verfasser bemerkt: „Was die katholischen Eigenthümer betrifft, so erkennen sie die Lehren der Kirche an und lassen sich von ihr leiten; sie halten es daher für eine Sünde, den gesetzlich verheiratheten Mann von seiner Frau zu trennen."

vermeidlich. Die freien Schwarzen sind im Norden der Union und in Canada die Paria's dieser Länder und schlimmer daran als Paria's. Das ist eine allbekannte Thatsache; sie werden verächtlicher als Thiere angesehen, und die forcirte Gleichstellung, welche von den radikalen Gesetzgebern jetzt versucht wird, dürfte daran schwerlich viel ändern. „Nur ihre geringe Zahl rettet sie vor unaufhörlichen Ausbrüchen von Gewaltthaten, wie man sie zuweilen in Newyork und Philadelphia sah. Dennoch gehen sie ihrem Untergang entgegen. Die Zahl der Sterbefälle unter ihnen übersteigt mindestens um ein Drittel die der Geburten und ihre Lage ist elend und erbärmlich." Man darf eben nicht vergessen, daß es sich hier nicht um eine Emancipation handelt, bei der Herr und Sklave von derselben Race sind, wie es in früheren Zeiten in Europa der Fall war. Dann wäre es freilich ein Leichtes; ein Freigelassener wäre dann bald nicht mehr zu unterscheiden von einem Menschen, der immer frei war.

Ein Vergleich mit andern Ländern legt übrigens die Annahme nahe, daß bei einem katholischen Volke die Sklavenfrage nie zu einem so gefährlichen Grad leidenschaftlicher Erhitzung geführt hätte wie jetzt in Nordamerika. Man wäre auf dem einzig richtigen Mittelweg geblieben, das ererbte Institut als ein nothwendiges Uebel anzusehen, das aber unter dem Einfluß der Religion und der Sittigung allmählig entfernt werden müsse. Mit so bescheidenen Ansichten vertrug sich aber die dortige Willkür-Theologie nicht. Die Einen lasen mit ihrem subjektiven Licht aus der Bibel, daß die Dienstbarkeit der Neger ein Gräuel vor dem Herrn sei, der sofort mit Gewalt ausgerottet werden müsse. „Ich glaube, daß Sharps Büchse das beste moralische Hülfsmittel gegen die Sklavenhalter ist": predigte der Bruder der Verfasserin von Onkel Toms Hütte. Hingegen bewies die anglikanische Synode des Südens von 1863 aus der Bibel, daß die Meinung, als müsse die Sklaverei „dereinst" abgeschafft werden, nicht nur eine gehässige sondern eine irreligiöse Meinung sei.

Gegen solche biblischen Offenbarungen hat hinwieder ein beliebter Volksredner im Norden gelästert: „Wir brauchen eine Antisklaverei-Verfassung, eine Antisklaverei-Bibel und einen Antisklaverei-Gott." Der Verfasser gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß von solchen Extremen des subjektiven Christenthums für die Schwarzen freilich in keiner Weise Heil zu erwarten sei.

Unter Bezeugung des tiefsten Unmuths erinnert sodann der Verfasser noch an eine andere Thatsache, welche auf die heutigen Bestrebungen des Nordens und seiner Partei-Theologie ein wahrhaft haarsträubendes Licht wirft. Das Faktum ist zwar im Allgemeinen bekannt, aber immer nicht genug gewürdigt. Es steht nämlich historisch fest, daß die Negersklaverei von den Südstaaten nicht selber eingeführt wurde; sie haben sich vielmehr in richtiger Vorahnung des Unheils wiederholt verwahrt und geweigert, aber sie wurden vom englischen Mutterland und nachher vom Norden gezwungen, der Einfuhr von Negern kein Hinderniß entgegenzustellen. Namentlich Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien erhoben mehrmals energischen Protest gegen den fortdauernden Neger-Import; aber England bestand darauf, daß derselbe, wie das Dekret von 1749 sagt, zur Unterhaltung der Pflanzungen und Colonien sehr vortheilhaft sei. Nach dem Unabhängigkeits-Kriege verlangten die südlichen Staaten in der Convention von 1787 abermals, daß die Einführung von Afrikanern ganz verboten werde. Aber die nördlichen Staaten, welche von jeher mehr Handel als Ackerbau trieben und mit ihren Sklavenschiffen bedeutenden Gewinn machten, wollten sich nicht herbeilassen. So kam es zu einem Compromiß; der Sklavenhandel sollte nämlich noch 20 Jahre lang erlaubt seyn, im Jahre 1807 aber ganz abgeschafft werden. Mit diesem Jahre hat der Süden die Negereinfuhr wirklich vollständig unterdrückt, der Norden aber fuhr fort Sklaven zu importiren. Immer noch hörte man in den Nordstaaten kein Wort von Emancipation. Erst als sie fanden, daß die Ein-

wanderung der Europäer es ihnen möglich machte, die Arbeit eines Freien wohlfeiler zu erlangen, als die eines Sklaven, beschlossen sie, sich nunmehr von den Sklaven zu befreien, die ihnen zu kostspielig waren. So kamen in den verschiedenen Nordstaaten nach und nach Emancipations-Akte zu Stande, die aber hinreichende Frist gewährten, um die Sklaven einfach — nach dem Süden zu verkaufen. Alle Südstaaten mußten Gesetze erlassen gegen diese Sklaven-Ueberfluthung aus dem Norden; aber der schlaue Yankee wußte die Verbote zu umgehen. Er kaufte sich zum Schein im Süden an, mit seinen Sklaven von dem Eigenthum Besitz zu nehmen, konnte man ihm nicht verwehren; nach einiger Zeit verkaufte er dann die Pflanzung sammt den Sklaven, kehrte mit vollen Taschen nach Hause zurück und dankte Gott, daß sein freier Staat nicht wäre wie die Staaten des Südens, wo man Sklaven halte. So ist der Norden „freies Land", der Süden aber die Heimath von vier Millionen Negersklaven geworden!

Jenseits des Potomak kennt jedes Kind diese Thatsachen; will man sich noch wundern über die leidenschaftliche Glut der Erbitterung gegen die Nordpolitik! In ihrem eigenen Handelsinteresse haben die Engländer und die Nordstaaten dem Süden die Sklaverei aufgedrungen; im Lauf der Jahre hat sich das Verhältniß zu den Schwarzen mit dem Leben der Südländer so innig verwachsen, daß eine gewaltsame Operation augenscheinlich mit der Gefahr tödtlicher Verblutung verbunden wäre; aber sie fordern jetzt auf der Stelle diese Operation, und zwar abermals in ihrem — Handelsinteresse!

Der Verfasser betont diesen Punkt nicht, aber er gehört zum ganzen Bilde. Die mächtigste, obschon verborgenste Triebfeder des nördlichen Hasses gegen die Gesellschaft des Südens ist das Interesse des Handels und der Fabrikanten. Das läßt sich leicht begreifen, wenn man erwägt, daß der Norden in doppelter Weise vom Süden zehren muß. Die

Handelsbilanz beider stellte sich unmittelbar vor dem Kriege wie folgt: der Norden 91 Millionen D. Waaren-Ausfuhr, 305 Millionen Einfuhr; der Süden allein an Baumwolle 161 Mill. Ausfuhr und bloß 32 Mill. Einfuhr. Faßt man dieses merkwürdige Zahlenverhältniß ins Auge, so drängt sich vor Allem die Frage auf: wie wollte der Norden die ungeheure Differenz zwischen Import und Export ausgleichen? Antwort: durch seine Absichten auf den Süden. Schon der neue Zolltarif (Morill-Bill) hatte den Hauptzweck, den südlichen Consum zu theuern Preisen an die Fabrikate des Nordens zu fesseln. Aber es mußte noch mehr geschehen. Man hatte entdeckt, daß die „freie Arbeit" viel wohlfeiler zu stehen komme, auch produktiver sei, als der Sklavendienst der Neger; daß also der Süden nach der Emancipation dem Norden die benöthigten Rohprodukte viel wohlfeiler verkaufen könnte als vorher. Man hatte ferner entdeckt, daß die Länder der freien Arbeit viel mehr Fabrikate zu consumiren pflegen, als die mit dienstbaren Arbeitern und Großgrundbesitz, daß somit die Neger-Befreiung das südliche Absatzgebiet des Nordens bedeutend steigern würde. Man hatte endlich berechnet, daß die Concurrenz der befreiten Neger den Arbeitermarkt im Norden bald überfüllen und die weißen Arbeitslöhne tief herunterdrücken müsse; die fabricirende und handeltreibende Bourgeoisie soll sich von der Emancipation einen Abschlag der „Hände" um nicht weniger als zwei Drittel versprochen haben. Gewiß lassen sich diese von der ungünstigen Handelsbilanz des Nordens hergenommenen Gründe für den brennenden Eifer, die dienstbaren Neger zu „befreien", sehr wohl begreifen!

Man hat freilich ganz andere Motive geheuchelt, man hat von einer schrecklichen Lage der armen Sklaven gefabelt, und ist damit gründlich zu Schanden geworden. Wer erinnert sich nicht, wie beim Beginne des Kriegs alle Organe [illegible] Nordpartei darauf pochten, daß man mit den widerspenstigen Südlingern schnell fertig seyn werde; dies[illegible]

im Ernst gar nicht an Widerstand denken, da hinter ihnen die grausenhafte Macht von vier Millionen mißhandelten Sklaven drohend stehe. Um die Rebellen zur Besinnung zu bringen, bedürfte es nur eines Aufrufs der Unionsregierung an die Schwarzen im Süden, und sofort würden diese überall Hayti'sche Scenen aufführen und die Frechheit ihrer Herren in deren eigenem Blut ersäufen. So wurde mit einer Zuversicht perorirt, die auch uns selbst zum Theile bestochen hat. Wären aber die Schilderungen der Partei von der Behandlung und Stimmung der Neger im Süden nur zum hundertsten Theile wahr gewesen, so hätten unfehlbar auch die von der Partei prophezeiten Folgen eintreten müssen. Die Nordpartei hat nichts unterlassen, um den Sklavenaufstand im Süden zu entzünden, aber sie steht beschämt vor ihren fruchtlosen Versuchen.

„Die Neger", sagt der Verfasser, „achteten gar nicht auf die Proklamation der Unionisten und hielten sich so viel als möglich von den Unionstruppen fern. Ja, tausende von ihnen folgten in Treue ihren Herren in den Krieg und theilten mit denselben die Anstrengungen der Märsche, die Strapazen des Lagers wie die Gefahren der Schlacht. Tausende arbeiteten daran, Erdwälle aufzuwerfen, welche auf dem ganzen Gebiete der Conföderation jede Eisenbahnbrücke und jede Passage, die im Verlaufe des Krieges von Wichtigkeit werden könnte, beschützen. Die große Masse aber wünschte von jeher und wünscht auch heute noch nichts Anderes, als ruhig in der Heimath bleiben zu können und unter der Leitung und der Disciplin ihrer Herren den friedlichen Anbau der Felder wie ihre Väter zu betreiben. Ich glaube nicht, daß unter tausend Sklaven fünf freiwillig zu dem feindlichen Heere übergegangen sind. Es ist den Unionisten allerdings gelungen, viele Neger zu fangen, die in den von ihnen besetzten Städten, Dörfern und Distrikten lebten und nicht entkommen konnten; aber viele von diesen Gefangenen benutzten jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, um zu ihren Herren in das Gebiet der Conföderation zurückzukehren . . . Woher kommt es, daß jeder tüchtige und kräftige weiße Mann unter die Fahnen getreten ist und zu Hause Frau

und Kinder, und vielleicht Hunderte von Angehörigen, unter Tausenden von Sklaven fast ohne allen Schutz zurückließ? Denn die Südlinger haben entweder nur bartlose und noch nicht zum Kriegsdienst tüchtige Knaben oder hinfällige Alte zu Hause belassen. Keinem Soldaten der Südstaaten fällt es ein, daß seine Familie zu Hause gefährdet sei oder einer Vertheidigung bedürfe."

Um der Wichtigkeit der Sache willen führen wir noch eine andere südstaatliche Stimme an:

„Die armen Sklaven, um deren willen der Krieg scheinbar geführt wird, leiden unaussprechlich auf beiden Seiten. Es müssen ihrer mehr denn 200,000 traurig umgekommen seyn. Bis jetzt sind sie aber ohne Ausnahme dem Süden treu geblieben. Wo die Heere des Nordens einrücken, folgen sie natürlich dem Anerbieten der Freiheit und des Wohllebens und kommen elendiglich um. In allen andern Theilen des Südens arbeiten sie ruhig fort, und noch ist kein Beispiel der Empörung bekannt geworden. Viele folgen der Armee als Fuhrleute oder Officiersbursche, und letztere namentlich haben ihre Treue bis in den Tod bewährt und sind entweder mit ihren Herren auf dem Felde gefallen, oder haben den Leichnam auf eigenen Antrieb und eigene Gefahr oft Tausende von Meilen weit in die Heimath zurückgebracht. Man fühlt weder Furcht noch Mißtrauen in dieser Beziehung und selbst die im Frieden gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln sind mit südländischer Sorglosigkeit während des Krieges außer Acht gelassen worden" *).

Im Sommer von 1863 ist eine genaue statistische Uebersicht erschienen und im Stuttgarter „Ausland" veröffentlicht worden, welche nachweist, daß von fast vier Millionen Negern während des dreijährigen Kriegs, der angeblich zu ihrer Befreiung geführt wurde, und zwar zum guten Theil schon auf Sklaven-Territorien, nicht mehr als — 803 Individuen die Gelegenheit benützt hatten, um sich frei zu machen. Der beste Beweis für die Wahrheit der Angaben des vorliegenden Schriftchens:

---

*) Aus Virginien. Neue Preuß. Zeitung vom 28. Aug. 1863.

„Die Herren sind im höchsten Grade vertrauensvoll, und nicht ohne gute Gründe, wie es das entsprechende gute Benehmen der Sklaven bewiesen hat. Die Neger sind zufrieden und glücklich. Ein hinlänglicher Beweis ihres guten physischen Zustandes ist die Thatsache, daß ihre jährliche Vermehrung über 2½ Proc. beträgt, und sie bildet einen merkwürdigen Contrast mit der der freien Neger im Norden, welche auffallend schnell dahin sterben."

Die Nordpartei hat vorgegeben, sie brauche bloß ihre Fahnen zu zeigen, so würden ihr die Schwarzen in Masse als Bundesgenossen zulaufen. Hierin hat die Partei so sehr geirrt, daß nun die „Sklavenhalter" sogar mit dem Plan umgehen, 200,000 Neger als Soldaten zu bewaffnen und gegen ihre „Befreier" ins Feld zu stellen. Wenn dieser Plan im Süden auf vielen Widerspruch gestoßen ist, so lag der Grund davon in militärischen und socialen Bedenken, nicht in Furcht und Mißtrauen gegen die Neger. Auch die Herren in Washington selbst sind von ihren sanguinischen Hoffnungen ganz zurückgekommen. Sie wagen nicht mehr zu glauben, daß sich mit einer Negerarmee des Südens sofort und ohne umständliche Vorbereitung Verrath anspinnen lassen würde. „Im Anfang mag es damit gehen; daß die von den Rebellen bewaffneten Sklaven augenblicklich in hellen Haufen zu der Bundesfahne überlaufen werden, ist nicht zu erwarten, wäre auch nicht gut. Die Rebellen müssen erst ermuntert werden, mehr und immer mehr Sklaven auszuheben und zu bewaffnen. Dann aber wird die Flinte nach rückwärts schießen" *).

Aber die Hauptfrage: was gedenkt dann die Nordpartei mit den Millionen befreiter Neger anzufangen? Das hat sie selber nie zu sagen gewußt, und sich auch nach der Art des gottlosen Radikalismus kein graues Haar darüber wachsen lassen. Als Hr. Lincoln am 14. August 1862 die große

---

*) Allg. Zeitung vom 1. Jan. 1865.

Danksagungs-Deputation freier Neger empfing, da wußte er nichts Anderes anzurathen als die Auswanderung aller Schwarzen, weil nun einmal die zwei Racen in der Freiheit sich nicht miteinander vertragen könnten. Man hat nachher in den den „Rebellen" abgenommenen Ländern den Versuch gemacht, die befreiten Neger in eigenen Colonien zu versammeln; von General Sherman wird eigens bemerkt, daß er dabei ernstlich Sorge trage, die Neger-Colonien „von jedem Verkehr mit den Weißen abzusondern." Mit andern Worten, sie werden wie hülflose Kinder dem Untergang überlassen. Der Verfasser schildert aus den eigenen Berichten der Nordpartei die Folgen der entsetzlichen Procedur. „Nachdem sie den Negern die Freiheit gegeben, führen sie die Männer in den Schlachtreihen in die gefahrvollsten Stellungen, wo sie zu Tausenden erschlagen werden, und lassen die Weiber und Kinder, für welche Niemand sorgt, zu Hause verhungern und hinsterben." Die armen Schwarzen sterben wie die Fliegen dahin; von 500,000 befreiten Negern war in kurzer Frist nur mehr die Hälfte am Leben. Daß diese Angaben keineswegs übertrieben sind, hat schon vor einem Jahre der Washingtoner Correspondent der Allg. Zeitung bewiesen. Ehe man Mittel findet, sagt er, für die befreiten Sklaven zu sorgen, werden sie durch Krankheiten hinweggerafft seyn, welche Mangel und Elend erzeugten. Er beruft sich auf einen Prediger Namens Fisk, der allein in Memphis während dreier Monate von 4000 Negern 1200 begraben habe, im Durchschnitt täglich 12 bis 20, an einem Tage aber nicht weniger als 35. „Es mag", fügt der Correspondent hinzu, „für den Norden zweckmäßig seyn, wenn Sklavenhalter und Neger zugleich ausgerottet werden" *).

In der That scheint dieß die einzige Lösung zu seyn, welche die Nordpartei anzugeben weiß. Sie zuckt kühl die

*) Allg. Zeitung vom 10. April 1864.

Achseln und erwidert den Vorwurf mit der praktischen Bemerkung: jeder Schwarze vermindere durch seinen Tod die Zahl der Neger und erleichtere so die Sache! Diese Logik ist bereits zum Gemeinplatz geworden unter den Politikern des Nordens, und selbst ein deutsches Missionsmagazin findet eine derartige Anschauung der Frage ganz in der Ordnung: „Nachdem einmal die Abschaffung der Sklaverei als das Ziel des Kampfes ins Auge gefaßt ist, verlangt der Norden mit Recht, daß die welche am meisten dabei zu gewinnen haben, auch dafür bluten, und überdieß erleichtert jeder Neger, der im Kampfe fällt, den Ueberlebenden die endliche Lösung der Frage, indem er die Zahl der Schwarzen vermindert“ *).

*) Aus Ostertags Missionsmagazin. Allg. Zeitung vom 13. August 1864.

Den 23. März 1865.

XXXV.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

III. Polens unglückliche nationale Erhebung seit der Confoderation von Bar 1768 bis zum Abschluß des Theilungsvertrags zwischen Rußland und Preußen 1772.

Die nationale Erhebung Polens gegen die russische Tyrannei ging von der durch die türkische Nachbarschaft gedeckten Provinz Podolien aus, aber bald bildeten sich in allen Provinzen bewaffnete Schaaren und schon im Monat April 1768 begann der Kampf mit den Russen. Repnin setzte sich in den Besitz aller polnischen Kriegsvorräthe, und der verrätherische König Stanislaus Poniatowski schickte auf Befehl Rußlands am 10. Mai zweitausend Mann gegen die Conföderirten ab *), obgleich er wenige Tage vorher dem englischen Gesandten gesagt hatte: „seine dem Elend und dem Gemetzel preisgegebenen Unterthanen föchten nur für ihre Rechte und ihre Religion" **). Die Conföderirten, erklärte Katharina durch ihren Botschafter am 29. Mai, seien „strafwürdige Rebellen, öffentliche Räuber und Feinde

*) Bericht des Nuntius vom 25. Mai 1768 bei Theiner 4[b], 269.

**) Bericht des englischen Gesandten vom 11. Mai 1768 bei Raumer 2, 169.

ihres Vaterlandes" und sie werde in ihrer uneigennützigen Vorsorge für Polen neue Truppen gegen dieselben absenden, um sie zu vernichten und dadurch, in gewohnter Weise, „für die Ruhe und das Glück der Menschheit" zu wirken*). Auch der König von Preußen ließ am 9. Juli den Polen verkündigen: Er beharre unveränderlich bei den Maßnahmen, die er im Bunde mit Rußland zum Wohle der Republik getroffen, und sei überzeugt, daß die katholische Religion und die Freiheit Polens niemals besser befestigt worden, als auf dem letzten Reichstag. Er betrachte deßhalb die Conföderirten von Bar als „Störer der öffentlichen Ruhe", die unter dem falschen Vorgeben, Religion und Freiheit zu schützen, ihr Vaterland in die größte Noth stürzten, vornehmlich weil gar kein Anschein vorhanden, daß sie auf die Unterstützung auswärtiger Mächte rechnen könnten. Friedrich II. wollte diese Versicherung betrachtet wissen als „ein neues Zeugniß seiner unverbrüchlichen Freundschaft für Polen", und sprach die Hoffnung aus, die Republik werde ihm dabei jene Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche „der Reinheit seiner Absichten" gebühre**). Der preußische Resident Benoit gestand seinen Freunden, die ihm ihr Erstaunen über den Ton dieser Erklärung ausdrückten, daß „gerade die ihnen anstößigen Ausdrücke auf besonderes Verlangen des Ministers Panin hineingekommen seien"***). Die Vertreter Preußens spielten in Warschau und in Petersburg eine ganz untergeordnete Rolle. Als Graf Solms, der preußische Gesandte in Petersburg, sich einmal über die zu gebieterische und rück-

*) Bei D'Angeberg 59—61.

**) Bei D'Angeberg 66—67.

***) Vergl. Hermann 5, 447. Katharina verlangte später sogar von Friedrich II., daß Benoit von vornherein alle Befehle, die sie ihrem Gesandten in Warschau gab, unterstützen sollte, ohne daß dem König auch nur der Inhalt derselben bekannt war. Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 330.

sichtslose Handlungsweise Repnin's äußerte, durch die ganz Polen in Feuer und Flammen gerathe, zeigte sich Panin darüber so unzufrieden, daß der Gesandte sich genöthigt sah, die Gemahlin Repnin's zu besuchen und um Entschuldigung zu bitten*). Repnin insultirte ungestraft in Warschau die Gesandten Englands und Dänemarks, beging gegen Bischöfe und Senatoren Rohheiten, die sich ohne Verletzung der Decenz nicht näher bezeichnen lassen, prügelte seine Bedienten „und führte sich überhaupt auf wie ein Mensch, der sich nur seiner Leidenschaft und seiner üblen Laune überläßt“**).

Inzwischen hatte Joseph Pulawski, der Anführer der Conföderirten, am 30. Juni sein beredtes Manifest gegen Katharina geschleudert. Seit sechszig Jahren, sagt er, habe Rußland einen „verdeckten Krieg“ gegen Polen geführt, und er freue sich, daß dieser Krieg jetzt ein offener geworden, an dem sich alle Polen, selbst wider Willen, betheiligen müßten. Rußland habe die Republik mit seinen Truppen besetzt, die Religion geschändet, einen freien Staat unter das Joch gebeugt, die Gerechtigkeit verhöhnt, das Völkerrecht mit Füßen getreten und polnische Bischöfe, Senatoren und Landboten in den Kerker geschleppt. Zwischen den Russen und den Polen sei jetzt kein Friede möglich. „Im Kampfe gegen dieses uns verhöhnende übermüthige Volk müssen wir Polen“, heißt es weiter, „uns an die Zeit erinnern, wo dieses Volk vor unsern Vorfahren geflohen ist, wo seine Gebieter unsern Königen huldigten, wo sie inmitten von Wäldern und Wüsten ein neues Reich nur gründen konnten, weil wir damals mit andern Kriegen beschäftigt waren, die das Interesse der europäischen Civilisation erheischte . . . Freilich haben die Russen gegenwärtig große Vortheile vor uns voraus, sie haben er-

*) Bericht des dänischen Gesandten von Asseburg in Petersburg, inserirt in Essen's Bericht vom 27. Juli 1768 bei Hermann 5, 446.

**) Essen's Berichte vom 30. April, 7. Mai und 16. Juli 1768 bei Hermann 5, 435, 444.

fahrene Offiziere, kriegsgeübte Soldaten, strenge Disciplin, eine zahlreiche Artillerie, aber wir haben noch größere Vortheile durch unsern persönlichen Muth und das Ehrgefühl, welches den Moskowitern nicht einmal dem Namen nach bekannt ist . . . Die Moskowiter sind nur blinde Vollstrecker jener schändlichen Pläne, die in den Alkoven und Bädern eines wollüstigen, mit dem Morde ihres Gemahls befleckten Weibes gegen Polen geschmiedet werden ... Die Moskowiter handeln nur aus Furcht vor der Knute." „Dieses ehrgeizige und ruchlose Weib, so schloß Pulawski, welches keine einzige Tugend besitzt, aber es in ihrem Interesse findet alle zu erheucheln, soll ihre Künste an der hochherzigen Aufopferung edler Polen scheitern sehen. Unser Blut wird gegen ihre Tyrannei Zeugniß ablegen, und der falsche Ruhm, nach welchem sie geizet, wird ebenso gut durch unsere Niederlagen, wie durch unsere Siege befleckt werden" *).

Die Kraft und Wahrheit dieser Worte fand allenthalben in Polen ihren Widerhall. Die Lithauer verbanden sich mit der Conföderation von Bar und erließen im August ein von gleicher patriotischer Entrüstung diktirtes Manifest, worin sie vor Europa ein Gemälde aller Treulosigkeiten und Gewaltthätigkeiten Rußlands aufrollten und um Hülfe flehten für ihr armes, zertretenes Vaterland, welches die Czarin unter lügnerischen Vorspiegelungen völlig zu unterjochen sich anschicke. Wir protestiren, sagen sie, vor allen Mächten gegen die Verträge, welche Rußland auf dem letzten Reichstag mit roher Gewalt durchgesetzt hat, wir haben nie dazu unsere Einwilligung gegeben, Nichts dazu beigetragen, wir betrachten sie als nichtig und rechtlos. Wir protestiren auch vor den Dissidenten selbst und vor den nicht unirten Griechen — mögen diese mit uns in gleichem Range oder auf niederer

---

*) Bei D'Angeberg 62—66. Rulhière 2, 301—306. Vergl. Theiner Neueste Zustände 222 — 223.

Stufe stehen — daß wir ihnen niemals ein Unrecht zugefügt oder zufügen wollten, denn wir erkennen zu gut den wahren Geist unserer Religion, dessen zweites Gesetz die Nächstenliebe ist, welche uns verbietet gegen die Anhänger irgend eines Glaubens gewaltthätig aufzutreten. Haben aber die Dissidenten Ursache sich zu beklagen, so stehen ihnen unsere Gerichtshöfe offen, und wir sind bereit ihnen nach den Gesetzen unseres Königreiches Gerechtigkeit angedeihen zu lassen*). Der Bischof von Kaminiec legte den Conföderirten vor allem ans Herz, sich vor Gewaltthätigkeiten gegen die Dissidenten zu hüten, um das durch Rußland betrogene Europa zu enttäuschen und kundzuthun, daß ihr Krieg kein Religionskrieg sei**).

Katharina dagegen proklamirte den Religionskrieg.

Nachdem sie gegen Ende Mai 1768 in Warschau versichert hatte, sie wolle „für das Glück der Menschheit" wirken, rief sie am 20. Juni die wilden Horden der Zaporeger-Kosaken und der Haidamaken zum Kampfe gegen die Polen auf und entfesselte deren religiösen Fanatismus in einem gräßlichen Mordedikt. Sie gebe, heißt es darin, im Interesse der von den Polen und Juden „verfolgten heiligen Religion" Befehl „dem Maximilian Zelasneak, Colonel und Anführer der Zaporeger, mit seinen eigenen Leuten und den russischen Truppen und den Kosaken am Don einzurücken in Polen, um auszurotten und niederzumetzeln mit Hülfe Gottes alle Polen und Juden, Verräther unserer heiligen Religion . . . jene verruchten Meuchler, jene Treubrüchigen, Verletzer der Gesetze, jene Polen, die den falschen Glauben der ruchlosen Juden beschützen und ein treues und unschuldiges Volk unterdrücken . . . deren Namen und Andenken ihr für immer vernichten sollt"***).

*) Bei D'Angeberg 67—69. Chodzko 153—155.

**) Rulhière 2, 349.

***) Katharina's Aufruf vom 9/20 Juni 1768 bei D'Angeberg 61—62.

Solche Vorschriften gab Katharina, die „Philosophin auf dem Throne.“ Es war dieselbe Katharina, die Voltaire „seine Heilige“ nannte, für die Voltaire eine Art von Cultus beanspruchte*)!

---

*) Wir wollen aus dem Briefwechsel der damaligen „Philosophen“ einige Polen betreffende Stellen herausheben. Ueber das Manifest der Conföderirten von Bar schreibt Voltaire an Katharina am 6. Mai 1771: „Je pense que c'est un bedeau d'une paroisse de Paris qui a écrit cette belle apologie.“ Am 18. Oktober 1771: „J'ai le coeur navré de voir qu'il y a de mes compatriotes parmi ces fous de confédérés. Nos Velches n'ont jamais été trop sages, mais du moins ils passaient pour galants. Daignez observer, Madame, que je ne suis point Velche; je suis Suisse et si j'étais plus jeune, je me ferais Russe.“ Am 1. Jan. 1772: „Une autre peste est celle des confédérés de Pologne; je me flatte que notre Maj. Imp. les guérira de leur maladie contagieuse.“ Voltaire ist außer sich vor Freude über Katharina's Erfolge in Polen. Am 3. Dec. 1771: „La gloire se dégage des lambeaux, dont on la couvre, et parait à la fin dans toute sa splendeur. Heureux l'écrivain qui donnera dans un siècle l'histoire de Catherine II.“ Am 31. Juli 1772: „Je n'ai plus qu'un souffle de vie, je l'emploierai à vous invoquer en mourant comme ma sainte!“ Vergl. die Citate bei Lescoeur L'église catholique en Pologne pag. 3 flg. Katharina nannte deßhalb auch den „Philosophen“ Voltaire ihren bon protecteur. „Wissen Sie, sagte sie einmal zum Fürsten von Ligne, daß er es ist, der mich in die Mode gebracht hat! Für den Geschmack, den ich an ihm finde, ihn mein ganzes Leben zu lesen, hat er mich reichlich belohnt.“ Mélanges militaires etc. du prince de Ligne 20, 252. Voltaire's „Heilige“ ließ Medaillen weihen und als Gegenstände der Verehrung vertheilen, worauf statt der Madonna ihr Bildniß geprägt war (vergl. Histor.-polit. Blätter 26. 216). Aber sie sah ein, daß zwischen ihr und den „Philosophen“ bezüglich des Erfolgs ihres Thuns ein großer Unterschied vorhanden. Die „Philosophen“, äußerte sie einmal zu Diderot, den sie nach Petersburg berufen hatte, „arbeiten nur auf dem Papier, das sich Alles gefallen läßt, aber ich arme Kaiserin muß auf der Menschenhaut arbeiten, die ganz anders empfindlich und reizbar ist.“ Vergl.

Und die „russische Heilige" fand getreue Vollstrecker ihrer Vorschriften. Wie reissende Wölfe fielen die Zaporeger

---

Histor.-polit. Blätter 27, 576. — König Friedrich II. machte bekanntlich auf die polnischen Conföderirten eine poetische Diatribe, von der ein preußischer Historiker sagt: „Es erweckt eine bittere Wehmuth, daß ein so großer Geist wie Friedrich II. in den schmerzlichen Todeskämpfen eines mißhandelten Volkes nichts sah als den passenden Stoff zu einem weniger komischen als vielmehr frivolen und unwürdigen Gedicht" (Raumer, Polens Untergang im Historischen Jahrbuch, Jahrgang 3, 466). Am 30. Nov. 1771 überschickte der König dem „Philosophen" d'Alembert dieses Gedicht mit dem Bedeuten, er habe es gemacht, um sich bei seinen Gichtschmerzen zu zerstreuen. D'Alembert fragt ihn verwundert am 2. Jan. 1772, ob es denn wahr sei, daß der Bischof von Kijow, wie der König angegeben, statt aller Bibliothek nur ein Gemälde der Bartholomäusnacht besitze. „Ich kenne einige Philosophen, fügt er hinzu, die für diese armen Conföderirten Mitleid fühlen in dem guten Glauben, daß diese bloß für die Freiheit ihres Vaterlandes fechten; wenn sie aber wüßten, daß der Prälat, der zu ihren Oberhäuptern gehört, statt aller Bibliothek Nichts als ein solches Gemälde hätte, so würden sie ohne Zweifel sagen, wie jener Freund der Frau von Brinvilliers, als man ihm erzählte, daß sie ihren Vater vergiftet habe: Ja, wenn das ist, so lasse ich um Vieles nach." Der König antwortet am 26. Jan. 1772, daß die Conföderirten mit all' ihren Häuptern nur werth seien ausgepfiffen zu werden. Ob der Bischof von Kijow ein solches Gemälde habe, wisse er nicht, „allein wenigstens könnte er es haben; Heinrich III. (von Frankreich, später König von Polen) hatte dieser Schlächterei mit beigewohnt; er kann sie sich haben malen lassen, und kann das Gemälde dem damaligen Bischof von Kijow als einen Beweis seiner Rechtgläubigkeit verehrt haben, und dieser Bischof kann es dem jetzigen hinterlassen haben, der keinen eifrigern Wunsch hat als in seinem Vaterlande eine solche Metzelei noch einmal aufführen zu können." Allerdings eine eigenthümliche licentia poëtica! „Ich bedauere, bemerkt Friedrich weiter, die Philosophen, die sich für dieses in jeder Hinsicht verächtliche Volk interessiren. Nur ihre Unwissenheit kann ihnen zu einiger Entschuldigung dienen." Nachdem Friedrich dann später polnische Gebiete occupirt hatte, schreibt er am 6. Oktober 1772 an d'Alembert: „Ich schicke Ihnen hierbei

und Haidamaken in Polen ein, brannten Alles nieder und mordeten, angefeuert von russischen Popen, zu Tausenden ohne Unterschied des Standes und Alters Frauen und Kinder, Greise, Mönche und Nonnen, die nicht zur schismatischen Kirche gehörten. Wer seine Rechtgläubigkeit beweisen wollte, mußte Edelleute oder Priester umbringen. Man fand Galgen, an denen ein Adeliger, ein Mönch, ein Jude und ein Hund neben einander hingen mit der Ueberschrift: „Alles ist gleich." Man grub einige hundert Menschen bis an den Hals in die Erde und mähte ihnen die Köpfe ab; man gab besondere Vorschriften, wie die gefesselten unglücklichen Schlachtopfer nach Hunderten langsam zu erdrosseln, zu erdolchen oder durch andere fürchterliche Todesqualen zu martern seien. In der Stadt Human allein, in die sich von weit und breit aus den Dörfern und Städten Frauen, Kinder und Greise geflüchtet hatten, sollen sechszehntausend Menschen gemordet worden seyn. Auch die Geschichte des Heidenthums ist von Grausamkeiten voll, aber niemals hat man in der vorchristlichen Zeit aus religiösen Scheingründen Grausamkeiten begangen, die an Dauer und Ausdehnung zu vergleichen wären mit denen, welche Katharina von Rußland gegen ein wehrloses Volk im „Interesse der Humanität" und im „Namen des allerheiligsten Gottes" in Polen verüben ließ. Und als die Zaporeger und Haidamaken ihren Blutdurst gestillt und die von der Czarin

eine Medaille auf ein Ereigniß, das die Sarmaten interessirt, und ich weiß nicht wen", worauf der Philosoph am 20. Nov. 1772 ironisch antwortet: „Ich habe die schöne Medaille erhalten, die Ew. Maj. mir zu übersenden geruhten, deren Gegenstand die neuen Staaten sind, die Ew. Maj. kürzlich erwarben. Die Aufschrift: Regno Redintegrato beweist, daß Ew. Maj. bloß in Besitzungen, die Ihr früher gehörten, zurückgetreten sind." Oeuvres de Frédéric le Grand 24; 550, 553, 556, 579, 585. „Man behauptet, Sire, schreibt Voltaire am 18. Nov. 1772 an Friedrich, daß Sie die Theilung Polens ausgedacht haben, und ich glaube es, denn darin liegt Genie." Oeuvres de Frédéric le Grand 23, 224.

erhaltene Mission erfüllt hatten, nahmen ihnen die Russen die ungeheure Beute ab, welche sie zusammengeschleppt hatten, und in späteren Jahren wurden auf Befehl Katharina's diese Volksstämme mit ebenso ausgesuchten Grausamkeiten von der Erde vertilgt, und wiederum erklärte Katharina (am 14. Aug. 1775) vor Europa, sie sei zu dieser Vertilgung „aus Pflichten gegen Gott und das ganze Menschengeschlecht" genöthigt worden!

Die russischen Truppen überboten in Polen wo möglich noch die Grausamkeiten der Zaporeger. Der russische Colonel Drewitz band die Kriegsgefangenen entblößt an die Bäume und gab seinen Soldaten Befehl an ihnen wie an Zielscheiben ihre Geschicklichkeit im Schießen zu üben. Haufen von Unglücklichen kettete er zusammen, ließ ihnen mit Piken die Köpfe abhauen und wußte diesen Mordscenen zu seiner Belustigung den Anblick von Carousselspielen zu geben. Vielen Gefangenen ließ er die Hände abhauen und trieb sie in die Felder, bis sie ausgeblutet zu Boden fielen. Auch hatte er die Kunst erfunden, polnische Bauern und Juden lebendig so schinden zu lassen, daß ihre Haut die polnischen Nationalfarben darstellte *).

---

*) Für das Gesagte vergl. Rulhière 2, 336 — 343, 371; 3, 291. Krasinski The Cossaks of the Ukraine (Lond. 1848) 108, 110—112, 282. Geschichte der Staatsveränderungen von Polen 2, 24 flg. Genaues Detail in Essen's Berichten von April bis Juli 1768, und von April bis Oktober 1769 bei Hermann 5, 435. 437, 441—445, 463—465, 578—579. Der päpstliche Nuntius gibt die Anzahl der von den Kosaken ermordeten Juden auf 18,000 an. „Das vergossene Blut, schreibt er am 14. Sept. 1768, schreie um Rache zum Himmel nicht bloß gegen die barbarischen Schlächter, sondern viel mehr noch gegen die Russen, die ihnen die Waffen in die Hände gegeben und durch Patente, wie man sie bei gefangen genommenen Kosaken gefunden, aufgestachelt hätten." Theiner 4b, 272. Vergl den Bericht des Nuntius vom 25. Mai 1768 bei Theiner 4b, 269. Nachdem die Zaporeger und Haidamaken ihr Werk

„Die Nachwelt wird es kaum glauben wollen, rufen die Conföderirten des Palatinates von Russisch-Polen in ihrem Manifest aus, daß freigeborne Edelleute, bloß weil sie zur Vertheidigung ihrer Religion und der Freiheit ihres Vaterlandes zu den Waffen gegriffen, von den Russen überlistet, gefangen genommen, nackt erdrosselt und kaltblütig mit Piken und Bajonetten niedergemetzelt worden. Nur mit Schaudern können wir diese Blutscenen, die den wüthendsten Wilden vielleicht unbekannt waren, erwähnen." Die Verfolgungen der Russen gegen die Katholiken, heißt es in einem Manifest aus Lemberg, gleichen den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte. Wir Polen können auf zahlreiche geplünderte, eingeäscherte und entweihte Kirchen verweisen, auf zerstörte Klöster, gefangen genommene Bischöfe, gemeuchelte Priester, auf unsägliche Grausamkeiten, die unsere Feder zu beschreiben sich weigert und die begangen wurden in einem Jahrhundert, „welches sich mit dem kostbaren Titel der Humanität schmücken will." Unser ehedem so blühendes Reich, sagen die Conföderirten des Palatinates von Sandomir, ist verheert, ausgeraubt und eingeäschert worden durch Truppen einer Macht, die sich eine befreundete und verbündete Macht Polens zu nennen wagt. Die Russen brandschatzen, rauben und morden, entweihen die Geheimnisse unseres Glaubens, plündern unsere Kirchen, tödten unsere Priester und schleppen unsere Bischöfe in den Kerker. Wir rufen deßhalb alle katholischen Mächte um Schutz an und auch alle Mächte, die die Verträge von Oliva, von Karlowitz und am Pruth garantirten: unsere gegenwärtige Lage verunehrt, beschimpft, ja ver-

---

vollendet, erklärten die Russen: „Die Ruhe herrscht in der Ukraine" (Aehnlich dem bekannten: L'ordre règne à Varsovie!) Rulhière 2, 349. Man erröthet über einen Brief Friedrich's II., der seinem Bruder Heinrich schreibt, er habe den Colonel Drewitz mit Kriegsmunition unterstützt, „damit er die Conföderirten zur Vernunft bringe." Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 333.

nichtet ihre Autorität. Wir machen diese Mächte auf die Gefahr aufmerksam, die sie bedroht, wenn unser Land zerstückelt wird und zu Grunde geht*).

Aber die europäischen Mächte hatten kein Herz für die Leiden Polens. Die europäischen Mächte beschworen die französische Revolution herauf, deren Grundsätze zwanzig Jahre vor ihrem Ausbruch ungestraft durch eine gekrönte Autokratin in Polen durchgeführt wurden. Die französische Revolution saß später über die gekrönten Häupter zu Gericht.

Nur zwei Mächte traten für Polen ein, der Papst und der Sultan. Der Papst setzte für sie die Kraft des apostolischen Wortes ein und der Sultan wollte für Polen das Glück der Waffen versuchen.

Die Pforte hatte sich durch die Vorspiegelungen Rußlands und Preußens, daß man „nur zum Schutze der polnischen Freiheit Truppen ins Land geschickt habe und gar nicht daran denke dort Eroberungen zu machen", lange Zeit hinhalten lassen, bis das von den russischen Truppen in der türkischen Stadt Balta angerichtete entsetzliche Blutbad und die Eroberung Krakau's durch die Russen im Oktober 1768 ihre Kriegserklärung gegen Rußland veranlaßte. „Erröthen Sie nicht, sagte der Großvezir dem russischen Gesandten in Constantinopel, vor Gott und vor den Menschen über die Gräuel, welche die russischen Truppen zum Hohn aller göttlichen Gesetze und zur Schmach der Menschheit in Polen begangen, in einem Lande, das euch nicht gehört?" Die Conföderirten von Bar ermahnte der Großvezir zur Einigkeit und Ausdauer und stellte ihnen die Vertreibung der Russen und die Herstellung der alten Kraft und des alten Glanzes ihres Vaterlandes durch die einmüthige Wahl eines neuen Königs als

---

*) Vergl. die zahlreichen Manifeste der Conföderirten bei Theiner 4[b], 278—280, 286—290, 324—337, 377—380. Theiner Neueste Zustände 253 und Dokumentenband 187—189.

das letzte Ziel des Kampfes vor Augen*). Vor allem suchte die Pforte Oesterreich zu gewinnen und bot dem Wiener Hof alle mögliche Unterstützung an, um Schlesien wieder zu erobern und den Kurfürsten von Sachsen auf den polnischen Thron zu erheben. Aber Oesterreich war nicht zum Kriege zu bringen. Oesterreich „sei gewohnt sein gegebenes Wort zu halten", versicherte der Wiener Hof in Constantinopel, und wolle deßhalb weder den mit dem König von Preußen vor einigen Jahren abgeschlossenen Frieden brechen, noch auch gegen den von ihm anerkannten König Stanislaus Poniatowski von Polen auftreten**).

Katharina erließ gegen die türkische Kriegserklärung am 18. November 1768 ein Manifest, worin sie, alle Thatsachen entstellend, auch den Krieg gegen die Pforte als einen Religionskrieg proklamirte. Sie suche, erklärt sie, nur den Frieden des Menschengeschlechtes, und nur aus Liebe zur Menschheit, nicht aber um die Unabhängigkeit der Polen zu unterdrücken, habe sie durch ihre Truppen Polen vor seinem Sturze bewahrt. Aber die Polen hätten als undankbare Rebellen die gehässige Lüge verbreitet, daß sie die polnische Freiheit unterdrücken wolle. Sie weise diesen „ungerechten und gottlosen Vorwurf" zurück, denn sie habe seit ihrer Thronbesteigung „unabänderlich den Grundsatz befolgt, mit den Nachbaren auf Grund der Traktate beständig in gutem Einverständniß zu leben." Sie berufe sich vor Gott

---

*) Wortlaut bei Hammer Geschichte des osmanischen Reiches 8, 547—549; 555—559. Vergl. Zinkeisen Geschichte des osmanischen Reiches in Europa (Gotha 1857) 919.

**) Memoria presentata dal C. R. Internunzio il S. de Brognard. Pera li 28. Dec. 1768 bei Hammer 8, 559—60. Maria Theresia beklagte später, daß sie beim ersten Ausbruch des Türkenkrieges nicht entschlossener gehandelt und keine entschiedene Partei ergriffen hätte. Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 5. Dec. 1772 bei Raumer 2, 539.

und der Welt und ihren treuen Unterthanen auf ihr Gewissen, daß sie Alles aufgeboten habe, um den Krieg zu verhindern, da sie aber nun einmal zu demselben gezwungen sei, so erflehe sie vom Himmel den Sieg für ihre Heere „weil es sich ja um die Ehre des heiligen göttlichen Namens und um die Vertheidigung der heiligen orthodoxen Kirche handle, damit der Todfeind des christlichen Namens zu Boden geschmettert würde" *). Während die Czarin in diesem Manifest betheuerte, den Türken keine Veranlassung zum Kriege gegeben zu haben, wurde in einem andern russischen Manifest, durch welches man die Griechen zur Empörung gegen die Pforte aufzuhetzen suchte, versichert: Wie Peter I. und die Czarin Anna lediglich um ihre Glaubensbrüder von türkischem Joch zu erlösen, zu wiederholten Kämpfen mit den Türken bewogen worden, so habe lediglich „der glühende Eifer für den heiligen Glauben" die rechtgläubige Czarin Katharina vermocht, nochmals die Ausführung desselben Werks zu versuchen. Die Ungläubigen, diese heilige Absicht errathend, hätten dem heiligen Rußland den Krieg erklärt, aber die Czarin gedenke Constantinopel in Besitz zu nehmen, die Erbfeinde des christlichen Namens zu vertilgen und müsse daher Jeden der „einem so heiligen Unternehmen seinen Beistand verweigere, als einen Verräther Christi und einen Verräther seines Vaterlandes ansehen." In demselben Manifest wurde versichert, daß die Czarin als Beschützerin der griechischen Religion auch in Polen zahlreiche Heere habe einrücken lassen, um diese Religion gegen die Schmach der Unterdrückung zu rächen" **).

Es war ein wahrhaft diabolisches Vorgehen. Wie Katharina die Kosaken gegen die Polen fanatisirte, weil diese

---

*) Storia della guerra presente tra la Russia e la Porta Ottomanna 4, 72—83. Vergl. Theiner Neueste Zustände 232—234.

**) Storia della guerra presente 5, 85—91.

Beschützer der „ruchlosen Juden" seien, so bethörte sie die Griechen durch Vorspiegelung religiöser Motive zum Kampf gegen die Türken, entfesselte den Fanatismus ihrer Russen gegen die Polen, die mit „dem Erbfeind des christlichen Namens" ein Bündniß geschlossen, und rief gleichzeitig die Polen zum Beistand gegen die Türken auf, weil es sich im Kriege gegen dieselben nur um die katholische Kirche und das Glück, die Freiheit und Integrität Polens handle. Ganz Europa, sagt Fürst Golizyn, Generalcommandant aller russischer Truppen in Polen, in seiner Proklamation vom 14. März 1769, wisse längst, daß die Czarin nur auf Bitten weiser polnischer Patrioten bewogen worden, sich um Polen zu bekümmern und mit edler Uneigennützigkeit die Garantie der polnischen Verfassung zu übernehmen. Weil man in Polen die Dissidenten aus fanatischem Haß so gewaltsam unterdrückt habe, daß diesen „kaum der Genuß der freien Luft" übrig geblieben, so sei die Czarin auf Grund geheiligter Pflichten und aus Humanität für die Unterdrückten in die Schranken getreten und habe alle Angelegenheiten so trefflich geleitet, daß der Republik eine Epoche neuen Glückes und Friedens bevorgestanden. Aber die Neider dieses Glückes hätten, durch Vorspiegelungen des Auslandes verführt, plötzlich alle Hoffnungen zu Schanden gemacht und in zügelloser Rebellion die russischen Hülfstruppen angegriffen, welche die Czarin als Beweis ihrer Freundschaft, zum Wohle der Republik nach Polen gesendet. Aber nicht einmal damit hätten sich die Rebellen begnügt. Um den vollständigen Ruin ihres Vaterlandes herbeizuführen, hätten sie alle patriotischen und religiösen Gefühle unterdrückt, hätten den Erbfeind des Christenthums zu Hülfe gerufen und diesem aus freiem Antriebe den Vorschlag gemacht eine Theilung der polnischen Provinzen, deren Erhaltung den Polen und allen Christen so viel Blut gekostet, ins Werk zu setzen! Nach der Schilderung solch' schändlicher Verbrechen fordert dann der Fürst alle Polen auf sich mit Rußland gegen die Conföderirten von Bar und

gegen die Türken zu verbinden, da es sich in diesem Kriege vor allem darum handle die polnische Nation zu schützen und ihren Staat und ihre Freiheit sicher zu stellen. Wer dieser Aufforderung nicht nachkomme, trage dazu bei, daß das edle Vorhaben der Czarin die Integrität Polens zu schützen, vereitelt würde, und darum werde er einen jeden Widerspenstigen als einen Feind Polens behandeln*).

Der Pascha Achmet Selim Aga beantwortete diese „lügnerische" Proklamation am 30. Mai 1769 in einem würdevollen Aktenstück, worin er auseinandersetzte, daß Rußland ohne alles Recht sich in die Angelegenheiten Polens eingemischt habe, um das Land unter seine Herrschaft zu bringen, oder dasselbe zu theilen. Die Russen, sagt er, haben die Polen geplündert, haben sich mit polnischen Schätzen bereichert, alle Rechte mit Füßen getreten, und doch sprechen sie von der „Seelengröße, der Sanftmuth und der Humanität der Czarin Katharina." Die Czarin hat wahrlich einen vollgültigen Beweis ihrer Humanität gegeben, als sie Bischöfe und Senatoren einer freien Nation in Ketten warf und zwar in Gegenwart des Königs und an demselben Orte, wo sie sich die „Garantie der polnischen Freiheit" übertragen ließ. Die Russen haben Tausende von Unschuldigen in Polen erwürgt, haben durch schändliche Künste die Bewohner der Ukraine zum Aufruhr und zum Morde aufgestachelt und zahllose Adeligen, Priester und Juden hinschlachten lassen: Schwert und Feuer, Schändung und Raub heißen die Mittel, mit denen die Russen „Ueberzeugungen" verbreiten; mit der Religion treiben sie ein schändliches Spiel und suchen mit dem heiligen Namen Gottes ihre Verruchtheiten zu bedecken. Und dieselben Russen wagen es, die Conföderirten von Bar, die für ihr armes, unterdrücktes und mißhandeltes Vaterland zu

---

*) Bei D'Angeberg 72—76. Storia della guerra presente 5, 21—25. Vergl. Theiner Neueste Zustände 236—239.

den Waffen gegriffen, als Rebellen und Straßenräuber zu bezeichnen*).

Es ist unsere Aufgabe nicht die einzelnen Kämpfe, die in allen polnischen Provinzen zwischen den Conföderirten und den Russen geliefert wurden, des Näheren zu verfolgen. Auch können wir nicht im Einzelnen die jammervollen Zustände des Landes schildern, welches nicht bloß durch die Schrecken des Krieges, sondern auch durch eine große Pest, durch Viehseuchen und Hungersnoth heimgesucht ward. So viel steht fest: die polnische Erhebung gegen Rußland war in Europa das erste große Schauspiel eines erbitterten Nationalkampfes gegen eine fremde, revolutionäre Uebermacht, und die Polen fochten mit demselben Recht, mit welchem später die Spanier und die Tyroler gegen die Franzosen fochten und mit welchem die Deutschen sich in den Freiheitskriegen gegen die französische Diktatur erhoben. Aber der polnische Nationalkampf war nicht, wie der der Spanier, Tyroler und des gesammten Deutschlands, ein Kampf des ganzen Volkes, sondern nur ein Kampf jenes Standes, der sich bisher in Polen allein für die Nation gehalten, ein Kampf des Adels. Und darin lag seine Schwäche und der Grund seines Mißlingens. Die Bürger blieben ruhige Zuschauer, und weniger noch wollten die geknechteten Bauern für die adeligen Gutsherren zum Schwerte greifen: Bürger und Bauern betheiligten sich in Polen an dem Kampfe nur durch grauenhaftes Leiden. Nur der isolirte Adel focht und lernte in seiner Isolirtheit kennen, was in Zeiten der Noth die Unterdrückung des Bürger- und Bauernstandes bedeutet. Aber der Adel focht mit einem Muth, einer Ausdauer und einer Opferwilligkeit, die unsere volle Sympathie verdient. Es mischten sich in seine Kämpfe allerdings sehr viele unedle Elemente ein, es fanden gegen die Russen grausame Repressalien statt, es herrschte Uneinigkeit

*) Bei D'Angeberg 76—85.

zwischen den Führern; aber im Allgemeinen gebührt den Conföderirten das Zeugniß, daß sie innerlich größer wurden, je größer die sie umgebenden Gefahren, daß sie sich, von Allen verlassen, von ihren Leidenschaften zu reinigen suchten, und zugleich den „politischen Grund ihrer Schwäche“ erkannten. Während ihr Blut auf den Schlachtfeldern für die Befreiung Polens in Strömen floß, gingen sie die tüchtigsten Geister Europas um Rathschläge an, welche Verfassung sie dem Vaterlande geben sollten, wenn ihnen dessen Befreiung gelungen *).

Auch in Warschau regte sich noch einmal die politische Reformpartei der Czartoryski's und zählte jetzt einen der edelsten Männer Polens, den fleckenlosen Grafen Zamoyski, zu ihren Anhängern. Zamoyski verfolgte im Bunde mit den Czartoryski's den Plan, die polnische Verfassung nach dem Muster der englischen umzubilden, also dem Bürgerstand politische Rechte zu gewähren und die Leibeigenschaft der Bauern aufzuheben. Hierzu aber war zunächst die „Pacifikation Polens“ erforderlich, und zu diesem Zweck machte die Partei am 29. September 1769 dem Senate folgende Vorschläge: Man solle die Vermittelung Englands und Hollands nachsuchen, um die Pforte zur Aufhebung der gegen den König von Polen erlassenen Kriegserklärung zu bewegen; die Czarin bitten, daß sie die durch Repnin auf dem letzten Reichstag mit Gewalt erzwungenen Stipulationen rückgängig mache, die gefangenen Bischöfe und Senatoren in Freiheit setze und ihre Truppen aus Polen zurückziehe; endlich die Bürgen des Friedens von Oliva angehen, daß den Dissidenten nicht größere Rechte bewilligt würden, als ihnen zufolge dieses Friedensschlusses zukämen. Zamoyski setzte im Senat auseinander, daß ihm die Annahme dieser Vorschläge um so unerläßlicher erscheine, weil man nur durch so entschiedene Maßregeln den Conföderirten das Vorurtheil benehmen könne, als wenn alle diejenigen,

*) Rulhière 2, 357.

die in der Hauptstadt wohnten und lebten, blinde Anhänger der Russen und Feinde des Vaterlandes, wie der Conföderirten seien. Es liege, meinte er, in diesen Schritten Nichts, was Rußland, es sei denn daß es Polen unterjochen wolle, mißfallen könne; die Czarin könne es nicht tadelnswerth finden, wenn die Polen ihrer Freiheit und Unabhängigkeit eingedenk seien, und wenn sie in Wahrheit Nichts als die Pacifikation wünsche, so würde ihr zu diesem Zweck eben durch ein solches Entgegenkommen des Senats das beste Mittel geboten*).

Am 6. Oktober 1769 wurden diese Vorschläge im Senate zum Beschluß erhoben und drei Gesandte nach England, Rußland und Frankreich abgeschickt. Der König, der zu den Beschlüssen seine Beistimmung gegeben, erhielt von Panin ein im Namen Katharina's ausgefertigtes Schreiben, worin ihm unter Vorwürfen der Inconsequenz und Undankbarkeit angekündigt wurde, daß die Czarin, wenn er sich nicht bessere, zum Aeußersten schreiten werde. Der nach Repnin's Abberufung zum russischen Gesandten ernannte Fürst Wolkonski überreichte dem König das Schreiben mit den Worten: er müsse sich kurz erklären, ob er Russe seyn und sich einfach den Forderungen und Interessen der Czarin fügen wolle, oder ob er bei dem durch den Senatsbeschluß vom 6. Oktober angenommenen Systeme beharre. Nach einem zwischen dem Gesandten und dem König erfolgten heftigen Wortwechsel trat der preußische Resident Benoit herein und bedeutete seinerseits dem König: wenn er sich nicht schleunigst für die russisch-preußische Partei entscheide, so würde man ihn ohne Nachsicht preisgeben; nur dem König von Preußen verdanke er es, daß die Czarin ihn nicht schon habe fallen lassen**). Anfangs

*) Hermann 5, 471 — 473 nach Essen's Berichten vom 4., 10., 14. und 21. Oktober 1769.

**) Essen's Berichte vom Nov. und Dec 1769 bei Hermann 5, 475. Bericht des Nuntius vom 25. Nov. 1769 bei Theiner 4b, 317.

nahm Stanislaus Poniatowski wieder den Anschein, als wolle er bei den Senatsbeschlüssen verharren, aber schon im December erklärte er in öffentlicher Audienz: Alles ist verloren und ich suche hin und her, ob mir noch irgend etwas zu thun übrig bleibt*). Seine Verbindung mit Rußland wurde nun immer enger; er ließ im März 1770 von Neuem mehrere tausend Mann zu den Russen stoßen und fühlte sich so als „ergebener Diener seiner angebeteten Katharina" sicher auf dem Throne. „Sagen Sie mir doch, Monsignore — so redete er im April in einer Audienz den päpstlichen Nuntius an — wer schreibt nach Rom, daß ich entthront seyn werde?" Als ihm dieser erwiderte: er wisse es nicht, er setze seinerseits die Curie nur von Allem in Kenntniß, was in Polen vorgehe, und wünsche ihm den besten Erfolg, antwortete der König: „Nun gut, so melden Sie nach Rom, daß ich noch auf dem Throne bin und darauf bleiben werde." Sodann sich zu dem sächsischen Residenten wendend, fragte er: „Mein Herr, was bedeutet die Reise der Kurfürstin von Sachsen nach Berlin?" Auf dessen Antwort: es handle sich bei dieser Reise um den Abschluß eines Handelsvertrags zwischen Sachsen und Preußen, erwiderte er: „Es geschieht nicht zu diesem Zweck, sondern man will mich entthronen, aber so lange man noch aufrecht steht, ist man noch nicht gestorben." Und bei diesen Worten stampfte er heftig mit den Füßen auf den Boden, und verließ mit Ungestüm den Audienzsaal. „Da sehen Sie wieder, meine Herren, sagte der russische Gesandte Wolkonski, einen Zug des großen Geistes Sr. Majestät" **).

Um die Czartoryski's und andere hervorragende Mitglieder der Reformpartei für ihre „Empörung" zu bestrafen, wurden im Namen Panin's die Güter derselben mit Beschlag belegt***) und Wolkonski kündigte den erstern, dem Vicekanzler

*) Bericht des Nuntius vom 9. Dez. 1769 bei Theiner 4b, 319.

**) Bericht des Nuntius vom 7. April 1770 bei Theiner 4b, 347—348.

***) Vergl. den Erlaß des Generals Lisander vom 28. Oktober 1770 bei Hermann 5, 579.

der Krone, dem Vicekanzler von Lithauen und dem Großmarschall der Krone augenblickliche Verhaftung an, wenn sie nicht gutwillig ihre Stellen niederlegen und Warschau verlassen würden *). Je glücklicher Rußland gegen die Türken focht, desto mehr gewöhnten sich die russischen Diktatoren Polen förmlich als eine russische Provinz zu betrachten, die demnächst in jedem Palatinate einen russischen Obersten als Vorgesetzten erhalten sollte **). Auf Betreiben Wolkonski's stellte sich der Primas Podoski im December 1770 an die Spitze einer „Patriotischen Union", deren Theilnehmer sich lediglich durch eine schamlose Jagd nach Stellen und Einkünften hervorthaten und von Saldern als „hochangesehene Tagediebe", als eine „Handvoll sogenannter Patrioten" bezeichnet wurden, die man „auf den Straßen von Warschau aufgelesen habe, um mit ihnen, wie mit einem Phantom den übrigen Adel zu erschrecken" ***).

Saldern, Panin's Vertrauter und einflußreichster Rathgeber, kam im April 1771 als russischer Gesandter nach Warschau, um die polnischen Angelegenheiten mit größerer Energie, als Wolkonski bewiesen hatte, zu betreiben und die russische Oberhoheit in Polen noch vor Beendigung des Türkenkriegs zu ordnen. Obgleich der König den russischen Befehlen unter Wolkonski sich seit März 1770 stets dienstwillig erwiesen, und einen Theil seiner Truppen gegen die Conföderirten von Bar abgeschickt hatte, so mißfiel er doch dem Petersburger Hof, weil er immer öffentlich noch eine gewisse „Neutralität" festhalten wollte und davor zurückschrack, nach russischer Vorschrift durch Bildung einer Gegenconföderation einen eigentlichen Bürgerkrieg in Polen zu

*) Essen's Berichte von September, Oktober und November 1770 bei Hermann 5, 476—477.

**) Vergl. Hermann 5, 478—479.

***) Essen's Berichte vom Oktober 1770 bis Februar 1771 bei Hermann 5, 485—488. Saldern's Brief an Panin vom 15. Juni 1771 bei Chodzko 172.

entzünden. Er sollte nun vollends „zur Maschine werden", wozu Saldern bald nach seiner Ankunft die von den Conföderirten proklamirte „Erledigung des polnischen Thrones" benutzte. „Ich bedauere, Sire, sagte Saldern in einer öffentlichen Audienz zum König, mit einem sehr unangenehmen Auftrag betraut zu seyn. Die Kaiserin, meine Herrin, befiehlt mir Ew. Maj. zu bedeuten, daß sie keine neuen Truppen nach Polen senden könne, daß sie vielmehr genöthigt sei, auch die hier vorhandenen zurückzurufen." Der König wurde sprachlos vor Schrecken. Einige Anwesende seines Hofes nahmen das Wort. „Wie, die Kaiserin will so ihren und unsern König in Stich lassen? Was wird dann aus uns werden? Und Sie selbst, Herr Gesandter, werden hier nicht sicher seyn, wenn die Russen aus Polen ziehen." Darauf Saldern: „Ich? ich habe Nichts zu fürchten; ich bedarf keiner Soldaten, um mich zu schützen. Ich kann mich sogar der conföderirten Republik vorstellen ohne Gefahr, da ich keine Feindschaft gegen sie bewiesen habe und nicht habe beweisen können, weil ich erst neulich angekommen bin. Ich beschränke mich darauf die mir gewordenen Befehle zu vollstrecken. Wenn die conföderirte Republik sich weigert mich als russischen Gesandten anzuerkennen, so bleibe ich als Privatmann hier, der Nichts zu besorgen hat." Inzwischen war der König wieder zu Athem gekommen und fragte, ob denn nicht wenigstens 4000 Russen in Polen bleiben könnten zu seinem und seiner Freunde Schutz? „Das kann nicht seyn, Sire", war die Antwort Salderns. „Aber bitten Sie doch die Kaiserin, flehte der König, daß es mir erlaubt sei viertausend Russen in polnischer Uniform zu behalten." „Auch dieses Wenige nicht", sagte der Gesandte. „Dann will ich als König selbst die Kaiserin darum bitten." Saldern schloß darauf die Unterredung mit den Worten: „Handeln Ew. Maj. nach Wohlgefallen, ich kann nur meine Befehle erfüllen." Am folgenden Tag erschien auch der preußische Resident Benoit und erklärte dem König: da die übrigen Souveräne das polnische Interregnum aner-

kannt hätten, so werde auch Preußen nicht umhin können, ein Gleiches zu thun*).

Der König sandte nun gegen Ende Mai 1771 wiederum mehrere Regimenter Uhlanen gegen die Conföderirten aus, aber die unter russischer Fahne zu bildende Gegenconföderation kam doch nicht zu Stande. Saldern gerieth in Wuth und warf mit den Ausdrücken „Lumpen und Canaillen“ um sich**). „Ich bin das Porträt meiner Souveränin, sagte er einmal zum Bischof von Cujavien, einem Mitgliede der patriotischen Union, und Sie haben Alles zu thun, was ich Ihnen befehle.“ Als der Bischof meinte, man müsse doch auch den König berücksichtigen, fuhr der Gesandte auf: „Ihr König ist ein Wortbrüchiger, ein Narr, ein Schaukler, und wissen Sie nur, wenn ich ihm Folge geleistet, so wären Sie und ihr Anhang schon in Ketten und auf dem Weg nach Sibirien.“ „Kann ich das, fragte der Bischof, im Namen Ew. Excellenz dem Könige mittheilen?“ „Ja wohl, sagte Saldern, ich trage es Ihnen sogar auf, und wenn es Noth thut, werde ich es drucken lassen.“ Ein anderesmal bedeutete er demselben Bischof und dem Grafen Flemming, sie sollten in seinem Auftrage dem König ankündigen, daß er alle seine Truppen gegen die Conföderirten nach Lithauen schicken müsse, und ihm, wenn er dieß für unmöglich erkläre, weil die Truppen nicht unter seinem Oberbefehl stünden, einfach erwidern: die Noth kenne kein Gesetz und die Czarin wolle es so. Als der Bischof zu entgegnen wagte: er möge diese

*) Bericht des Nuntius vom 19. Mai 1771 bei Theiner 4 b, 393.

**) Von Essen schreibt am 3. Juli 1771: „On nomme ici ce Mr. de Saldern un enragé, auquel on a donné un sabre à la main. Il traite le roi de Pologne, les Czartoryski, les Senateurs, les Polonois Confédérés ou non Confédérés, les Prussiens en Pologne, de gueux, de Canailles. Il parle continuellement de faire brûler, pendre, ravaler. Il dit des sottises et des grossièretés à tous les Ministres étrangers. Hermann 5, 492 Note.

Forderung doch durch die Minister an den König ergehen lassen, ergoß sich Saldern gegen ihn in einen Strom von Schimpfreden und Schmähungen und nannte ihn schließlich einen Dummkopf und eine Bestie *).

Mit solch' „russischer Liebe" wurde der Bischof von Cujavien für seine Anhänglichkeit an die russisch-schismatische Partei belohnt. Der Bischof spielte eine traurige Rolle, aber noch trauriger war die des Erzbischofs und Reichsprimas Podoski. Im Juni 1771 hatte Saldern ein Manifest veröffentlicht, worin er die Conföderirten von Bar für „Banditen, Diebe und Räuber" ausgab und sie als gemeine Verbrecher aufzugreifen und zu richten befahl, damit sich die „hochherzigen Sorgen" seiner Herrin für Polen und ihre „Uneigennützigkeit" recht bewähren könnten; an allen Heerstraßen wurden Galgen errichtet, an welche er das Manifest in polnischer und französischer Sprache anschlagen ließ **). Um nun die Conföderirten in den Augen des Auslandes als „wirkliche Räuber" herabzuwürdigen, verabredete Podoski im Juli mit Saldern eine große „Entführungsscene". Russische Truppen, als Conföderirte verkleidet, sollten den Primas nach einem glänzenden Mahl, welches dieser dem russischen Gesandten gab, aufheben und gewaltsam aus Warschau wegführen. Alle Vorbereitungen zu der Komödie waren schon getroffen, als Saldern auf die Vorstellung eines höheren russischen Offiziers: Niemand in Polen werde den Conföderirten die Entführung zuschreiben und die ganze Sache würde nur zum Gespötte dienen, von dem Plane abstand. Nun wurde eine andere Scene aufgeführt. Damit sich die Nation mit den akatholischen Bestrebungen des Primas besser befreunde, sollte dieser zum politischen Märtyrer erhoben werden. Nachdem Podoski öffentlich angekündigt, daß er sich auf seine Güter zurückziehen wolle, erschien plötzlich, als er sich einmal mit

---

*) Bericht des Nuntius vom 7. Juni 1771 bei Theiner 4b, 398.

**) Theiner 4b, 377. Histoire des trois démembrements 1, 383—395.

einigen Dissidenten bei Tisch befand, ein russischer Colonel mit seinen Soldaten und bedeutete, er habe Befehl ihn zum Gesandten zu führen, da er ohne dessen Erlaubniß nicht abreisen dürfe. Und nun blieb Podoski mehrere Wochen hindurch unter russischer Obhut, und fuhr oder ritt, von Kosaken begleitet, wie ein russischer Gefangener durch die Straßen von Warschau. Da man aber allgemein von seinem Einverständniß mit Saldern, der ihn öfters besuchte, überzeugt war, so wurde die Verachtung des Volkes gegen ihn grenzenlos. Der Großkanzler Czartoryski ging den russischen Gesandten an, dafür sorgen zu wollen, daß der Primas wenigstens nicht gleichzeitig mit seiner Maitresse reise! Saldern erfüllte die Bitte. Die Maitresse des Primas wurde unter dem Schutz von Kosaken nach Elbing gebracht, wohin dann dieser selbst bald nachfolgte.

Bei solchen Verhältnissen ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß den Russen bei der Schismatisirung des katholischen Polens ein so geringer Widerstand geleistet ward. Diese Schismatisirung machte ungeheure Fortschritte. So wurden z. B. in der Ukraine von den 1900 griechisch-unirten Gemeinden, die dort vor dem Einbruch der Zaporeger und Haidamaken bestanden, in wenigen Jahren mehr als 1200 mit Gewalt und List zum Schisma „bekehrt". Katharina von Rußland nannte mit schändlichem Mißbrauch ehrwürdiger Namen ein solches Vorgehen eine „mütterliche Sorgfalt für die Freiheit der Gewissen", aber sie konnte mit Recht sich rühmen, daß sie auf einem von vielen katholischen Bischöfen „gepflügten Boden" arbeite. Die Berichte der päpstlichen Nuntien geben uns darüber betrübende Aufschlüsse. War auch das Projekt einer „polnischen Nationalsynode" gefallen, so verbot doch der Primas bereits alle Appellationen an die römische Curie, der Bischof von Posen unterstand sich eine päpstliche Encyclika zu fälschen, und die gesammte russisch-schismatische Partei ging darauf aus die Klöster als die Hauptstützen des katholischen Volksthums theils aufzuheben,

theils vom Hofe und den mit diesem verbündeten Bischöfen abhängig zu machen, um sie dann zur Schismatisirung zu benutzen.

Wie früher der Nuntius Visconti, so entwirft auch der Nuntius Durini ein höchst trauriges Bild von den kirchlichen Zuständen Polens. Wie ein großer Theil der Bischöfe nicht auf den Namen „kirchliche Würdenträger" Anspruch machen könne, so sei auch der niedere Weltklerus vielfach verweltlicht, und beim Adel herrsche der Geist des modernen falschen Philosophismus. Ohne die Orden, versichert er, die in adeliger Armuth die Reinheit des alten Glaubens hegen und pflegen und seine Vorschriften durch ihren Lebenswandel befolgen, ist es geschehen um die katholische Kirche Polens. Durini zeichnete sich aus durch Unparteilichkeit, Einsicht, Kraft und Maß; er war über alle niedern Motive erhaben, und darum sind seine Berichte wahrhaft glänzende Schriftstücke und verdienen Bewunderung. Kein früherer Nuntius, sagt er, habe mit solchem Freimuth und solchem Nachdruck geschrieben, wie er, aber es habe auch keiner vor ihm so viele Gelegenheit gehabt, Dinge und Personen so kennen zu lernen, wie er sie jetzt bei der Revolution, die sich in Polen vollziehe, kennen lernen könne. Rußland wollte anfangs den Nuntius einschüchtern durch Androhung einer Deportation nach Sibirien, dann suchte es ihn durch glänzende Anerbietungen und Geldspenden zu gewinnen, und zuletzt meinte die russisch-schismatische Partei ihn durch persönliche Insulte aller Art vom Wege seiner Pflicht abzubringen. Aber alle Mittel waren vergeblich. Durini hielt unerschütterlich fest an dem, was seines Rechtes war und wirkte unermüdlich durch Wort und Schrift für die Ehre seiner Kirche. Er befände sich, schreibt er, in Warschau wie im Fegfeuer, aber er werde standhaft auf seinem Posten bleiben und den bittern Kelch ausleeren, denn er kenne nur Eine Furcht, die Furcht des Herrn.

Während der König sich in Gegenwart des Nuntius verlauten ließ: „Polen werde nicht eher eine Figur in der

Welt spielen, bis alle Kuttenträger aus dem Lande entfernt seien", begünstigte er die geheimen Gesellschaften und veranstaltete einmal in Warschau zum Aergerniß des altgläubigen Volkes einen großen öffentlichen Freimaurer-Aufzug, an welchem sich gegen dreitausend Menschen betheiligten. Auch der Primas war Mitglied des Ordens, und auch Damen (unter anderen die Fürstin Lubomirski, eine Nichte des Königs) wurden feierlichst in den Geheimbund aufgenommen. Als man den in Warschau anwesenden Bischof von Posen aufforderte, gegen diesen öffentlichen Skandal auf Grund der päpstlichen Bullen Einspruch einzulegen, antwortete er, er habe ganz andere Dinge zu thun. „Dieser Bischof", meldet der Nuntius, „kennt keine anderen Bullen als die königlichen Erlasse und den neuen Codex Katharina's II." Was aber bei der ganzen unkirchlichen Richtung des ausschweifenden Königs und seines sittenlosen Hofes am widrigsten berührt, ist die Heuchelei, welche man mit kirchlichen Uebungen, mit „vierzigstündigem Gebet" u. s. w. betrieb *).

*) Vergl. für das Gesagte insbesondere die Berichte des Nuntius Durini vom 26. Aug., 2. Sept. und 28. Okt. 1767; vom 20 Mai und 28. Oktober 1769; vom 7, 21. April und 7. Juli 1770 bei Theiner 4b, 220, 221, 236, 284, 315, 346, 347, 349, 364. Ferner Theiner Histoire du pontificat de Clement XIV. (Paris 1852) tom. 1, 314—318 und 439—447. Berichte des Nuntius vom 7., 22. und 29. Juni, 20 Juli, 17. August, 7. und 14. Sept. 1771 bei Theiner 4b, 396, 398, 400, 404, wo auch sehr anzügliche Spottverse, die man in Warschau auf den Primas verbreitete. — Essen's Bericht vom 4. August 1771 bei Hermann 5. 493. — Friedrich's II. Brief an den Grafen Solms vom 6. Oktober 1771 bei Smitt II, 55. — Theiner Hist. de Clement XIV. tom. 2, 36. — Verhandlungen zwischen der Republik und dem russischen Gesandten in Sachen der Schismatisirung Polens bei Theiner 4b, 512—515, und Berichte des Nuntius Garampi vom 10. März und 7. April 1773, loc. cit. 519—522. — Rußland und Preußen (eine schismatische und eine protestantische Macht) hielten es für rechtmäßig, sich in die inneren kirchlichen Angelegenheiten des katholischen Polens einzumischen, als aber auch katholische Mächte in Ueber-

Der König verlor den letzten Schatten von Macht und Ansehen seit dem geheimnißvollen „Attentat“ vom 3. Nov. 1771. Als er am Abend dieses Tages zwischen neun und zehn Uhr das Haus seines Oheims, des Großkanzlers von Lithauen, verließ, wurde er plötzlich von zwölf bis fünfzehn Männern überfallen, die ihn aus dem Wagen rissen und, nachdem sie seine Begleitung zerstreut oder verwundet und einen Haiducken getödtet hatten, aus der Stadt wegführten. Er erhielt einen Säbelhieb auf den Kopf und durch ein zweimaliges Stürzen seines Pferdes eine Quetschung an der linken Seite. Draußen im Gehölz glaubten seine Entführer russische Truppen zu hören und zerstreuten sich; nur ein einziger, Kosinski, blieb und brachte ihn, gegen die Versicherung völliger Begnadigung, Morgens gegen vier Uhr auf das Schloß nach Warschau zurück. Hier hatten sich schon hohe Herren und Damen zahlreich eingefunden und beglückwünschten den in „übernatürlicher Weise“ Geretteten. Mit blutendem Gesicht, zerrissenen Kleidern, von Schmutz bedeckt, stieg der König aus dem Wagen und sprach ihnen mit Thränen in den Augen seinen Dank aus. Das „Schauspiel“, durch viele Fackeln erhellt, erschien wie ein großartiges Theaterstück mit magischer Beleuchtung, und der König gefiel sich darin, es recht zu verlängern.

So wurden die näheren Umstände des „Attentates“ erzählt. In der Warschauer Zeitung wurde Pulawski, der Anführer der Conföderirten, als Urheber der „schwarzen That“

einstimmung mit den polnischen Katholiken meinten, es sei billig auch sie zu hören und ihre Vermittelung anzunehmen, erklärte sich Rußland dagegen und der englische Gesandte in Petersburg erhielt am 1. Januar 1770 aus London die Weisung: „das Urtheil Rußlands, daß man katholische Mächte bei den polnischen Angelegenheiten nicht zulassen könne, hat hier Beifall gefunden!“ Vergl. Raumer Europa vom Ende des 7jährigen Krieges 2, 263. — England gab Rußland in Polen ganz freie Hand. Vergl. die Instruktion für den englischen Gesandten in Petersburg vom 2. Oktober 1770 bei Raumer 2, 272.

bezeichnet, die man dann den auswärtigen Höfen als einen beabsichtigten Königsmord darstellte, der mehr als alles Andere geeignet sei, die wahren Plane der Barer Conföderation zu enthüllen. Friedrich II. beeilte sich, sie auch seinerseits vor Europa in diesem Sinne auszulegen. Die Unmenschlichkeit der Conföderirten, schrieb er an Stanislaus, verdiene, daß alle Mächte Europa's sich vereinigten, um für das abscheuliche Verbrechen, dessen sie sich schuldig gemacht, eine eclatante Rache zu nehmen.

Aber war denn die Wegführung des Königs ein wirkliches Attentat? Oder war sie nicht vielmehr eine „große Scene", die Saldern, sei es mit oder ohne Wissen des Königs aufführte, nachdem er früher mit dem Primas eine ähnliche aufzuführen beabsichtigt hatte, um den Conföderirten alle Hülfe und allen Schutz auswärtiger Mächte zu entziehen? Als man den Großkanzler von Lithauen, bei dem der König zu Abend gewesen, von dessen Wegführung, die wenige Schritte von seinem Palaste stattfand, sofort benachrichtigte, antwortete er: „Man schließe die Thüre, Niemand verlasse das Haus, man trage das Abendessen auf"! Als der Italiener Pernicotti, ein Kammerherr des Königs, in voller Hast zum russischen Gesandten stürzte, um das Ereigniß zu melden, sagte Saldern: „Wer hat Euch aufgetragen, hierher zu kommen?" Und auf dessen Antwort: „Mein Eifer für meinen König", fuhr er ihn an: „Ihr habt daran nicht wohlgethan", und entließ ihn! Die russischen Truppen und die königlichen Truppen blieben in der Nacht der Gefangennehmung ganz ruhig; Niemand dachte daran, dem König zu Hülfe zu eilen; Adam Czartorysky machte in der Nacht einen einsamen Spaziergang durch die Stadt! Die Entführer des Königs hörte man russisch sprechen, nicht bloß zu den sich nähernden Polen, die sie fern halten wollten, sondern auch unter sich! Kosinski, der den König ins Schloß zurückführte, war nicht, wie man angab, ein Offizier der Conföderirten, sondern ein berüchtigter Räuber, von dem man in Warschau allgemein glaubte, er

sei durch russisches Geld für den Streich gewonnen worden. So viel ist sicher, daß man schon im December das „Attentat“, nachdem dessen näheren Umstände bekannt geworden, in der ganzen Stadt als ein bloßes russisches Manövre betrachtete, „wodurch man die auswärtigen Höfe von der Sache der Conföderirten abwendig machen, die fremden Kroncandidaten in Schrecken setzen und den König und den Adel zur Bildung einer Gegenconföderation antreiben wollte“ *).

„Wir protestiren“, sagten die Conföderirten von Bar in einer gegen das ihnen zugeschriebene Verbrechen gerichteten Denkschrift vom 4. December 1771, „vor Gott, dem Zeugen und Richter der tiefsten Geheimnisse, daß wir das Attentat weder veranlaßt, noch von demselben Kunde gehabt haben“. Als sie den König des Thrones verlustig erklärt, hätten sie nicht den verbrecherischen Arm von Mördern bewaffnen, sondern nur die für ihre Religion und Freiheit kämpfenden Mitbürger ermuthigen wollen, mit den Waffen in der Hand offen zu kämpfen **).

Aber das „Attentat“ hatte die erwünschten Folgen. Die Conföderirten galten nunmehr im Ausland als Männer des „Schreckens“, die weder Hülfe noch Mitleid verdienten ***), und König Stanislaus warf sich mehr wie je den Russen in die Arme. Saldern führte in Polen nur noch die Worte: Diktatur und Sibirien im Munde. Er kam außer sich vor Wuth, wenn man ihm davon sprach, daß andere Mächte sich in die polnischen Angelegenheiten einmischen wollten. Er nannte das einen Schimpf gegen Rußland, welches über Polen wie über eine Provinz zu verfügen habe. „Der König

*) Näheres in den zahlreichen Berichten des Nuntius Durini vom Nov. und Dec. 1771 bei Theiner 4b, 381 — 382, 409 — 412. Vgl. Theiner Hist. du pontificat de Clement XIV., tom. 2, 35 — 36. Hist. des trois démembrements 1, 379. Hermann 5, 503—507.

**) Bei Theiner 4b, 383. Vergl. auch die Protestation Pulawski's loc. cit 385.

***) Vgl. den Bericht aus Paris vom 26. Nov. 1771 bei Smitt II, 88 - 89.

von Preußen", sagte er nach dem Bericht des englischen Gesandten vom 30. November 1771 einmal zum König von Polen, „ist ein öffentlicher Räuber, er hat von jeher, wo er konnte, dies Gewerbe getrieben.... Sein Plan war, wir sollten in die Wegnahme von Polnisch-Preußen willigen, das kann jedoch niemals geschehen" *)! Mehrere Monate vorher berichtete Saldern an Panin, er habe mit dem preußischen Residenten Benoit eine lange Unterredung über Polen gehabt. „In dem Augenblick, wo Benoit aufstand, um wegzugehen, zog er mich bei Seite in eine Fensterbrüstung und sagte mir auf deutsch: „„Ich weiß, Sie sind ein Freund meines Königs, bei Gott, verfahren wir der Art, daß er einen angemessenen Theil Polens erhalte. Dieses undankbare Volk verdient es"". Und indem er mir die Hand drückte, fügte er hinzu: „„Ich stehe Ihnen für die Erkenntlichkeit meines Herrn"". Ich stellte mich begreiflicherweise erstaunt über einen solchen Antrag und antwortete kalt: „„Es kommt nicht uns zu, Polen zu theilen"". Meine Kälte, meine Haltung und ein boshaftes Lächeln sagten ihm das Uebrige" **).

Als Saldern diese Worte an Panin schrieb, hatte Katharina bereits dem König von Preußen ihre Zustimmung zu einer Theilung Polens gegeben, ließ aber doch am 16. Juni 1771 noch einmal, zum siebentenmal seit ihrer Thronbesteigung, den Polen versichern, daß sie weder ihre Unabhängigkeit noch die Integrität ihres Landes jemals angreifen werde!

Wir müssen jetzt die zwischen Preußen und Rußland gepflogenen Verhandlungen über die Theilung Polens des Näheren kennen lernen und demnach um einige Jahre in der Geschichte zurückgehen.

---

*) Bei Raumer 2, 455.

**) Bericht Saldern's vom 15. Juni 1771 bei Chodzko 172.

(Schluß folgt.)

XXXVI.

Historische Novitäten.

I. Acta Maguntina seculi XII. Urkunden zur Geschichte des Erzbisthums Mainz im 12. Jahrhundert. Aus den Archiven und Bibliotheken Deutschlands zum erstenmal herausgegeben von Dr. Karl Friedrich Stumpf, Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck. (Innsbruck 1863.)

Die Mainzer Erzbischöfe waren bekanntlich mehrere Jahrhunderte hindurch die mächtigsten und einflußreichsten Fürsten im ganzen deutschen Reiche, da sie nicht allein über große Mittel verfügten, sondern auch neben ihrer hohen geistigen Würde als Erzkanzler das wichtigste Amt des weltlichen Regiments im deutschen Kaiserthum verwalteten. Die Provinz des Primas von Deutschland war die größte der Christenheit, indem sie sich von den Quellen des Rheins bis zur Mündung der Elbe, von den Vogesen bis an die Sudeten und Karpathen erstreckte und somit fast die Hälfte des deutschen Reiches umfaßte. Hieraus allein schon erhellt zur Genüge, wie es kam, daß uns kaum ein wichtigeres Ereigniß in der deutschen Geschichte begegnet, das nicht in näherer Beziehung zu dem mächtigen Reichsfürsten auf dem Mainzer Erzstuhl gestanden, auf das der Erzkanzler des Reichs nicht einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß ausgeübt habe. Kam

nun zu dem Gewicht der kirchlichen und politischen Stellung des Mainzer Metropoliten noch eine ungewöhnliche persönliche Tüchtigkeit, wie dieß im Laufe der Jahrhunderte gar oftmals, und besonders im 12. Jahrhundert der Fall war, dann erscheinen sie als der Mittelpunkt der großen Ereignisse, dann hängt der Ausgang der vom Haupte des Reiches unternommenen Werke nicht selten von den Beziehungen ab, in welche sich der Erzkanzler zu jenen stellt.

Hiernach begreift es sich leicht, daß in den chronikalischen und annalistischen Aufzeichnungen des Mittelalters die Nachrichten über die Mainzer Kirchenfürsten sehr zahlreich sind, daß aber auch die historischen Aufzeichnungen innerhalb der Diöcese Mainz von der größten Bedeutung für die allgemeine deutsche Geschichte sind. Das letztere gilt in hohem Grade auch von den Urkunden, den eigentlich überlebenden Zeugen längst entschwundener Vergangenheit. Daß die Zahl derjenigen, welche entweder geradezu von den Erzkanzlern des Reichs ausgingen oder doch mit denselben in der nächsten Beziehung stehen, eine ungewöhnlich große ist, darf nicht Wunder nehmen. Aus dem 12. Jahrhundert allein liegen jetzt bei sechshundert direkte urkundliche Nachrichten von den Mainzer Erzbischöfen vor, wovon gegen vierhundert aus erzbischöflichen Urkunden selbst und zweihundert aus Zeugenunterfertigungen derselben herrühren. Es sind diese Urkunden in einer großen Menge von Werken zerstreut gedruckt, weßhalb es als ein Verdienst des Herausgebers der vorliegenden Urkundensammlung hervorgehoben zu werden verdient, daß derselbe in der Vorrede eine „Bibliotheca Maguntina diplomatica seculi XII" zusammengestellt hat.

Als eine höchst werthvolle Bereicherung dieser Bibliotheca muß aber die neue, auf sehr mühsame Weise zusammengebrachte erstmalige Publikation von 145 Stück Acta Maguntina seculi XII. erscheinen. Zur Ausführung einer solchen Aufgabe bedarf es eines ungewöhnlichen Fleißes, einer aufopfernden Hingebung an seinen Gegenstand. Bedenken wir

nur, in wieviel Archiven und Bibliotheken die einzelnen Stücke aufgespürt werden mußten und welche Mühe es dem Herausgeber hin und wider gekostet haben mag, bis er in den glücklichen Besitz derselben gelangte. Hierüber werden in der Vorrede einige ergötzlichen Notizen gegeben.

Von den 149 Urkunden, die hier zusammengestellt sind, waren seither nur vier gedruckt; da sich diese letztern an außerordentlich schwer zugänglichen Orten befinden, so sind sie mit den anderen, die alle zum erstenmal an das Licht traten, noch einmal edirt worden, was wohl als hinlänglich gerechtfertigt erscheint. Als Orte, an welchen die erzbischöflich Mainzischen Originaldokumente aufbewahrt werden, bezeichnet der Herausgeber: Cassel, Coblenz, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Duisburg, Frankfurt am Main, Gotha, Hannover, Heidelberg, Idstein, Karlsruhe, Mainz, München, Münster, Rudolstadt, Vollrads, Weimar, Wertheim, Wolfenbüttel, Würzburg. Freilich durfte bei unserer Sammlung nicht ausschließlich auf die wirklichen Originaldokumente Rücksicht genommen werden, sondern auch die Copialbücher waren ebensowohl in Betracht zu ziehen, und so dürfte denn die Annahme begründet seyn, daß nunmehr das urkundliche Material für die Geschichte des Erzbisthums Mainz im 12. Jahrhundert beinahe vollständig gedruckt vorliegt. Einzelne Ergänzungen sind wohl noch immer möglich, zumal da manche Schriftstücke, die urkundlich erwähnt oder von andern benutzt und angezogen wurden, seitdem verschollen sind und noch nicht wieder aufgefunden werden konnten. Der Herausgeber macht auf eine Anzahl derselben aufmerksam.

In paläographischer Beziehung ward in unserer Edition der Grundsatz der diplomatischen Genauigkeit festgehalten, ohne daß jedoch der Hauptzweck, das leichte Verständniß, die historische Ausbeutung außer Acht gelassen worden wäre; im Ganzen wurde nach den Vorschlägen Böhmers verfahren, welche sich in der Praxis längst als zweckdienlich bewährt haben. Ergänzungen im Texte setzte der Herausgeber stets

in Klammern, Zweifel deutete er durch Fragezeichen an. Daß er offenbare Schreibfehler der Copisten ohne jedwede Notiz zu nehmen corrigirt hat, dürfte nur löblich erscheinen, da es doch allzu kleinlich seyn würde in einer Note oder auch auf eine andere Weise bemerkbar zu machen, daß consuali in censuali, munime in munimine, obviiare in obviare und dgl. verbessert worden sei.

Eine besondere Sorgfalt hat der Herausgeber den Zeugenunterschriften zugewendet. Zunächst hat er sich durch Vergleichung mit andern Urkunden bemüht, Irrthümer in der Lesung der Namen zu vermeiden, dann aber ist es ihm gelungen, den Nachweis zu liefern, daß in Abschriften und Drucken die Namen verschrieben, die Würden verwechselt, die Interpunktion verfehlt wurde, wodurch der oftmals wichtigste Theil einer Urkunde, die Zeugenaufführung, unverzeihlich verstümmelt wurde.

Für Herstellung einer richtigen Chronologie, was oftmals außerordentlich schwer ist, hat Hr. Stumpf alle Mittel angewendet, so daß die gewonnene Zeitbestimmung nur in wenigen Urkunden innerhalb eines Zeitraums von 20 bis 30 Jahren schwankt.

Auch die Besiegelung entzieht sich der Aufmerksamkeit des Herausgebers nicht. Er hebt hervor, daß ursprünglich die Siegel auf der Vorderseite der Urkunde aufgedrückt, seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aber erst nach dem Vorgang in der kaiserlichen Kanzlei auch den Mainzer Urkunden angehängt wurden. Das Mainzer Stadtsiegel, das älteste der uns erhaltenen Stadtsiegel, findet sich in sorgfältiger Ausführung nach einer Urkunde von 1175 auf dem Titelvorblatt abgebildet, was dem Werke zu besonderer Zierde gereicht.

Die Kunst, vollständig befriedigende Register anzufertigen, schien eine Zeitlang abhanden gekommen, und erst in der neueren Zeit ist sie, vorzüglich wohl durch die Herausgeber der Monumenta Germaniae, wieder entdeckt worden.

Der Nutzen tüchtiger Register zu Quellenwerken ist bekanntlich so ungeheuer groß, daß der Forscher täglich Veranlassung hat, denselben einzusehen, und wir zweifeln daher nicht, daß diejenigen, welche aus dem reichen Born historischer Daten unseres Werkes schöpfen, dem Herausgeber den verdienten Dank für die mit großer Umsicht angelegten und mit einem fast verschwenderischen Aufwand von Fleiß ausgeführten Register zollen werden. Das Personenregister ist in eine Reihe von Unterabtheilungen zergliedert. Zuerst werden die Päpste und die der römischen Curie angehörigen Personen aufgeführt, dann folgt die Reihe der Erzbischöfe und Bischöfe und der Beamten in der Mainzer erzbischöflichen Kanzlei. Sehr reichhaltig ist das Verzeichniß der Stifter und Klöster. Auch die Mainzer Capelläne und die andern Geistlichen ohne bestimmte Aemter und Würden finden sich zu besonderen Abtheilungen gruppirt. Ebenso sind die weltlichen Herrn von den Kaisern an bis zu den Ministerialen und Bürgern nach Ständen geschieden. Das topographische Register ist nicht auf bloße Verzeichnung der Ortsnamen beschränkt, wie sich dieselben in den Urkunden finden, sondern es ist ihnen auch der gegenwärtige Name beigefügt und in den meisten Fällen ist es dem Herausgeber gelungen, die Lage derselben anzugeben. So schwierig diese Arbeit seyn mußte, so verdienstlich ist sie und darf als die Krone der höchst gelungenen Edition angesehen werden.

II. Breve Chronicon monasterii beatae virginis Lambacensis ordinis sancti Benedicti. Superioribus approbantibus. Anno ab incarnato domino MDCCCLXV. A fundato monasterio DCCCIX. Sumptibus Lambacensibus, typis J. Feichtinger.

Würde es möglich seyn, die Geschichte einer jeden einzelnen Familie zu schreiben, so würde die Welt im Besitze der ausführlichsten Geschichte selbst seyn, denn diese vielen kleinen Stillleben vereint würden Blätter eines gewaltigen Buches bilden, aus dem sich ersehen ließe, wie tief eingreifend das Leben eines einzelnen, vielleicht jetzt kaum mehr dem Namen nach bekannten Mannes in das große Ganze war und in seinen Folgen geblieben ist. Solche Familien waren und sind die Klöster, deren Geschichte vereint schon eine halbe Weltgeschichte bilden würde. Deßhalb ist jeder Versuch, die Geschichte eines solchen Klosters zu entwickeln, sei diese Entwicklung eine pragmatische oder eine chronikartige, als ein werthvoller Baustein zur allgemeinen Geschichte zu betrachten. So dachten wir von jeher und so dachten wir auch, als uns die oben genannte Chronik des Stiftes Lambach, 8 Stunden von Linz auf einer wunderschönen Anhöhe gelegen, zukam, eine Frucht der den Berufspflichten abgerungenen freien Stunden des wackeren jugendlichen Archivars P. Pius Schmieder, der seine auf archivalische Schätze des Stiftes sich gründende Arbeit zunächst nur für seine Ordensbrüder und Hausgenossen des Stiftes schrieb*), denen er einen Leitfaden für die Hausgeschichte bieten wollte, die außerdem nur aus größeren, zumeist älteren Werken entnommen werden muß. Allein eben dieses Stift Lambach ist mit der Geschichte eines fränkischen Fürsten und Bischofs innig verbunden; denn sein Stifter ist der 20. Bischof von Würzburg Adalbero, und wenn man will, wie sein alter Biograph schreibt, auch Herzog in Franken:

Pontificem pariterque Ducem Stola signat et Ensis:
Jure suo tenet ista duo Locus Herbipolensis,

*) Die Schrift ist nur in 300 Exemplaren gedruckt.

ein Mann, wenn auch nicht von der Kirche als Heiliger anerkannt, doch seit Jahrhunderten vom Volke als solcher genannt, ein Charakter würdig seiner beiden Jugendfreunde, des Erzbischofs Gebhard von Salzburg und des Bischofs Altmann von Passau, die wie er Stifter herrlicher, heute noch in Oesterreich blühender Klöster wurden, ersterer von Admont, der andere von Gottweih!

Adalbero, geboren um das Jahr 1010, ein Graf von Lambach, ward von seinem Vater in frühester Jugend nach Würzburg gebracht. „Deo et Sanctis ibidem quiescentibus“ — nämlich Kylian, Colonat und Totnan, Frankens Apostel — „in aeternum militaturum obtulit,“ sagt die älteste Biographie. Er erhielt an der Domschule seine erste Bildung, die er mit obigen Freunden in Paris fortsetzte, und wohl mit Erfolg, da er an seinen dortigen Lehrer Gilbert eine Epistola de quaestione diametri super Macrobium geschrieben haben soll. Gilbert war der nachherige Papst Sylvester II. Adalbero bestieg, als Nachfolger des heil. Bruno am 29. Juni 1045 einstimmig erwählt, den bischöflichen Stuhl, bezeichnet als „Pater orphanorum, solator et recreator pauperum, judex viduarum, defensor pupillorum,“ um in einer traurigen, durch den Investiturstreit zerrissenen Zeit als treuer Anhänger des römischen Stuhles und entschiedener Gegner Kaisers Heinrich IV. wirklich in großartiger Weise für das Wohl seines Frankenlandes zu wirken, wozu die Begründung oder Wiederherstellung klösterlicher Institute ihm die Hauptsache schien, da von ihnen die Cultur und Volksbildung im christlichen Sinne ausging und erhalten wurde. Es ist ein unumstößlicher Erfahrungssatz, daß so oft diese auf den evangelischen Räthen sich gründenden Schöpfungen vernichtet werden, auch der wirklich christliche Sinn im Volke allmählich abnimmt und endlich auslöscht. Die fränkischen Annalen erzählen, was er für Neumünster in Würzburg, wo die fränkischen Apostel ruhen, und für das Benediktinerkloster St. Stephan daselbst, für das am Maine liegende uralte Stift Schwarzach, für

Banz und andere Stiftungen in Franken gethan, hauptsächlich den Orden des heil. Benedikt's fördernd. Allein auch der heimatlichen Gegend wollte er den Segen eines von Gott gesegneten Ordens nicht vorenthalten, und so verwandelte er ein schon von seinem Vater Arnold II. im Stammschlosse Lambach begründetes Chorherrnstift im Jahre 1056 in ein Benediktinerkloster zu Ehren der heil. Mutter Gottes Maria und des heil. Kylian, Colonat und Totnan, als der Patronen seines Stiftes Würzburg. „Deo et Sanctis ibidem quiescentibus in aeternum militaturum obtulit pater," hörten wir oben. Seinen fränkischen Heiligen wollte Adalbero auch in der Heimat treu bleiben, vielleicht bei der Stiftung nicht ahnend, daß er vom Kaiser vertrieben aus seinem Bisthume und von der Grabstätte der heil. fränkischen Märtyrer, sie nur noch in seinem Kloster Lambach verehren und dort im heimischen Boden seine Ruhestätte und zwar in der Kilianskirche seines Stiftes (1090) finden würde, die ihm im St. Kiliansdome in Würzburg versagt war, obschon er deßhalb seinem lieben Würzburg nicht zürnte. Im Gegentheil, er bedachte noch sterbend sein Hochstift gegen Abhaltung eines ewigen Jahrtages reichlich, nur sollten die Bischöfe jährlich einmal persönlich in Lambach, zu dessen Schutzherren und Vormünder er sie ernannte, erscheinen und da die reichlichen Gefälle in Empfang nehmen, was sie auch, die Stiftung vielfach mit neuem Besitze begnadigend, erfüllten, bis Otto von Lobdenburg, ein Würzburger Bischof der nach außen glänzen wollte und deßhalb viel bedurfte, das Stiftungsgut, entgegen dem Willen seines Capitels, an Herzog Leopold VII. von Oesterreich im Jahre 1216 um 1300 Mark Silbers verpfändete, wo sie dann später um 1500 Mark als Eigenthum an selben übergingen.

Hiemit war das Band, welches der Stifter so fest mit Franken gebunden hatte, daß er selbst die ersten Aebte Ekbert und Bezmann (1056—1104) aus dem obigen fränkischen Kloster Schwarzach berief, für die Folge gelöst.

Die Aebte Sigibold (1104), Bero (1116), Helmbert (1124), Wigand (1128), Bernard I. (1148), Pabo (1167), Suarzmann (1194), Waesigrim (1197), Alramm (1209) standen dem Stifte mit mehr oder minderem Glücke vor, bis unter dem Abte Otto (1213—1241) im Jahre 1233 eine schreckliche Katastrophe über Lambach hereinbrach, indem Herzog Otto von Bayern, in Oesterreich einfallend, mit Feuer und Schwert es dergestalt verheerte, daß nur eine einzige Gruft, in der sich ein Altar St. Stephan's befand, noch übrig blieb. Groß war der Jammer und groß das Mitleiden des Passauer Bischofs Rudiger, der Alles aufbot, das Stift wieder herzustellen. Es fühlten die Bischöfe immer am tiefsten, was sie an den Klöstern besaßen! Deßhalb zögerten sie auch nicht, selbst Pfarreien ihnen einzuverleiben, wenn dadurch ihr Bestand gesichert werden konnte, und so übertrug er dem Stifte die Pfarrei Oberkirchen im Jahr 1248 für ewige Zeiten, eine Hülfe, die dem Stifte unter dem Abte Bernard († 1264) zu Theil ward, unter dem besonders auch die Wissenschaft in Lambach gepflegt worden zu seyn scheint. Sein Nachfolger, Abt Heinrich, hatte viel gegen die Aufdringlichkeit der Vögte, welche die Klöster auszusaugen pflegten, zu kämpfen, in welchem Kampfe er an Herzog Heinrich von Bayern eine mächtige Stütze fand. Zu seiner Zeit ward in einer Synode (1268) zu Wien beschlossen, daß die Benediktinerklöster durch die Diöcesanbischöfe unter Beiziehung zweier Cisterzienseräbte visitirt werden sollten, und Salzburger Synoden schrieben Aehnliches vor. „Sed frustra!" sagt die Chronik. „Tributa, exactiones, censurae spiritum monasticum extinxerunt." Mit diesen wenigen Worten ist leider der Charakter der Zeit hinreichend bezeichnet, die ihren Einfluß mehr oder minder unter den Aebten Conrad I. (1286), Christian (1291), der sich zuerst „Dei misericordia indigens abbas" nannte, Sigmar (1302), Griffo (1321), Johann I. (1330), Conrad II. (1345), Udalric I. (1349), Johann II. (1361), Udalric II. (1368), Simon Thalhamer (1395), Erasmus

de Pulgarn (1405) und Jacob (1410—1422) geltend machte, wie sie solchen damals auf Kirche und Papst, Kaiser und Reich, Könige und Fürsten übte.

Abt Johannes III., ein Edler von Dachsberg, ergriff 1422 mit fester Hand die Regierung des Klosters, unterstützt von vier Mönchen aus Melk, und es gelang ihm, eine heilige Zucht in das Stift zurückzuführen, die auch den strengen Anforderungen einer aus verschiedenen Ordensleuten zusammengesetzten Visitationscommission, unter der sich selbst ein Carthäuser befand, vollkommen genügte. Sein Nachfolger Thomas von Retz war das vollendete Charakterbild eines Klosterobern, der für Gottseligkeit und Wissenschaft begeistert, durch sein eigenes Beispiel die Seinigen für treue Berufserfüllung zu entflammen und die Flamme auch zu unterhalten verstand. Selbst Cardinal Nicolaus von Cusa, der als päpstlicher Legat so viele Klöster visitirte und verbesserte, fand nur anerkennendes Lob für Adalbero's Stiftung, dessen Söhne in andere Klöster öfters verschickt wurden, um belebend und kräftigend auf solche zu wirken. Thomas, erwählt 1436, gestorben 1474, war auch der erste Abt, dem Papst Pius II. 1458 den Gebrauch der Pontificalien verlieh. Unermüdlich für sein Kloster, welches er auch in seinen Gebäuden und Einnahmen verbesserte, verschönerte er besonders die Kirche in der Art, daß er als der zweite Begründer derselben gepriesen wurde: „Alter qui templi conditor hujus erat," sagt seine Grabschrift. Im gleichen Geiste wirkte sein Nachfolger Johann IV. Swerzwadel (erwählt 1474, † 1504) auf's segensreichste fort, so daß Stift Lambach weithin als eine Leuchte des Benediktinerordens glänzte. Das Jahrhundert, in welchem die sogenannten Reformatoren auch Oesterreich zum Felde ihrer Thätigkeit wählten, konnte auch an Lambach nicht einflußlos vorübergehen. „Tempora duriora appropinquabant." Damals wurden viele Stiftungen bis an den Rand des Verderbens gebracht, und nur wirklich kräftige und gottbegeisterte Männer waren im Stande, der hereinbrechenden

Auflösung aller Zucht und Ordnung Einhalt zu thun. Mit vollem Fuge kann man die Geschichtsblätter voller 70 Jahre, in denen 8 Aebte und 2 Administratoren dem Stifte, oft fast als die alleinigen Bewohner desselben, vorstanden, übergehen, da erst der 38. Abt, Wolfgang II. Kammerschreiber (erwählt 1571, † 1585) im Stande war, wieder 10 Mönche zusammenzubringen, wenn es ihm auch trotz aller Unverdrossenheit nicht gelingen wollte, den alten frommen Geist zurückzurufen.

Diese Freude sollte erst sein Nachfolger Burcard Furtenbacher aus Fuessen, geboren 1544, seit 1560 Benediktiner zu St. Ulrich und Afra in Augsburg, erleben, der durch Erzherzog Ernst nach Lambach eingeladen, im April 1585 die Abtei übernahm, einer jener wahrhaft reformatorischen Geister, deren die Vorsehung um jene Zeit so manche aufrief, um der altkatholischen väterlichen Religion da, wo man sie undankbar und leichtsinnig verlassen, wieder Eingang zu verschaffen und selbe in ihr altes Recht und in die ihr gebührenden Prärogative einzusetzen. Das bewirkte er glänzend im Stifte selbst, so wie bei den Stiftsunterthanen († 1599). Voll katholischem Eifer war sein Nachfolger, Abt Johann VIII. Bimmel, der 35 Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen dem Stifte vor-, aber auch den rebellischen Bauern, die sich mehr als 30,000 an der Zahl auf Lambach warfen, mit Todesmuth entgegenstand. Trotz schwerer Verluste dachte doch der Abt an Fortbildung seiner Angehörigen, Hebung des Cultus (er ließ selbst ein eigenes Breviarium Lambacense drucken) und an die religiöse Pflege seiner Unterthanen. Manches Gute veranstaltete Philipp Nagl (1635—1640), wenn er auch weniger die Eigenschaften eines geistlichen Vorstehers besaß: „familiae suae nimis addictus, in fratres exorbitans“; indessen sein unmittelbarer Nachfolger, Placidus Hieber, der mit 25 Jahren den Abtstab ergriff und 38 Jahre lang auf's glücklichste führte, der Begründer eines ganz neuen Klosters ward.

Selbst eine ganz neue Stiftskirche ward erbaut und so ein Haus nach dem Geschmacke jener Zeit erbaut, welche aus stillen Klöstern wahre Residenzen schuf († 1678). Was er begonnen, vollendeten in seinem Geiste die beiden Nachfolger, Severin Blaß († 1705) und Maximilian Pagl († 1725), gleich ausgezeichnete Männer, so daß Lambach nunmehr im vollsten Glanze sich zeigte. Für literarische Hülfsmittel, prachtvolle Ausstattung der Bibliothek und Herbeischaffung von Bildungsmitteln waren sie ungemein besorgt, worin auch ihr Nachfolger Gotthard Haslinger († 1735) nicht zurückblieb, auch sonst wohlthätig für Arme und Waisen wirkend, dabei gastfrei in seltenem Grade, und hierin im schroffen Gegensatze mit seinem Nachfolger Johann IX. Seiz († 1739), einem einfachen Benediktiner, der im Greisenalter zur Prälatur gelangt, das einfachste und strengste Ordensleben führte und geführt wissen wollte. Unter Florentius Müller begannen die Drangsale des Kriegs; aber Alles, was hart und bitter war, selbst die vom Kaiser Joseph II. am 17. Aug. 1784 ausgesprochene, aber nicht zum Vollzuge gekommene Aufhebung des Stiftes erlebte Abt Amandus Schickmayr, der durch ein halbes Jahrhundert (1746—1794), wahrhaft durch die göttliche Vorsehung bestimmt, der Abtei vorstand, ohne durch all' den Jammer, den weltliche Hände und weltliche Befehle, die sogar das Grab des Stifters Adalbero nicht verschonten, über das Stift bringen mußten, niedergedrückt zu werden. Der letzte Prälat des geschiedenen Jahrhunderts war Julian Ricci, erwählt 1794, † 1812, der das Vollmaß der Bitterkeit, welche die Kriege über Lambach und seine Bewohner in jeder Beziehung bringen mußten, austrank.

Alles Andere, Gutes und Schlimmes, was an Lambach vorüberzog, gehört bereits unserer Zeit an und leben hiefür noch sprechende Zeugen.

Fragt man sich nach dem Totaleindruck, den dieses mit sichtbarer Wahrheitsliebe geschriebene Chronicon auf den Leser macht, so muß man einbekennen, daß die achthundertjährige

Wirksamkeit der Stiftung Adalbero's auf den engen Kreis, auf den sie zu wirken den Beruf hatte, eine heilbringende war, wie sich aus den vielen einzelnen mit unendlichem Fleiße vom Archivare Pater Pius gesammelten Thatsachen überzeugend ergibt. Ebenso sieht man, wie zu allen Zeiten auch in Lambach eine ordensreformatorische Hand eingriff, wenn merkliche Auswüchse sich kundgaben; aber ebenso deutlich sieht man auch, wie dann immer der sittliche und wissenschaftliche Stand des Stiftes sich hob. Die Hervorhebung dieser literarischen Momente, wenn auch nur — wie das Chronicon selbst — kurz, gewährt dem Ganzen einen besondern Reiz, und zeigt, daß es auch in Lambach immer Männer gab *), denen die Nachwelt Dank schuldet. Der Zweck des Verfassers, durch die „rerum praeteritarum notitiam" seinen Brüdern auch „rerum praeteritarum gratam memoriam" einzuflößen, wird vollkommen erreicht werden, und wir können nur den Wunsch aussprechen, daß er nicht ermüden, sondern im gleichen Eifer, in gleicher Liebe für die Geschichte seines Stiftes und dessen Stifters Adalbero thätig bleiben möge.

---

*) Etwas hart scheint ein Urtheil pag. 46: „*P. Benedictus Oberhauser*, vir principiis Quesnelii et Vanespenii deceptus illorumque mordax propugnator, alias doctissimus etc.", da es schwer werden dürfte ein richtiges Urtheil über diesen ehemaligen Professor der Philosophie zu Salzburg und des Kirchenrechtes zu Fulda zu fällen, ohne die eigenthümliche Zeit in der er wirkte überschaut zu haben. Man vergleiche das lobende Urtheil S. 46—47 der Schrift: „Verzeichniß aller akademischen Professoren zu Salzburg vom J. 1728 bis zur Aufhebung der Universität", herausgegeben von einem Mitgenossen, Salzburg 1813. Uebrigens war Oberhauser am 25. Jan. 1719 geboren, legte den 13. Nov. 1740 seine Gelübde in Lambach ab, und starb daselbst am 20. April 1786.

XXXVII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben auf einer Reise in der Schweiz und in Oberitalien.)

XXII.

Die Möglichkeiten eines italienischen Angriffs oder der Umgehung im Süden oder Norden.

Mailand 28. September 1863.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Meiner Rechnung nach müßt' ich jetzt in Genua seyn und siehe da, ich sitze noch hier in dem Albergo della Villa. Der italienische Himmel ist graugelb geworden; es regnet in Strömen und da mag ich denn doch nicht mit Nebelmassen durch die Apenninen wandern und ich mag nicht am Gestade des Mittelmeeres mich in ein einsames Zimmer einsperren. Der Regen ist eine Macht. Danton war einst mit seinen Freunden zusammen; diese waren unruhig und besorgt, denn die Sektionen waren in Bewegung; er aber öffnete ein Fenster, betrachtete den Himmel, trat in das Zimmer zurück und sagte: „die Nacht wird ruhig vorüber gehen, denn es wird regnen.“ Die Mailänder Signori sitzen Tag und Nacht auf der Straße; jetzt haben sie sich in die inneren Räume der Kaffeehäuser gezogen, um

ihre Lügen zu erzählen und ihren Unsinn zu schwatzen. Unter mir, auf dem Corso Vittore Emanuele ist sonst ein betäubendes Getümmel, jetzt aber ist es sehr viel stiller geworden. Wenn nun nicht nur die Pariser dem Regen weichen, sondern selbst die Italianissimi in Mailand, warum sollte der alte Soldat nicht ebenso thun?

Ich will im Sonnenschein durch die Gebirge ziehen, ich will auf dem Golf von Genua herumfahren, wenn in seinen Wassern ein tiefblauer Himmel sich spiegelt, und so will ich denn in Gottesnamen abwarten, bis ein frischer Wind die Regenwolken verjagt. Ich bin behaglich in meinem geräumigen Zimmer, denn in den letzten Tagen bin ich sehr müde geworden. Allerdings summt und rasselt das Treiben des Gasthofes um mich herum, aber ich habe mich daran gewöhnt, wie man sich an das Rauschen eines fließenden Wassers oder an das Klappern einer Mühle gewöhnt. Das Schellen, das Rennen, das Knarren und Schlagen der Thüren, das Schwätzen und Rufen der Fremden, es stört meine Ruhe nicht mehr und diese Ruhe will ich verwenden, um die Betrachtungen über das Festungs-Viereck weiter zu führen. Ich möchte sie schnell vollenden, aber der Stoff wächst mir unter der Feder und so muß die eine Ungeduld eine andere verzehren.

Ich habe Dir den Landstrich beschrieben, welcher in Italien der erste Vertheidigungsraum der Oesterreicher ist. Ein Geognost hätte das auch thun können und ohne Zweifel viel besser als ich; aber solche Beschreibung mußte nun einmal den Betrachtungen des Kriegsmannes vorangehen. In diesen, sei ohne Sorge, werd' ich nicht gelehrt thun, ich werde nicht Napoleons Denkwürdigkeiten und nicht die Schriften von Clausewitz anführen, und ich werde nicht die Feldzüge auf diesem classischen Boden in ihren einzelnen Operationen erörtern.

Wer auf den Grenzen Krieg führen will, der muß vor Allem seine Verbindungen mit dem rückliegenden Lande frei haben. Oesterreich hat mehrere Hauptstraßen nach Italien:

die eine aus Tyrol über den Brenner und durch das Etsch-thal, eine andere von der Drau in das Pusterthal an die Etsch, eine dritte von der Drau über den Paß von Pontafel (Malborghetto) in das Thal des Tagliamento und aus diesem in die venetianische Ebene oder auch in das Etschthal, und endlich eine vierte von Görtz in das Thal des Isonzo und aus diesem über Palmanuova in die Ebene nach Verona oder wieder durch die Gebirge zur Etsch. Von Botzen aus zieht die Eisenbahn in dem Etschthal nach Peschiera und von hier setzt sie sich fort einerseits nach Verona und Mantua und andererseits über Vicenza und Padua nach Venedig und von dort nach Triest.

Da man nun ohne gewisse Voraussetzungen eine vernünftige Erörterung nicht machen kann, so setzen wir voraus, daß der Angriff von Westen her geführt werde und daß der Vertheidiger mit seiner Hauptmacht zwischen dem Mincio und der Etsch stehe. Ob ein Angriff von Osten her möglich sei, darüber werde ich mir später einige Worte erlauben.

Was kann der vorausgesetzte Angriff wollen? Offenbar will er zunächst die Linie der Etsch gewinnen, um diese als Basis oder als Operationslinie zu seinen ferneren Unternehmungen zu verwenden. Ist dieß festgestellt, so entsteht wieder die Frage: wird der Angriff auf die Mitte des Vertheidigungsraumes, auf die Linie des Mincio, fallen oder wird er diese auf der einen oder auf der anderen Seite umgehen?

Betrachten wir zuerst die Umgehung auf der nördlichen Seite. Hat sich der Angriff in das Gebirge geworfen und hat er die Etsch erreicht, so hat er die wichtigste von allen Verbindungen, er hat die Verbindung mit Tyrol verlegt und er findet brauchbare Straßen in das östliche Alpenland, z. B. von Trient durch das Val di Sugana in das Thal der Brenta und in verschiedenen Richtungen zur oberen Piave. Der Angreifer kann aus dem Gebirge nach Vicenza, in die Ebene von Padua oder aus dem Thal des Tagliamento an die Küste von Venedig herabsteigen und die Stellung zwischen

der Etsch und dem Mincio im Rücken fassen. Von der Etsch ausgehend kann er, an den Tagliamento vorgerückt, die bezeichneten Hauptstraßen gewinnen, also die Verbindungen zu dem Herzen von Deutschland verlegen. Würde nun die österreichische von der überlegenen feindlichen Seemacht in die Häfen zurückgetrieben, so würden die Küsten blokirt; und um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden, müßte der Vertheidiger Venetien räumen und sich bis an den Tagliamento oder gar bis an den Isonzo zurückziehen.

Nun, so auf der Karte nimmt das Alles sich nicht übel aus, aber die Karte ist eben nicht der wirkliche Boden und auf diesem bewegt sich eine Armee nicht so leicht, wie auf dem glatten Papier sich Dein Finger bewegt.

Wenn ich von einer Unternehmung in dem Alpenland rede, so mein' ich nicht Freischaaren, die man in das Gebirge laufen läßt, um die italienische Tricolore aufzustecken und die welschen Tyroler zum Aufstand zu bringen. Im J. 1848 sind Welden und Zobel mit solchem Volk schnell fertig geworden, und Garibaldis Zug gehört jetzt noch zu den Unbegreiflichkeiten des Feldzuges vom J. 1859. Sollten sogenannte fliegende Corps den Garda-See umgehen, durch die Gebirge vorrücken, aus diesen in die Ebene von Vicenza und Padua herabsteigen, so könnten sie für den Augenblick wohl mancherlei Unfug treiben, aber sie müßten sehr gewandt und glücklich oder die Oesterreicher müßten sehr träg und ungeschickt seyn, wenn diese Truppen nur wieder in die Gebirge zurückkämen, wo dann ihre Lage keine angenehme wäre. Eine Umgehung des Vertheidigers auf seiner rechten Flanke soll doch wohl nicht bedeuten, daß der Angreifer die Oesterreicher am Mincio stehen ließe, um mit der gesammelten Hauptmacht sich diesen in Flanke und Rücken zu werfen, und dadurch die eigenen Verbindungen und die ganze Lombardei preiszugeben. Sollte die Unternehmung einen Sinn haben, so müßte man annehmen, daß ein Heer des Angreifers an dem Mincio den Vertheidiger beschäftigte und daß ein anderes

die Umgehung versuchte; dazu aber wäre eine Uebermacht nöthig, welche Frankreich und Italien zusammen nicht aufstellen könnten. Stünde aber auch eine solche Uebermacht gegen die Oesterreicher, so kann eine vernünftige Auffassung nur meinen, daß eine große Heeresabtheilung sich ablöse, um durch die Gebirge sich auf die Vertheidigungslinie der Oesterreicher zu werfen. Auch dieses Manöver hätte seine großen Gefahren; denn solang Jene die mittlere Etsch hielten, würde, auf die rückwärtsliegenden Befestigungen gestützt, eine mäßige, bei Udine und Palmanuova aufgestellte Reserve dem Heerestheil, welcher die Umgehung versuchte, das Vorrücken sehr schwer machen, der Hauptarmee des Vertheidigers an der Etsch aber Gelegenheit und günstige Umstände schaffen, um kräftige Stöße gegen die eigentliche Front des Angriffes zu führen. Ohne uns mit abenteuerlichen Möglichkeiten zu quälen, müssen wir eben doch die Wahrscheinlichkeit anerkennen, daß ein mehr oder weniger starker Heerestheil in die Gebirge ziehen werde, um auf der rechten Flanke des Vertheidigers die Etsch zu gewinnen, dadurch dessen Kräfte zu theilen und auf die Verbindungen nach dem Inneren von Oesterreich zu fallen, wenn in dem mittleren Vertheidigungsraum der Angriff Vortheile errungen hat. Der Vertheidiger dagegen muß seinem Feinde die Annäherung an die obere Etsch verwehren. Das ist der Fall, welchen ich im Auge habe bei der nachfolgenden Betrachtung.

Das Corps, welches von Westen her an die obere Etsch vorrücken will, muß die Linie von dem Stilffser Joch bis zum Garda-See durchbrechen. Ein solches Corps mit Geschützen und Troß kann nicht auf Saumwegen über Firnen und Gletscher oder über die Felsenkämme der hohen Gebirgsjoche klettern; es muß Uebergänge, d. h. es muß Straßen finden, um über die Pässe zu steigen. Wenn ich aber von Straßen rede, so mein' ich solche, welche aus der Ebene abgehend, ohne Unterbrechung für alle Waffen gangbar, zu der bezeichneten Linie geführt sind. Bemerke nun, daß diese Straßen, fast

alle schwierig, aus tiefen Thälern einen Paß erklimmen, von welchem sie in ein anderes Thal herabsteigen; bemerke ferner, daß der Vertheidiger mit Befestigungswerken die Engpässe gesperrt oder solche dort angelegt hat, wo zwei Thäler, also zwei Straßen zusammentreffen, daß er folglich die Hauptpunkte der Verbindungen beherrscht.

Eine solche Straße zieht von Como oder wenn Du willst von Mailand aus durch das Thal der Adda zu dem Stilfser-Joch, senkt sich von dort in das Vintschgau, setzt sich über Meran in das eigentliche Etschthal und von diesem in das Thal der Eisack fort. Diese Straße ist gesperrt durch das Stilfser-Joch selbst, und wo sie von diesem in das Vintschgau herabsteigt, haben die Oesterreicher Befestigungswerke angelegt unweit Trafoi. Eine andere Straße mag man von Bergamo ausgehend betrachten. Sie steigt in dem Thale des Oglio (Valle Camonica) bis zu dem Porta di Legno und dort theilt sie sich in zwei Zweige; der eine steigt über den Col di Rabio, durch das Val del Monte in das Peithal; der andere geht über den Tonalpaß unmittelbar in das Sulzbergerthal (Val di Sole), wo diese die andere aufnimmt und nun aus dem Nosthal die Etschlinie erreicht. Sie ist vertheidigt durch ein Werk unweit Ossona, wo das Peithal in das Sulzbergerthal eintritt. Eine dritte Straße, etwa von Brescia ausgehend, zieht zu dem Idrosee, wo sie den wichtigen Punkt Rocca d'Anfo, jetzt zu dem Königreich Italien gehörend, berührt; sie zieht durch das obere Thal der Chiese (Val Bona) in die Giudicaria, sie setzt sich in das untere Nosthal fort oder sie steigt in dem Sarcathal aufwärts. Jener Zweig trifft die Straße von dem Tonal, wo die Nos in das Etschthal eintritt. Der andere erreicht dieses bei Trient. — Wer jemals in diesen Gegenden war, der kennt die wunderschöne Straße, welche an dem nördlichen Ende des Gardasees über Torbole nach Roveredo geführt ist. Man kann diese Verbindung erreichen durch Seitenwege in verschiedenen Thälern, z. B. dem Ledrothal,

und man kann sie erreichen durch Fahrzeuge, die von Desenzano oder einem anderen italienischen Uferpunkt den Gardasee aufwärts fahren; aber die Verbindung des Gardasees mit dem Etschthal, nämlich mit Roveredo ist vertheidigt durch die Werke bei Riva und bei Nago. Der Gardasee selber ist vertheidigt durch die österreichische Flottille, und wer bei Riva landen will, den empfängt eine Strandbatterie mit schweren Geschützen. — Wohl gibt es noch viele Wege in diesen Gebirgen, aber alle schwierig, sind sie höchstens brauchbar für kleine Commando's, und nimmer gehören sie zu den wichtigeren Manöverlinien.

Alle diese Verbindungen sind eigentliche Alpenstraßen; sie ersteigen hohe Joche, sie senken sich in tiefe Thäler und ersteigen wieder die Berge. Die Straßen liegen hier auf der Sohle des Thales, dort sind sie hoch über dieser, einerseits die unersteigliche Bergwand und andererseits den furchtbaren Abgrund neben sich. Manche Strecken sind gut geführt, gut gebaut und gut unterhalten, andere sind schmale, kaum brauchbare Fahrwege mit sehr starken Steigen und Gefällen. Soll ich Dir die Beschwerlichkeiten und die Gefahren eines Marsches oder eines Gefechtes auf diesen Straßen schildern? Es ist nicht nöthig, wenn Du Dir vorstellst, wie auf der schmalen Straße, neben welcher man sich nicht ausbreiten kann, eine kleine Truppenabtheilung sich in eine lange Colonne zieht, deren Spitze vernichtet werden kann, ohne daß das Ende sich zu rühren vermag. Eine Vorhut kannst Du wohl bilden, aber Du kannst keine Seitenpatrouillen versenden. Stelle Dir vor die Verwirrung, die daraus entstehen muß, wenn auf der engen Straße die Vorhut auf die Colonne zurückgeworfen oder wenn diese in ihrer Flanke angegriffen wird von einer kleinen Abtheilung, die aus einem Seitenthale heranschleicht. Ist die Spitze in eine weitere Thalstrecke gekommen, wo sie einige Compagnien zu entwickeln vermag, so steht sie vor einer guten Stellung des Vertheidigers, hinter sich einen Engpaß, in welchen der größte Theil der Colonne noch ein-

geklemmt ist. Willst Du auf mehreren Straßen vorrücken, so sind die Abtheilungen getrennt, jede ein vereinzeltes Corps, wo bist Du gegen Ueberfälle gesichert?

Du sagst, der Vertheidiger habe mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das ist wohl wahr, aber bemerke, daß dieser die Hauptpunkte besetzt hält, daß er auf solchen die Vertheidigung vorbereitet und daß er, auf sie gestützt, mancherlei wagen kann, was dem Angreifer unmöglich ist. Wenn Du nun bedenkst, daß das Land nur geringe Hülfsmittel bietet, daß man fast alle Bedürfnisse, welche der Vertheidiger in seinen festen Punkten sammelt, nachschleppen muß; wenn Du Dir vorstellst, was der Soldat in den rauhen Gebirgen leidet, wie er sich allen Stürmen und Ungewittern aussetzen muß, so wirst Du die Schwierigkeit größerer Operationen im hohen Gebirgsland erkennen. Im Allgemeinen ist bei gleichen Kräften der Angriff der Vertheidigung überlegen, aber in dem Alpenland hat diese den Vortheil, wenn der Vertheidiger den Gebirgskrieg versteht und wenn er zur Führung dieses Krieges die rechten Leute hat.

Da man doch Alles sich unter einer gewissen Form vorstellen muß, so stelle Dir vor eine Linie, welche nur angegriffen werden kann auf wenigen, durch Befestigungswerke vertheidigten Punkten, und hinter welcher Linie dem Vertheidiger eine freie oder doch eine freiere Bewegung gestattet ist. Diese Angriffspunkte sind das Stilfser Joch, die Werke von Gomagoi oder Trafoi, der Tonal oder die Befestigungen von Ossona und die Batterien von Riva und Rago. Wohl können einzelne gewandte und verwegene Männer an vielen Orten die Joche übersteigen, aber Colonnen können zwischen diesen Punkten nicht durchbrechen. Würden mehrere dieser Punkte zugleich angegriffen, so wären diese Angriffe vereinzelt, während die Vertheidigung schon Mittel hätte, um ihre einzelnen Handlungen in Verbindung zu bringen.

Wäre die erste Linie durchbrochen, so wäre der Angreifer deßhalb noch immer nicht an der Etsch und man

könnte ihm das Vorrücken in dem kleinen Raum noch gewaltig schwer machen. Die Vertheidigung der Etschlinie und ihrer Zugänge muß eine lebendige seyn; aber diese kann sich wieder auf einige feste Anstalten stützen. Die wichtigste Umgehungslinie durch das Pusterthal ist durch die Franzensfeste gesperrt; sie ist der Sammelplatz und der Stützpunkt für die Landesvertheidigung von Tyrol. Wo das Nosthal in das Etschthal ausmündet, da liegt das Fort San Michele; wo die Straße aus dem Sarcathal, die Höhen übersteigend, sich in das Etschthal senkt, da liegt das Fort Cadine unweit Trient, und die Straße von Riva oder Torbole nach Roveredo vertheidigen die Werke von Rago. Trient wird nie mehr eine ökumenische Kirchenversammlung, aber es wird wohl noch blutige Gefechte sehen; denn es ist ein Knotenpunkt für die Vertheidigung des Gebirges und es liegt auf der Verbindung, welche von Trient in das Suganathal eintritt, bei Feltre die Piave erreicht und zu venetianischen Lagunen abfällt und andererseits sich im Gebirge nach Conegliano und Udine, also zu einer der großen Verbindungslinien fortsetzt. Hier hat man die Etsch ohne ein neues Werk gelassen, wahrscheinlich weil man auf die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt rechnet, welche von einer mittelalterlichen Ringmauer umgeben und von der befestigten Kaserne, ehemals das Schloß Buon Consiglio, beherrscht ist.

Von Roveredo geht eine gute Straße durch das Thal der Lena in das Herrenthal (Val dei Signori) nach Schio und Vicenza. Hat man diese Straße für unwichtig gehalten? Blutige Gefechte, zu allen Zeiten geschlagen, haben die Wichtigkeit von Roveredo dargethan und es hat diese Wichtigkeit nicht durch die Forts von Pastrengo und von Ceraino verloren. Warum hat man an diesem Posten nicht Anstalten geschaffen, welche den Uebergang über die Etsch vertheidigen und sichern?

So bildet denn die Etsch die zweite Vertheidigungslinie, als deren Hauptpunkte der Brenner, die Franzensfeste

bei Brixen, das Fort San Michele, das Fort von Cadine sowie die Städte Trient und Roveredo die Aufstellung bestimmen. Diese Hauptpunkte liegen alle an einer prachtvollen Hauptstraße und von Botzen abwärts an der Eisenbahn. Die Bewegung des Vertheidigers auf dieser Linie ist daher vollkommen frei, während sie auf kurze Strecken dem Angreifer durch die Befestigungen gesperrt ist. Ich lege auf alle diese Befestigungen keinen größeren Werth als sie verdienen; immer aber bilden sie feste Punkte für die lebendige Vertheidigung und hemmen die Bewegung des Feindes.

Der Erzherzog Carl hat gesagt: das Gebirge werde in der Ebene vertheidigt. Viele Ereignisse haben den Ausspruch des berühmten Feldherrn erwahrt und es ist jetzt ein fester Satz der heutigen Strategie. So lange die Oesterreicher zwischen der Etsch und dem Mincio in der Ebene stehen, so lange können die Italiener das Gebirge nicht behaupten; wenn sie aber in dieses einbrechen, so werden sie es thun um ihre Gegner aus der Ebene heraus zu manövriren. Wie es aber damit auch sei, so ersiehst Du doch wohl, daß von Westen her der Angriff auf Venetien den Hauptschlag nicht in dem Alpenland führen wird.

Ueberspringe jetzt den mittleren Abschnitt des Vertheidigungsraumes und steige mit mir von den Höhen der Alpen in die Niederung an dem adriatischen Meer.

Wenig entfernt von der Grenze am untern Po liegt eine Gruppe italienischer Waffenplätze. Die Oesterreicher haben das Besatzungsrecht in Comacchio und in Ferrara verloren; die Italiener dagegen haben Bologna zu einem mächtigen Waffenplatze gemacht. Sollte nun der Hauptangriff auf Venetien sich nicht auf die italienische Festungsgruppe stützen und von dieser ausgehen; sollten die Italiener nicht über Comacchio bis Brondolo, über Rovigo und Este nach Padua vordringen, die Aufstellung der Oesterreicher in der Flanke angreifen und sie gegen das Gebirge aufrollen? Ein neuerer Militärschriftsteller, ich meine Rüstow, hat eine be-

sondere Ansicht ausgesprochen. Er meint: wenn in der Niederung des Po auch keine Felder zu finden seien, auf welchen eine große Armee sich zusammenhängend entwickeln könne, so folge daraus keineswegs die Unmöglichkeit, planmäßige Schlachten auf diesem Boden zu schlagen. Ueberraschungen in der Schlacht seien geboten, man könne mit geringer Mannschaft an der einen Stelle vertheidigend verfahren, um an anderen Punkten mit bereit gehaltenen Reserven entscheidende Schläge zu führen. Das Alles ist nun viel leichter gesagt als gethan, und meines Wissens ist auf der linken Seite des Po, unterhalb der Mündung des Mincio, ein solcher Schlag noch niemals geführt worden. Doch laß uns die Sache etwas näher betrachten.

Durch den südlichen Abschnitt des Vertheidigungsraumes ziehen zwei Hauptstraßen, von welchen die nördliche noch auf dem besseren Boden liegt. Diese kommt von Ferrara, überschreitet bei Ponte Lagoscuro den Po, bei Rovigo den Adigetto, bei San Marco die Etsch und trifft bei Monselice die Straße, die von Mantua nach Padua führt. Die andere Hauptstraße zieht über Ravenna und Comacchio, längs dem Strande meistens nicht einmal eine halbe Meile weit von dem Meere entfernt; sie überschreitet alle Arme des Po, geht bei Cavanella über die Etsch und setzt sich nach Brondolo fort. Diese beiden Straßen liegen auf hohen Dämmen, rechts und links ungangbares Land, und die Uebergänge über die unzähligen Wasserzüge haben wenige Brücken. Selbst über den Po sind nur einige Uebergangswerke hergestellt; man setzt über den mächtigen Strom auf den sogenannten Porti, d. h. auf zwei Fahrzeugen, welche gekuppelt, mit einem Boden bedeckt und mit einem Schutzgeländer versehen sind. Diese Porti werden nur selten gerudert, sie gehen an einem Scheertau, sind also eigentliche Fähren, deren jede wohl zwei Stunden bedarf, um ein Bataillon überzusetzen. Allerdings sind noch viele Wege in dieser traurigen Landstrecke, aber sie liegen alle auf Dämmen, oft ohne Ver-

bindung und selbstverständlich von den unzähligen Wassern unterbrochen.

Ich weiß sehr wohl, daß die heutige Kriegführung ganz andere Regeln als die frühere befolgt, und ich weiß, daß dieselbe von dem Boden viel weniger abhängig ist; aber ich meine: wenn man Schlachten auch ganz mit Plänklerketten und wenigen Geschützen ausföchte, so müßte man doch einen Boden haben, auf welchem die Plänkler gehen, die Geschütze auffahren und die Truppen lagern können; und ich meine ferner, es sei ein gewagtes Spiel um Kriegshandlungen in einem Lande, in welchem die Sumpfluft die Spitäler mehr füllt als die Waffen des Feindes.

Wohl kann man auf den Dämmen marschiren, aber die Colonnen können sich nirgend entwickeln. Wie in dem Gebirge, ist jeder Bestandtheil an seine Stelle gebannt und kaum kann ein Geschütz, welches in der langen Colonne steckt, aus der Mitte zu der Spitze vorfahren. Wenn ein beträchtliches Corps in mehreren Abtheilungen vorrückt, so sind diese von dem Vertheidiger gesehen; ganz nah die eine bei der andern können sie sich doch nicht unterstützen; die eine kann die Niederlage der andern mit Augen sehen und sie kann ihr nicht helfen. Der einfache Marsch unterliegt ungeheuern Schwierigkeiten. Ein Bataillon überschreitet ein Wasser und es steht schon wieder an dem nächsten, wenn das folgende noch über das erste geht. Woher soll man das Material nehmen, um so viele Wasserzüge zu gleicher Zeit zu überbrücken? Will man mit den Brückenzügen von dem einen zu dem andern vorfahren, wo sollen die Truppen marschiren? Will man nur auf Nachen übersetzen, woher soll man die nöthige Anzahl nehmen, denn der Vertheidiger hat die vorhandenen gewiß in Sicherheit gebracht, und wenn man eine Anzahl solcher Fahrzeuge besäße, so würde der Marsch von wenigen Meilen ganze Tage verzehren. Wo soll man lagern? Die armen Soldaten, die den Tag über mit aller Mühseligkeit marschiren oder fechten, sollen Nachts noch im Sumpf liegen oder im

Wasser? Woher die Lebensmittel, deren die Truppen auf diesem Boden mehr und bessere als auf einem andern bedürfen? Der Nachschub würde die Schwierigkeit vergrößern. Brächten auch kleine Fahrzeuge, welche dem Strande sich nähern können, die Lebensmittel und alle Bedürfnisse herbei, so bestünde noch immer die Schwierigkeit sie zu den verschiedenen Abtheilungen der Truppen zu bringen. Die besten Anstalten könnten in diesem Landstrich die Truppen nicht gegen Mangel schützen und nach wenigen Tagen wüßte man nicht mehr, wohin mit den Kranken.

Jedermann weiß, daß heutzutage die Beweglichkeit der Truppen viele Unternehmungen, die früher unmöglich gewesen, ausführbar macht. Jedermann weiß, daß ein entschlossener Führer mit guten Truppen scheinbare Unmöglichkeiten zu überwinden vermag; aber die natürlichen Schwierigkeiten kann er eben nicht wegschaffen und eben ihretwegen kann ein kleiner Umstand Katastrophen herbeiführen. Eine jede Schlappe, auf einem andern Boden ohne Folgen, könnte hier den Angreifer in schlimme Lage versetzen. Der Vertheidiger dagegen ist in ungeheuerm Vortheil gegen den Angreifer. Er kennt alle Wasser, alle Wege, alle Sümpfe und alle trockenen Stellen, er kann seinem Feinde alle in dem Lande vorhandenen Mittel entziehen, er kann der wichtigen Punkte sich zum voraus versichern; er ist in dem Besitz der Dämme und Schleußen, er kann große Strecken des Bodens ganz unter Wasser setzen und er kann jeglichen Umstand benützen. Der Vertheidiger steht auf besserem Boden, er kann eine Frontveränderung oder jede andere taktische Bewegung schnell und ungehindert ausführen; kampfbereit steht er dem Feinde in Flanke oder im Rücken, gerade wenn dieser sich in der schwierigsten Lage befindet, und will man von Ueberraschungen reden, so kann solche nur der Vertheidiger machen. Die Schwierigkeiten des Angriffes in diesem Landstrich sind so groß, daß selbst das Genie sie nur bei vollkommener Unfähigkeit und Unthätigkeit der entgegenstehenden Führer oder

gegen schlechte, demoralisirte und verweichlichte Soldaten zu überwinden vermöchte.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß ein mäßiges Truppencorps eine Diversion in die linke Flanke des Vertheidigers machen könnte, aber eine große Kriegshandlung könnte nur gegen eine erbärmliche Vertheidigung oder bei einem Zahlenverhältniß der Truppen ausgeführt werden, welches fabelhaft günstig wäre für den Angriff.

Was folgt nun aus dieser langen Erörterung? Es folgt daraus, daß weder in den Gebirgen noch in der Niederung eine entscheidende Angriffsoperation ausgeführt werden kann, solang der Vertheidiger kampfbereit zwischen der Etsch und dem Mincio steht.

Sieh doch, der Regen hört auf, die Abendsonne scheint von dem klar gewordenen Himmel. Jetzt fort nach Genua!

Dein N. N.

XXXVIII.

Pius IX. und Polen.

Unter den zahllosen anderen Vorwürfen, welche die Feinde des Papstes und des Papstthums Pius IX. und zum Theil auch schon seinem Vorgänger Gregor XVI. wiederholt gemacht haben, ist auch der Vorwurf, der Papst habe nichts für Polen gethan, während wieder Andere den entgegengesetzten Vorwurf gegen Pius IX. erheben und behaupten, er habe die polnische Revolution ermuntert. In einem Augen-

blicke, wo die unglückliche polnische Nation aus frischen Wunden blutet und unter den eisernen Fußtritten ihres übermüthigen Siegers sich krümmt, in einem Augenblicke, wo die ganze fanatische Wuth des „heiligen“ Rußlands gegen das katholische Polen zum offenen Vernichtungskampfe aufgerufen wird, scheint es uns wohl der Mühe werth, das Verhalten des Oberhauptes der katholischen Christenheit gegen die unterdrückten Polen und gegen ihre Unterdrücker näher in's Auge zu fassen, und die Vertheidigung Pius IX. gegen den oben erwähnten doppelten Vorwurf aus den Akten selbst zu führen, wie sie uns (unter dem Titel Pii IX. Pontificis Maximi Acta. Pars I. Vol. I. Romae 1854. Vol. II. 1858. Vol. III. 1864. Ex Typographia Bonarum Artium) vorliegen. Diese drei Bände der Akten Pius IX. umfassen alle des gegenwärtigen Pontificats, vom Regierungsantritte Pius IX. angefangen bis auf die Encyclika vom 8. December 1864 mit dem Syllabus einschließlich, mit Ausnahme der Motuproprio's und der Handschreiben des Papstes, welche sich nur auf die Regierung des Kirchenstaates beziehen. Ein Blick in diese drei Bände genügt, um uns zu überzeugen, daß Pius IX. oft genug im Laufe seines glorreichen Pontificats Gelegenheit genommen hat, sich mit der katholischen Kirche Polens und ihren russischen Unterdrückern zu beschäftigen. Er that dieß in zwei Allocutionen vom 3. Juli 1848 und 16. März 1863, und fünf apostolischen Schreiben vom 3. Juli 1848, 31. Jänner 1859, 6. Juni 1861, 20. Februar 1862, 22. April 1863 und 30. Juli 1864. Wenden wir uns nun zur näheren Betrachtung dieser einzelnen Akte.

Den Beginn der Thätigkeit Pius IX. zu Gunsten der katholischen Kirche in Rußland und Polen bezeichnet ein hochwichtiger Akt, nämlich das Concordat mit Rußland vom 3. August 1847, publicirt in der Allocution vom 3. Juli 1848. Durch dieses Concordat wurde die Zahl der römisch-katholischen Diöcesen im russischen Reiche mit Ausschluß des Königreichs Polen auf sieben festgesetzt: ein Erzbisthum

(Mohilew) und sechs Bisthümer (Wilna, Telsk oder Samogitien, Minsk, Lutzk und Zitomir, Kamenieck, Kherson in Bessarabien). Das Bisthum Kherson wurde von Pius IX. neu errichtet mit einem Suffragan-Bischof in Saratoff. Die Circumscriptions-Bulle vom 3. Juli 1848 bestimmte die Grenzen der erwähnten Bisthümer. Das neue Bisthum Kherson erhielt ein Cathedral-Kapitel von neun Mitgliedern mit zwei Prälaten und ein Diöcesan-Seminar, in welchem fünfzehn bis fünfundzwanzig Zöglinge auf Kosten der Regierung erhalten werden sollten. Das Concordat trifft ferner Bestimmungen zum Besten der in den Diöcesen von Kherson und Kamenieck wohnenden katholischen Armenier, welche bis zur Ernennung eines armenisch-katholischen Bischofs den lateinischen Bischöfen der erwähnten Diöcesen unterstehen. In der Zahl der im Königreich Polen bestehenden Diöcesen wurde nichts geändert. Bezüglich der Ernennung der Bischöfe in Rußland und Polen verlangt das Concordat eine jedesmalige Uebereinkunft zwischen dem Kaiser und dem heil. Stuhle. Das sind die wichtigsten Bestimmungen des russischen Concordats.

Obwohl Pius IX. Ursache hatte, sich zu diesem Erfolge Glück zu wünschen, so war der Erfolg doch keineswegs ein vollständiger. Weit mehr als in dem Concordat wirklich erreicht wurde, blieb für die Freiheit und für die Rechte der Kirche in Rußland und Polen noch zu wünschen übrig; und der Papst zählt in derselben Allocution vom 3. Juli 1848 eine lange Reihe von Beschwerden auf, gegen welche das Concordat noch keine Abhülfe gewährt. Noch immer ist der freie Verkehr der Gläubigen mit dem heil. Stuhle gehindert; noch immer werden dem Klerus die ihm entzogenen Güter nicht zurückerstattet; noch immer wohnt ein von der Regierung gewählter Laie den Sitzungen der bischöflichen Consistorien bei. Noch immer besteht das Gesetz, welches gemischte Ehen für ungültig erklärt, so lange sie nicht von einem schismatischen russischen Priester eingesegnet sind. Die Ehesachen der Katholiken sind den geistlichen Gerichten entzogen.

Staatsgesetze bestimmen das Alter für die Ablegung von Ordensgelübden: den religiösen Orden sind die Schulen ganz genommen; Ordensprovinziale werden nicht zugelassen. Die Bekehrung zur katholischen Religion ist verboten. Die ruthenischen Katholiken sind ohne Bischöfe und befinden sich in einem beklagenswerthen religiösen Zustande. Indeß konnte der Papst in jener Allocution die Hoffnung aussprechen, die russische Regierung werde den größten Theil dieser Beschwerden abstellen, da er die Nachricht erhalten habe, der Kaiser beschäftige sich ernstlich mit der Abstellung derselben.

Wie wenig diese Hoffnungen in Erfüllung gingen, zeigte ein in französischer Sprache abgefaßtes Schreiben vom 31. Januar 1859, welches der Papst an den Kaiser Alexander richten mußte, und worin er sich beklagt, daß mehrere Artikel des Concordats und der Circumscriptions-Bulle ein todter Buchstabe geblieben seien, trotz der wiederholten Reclamationen der päpstlichen Regierung, für welche, um das gute Einvernehmen mit der russischen Regierung nicht zu stören, jedesmal die schonende Form vertraulicher Noten gewählt worden sei. Damit aber diese Zurückhaltung nicht länger zum Nachtheil des Papstes und der katholischen Unterthanen Rußlands ausschlage, fordert Pius IX. den Kaiser auf, wirksame Maßregeln zur Ausführung des Concordats zu ergreifen, und erinnert ihn dann an die andern durch die Allocution vom 3. Juli 1848 der ganzen katholischen Welt bekannten Beschwerden, vor deren Abstellung der Kaiser Nikolaus vom Tod überrascht worden sei. „Wir fordern mit vollem Vertrauen", sagt der Papst, „von Eurer Majestät, daß Sie die letzte Hand an dieses Werk legen. Ein einziges Wort von Ihnen gab vor Kurzem ganz Europa den Frieden wieder, und ganz Europa wird Ihnen diese Wohlthat nie vergessen. Möge ein anderes Wort aus Ihrem Munde die Wünsche erfüllen, die Wir hier aussprechen, und die katholische Kirche beider Riten wird Ihnen ewig dafür dankbar seyn". Weiter spricht der Papst den Wunsch aus, daß die noch erledigten

bischöflichen Stühle mit würdigen Hirten besetzt, und daß ein päpstlicher Nuntius in St. Petersburg zugelassen werden möge.

Wie wenig dieser Schritt Pius IX. bei dem Kaiser Alexander fruchtete, zeigt ein Breve an den Erzbischof von Warschau vom 6. Juni 1861. In diesem Breve beklagt sich der Papst zunächst über die Verläumdung, als hätte er sich nie um das geistliche Wohl der polnischen Katholiken bekümmert, als hätte er nie etwas gethan, um die volle Freiheit der katholischen Kirche in Polen zu sichern. Wie überall, so habe er auch in Polen die Sache und die Rechte der katholischen Kirche tapfer vertheidigt. Denselben grundlosen Vorwurf habe man schon seinem Vorgänger Gregor XVI. gemacht und den gläubigen Polen vorgespiegelt, dieser Papst habe sie ganz und gar im Stiche gelassen. Gegen diese Verläumdung habe derselbe nicht nur in einer Allocution protestirt, sondern auch gleichzeitig eine thatsächliche Darstellung seiner Bemühungen zu Gunsten der katholischen Kirche in Rußland und Polen mit vielen Aktenstücken drucken lassen. Dieselbe Verläumdung werde nun über Pius IX. wiederholt. Um sie zu widerlegen, zählt der Papst Alles auf, was er seit dem Abschlusse des Concordats vom 3. August 1847 zu Gunsten der katholischen Kirche in Rußland und Polen gethan. Insbesondere erwähnt er, daß die schon in der Allocution vom 3. Juli 1848 aufgezählten Beschwerden in ein eigenes Protokoll aufgenommen wurden, und daß die kaiserlichen Bevollmächtigten versprochen haben, nach erhaltener Instruktion über die Abstellung dieser Beschwerden einen neuen Vertrag zu entwerfen.

Außer den schon oben aufgeführten Punkten verlangte das erwähnte Protokoll insbesondere die Abschaffung der Strafgesetze gegen den Uebertritt von der russisch-griechischen zur katholischen Kirche, und gegen die katholischen Geistlichen, welche Andersgläubige zum katholischen Glauben bekehren oder solchen, welche früher nicht katholisch waren, die heil.

Sakramente spenden, und die Abschaffung der neuen Eides-formel, welche die katholischen Unterthanen Rußlands und Polens dem Kaiser leisten müssen. Statt der gehofften Abstellung der Beschwerden habe, fährt der Papst fort, die russische Regierung Grund zu neuen Beschwerden gegeben durch die Verfolgung der barmherzigen Schwestern in Polen, durch die Bedrohung des Eigenthums des Weltklerus und durch die beabsichtigte Ausdehnung des Gesetzes über die gemischten Ehen vom Jahre 1832 auf das Königreich Polen, wogegen er unverzüglich Vorstellungen erhoben und zugleich auf die Besetzung aller in Rußland und Polen erledigten bischöflichen Stühle habe dringen lassen. Ebenso habe er gegen das neue Gesetz protestirt, durch welches die Katholiken in gewissen Fällen zum Aufbau schismatischer Kirchen gezwungen werden, und gegen die Verletzung der geistlichen Immunität im Dominikanerkloster durch die Beschlagnahme einiger Dokumente, welche sich auf die Angelegenheit des seligen Bobola bezogen. Im J. 1853 habe er durch seinen Cardinal-Staatssekretär die russische Regierung wiederholt aufgefordert, die begonnenen Verhandlungen zu Ende zu führen und die schon so lange erledigten polnischen Bisthümer zu besetzen. Die Thronbesteigung des Kaisers Alexander, welcher schon frühzeitig und besonders während seines Aufenthaltes in Rom wohlwollende Gesinnungen gegen die Katholiken gezeigt, habe den Papst mit neuen Hoffnungen erfüllt, und sein Krönungsgesandter sei beauftragt worden, bei dem Kaiser und seiner Regierung die Ausführung des Concordats, die Abstellung der im Protokoll aufgeführten Beschwerden und die Zulassung eines päpstlichen Nuntius in St. Petersburg zu betreiben. Auch zu Gunsten der Katholiken des orientalischen Ritus habe er wiederholte Vorstellungen erhoben, besonders dagegen, daß die Kleriker der Diöcese Chelm auf eine griechisch-russische Universität geschickt wurden. Ferner gegen die vorgeschlagenen Regeln des Diöcesan-Seminars von Chelm, gegen die Unterdrückung der Schulen des Basi-

lianer-Ordens, gegen die Verfolgung der unirten Ruthenen und gegen die Einsperrung mehrerer ruthenischer Priester in russisch-griechischen Klöstern, wo sie seit 1839 wegen ihrer Anhänglichkeit an die Union gefangen gehalten werden. Vergebens habe er lange Zeit auf die Entschließungen des Kaisers gewartet, und als er sah, daß nichts geschehe, habe er das vertrauliche Schreiben von 1859 an denselben gerichtet (dessen Inhalt wir oben mitgetheilt haben). Nachdem der Papst so seine Schritte zu Gunsten der polnischen Katholiken aufgezählt, spricht er die Hoffnung eines endlichen günstigen Erfolgs derselben aus, ermahnt zur Uebung der christlichen Tugenden und zum Gebete, und rügt den Mißbrauch der häufigen Ehescheidungen in Polen.

Am 20. Februar 1862 richtete Pius IX. ein Breve an den nach dem Tode seines Vorgängers neu ernannten Erzbischof von Warschau, Sigmund Felinski. Im Eingange desselben beklagt er die traurige Lage Polens und die Verhaftung des Capitel-Verwesers von Warschau, in Folge der bekannten revolutionären Ereignisse jener Zeit; dann spricht er seine Befürchtungen wegen der Schwierigkeiten aus, mit welchen der neue Erzbischof bei der Leitung seiner Diöcese zu kämpfen haben werde, zumal gegenüber den vielen Staatsgesetzen, welche der Lehre, den Rechten und der Freiheit der katholischen Kirche widersprechen, und ermahnt ihn, die Sache der katholischen Kirche unerschrocken zu verfechten und mit allem Eifer dahin zu trachten, daß er die Leiden, welche seiner Diöcese und der polnischen Nation bevorzustehen scheinen, abwende. Insbesondere möge er dafür sorgen, daß die Geistlichen ihres Berufes würdig leben und sich sorgfältig von Allem enthalten, was sich für sie nicht ziemt. Auch möge er die Gläubigen in der katholischen Religion befestigen und zur sorgfältigen Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche anhalten. Insbesondere aber möge er mit aller Festigkeit dahin streben, daß er volle Freiheit zur Ausübung seines bischöflichen Amtes erlange. In diesem Be-

streben verspricht der Papst ihn durch seine Vorstellungen bei dem Kaiser und bei der Regierung zu unterstützen, und gibt sich der Hoffnung hin, daß die Forderungen des heil. Stuhles ihrer endlichen Erfüllung entgegen gehen, da der Kaiser ihm angezeigt habe, daß der Absendung eines apostolischen Nuntius nach St. Petersburg kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Sodann bittet der Papst den Erzbischof, sich bei dem Kaiser dringend für die Begnadigung der wegen der letzten Ereignisse im Königreiche Polen theils eingekerkerten, theils verurtheilten Geistlichen und Laien zu verwenden. Namentlich möge er Alles aufbieten, was in seinen Kräften stehe, um dem aller Empfehlung würdigen Capitelsverweser von Warschau die Freiheit wieder zu verschaffen. Endlich ladet der Papst den Erzbischof zur Feier der Heiligsprechung der japanesischen Märtyrer auf das Pfingstfest desselben Jahres nach Rom ein. (Dieses Aktenstück fehlt in der uns vorliegenden Sammlung, und wir entnehmen es einem polnischen katholischen Blatte, dem Tygodnik katolicki.)

Die katholische Welt weiß, daß der Erzbischof Felinski die Erwartungen des heil. Vaters nicht getäuscht hat, und daß er dafür jetzt als russischer Staatsgefangener büßt und unter den glorreichen Bekennern der katholischen Kirche Polens in erster Reihe glänzt. Ebenso weiß die katholische Welt, daß der Kaiser Alexander die Hoffnungen des Papstes auf endliche Erfüllung der wohlbegründeten Forderungen des heil. Stuhles arg getäuscht hat. Denn obwohl Pius IX. in der Allocution vom 16. März 1863 die endliche Besetzung der bischöflichen Stühle von Plock, Augustow und Chelm in Polen (das letztere ruthenischen Ritus) und die Ernennung der Suffragan-Bischöfe von Chelm ankünden konnte, mußte er doch gleichzeitig die traurige Lage Polens und die vielfachen Leiden und Schäden beklagen, mit welchen die katholische Kirche in Polen seit langer Zeit heimgesucht wird. Noch in demselben Jahre, am 22. April 1863, wendete sich der Papst in seiner unermüdlichen Sorgfalt für das Wohl

der katholischen Kirche in Rußland und Polen abermals in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser Alexander. Es war von diesem in italienischer Sprache abgefaßten Schreiben in der zweiten Hälfte des Jahres 1863 viel die Rede; fast alle europäischen Journale brachten mehr oder weniger unvollständige Andeutungen über seinen wörtlichen Inhalt. Wörtlich ist es aber unseres Wissens bisjetzt noch nirgends mitgetheilt worden *). Wir lassen es daher, da es ebenfalls unter die wichtigsten Akte Pius IX. zählt, seinem vollen Inhalte nach folgen. Es lautet in deutscher Uebersetzung:

Majestät!

Ew. Majestät darf sich nicht wundern, wenn Wir bei dem schweren Mißgeschicke, welchem das Königreich Polen gegenwärtig anheimgefallen ist, und bei dem lebendigen Interesse, welches Völker und Regierungen für die Zukunft dieser Nation an den Tag legen, durch so viele und so oft sich wiederholende Leiden gerührt, Uns an Ew. Majestät selbst wenden, um Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit auf die Hauptursachen der gegenwärtigen Wirren und auf die Mittel zu lenken welche Wir für die wirksamsten halten, um den von einem grausamen und hartnäckigen Kampfe auf das tiefste erregten Gemüthern die Ruhe und den Frieden baldigst wieder zu schenken. Das legt Uns die Pflicht des apostolischen Amtes auf; das fordert Unsere Liebe zu der berühmten und hochherzigen polnischen Nation; das verlangt sogar Unsere Theilnahme für Ew. Majestät und für die Wohlfahrt und Ruhe Ihres Reiches. Gestatten daher Eure Majestät, daß Wir mit der Stimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit, frei von dem Geiste der Lüge und von jedem menschlichen und politischen Interesse, Ihnen bekannt geben, auf welche Thatsachen sich die fortwährenden Klagen dieser unglücklichen Nation gründen, und Ihnen noch einmal Unsere Bitten und Aufmunterungen erneuern, denn es würde Uns sonst der Gedanke, einer solchen Unterlassungssünde schuldig vor dem unerbittlichen Richterstuhl Gottes erscheinen zu müssen, allzusehr beängstigen.

Majestät! es ist Uns schmerzlich, daran erinnern zu müssen:

*) Im Chilianeum ist es, wenn wir nicht irren, abgedruckt A. d. R.

als der Theilungsvertrag über das Königreich Polen kaum unterschrieben war, wurde in den annexirten Provinzen eine starke Opposition gegen die katholische Religion wachgerufen, welche mit kurzen Zwischenräumen einer scheinbaren Ruhe in den folgenden Jahren fortdauerte. Ohne in eine weheklagende Beschreibung der vom Klerus und den Gläubigen beider Riten erduldeten Bedrückungen einzugehen, wird es genügen, wenn Ew. Majestät Ihr Augenmerk auf die zahlreichen von Zeit zu Zeit unter der Herrschaft Ihrer Vorgänger veröffentlichten Dokumente richten, welche jeden Augenblick an die beinahe gänzliche Beraubung des Klerus, an die Unterdrückung vieler Mönchs- und Nonnenklöster, an die Verkündung von Gesetzen welche der Autorität der Bischöfe und der Kirchenzucht widersprechen, an die schweren Strafandrohungen gegen die Verbreiter der katholischen Religion, an die Umtriebe und Anstrengungen um Millionen von Ruthenen selbst mit Gewalt zu nöthigen den Glauben ihrer Väter zu verlassen, an die zahllosen den Katholiken weggenommenen Kirchen um sie den Dissidenten zum Gebrauch und als Eigenthum zu übergeben, an die Verpflichtung alle aus gemischten Ehen erzeugten Kinder in der herrschenden Religion zu erziehen, an das Verbot des direkten Verkehrs mit dem heil. Stuhle und an die endlose Reihe so vieler anderer zum Nachtheil der Einheit der katholischen Kirche und zur Beängstigung des Gewissens der Gläubigen getroffenen Verfügungen erinnern.

Alle diese zum Nachtheil der katholischen Religion ergriffenen Maßregeln mußten in den Augen Europas welches ihre Entfaltung beklagte, und in den Augen Polens welches ihren Druck fühlte, um so drückender und unerträglicher erscheinen, als die von Ihren Vorgängern zur Zeit der verschiedenen Theilungen des Reiches feierlich geschlossenen Uebereinkünfte und Verträge noch ganz frisch waren und ganz deutlich sprachen.

Insbesondere der Warschauer Vertrag vom 18. Sept. 1773 und der Vertrag von Grodno vom 13. Juli 1793. In diesen beiden Verträgen erklärten die Souveraine von Rußland bei der Uebernahme der Regierung über die abgetretenen Provinzen Polens feierlich: Die römischen Katholiken beider Riten werden ganz in dem Status erhalten, in welchem sie sich damals befanden, nämlich in der freien Ausübung ihres Cultus und

ihrer Disciplin mit allen einzelnen Kirchen und Kirchengütern, welche sie in dem Augenblicke des Uebergangs unter die russische Herrschaft besaßen. Und daß der neue Souverain für sich und seine Nachfolger das unwiderrufliche Versprechen mache, den erwähnten römischen Katholiken beider Riten für ewige Zeiten den ruhigen Besitz der Privilegien und Güter der Kirchen, die freie Ausübung ihrer Religion und Kirchenzucht sammt allen damit verbundenen Rechten erhalten zu wollen; und endlich betheuerte der Souverain, daß weder er noch seine Nachfolger jemals ihre Souverainetätsrechte zum Nachtheil der römisch-katholischen Religion beider Riten in den unter die russische Herrschaft gekommenen Ländern ausüben wollen.

Ew. Majestät sieht wohl, daß wenn diese und andere Verträge loyal beobachtet worden wären, viele Uebel verhindert, und daß die katholische Religion in russisch Polen jetzt in keiner schlimmeren Lage wäre, als in den polnischen Provinzen unter anderer Herrschaft.

Es ist also nicht zu verwundern, wenn Unsere Vorgänger im gerechten Schmerz über die Lage einer den öffentlichen Verträgen zum Trotz unterdrückten und mißhandelten Kirche dieselbe oft zum Gegenstande ihrer Klagen und Beschwerden bei den Potentaten Europas machten. Auch kann es Ew. Majestät nicht unbekannt seyn, wie dieser apostolische Stuhl die Leiden der Braut Christi beweinend immer zu ihrer Hülfe und Vertheidigung herbei zu eilen besorgt war, indem er bald öffentlich die gegen sie geübten Gewaltakte mißbilligte, bald der katholischen Welt die Seufzer eines mit Gewalt zum Abfall von seiner Religion gezwungenen Volkes anzeigte, welches flehte, man möge es den katholischen Glauben frei bekennen lassen, bald eine Reihe von Aktenstücken veröffentlichte, welche er zur immerwährenden Bestätigung der Gerechtigkeit und Grundhaltigkeit der päpstlichen Beschwerden und Proteste abfassen ließ. Aber man muß auch daran erinnern wie der heilige Stuhl, indem er für die Sache der Kirche sprach, immer von den Gesinnungen der Sanftmuth und der christlichen Liebe geleitet, niemals die zartesten Rücksichten gegen die Regierung Ew. Majestät und Ihrer erhabenen Vorgänger außer Acht ließ, wie sogar, man darf es wohl sagen, die Nachgiebigkeit und Langmuth manchesmal so weit ging, daß sie bei denen welche die Beweg-

gründe dieses zurückhaltenden und klugen Vorgehens nicht kannten, Verwunderung hervorrief, und eine zeitlang die alte Liebe und Anhänglichkeit der Polen gegen die Person des römischen Papstes beeinträchtigte.

Aber dieser heil. Stuhl begnügte sich nicht damit, von Zeit zu Zeit seine Stimme zur Vertheidigung der unterdrückten Religion zu erheben, sondern er sah sich auch nach den Mitteln um, gegen die Fluth der Leiden einen Damm zu errichten, und die durch den Mißbrauch der Staatsgewalt entstandenen Schäden auszubessern. Von dem ersten Augenblicke der Theilung Polens sandten Unsere Vorgänger, welche vergebens die unheilvollen Wirkungen derselben zu verhindern gesucht hatten, ihre Gesandten an den Hof der mächtigen Monarchen aller Reußen, um die Großmuth und die Gerechtigkeit derselben zu Gunsten des unterdrückten Katholicismus anzurufen. Andere wurden nach ihnen gesendet, und nie wurde eine günstige Gelegenheit übergangen, sei es die Thronbesteigung eines neuen Souverains, sei es eine andere ähnliche Gelegenheit, ohne daß außerordentliche Gesandte des heil. Stuhles an den kaiserlichen Hof gesendet wurden, mit der Instruktion, diese Augenblicke der allgemeinen Freude und des allgemeinen Jubels zu benützen, um die hohe Gnade der neuen Potentaten zu Gunsten der bedrängten Katholiken anzurufen. Und Wir selbst haben, als Wir bei Gelegenheit der feierlichen Krönung Ew. Majestät Unseren außerordentlichen Gesandten an den kaiserlichen Hof absendeten, Sie durch denselben angehen lassen, mit Ihrem wirksamen Schutze die katholische Religion zu beschützen und nicht ermangelt, Ihnen Unsere dringenden Bitten um die Zulassung eines ständigen Vertreters von Uns bei Ihrer erhabenen Person zu erneuern. Leider konnte unser Gesandter Uns nicht die glückliche Nachricht von der Zustimmung Ew. Majestät überbringen, und erst später empfand Unser Herz eine wahre Freude bei der von Ihrem Vertreter in Rom Uns gegebenen Nachricht, daß jedes Hinderniß gegen die Absendung Unseres Nuntius mit dem Sitze an Ihrem kaiserlichen Hofe jetzt beseitigt sei. Während Wir Uns, dankbar für diesen feierlichen Akt der Gerechtigkeit, bei dem Gedanken an die Vortheile welche aus diesem von Uns und Unseren Vorgängern so sehr ersehnten Ereignisse für die Sache der katholischen Religion in jenen Ländern hervorgehen würden, erfreuten und Uns anschickten, der von

Uns für eine so hohe und wichtige Mission bestimmten Person Unsere Beglaubigungsschreiben zu übergeben, vernahmen Wir mit einem an Verdruß grenzenden Erstaunen, daß die Regierung Ew. Majestät in Folge der von diesem heil. Stuhle ihr gemachten Mittheilungen durch eine Note an Ihren Vertreter erklärte, alle Gesetze und Verfügungen, welche unter den schwersten Strafen den Verkehr der Bischöfe und der Gläubigen mit den Vertretern des heil. Stuhles verbieten, müssen als fortwährend in voller Kraft und Ausübung in den kaiserlichen Gebietstheilen bestehend angesehen werden.

Damit war der Hauptzweck, welchen Wir mit jener Mission verbanden, vereitelt, und die Ehre und Würde dieses apostolischen Stuhles riethen Uns jeden weiteren Schritt aufzuschieben, bis Uns neue Zusicherungen wegen der freien Ausübung unserer Autorität und des Amtes Unseres Vertreters gegeben würden. Aber statt daß dieses Hinderniß beseitigt wurde, sahen Wir mit Schmerz die erwähnten auf den Verkehr der Gläubigen mit dem heil. Stuhle bezüglichen Gesetze in einem neuen Ukas mit dem Datum St. Petersburg 8. Januar 1862 neuerdings kundgemacht und erweitert. Da dieser Ukas Artikel enthält, welche der Verfassung der katholischen Kirche und den mit dem heil. Stuhl getroffenen Uebereinkünften widersprechen, so hat er den Gegenstand einiger Erwägungen und Bemerkungen gebildet, welche in Unserem päpstlichen Namen von Unserem Cardinal Staatssekretär Ihrer kaiserlichen Regierung werden mitgetheilt werden.

Ew. Majestät kennt überdieß Unsere angelegentliche Sorge, welche Wir seit dem ersten Tage Unseres Pontificats in Betreff des im J. 1847 zwischen Unseren Bevollmächtigten und denen Ihres erhabenen Vaters abgeschlossenen Concordats an den Tag gelegt haben.

Sie werden sich wohl an den Privatbrief erinnern, welchen Wir Ihnen mit vollem Vertrauen auf Ihre Billigkeit und Gerechtigkeit am 31. Januar 1859 schrieben, um die Beendigung der Verhandlungen über die in jenem Concordate nicht vereinbarten Punkte und die loyale Ausführung der bereits getroffenen Uebereinkünfte zu verlangen. Aber nicht nur erwarteten Wir bis jetzt vergebens die Antwort, welche Ew. Majestät Unserem Cardinal Staatssekretär durch Ihren Gesandten in Rom übermitteln lassen

zu wollen versicherten, sondern Wir hatten auch den schweren Kummer in den öffentlichen Journalen den Bericht zu lesen, welcher Ew. Majestät von der zur Prüfung verschiedener auf jene Uebereinkunft bezüglichen Punkte sowie des Protokolls der nicht vereinbarten Artikel niedergesetzten Commission vorgelegt worden ist. Dieser Bericht ließ Uns leicht erkennen, von welchen Gesinnungen die Mitglieder jenes Comités gegen die katholische Kirche beseelt waren, und welche Hoffnungen Wir für den Erfolg Unserer an Sie gerichteten Bitten hegen dürfen.

Aber da alle diese Unsere dringenden Bemühungen ebenso wie die Unserer Vorgänger zum größten Theil vereitelt wurden, muß man wohl heute die Consequenzen beklagen, welche aus einem so verderblichen und dem Geiste der katholischen Kirche so entgegengesetzten System zum Nachtheil der Kirchenzucht bei einem Theil des Welt- und Ordens-Klerus entsprungen sind. Da man der Kirche bald das eine bald das andere ihrer Rechte genommen, den Klerus nach und nach aller seiner Güter und Freiheiten beraubt, den Unterricht auf Collegien und Universitäten mit einem schädlichen Unterrichtssystem geregelt, in geistlichen Collegien oder in Regierungs-Commissionen die nach göttlichem Rechte dem Papste und den betreffenden Bischöfen zustehende Jurisdiktion an sich gerissen, die Correspondenz der Ordensgeistlichkeit mit ihren Generaloberen und die Visitationen derselben verhindert, und insbesondere eine Scheidewand zwischen der Heerde und dem allgemeinen Hirten aufgerichtet hat: darf man sich nicht wundern, wenn die Religion geschädigt wurde, wenn die Principien des Gehorsams und der Unterwürfigkeit, welche sie lehrt, keine tiefen Wurzeln geschlagen haben, wenn die Diener des Heiligthums theilweise schwach geworden sind, wenn endlich auch einige aus dem Welt- sowohl wie aus dem Ordens-Klerus von ihrer Pflicht abgewichen sind und an Handlungen Theil genommen haben, welche weder ihrem Beruf noch ihrem ehrwürdigen Charakter entsprachen. Majestät! Wir sind weit entfernt es zu billigen, daß der Klerus an politischen Kämpfen Theil nehme und die Waffen ergreife, um die Autorität der Regierung zu stürzen; Wir beklagen im Gegentheil diese Thatsache und verurtheilen sie, aber Wir wollen gleichzeitig Ew. Majestät gegenüber den Ursprung und die Veranlassung constatiren, aus welcher sie entspringt. Möge Unsere apostolische Autorität ihren

heilsamen Einfluß auf Ihre katholischen Unterthanen wieder erlangen, mögen die Bischöfe zur freien Ausübung ihrer Gewalt nach Maßgabe der heiligen Canones zurückkehren, möge der Klerus seinen Einfluß auf die Unterweisung und Leitung des Volkes wieder erlangen, mögen die Ordensgeistlichen durchaus von ihren General-Oberen abhängen, mögen die Gläubigen die katholische Religion frei bekennen dürfen — dann werden Ew. Majestät sich überzeugen, daß die Hauptursache der fortwährenden politischen Agitationen Polens die religiöse Unterdrückung, die Beängstigung der Gewissen, der Verfall des Klerus, die Muthlosigkeit der geweihten Hirten und die Verbreitung von antireligiösen Grundsätzen und Lehren waren.

Wir bitten Ew. Majestät sich überzeugen zu wollen, daß Sie Alles, was Sie für die Ruhe der Kirche und für die Ehrfurcht gegen Unsere heilige Religion thun und unterstützen werden, zum Vortheile des Reiches thun, und daß Sie, wenn Sie die Kirche mit Ihrem offenen Schutze stützen, auf die Achtung und Treue der ganzen polnischen Nation zählen können, welche niemals so blühend und glücklich war, als da sie die Religion ihrer Väter frei bekennen durfte. Ach Majestät! Möchten die Klagen dieser Nation, welche in ganz Europa ein Echo gefunden und sogar jene Herzen gerührt haben die in religiösen Dingen gleichgültig sind, an Ihren Thron gelangen und zu Ihrem großmüthigen Herzen dringen. Ein Wort von Ihnen kann einem hochherzigen Volke die verlorne Ruhe wieder schenken und die unaufhörliche Veranlassung so vieler Wirren und Zwietracht beseitigen. Wollen doch Ew. Majestät Uns das schmerzliche Schauspiel der Leiden, von welchen die katholische Religion in Ihren weiten Gebieten fortwährend bedrängt wird, ersparen und auch Unserem durch die Ruchlosigkeit der Zeiten ohnehin so sehr gepeinigten Herzen die Ruhe und den Frieden wieder schenken, welche Wir nur dann wieder erlangen können, wenn Wir dort die Religion zum geistlichen und zeitlichen Vortheil und Nutzen Ihrer Unterthanen allenthalben wieder aufblühen sehen.

Die Untersuchung, die Ew. Majestät über die Ursachen anstellen wollen, welche zum großen Theil den gegenwärtigen blutigen Conflikt herbeigeführt haben, und vor Allem die Redlichkeit und Hochherzigkeit Ew. Majestät sind Uns eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft dieses Reiches. Wir werden indessen,

überzeugt eine heil. Pflicht Unseres apostolischen Amtes geübt zu haben, um ein baldiges und glückliches Resultat dieser Unserer Vorstellungen beten, welche Uns in allen Fällen von der schweren Verantwortung befreien werden, die Uns vor Gott und den Menschen in einem für die Interessen der katholischen Religion so ernsten Augenblicke trifft. Wir wollen auch nicht aufhören demüthig zum Herrn zu beten, daß er Ew. Majestät mit jeder wahren und vollkommenen Glückseligkeit erfüllen wolle.

Gegeben in Unserem apostolischen Palast, im Vatikan am 22. April 1863. Pius IX. Papst.

Welchen Erfolg diese rührende Berufung des durch seine Tugenden wie durch seine Leiden gleich ehrwürdigen Statthalters Christi an das Herz des mächtigen Czars hatte, zeigt am besten das noch im frischen Andenken stehende päpstliche Schreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe Rußlands und Polens Ubi Urbaniano vom 30. Juli 1864, welches zunächst an die schon am 24. April desselben Jahres in dem Collegium der Propaganda zu Rom von dem Papste gegebene Hinweisung auf „die traurige und tief beklagenswerthe Lage des Königreiches Polen", auf „die beklagenswerthe Bewegung, welche gegen einen mächtigen Fürsten erhoben wurde", und auf die außerordentlichen Maßnahmen erinnert, „welche die russische Regierung ergriffen habe, nicht nur um diese Bewegung zu unterdrücken, sondern auch um nach und nach die katholische Religion in diesem Königreiche auszurotten"; und dann, gestützt auf „glaubwürdige, dem Papste von verschiedenen Seiten zugekommene Mittheilungen", die Gewaltthätigkeiten, welche die katholische Kirche, ihre Diener und Gläubigen von Seite der russischen Regierung täglich zu erdulden haben und für welche der Papst am 24. April noch die zuverlässige Bestätigung durch eine sichere Autorität abwarten zu müssen erklärte, als nur zu wahr anerkennt, da der Papst bestimmt wisse, daß jene Regierung der katholischen Kirche seit lange feindlich ist und alle ihre Kinder in das unglückselige Schisma fortreißen will, die letzte Insurrection

zum Vorwande nehme, um unsere heilige Religion und alle Katholiken auf jede Weise hart zu verfolgen. Dann recapitulirt das päpstliche Schreiben die schon früher erwähnten Beschwerden und Klagen und fügt neue Beschwerden bei, insbesondere daß die russische Regierung nicht aufhöre, Schriften, die dem Katholicismus günstig sind, zu verbieten und gleichzeitig Bücher und Zeitungen verbreiten zu lassen, welche die katholische Kirche direkt angreifen, sowie auch Schriften der ehrenrührigsten Art gegen den Statthalter Christi auf Erden und gegen den apostolischen Stuhl, welche hauptsächlich dazu bestimmt wären, das katholische Volk abtrünnig zu machen; daß sie das Volk gegen die katholischen Priester aufhetze und verbiete, in Predigt und Unterricht den Unterschied zwischen der katholischen Wahrheit und dem Schisma darzulegen; daß sie die Ordensleute aus ihren Häusern fortgejagt und ihre Klöster in Kasernen verwandelt, die katholischen Bischöfe ihren Diöcesen entrissen und in's Exil geschickt, eine unzählbare Menge Katholiken des griechischen Ritus mit List und Gewalt in das Schisma fortgerissen und an der Rückkehr in den Schooß der Kirche verhindert, die Waisen katholischer Eltern unter dem Vorwande der Vormundschaft in entfernte Gegenden gebracht und in das Schisma gestürzt, eine Menge Katholiken jeden Ranges, Standes, Alters und Geschlechtes in die Verbannung geschleppt, katholische Kirchen beraubt und entweiht und entweder dem Schisma überliefert oder in Kasernen verwandelt, katholische Priester in gehässiger Weise verfolgt, ihrer Güter beraubt und dem Elend preisgegeben und entweder in's Exil geschickt oder in's Gefängniß geworfen oder selbst zum Tode verurtheilt habe, weil sie den Verwundeten und Sterbenden die Tröstungen der Religion brachten; daß die in die Verbannung geschickten Priester und Laien nicht mehr auf die Tröstungen und Hülfe unserer heiligen Religion rechnen dürfen; daß die Katholiken Lithauens keine andere Wahl hatten als entweder in's Exil zu ziehen oder die katholische

Religion zu verlassen; daß endlich der Erzbischof von Warschau seiner Heerde entrissen, jeder Autorität und Jurisdiktion über seine Diöcese beraubt, der Verkehr seiner Bisthumsangehörigen verboten und sein Generalvikar Paul Rzewuski als Diöcesanverweser an seine Stelle gesetzt wurde. Dann protestirt der Papst gegen alle diese Gewaltakte, verbietet die Befolgung dieser Anordnungen, gebietet den fortwährenden Gehorsam gegen den wahren und rechtmäßigen Warschauer Erzbischof Felinski und spricht die Ueberzeugung aus, daß der geliebte Sohn Paul Rzewuski sich in keiner Weise zur Erfüllung jenes Befehls der russischen Regierung hergeben, sondern als Generalvikar seines rechtmäßigen Bischofs demselben fortwährend in allen Stücken getreulich gehorchen werde.

Gleichzeitig mißbilligt aber der Papst auch „die übelberathenen Erhebungen in Polen“, „welche der russischen Regierung Anlaß gaben, die katholische Kirche täglich mehr zu quälen und zu unterdrücken.“

Indem er aber diese Bewegungen verwirft und verdammt und den schuldigen Gehorsam gegen die obrigkeitliche Gewalt in allen jenen Dingen, die Gott, seinen Gesetzen und seiner Kirche nicht entgegen sind, einschärft, ruft er zugleich den Fürsten das Wort der Weisheit zu: Die Mächtigen werden mächtig gestraft werden, wenn sie nicht gerecht gerichtet, das Gesetz der Gerechtigkeit nicht beobachtet und nach dem Willen Gottes nicht gehandelt haben. Er bittet und beschwört auch alle Fürsten, doch einmal einzusehen, daß die Völker jede Autorität verachten, die Majestät lästern, gegen ihre Fürsten aufstehen und ihnen den Gehorsam verweigern, wenn man sie von der Religion und von dem schuldigen Gehorsam gegen Gott, gegen die Kirche und gegen die Gesetze Gottes abwendig mache, und von dem freien Verkehr mit dem heil. Stuhle abhalte; dann ermahnt der Papst die Erzbischöfe und Bischöfe Rußlands und Polens zur Standhaftigkeit und die ihrer Obhut anvertrauten Gläubigen zum

unerschütterlichen Festhalten an dem katholischen Glauben, und schließt mit Gebet und Segenswünschen und Ertheilung des apostolischen Segens.

Wenn wir endlich noch an die feierliche Bittprozession erinnern, welche der Papst vor zwei Jahren in Rom angeordnet hat, um die Hülfe des Himmels für das unglückliche Polen zu erflehen, sowie an die liebevolle Aufnahme, welche die flüchtigen polnischen Priester in Rom gefunden haben, so dürfte die Darstellung dessen was Pius IX. während seines bald 19jährigen Pontificates für Polen gethan hat, vollständig seyn. In den letzten Wochen sprachen die Zeitungen von einem neuen Aktenstücke, welches der Papst in Bezug auf Polen veröffentlicht habe; da uns dasselbe aber noch nicht vorliegt, können wir uns auch nicht damit beschäftigen. Jedenfalls genügt das Mitgetheilte zur vollständigen Widerlegung des doppelten Vorwurfs, daß Pius IX. nichts für Polen gethan, wie die Einen, oder daß er die polnische Revolution begünstigt habe, wie die Andern boshafter Weise behaupten.

XXXIX.

Die neueren Jesuiten.

Sendschreiben des Herrn P. Roh.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich bin Ihnen für Ihren langen und schönen Brief von Herzen dankbar. Besonders aber interessirte mich die Conversation, die Sie mit Ihrem, mir unbekannten Freunde über die jetzigen Jesuiten gehabt. Weil Sie mir den Herrn als einen äußerst achtungswerthen und gescheidten Mann schildern, so ist mir an seiner Achtung für meinen Orden so viel gelegen, daß ich mit

gerne die Mühe nehme, seine Ansicht, insoferne es Wahrheit und Billigkeit fordern, zu berichtigen. Da er offenbar nur Wahrheit will, wird er, so darf ich hoffen, meine Antwort wohlwollend annehmen und unparteiisch prüfen.

Vor Allem gebe ich nun gerne zu, daß wir jetzt lebenden Jesuiten unsern ersten Vätern, den Gründern des Ordens, vielfach nachstehen. Aber ist das nicht bei allen Orden, bei allen menschlichen Vereinen, und in einem gewissen Sinne selbst bei der Kirche der Fall? Zu einer neuen Schöpfung wählt Gott außerordentliche Männer und wirkt Selber Wunder, die nachher, weil nicht nothwendig, fast ganz aufhören. Andererseits schwächt sich nach und nach jede geschaffene Kraft eben durch ihre Thätigkeit. — Daß unser Orden in der Gegenwart auch keine Größen ersten Ranges, wie einen Bellarmin, Petavius, Suarez und andere der mittlern Zeit aufzuweisen habe, muß ich ebenfalls gestehen. Aber einerseits kann nur Gott große Genies erschaffen und er hat dem ganzen 19. Jahrhundert nur wenige gegeben: kein Wunder also, wenn unter der Handvoll Jesuiten sich gerade keines vorfinden sollte. Andererseits gehören auch äußere Umstände dazu, um wahrhaft große Talente auch als solche erscheinen zu lassen. Ich gebe also zu, daß ich und meine Mitbrüder Ursache genug haben, recht demüthig und bescheiden zu seyn; aber dem Orden als moralischer Person darf ein billig Denkender auch heute noch seine Achtung nicht entziehen. Dem Orden gehört seine ganze Vergangenheit wie die Gegenwart. Unsere Feinde suchen ihre Anklagen gegen uns aus der Vergangenheit und beehren uns mit demselben Maße des Hasses wie unsere Väter; wohlwollende Menschen dürfen uns also die Verdienste unserer Väter nicht zum Vorwurfe machen, es sei denn, daß wir als ganz unwürdige Söhne dastehen. Nun aber glaube ich mit voller Sachkenntniß und der Wahrheit getreu, ohne Ueberhebung sagen zu können, daß unsere Gesellschaft heute noch ihrer glorreichen Vergangenheit, soviel es menschliche Schwachheit vermag, im großen Ganzen, sowohl im innern Geiste als in ihrer äußern Wirksamkeit, treu und würdig geblieben ist. Ich habe den Orden in der Schweiz, in Oesterreich, in Frankreich, Italien, Belgien und Deutschland durch persönlichen Aufenthalt in dortigen Ordenshäusern kennen gelernt; ich kenne andererseits alle Regeln des Ordens sehr gut. Nun aber kann ich auf Ehre erklären, daß

es keine vom Ordensstifter aufgestellte Regel gibt, welche nicht heute noch ihrem ganzen Wortlaute nach als solche anerkannt und proklamirt würde, deren Uebertretung nicht Rüge oder Strafe zuzöge. Ich habe überall große Frömmigkeit, Seeleneifer, angestrengte Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und tadellose Sittenreinheit gefunden. Ich kenne in jedem Grade des Ordens viele Glieder, die man jedem Religiosen als vollgültige Muster aufstellen kann, und die ich in meinem Innern als heilige Männer verehre. Auch die nicht ausgezeichneten Ordensglieder sind doch Männer, welche der Welt, ihren Freuden und Ehren freiwillig entsagen, sich durch ein eigenes Gelübde den Weg zu kirchlichen Würden selbst abschließen, in Keuschheit, Armuth und Gehorsam ein sehr thätiges Leben zum Heile ihrer Mitmenschen führen, um dafür in der Regel von der Welt nichts als maßlosen Haß einzuernten. Dennoch gefallen sie sich in diesem ihren Berufe, wie wenige Menschen in dem ihrigen: was ohne ein bedeutendes Maß von Gottes- und Menschenliebe nicht wohl möglich scheinen dürfte. Die Krone aber und der untrüglichste Beweis dieses ächten religiösen Geistes ist nach meinem Dafürhalten die ächt brüderliche Liebe, die unter uns herrscht. Diese hat mir bisher mein Leben im Orden so versüßt, daß, wenn ich heute noch meinen Lebensberuf wählen sollte, ich, ohne mich auch nur eine Minute lang zu bedenken, dieselbe Wahl treffen würde, wie vor bereits mehr als 35 Jahren. Diese Bruderliebe ist das Geheimniß der innern und äußern Stärke des Ordens; an ihr prallen alle feindlichen Geschosse ab. — Zu diesem innern Leben nun wird im Noviziate der Grund gelegt. Ihr verehrter Freund, mehr auf die profane Bildung und äußere Wirksamkeit bedacht, hat die Bedeutung des Noviziates offenbar unterschätzt. Jeder Lebensberuf hat seine Lehrjahre; soll Jemand ein Religios seyn, so muß er vor Allem als Religios denken, fühlen, leben lernen. Wie sieht es nun in der Regel bei einem absolvirten Gymnasiasten aus? — Selbst heidnische Philosophen setzten die Selbsterkenntniß oben an. Menschenkenntniß, so unerläßlich zur äußern Wirksamkeit, erlangt man nur durch allseitige Selbstkenntniß. Soll der Mensch nicht bloß äußerlich wirken, d. h. Aufsehen machen, sondern segensreich und bleibend wirken, so muß er vor Allem sich selbst in Ordnung bringen, seine Leidenschaften zähmen und beherrschen. Die Vorbedingung zur vollen Erleuchtung des Verstandes ist Reinigung

des Herzens. Das Noviziat trägt seine reichlichen Früchte in den darauffolgenden Studienjahren, im ganzen übrigen Leben und in der Ewigkeit. — Hiemit komme ich auf die äußere Wirksamkeit: Pflege der Wissenschaften und priesterliche Verrichtungen. Der Orden bildet noch heute seine jungen Mitglieder wie in früheren Jahrhunderten genau nach den Vorschriften des heiligen Stifters. Es werden für den höhern Ordensberuf in der Regel nur solche aufgenommen, welche ihr Gymnasium mit der ersten Note absolvirt haben. Nach den zwei Jahren Noviziat, studiren dieselben noch zwei Jahre Philologie, mit besonderer Anleitung zum Dociren und zum Predigen; darauf folgen drei Jahre Philosophie mit allen einschlägigen Fächern; dann 2 bis 6 Jahre Magisterium in einer Gymnasialklasse, oder Repetitorium in einem Pensionate; hierauf kommen vier Jahre Theologie und endlich noch ein drittes Jahr Noviziat, wo die ganze Persönlichkeit gleichsam retouchirt und ihr eine praktische Anleitung zur Wirksamkeit in und außer dem Orden ertheilt wird. Dieser Bildungsgang ist für Alle gemeinsam vorgezeichnet. Jene aber, die sich in dessen Verlaufe zu irgend einer ausgezeichneten Specialität besonders geeignet erwiesen, wie zum Predigen, zum Dociren der Theologie, Philosophie, Physik, Mathematik, Chemie, Naturgeschichte, Astronomie und der orientalischen Sprachen, bekommen dazu noch zwei oder mehr Jahre für Privatstudium oder zur Anhörung der besten Professoren an irgend einer Universität, wie z. B. jetzt in Bonn, wo einer von unsern jungen Religiosen den letztes Jahr für die Botanik ausgesetzten Preis davon getragen hat und zum Mitgliede zweier gelehrten Gesellschaften postulirt worden ist Künftige Professoren der orientalischen Sprachen schickt man auf einige Jahre in die Ordenshäuser des Orients. — Ich bemerke dazu, daß während dieser ganzen langen Bildungszeit unsere Religiosen aller fremden Sorgen enthoben, und wie es mir langjährige Beobachtung beweist, nicht nur aus Liebe zur Wissenschaft, sondern auch aus Liebe zu Gott und zum Nächsten mit ganzer Seele den Studien obliegen und sich vielfach nur zu sehr anstrengen. Nach allem dem Gesagten darf ich Ihren Freund wohl fragen, ob wir nicht anständig das Unsrige thun? — Aber die Früchte einer so reichen Aussaat wo sind sie? Der Orden nimmt in der Wissenschaft seinen frühern Rang nicht mehr ein! — Diese Behauptung ist nicht ganz falsch,

aber auch nicht ganz wahr. Wahr ist's, daß heute der Orden weder einen so allgemeinen Einfluß ausübt, noch einen solchen Vorrang wie einstens in der Wissenschaft behauptet. Aber das hat zwei triftige Gründe, die wir nicht verschuldet haben. Erstens behaupte ich ganz zuversichtlich, daß es heutigen Tages ebenso schwer ist in der Wissenschaft auf der Höhe seiner Zeit zu stehen, als in gewissen frühern Zeiten an der Spitze zu stehen. Wolle man dieß ja nicht übersehen! Daß wir keinen so allgemeinen Einfluß ausüben, ist auch sehr wahr; aber setzt man uns in die Lage einen solchen ausüben zu können? Sind wir nicht fast überall geächtet? In wessen Händen sind jetzt unsere meisten ehemaligen Universitäten und Collegien? Wie groß ist unsere Zahl im Vergleiche zu frühern Jahrhunderten? — Falsch ist obige Behauptung, wenn damit gesagt seyn soll, wir leisteten nicht, was man in den gegebenen Umständen vernünftiger Weise von uns fordern kann. Würdige Früchte der angestrengten Ausbildung seiner Glieder erntet der Orden in seinen Schulen, im Predigtamte und in seinen schriftstellerischen Produkten.

In den Ländern, wo wir öffentliche Schulen eröffnen dürfen, stehen dieselben anerkanntermaßen in gutem, ich darf fast sagen, im allerbesten Rufe. In den französischen wie in den belgischen Kammern wurde von unsern Feinden behauptet, die Staatsanstalten vermöchten unsere Concurrenz nicht auszuhalten. Ein Ordensbruder lieferte mir vor einiger Zeit Notizen über die Ergebnisse des Schuljahres 1863—64 in unsern französischen Collegien. Ich ertheile Ihnen nur jene Notizen, welche das Collegium rue des Postes 18 in Paris betreffen. In dieser Anstalt befanden sich 330 Zöglinge, die sich zu den verschiedenen Staatsprüfungen in allen wissenschaftlichen Fächern unmittelbar vorbereiteten. Aus diesen sind in dem Jahre aufgenommen worden in die école politechnique 13, obwohl für ganz Frankreich nur 28 zugelassen werden konnten; à l'école de St. Cyr 51, obwohl für ganz Frankreich nur 250, in die école de marine 14, zum Baccalaureat zugelassen 86, Viele mit besonders guten Noten. Die Note très-bien ist in Paris dieß Jahr unter 936 Examinirten aus ganz Frankreich nur sechsmal ertheilt worden; darunter aber fünfmal an Jesuitenzöglinge, wovon 4 zur rue des Postes gehörten. — In den Staaten, welche den Unterricht monopolisirt haben, be-

haupten freilich Jene, die vom Monopol leben, wir stünden nicht auf ihrer Höhe: das ist begreiflich. Daß dieselben bei den Staatsprüfungen unsern Zöglingen auch nicht immer wohlwollend begegnen, begreife ich auch, weil ich die menschliche Armseligkeit kenne. Wenn aber unsere Studenten nicht durch eine ganz besondere Fügung ausnahmsweise dumm sind, so müssen sie, wenn sie bei uns ihre ganze Bildung erhalten haben, mit den Zöglingen jeder andern Anstalt concurriren können; namentlich aus zwei Gründen: weil für die Moralität, die für wissenschaftlichen Fortgang nicht gleichgültig ist, nirgendwo mehr als bei uns geschieht; und weil unsere Professoren weder Familiensorgen, noch Caffe's, noch Wirthshäuser kennen.

An den Leistungen des Ordens im Predigtamte wird hoffentlich Ihr verehrter Freund wenig auszusetzen haben. Von unsern Missionen wenigstens in Baden muß er doch etwas gehört haben, und als einem gebildeten Mann kann es ihm nicht unbekannt seyn, daß in allen Ländern wo Jesuiten sind, der Orden zu den berühmtern Predigern des Landes sein geziemendes Contingent liefert. Zu einem wahrhaften guten Prediger gehört aber ziemlich viel; und somit muß er wohl zugeben, daß wir nicht auffallend hinter der theologischen Zeitbildung zurückstehen.

Ihr Freund wird es wohl besonders auf gelehrte Produkte der Presse abgesehen haben. In unserer schreib- und druckseligen Zeit legt man an das Wissen gewöhnlich diesen Maßstab an. Ich muß ihn jedoch auf einige Bedingungen großer literarischer Thätigkeit aufmerksam machen. Nebst dem Wissen gehören dazu auch materielle Hülfsmittel und Muße. Durchgehen Sie nun im Geiste die Zeit vom J. 1814, wo der Orden wieder hergestellt worden, bis auf heute. In welchem Lande hat man uns eigentlich ruhig arbeiten lassen? Wo und wann konnte man sich auch nur einige Jahre des Verbleibens und der Ruhe zu einem bedeutendern Unternehmen versprechen? Wie viele Anstalten wurden uns entrissen, zerstört, nachdem wir sie mit unsäglicher Mühe kaum errichtet hatten? Wie Viele von uns konnten sich eigentlich consequent und anhaltend einem Fache widmen? Erlauben Sie, daß ich hier von mir selber rede. Nachdem ich in der Schweiz fünf Jahre lang mit innigster Lust, und, man sagte, mit Erfolg, Dogmatik docirt hatte, wurde ich im Exil für zwei Jahre lang Hauslehrer, wo ich

neben den Gymnasialfächern auch das Buchstabiren und Striche-ziehen docirte; nachher kam ich auf ein Jahr zur Dogmatik zurück in Löwen; aber die Missionen in Deutschland verlangten Arbeiter; ich wurde also ex abrupto Missionsprediger auf sechs Jahre; nun vereinige ich beide Geschäfte miteinander: ist es da zu verwundern, wenn ich nur ein mittelmäßiger Theologe und mittelmäßiger Prediger bin und bleibe? Wie mir ist es aber Hunderten ergangen — Manchem noch ärger. Bemerke man ferner, daß unsere Gesellschaft nicht ein Gelehrten-Verein, sondern ein religiöser, priesterlicher Orden ist. Die Wissenschaft kann er nur als ein Mittel zum Seelenheile ansehen, und seine höchste Bildung muß er namentlich in der Theologie, und zwar in einer praktisch verwendbaren Theologie suchen. Es hatte also mehr Eile in der Bildung der Jugend und der seelsorglichen Aushülfe, in den Missionen in und außerhalb Europa thätig zu seyn, als im Verfassen gelehrter Bücher. Für die profanen Wissenschaften ist von allen Seiten reichlich gesorgt, und für die theologischen Disciplinen nicht weniger. Freilich erreichen die theologischen Produkte der Jetztzeit, weder bei Jesuiten noch bei Andern, die Größe früherer Leistungen. Aber das hat seinen innern guten Grund. Die meisten theologischen Fächer bilden positiv abgegrenzte Bezirke, in welchen nach achtzehn Jahrhunderten nur mehr eine geringe Nachlese möglich ist. Wir dürfen schon mit dem Theologen zufrieden seyn, der sich die ganze Ernte der Vorfahren anzueignen und für seine Zeitgenossen zu verwerthen versteht. Wer einen Augustin, Thomas von Aquin, Bonaventura, Suarez, Petavius, Thomassin, Bossuet, Möhler und ähnliche Auktoren gut kennt, fühlt sich ihnen gegenüber so klein, daß er ebenso wenig ein Bedürfniß als Lust fühlt, für Gelehrte über die von jenen Männern behandelten Gegenstände (sie haben aber fast Alles behandelt) ein Buch zu schreiben. Ich verarge es den Straßburgern gar nicht, daß sie nicht ein zweites Münster, ja nicht einmal den zweiten Thurm bauen. Ich sehe dafür manche Gründe, unter andern auch den letzten Entschuldigungsgrund für die modernen Jesuiten, die materiellen Hülfsmittel.

Wo stehen diese uns zu Gebote? In welchem Lande hat man uns nicht bei der Vertreibung zugleich rein ausgeplündert? Ich kam mit 15 andern Flüchtlingen aus der Schweiz in Italien an, und hatte als Zahlmeister für uns Alle zusammen noch zwei und

einen halben Silbergroschen d. h. ein Kassenmännchen in der Tasche; und wir hatten doch wahrlich nicht geschlemmt auf dem Wege! Dem greisen Vater Michellod, der an 30 Jahre lang seinem Heimathskanton als Professor gedient hatte, entriß der Zollinspektor an der Grenze das Hemd und das Schnupftuch, die er mit unter dem Arme genommen, mit den Worten: „Du alter Spitzbube, du bestiehlst noch das Land!“ — Wovon leben die 1300 Jesuiten, die aus ganz Italien und Sicilien verjagt worden, nachdem man ihnen rein Alles genommen? Für die Opfer des schweizerischen Sonderbundes wurde in Belgien und Frankreich eine reiche Collekte gemacht, davon aber haben die 274 aus der Schweiz vertriebenen Jesuiten auch nicht einen Kreuzer erhalten. Und doch standen an der Spitze des Verwendungscomité katholische, sehr ehrenwerthe Männer. Man ist eben vielfach gewohnt, die Jesuiten nicht für Menschen anzusehen! Aber selbst in ruhigen Zeiten lebt der größte Theil von uns rein von Almosen, die wir uns nicht einmal wie mehrere andere Orden erbetteln dürfen. Haben wir Staatsanstalten, wie einst in der Schweiz, so sind die Professoren und nur sie, und zwar nur so lange sie in Aktivität sind, besoldet, aber sehr bescheiden. In der großartigen Anstalt von Freiburg betrug die Besoldung eines Professors nicht über 600 Franken, davon mußte nicht nur er selbst, sondern mit ihm noch studirende und ausgediente Ordensglieder und Laienbrüder ihre ganze Existenz fristen. Wo wir aber nur sogenannte freie Collegien haben, wie in Frankreich, Belgien, Holland, England und Irland, beziehen die Professoren nicht nur keine Besoldung, sondern die Anstalten selbst kosten dem Lande keinen Kreuzer, und die Externen können unsere Schulen unentgeltlich besuchen, ausgenommen da, wo die Gesetze, um unsere Concurrenz nicht so gefährlich werden zu lassen, uns zwingen, das gewöhnliche Schulgeld einzuziehen. In diesen Anstalten leben die Lehrer und Beamten vom Ueberschusse der eingesendeten Pensionsgelder. Alle Jesuiten aber, die in priesterlichen Verrichtungen beschäftigt sind, verlangen außer dem Unterhalt während der Arbeit an einem Orte und den Reisekosten Nichts. — Bei solchen Zuständen woher die Auslagen bestreiten für großartige Unternehmungen, für wissenschaftliche Reisen, lange Untersuchungen in den Archiven und großen Bibliotheken der Hauptstädte? Wo sind unsere ehemaligen schönen Bibliotheken? — Bibliotheken sind

sehr leicht zu confisciren, aber sehr schwer zu bilden. Wir sparen uns was wir können am Munde ab, um Bibliotheken, Physik-Cabinete und naturwissenschaftliche Sammlungen zusammen zu bringen. Aber in Ansehung unserer Lage und unserer Zahl sei man in seinen Anforderungen auch bescheiden. Von 7734 Jesuiten, die der Orden zu Ende des J. 1863 zählte, waren 1441 in den auswärtigen Missionen beschäftigt. In Europa ist der größte Theil entweder an Gymnasien und Pensionaten, oder Missionen oder in seelsorglicher Aushülfe, besonders in größeren Städten, wo die Pfarrsysteme nicht nach dem Bedürfnisse der stets steigenden Bevölkerungen vermehrt werden, angestrengt thätig, ohne Muße und auch ohne Veranlassung zu höhern wissenschaftlichen Arbeiten. Wird ein Buch geschrieben, so ist es im Hinblicke auf ein vorhandenes Bedürfniß, zu einem praktischen Zwecke. Innerhalb dieser Grenzen nun glaube ich, daß der Orden in unsern Tagen selbst mehr geleistet habe als man billiger Weise erwarten durfte. Die Werke eines Perrone, Cercia, Tarquini, Garrucci, Secchi, Liberatore, Curci, Tongiorgi, Patrizzi, Tapparelli, Bresciani, der Civiltà cattolica in Italien, eines de Rozaven, Pratt, Rampon, Chaignon, Fournier, de Boislèves, Ramière. Daniel, Chastel, Deschamps, Cahours, Martin, Cahier, de Ravignan, Félix, de Mac-Carthy und der Etudes théologiques, philosophiques et historiques in Frankreich, der Bollandisten in Belgien, eines Kleutgen, Wilmers, Deharbe, Rieß, Schleiniger, Rothenflue, Damberger in Deutschland und andere scheinen mir, jedes in seinem Fache, zu den besten unserer Zeit zu gehören, oder doch auf der Höhe der Zeit zu stehen. — Sollen wir aber Größeres leisten, so gönne man uns Ruhe und versetze uns in die Lage es thun zu können.

Und so wäre ich mit meiner Antwort ungefähr fertig. Sie steht freilich aus wie eine Rede pro domo sua; aber Sie, verehrter Herr, und Ihr Freund denken zu edel, um sie mir zu verargen. Man lobt es an jedem Soldaten, daß er für sein Regiment begeistert ist, wenn er nur dabei alle andern Regimenter und sämmtliche Kriegskameraden auch achtet und liebt; was ich unbedingt und ausnahmslos thue, weil ich noch mehr Katholik als Jesuit bin. Ist mein Herzenserguß etwas lang geworden, so hat dieß seinen Grund darin, daß ich einen 35jährigen Schmerz in

meinem Herzen trage. Ich kenne meine Ordensbrüder, und es thut mir wehe, ja oft empört es mich tief, sie so unmenschlich gehaßt, so unausgesetzt verfolgt, so maßlos verläumdet zu sehen. Besonders aber thut es mir sehr wehe, wenn sonst gute Menschen und aufrichtige Katholiken mit unsern natürlichen Feinden Chorus machen. Diese versündigen sich, nach meiner innersten Ueberzeugung, viel schwerer als sie es wohl meinen. An unserer Gesellschaft muß man zweierlei unterscheiden: das Institut selbst und die Menschen, die sich dazu bekennen. Das Institut ist von der Kirche nicht nur tolerirt, sondern vielfach von vielen Päpsten förmlich approbirt, confirmirt und von der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient als pium institutum bezeichnet worden. Es kann also keinem Katholiken zustehen, das Institut als solches, d. h. seine Constitutionen und Regeln, seinen Zweck und seinen Geist zu tadeln, namentlich nachdem mehrere Päpste dieß unter Androhung kirchlicher Censuren, in amtlichen Erlassen förmlich untersagt haben. — Die Mitglieder des Ordens beanspruchen für ihre Personen keine Privilegien, wohl aber den Schutz des Rechts und des Gebotes der christlichen Nächstenliebe. Namentlich verlangen sie, leider aber immer vergebens! daß Jeder von ihnen nur für seine persönlichen Thaten verantwortlich gemacht werde, die Gesammtheit aber nur für das, was die Gesammtheit thut oder billigt. Ich verachte als Verläumdung jede Anklage gegen die Jesuiten, so lange sie keine Personennamen nennt; denn die Gesammtheit der Jesuiten, der Orden ist ehrwürdig, wenn er schon nur aus Menschen besteht. — Sie aber, verehrter Herr und Freund! werden es mir gerne nachsehen, daß ich als Kind am Gesichte meiner Mutter die etwaigen Runzeln nicht sehe.

Ich verbleibe in aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
P. Roh S. J.

Maria-Laach den 26. März 1865.

XL.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

III. Polens unglückliche nationale Erhebung seit der Conföderation von Bar 1768 bis zum Abschluß des Theilungsvertrags zwischen Rußland und Preußen 1772. (Schluß.)

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts waren, wie wir im ersten Abschnitt unserer Arbeit hörten, verschiedene Projekte zu einer Theilung Polens aufgetaucht, und am Berliner Hofe ward es seit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm traditionelle Politik, durch den Wiedererwerb der ehemals zum deutschen Ordensstaat gehörigen Länder die Monarchie abzurunden. Insbesondere galt die Annexion von Polnisch-Preußen als eine Lebensfrage des Staates, und Friedrich II. reichte schon als Kronprinz seinem Vater eine Denkschrift ein, worin er auseinandersetzte, wie die Eroberung zu machen und zu behaupten sei *). Nachdem dann Friedrich in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung um den Besitz Schlesiens, dann um die Existenz seiner Monarchie glücklich gefochten und Schlesien seinem Reiche einverleibt hatte, trat er in ein inniges Verhältniß zu Rußland und schloß im J. 1764 mit Katharina II. den von uns früher besprochenen Vertrag ab, der das Todesurtheil Polens enthielt. In Folge

*) Vergl. Heft 4 S. 267.

dieses Vertrags bekam Polen einen König, der den russisch-preußischen Zwecken diente, blieb durch Vereitelung aller politischen Reformen in einem Zustande der Anarchie und wurde durch religiöse Parteiumtriebe im Innersten aufgewühlt, bis Rußland einen förmlichen Religionskrieg heraufbeschwor und schließlich das Land mit eiserner Gewalt als eine russische Provinz beherrschen wollte. Bis zu diesem Zeitpunkt war Friedrich II. in Polen nur durch diplomatische Mittel thätig gewesen, hatte aber doch die Russen unter der Hand im Kriege gegen die Polen unterstützt und der Czarin in einem neuen Vertrag für eine passende Entschädigung Hülfe gegen Oesterreich zugesichert, wenn diese Macht sich gegen Rußland der bedrängten Polen annehmen würde.

Als der Krieg gegen die Türken ausbrach, verlangte Rußland ein aktives Vorgehen Preußens, begnügte sich aber dann mit den vertragsmäßigen reichen Subsidien, die Friedrich mit um so größerem Widerwillen zahlte, als er, wie er in seinen Memoiren sagt, bei den ungewöhnlichen Erfolgen der russischen Waffen befürchten mußte, „daß der mit ihm verbündete Staat, zu mächtig geworden, ihm mit der Zeit Gesetze vorschreiben wolle wie den Polen“ *). „Die Russen sehen“, schreibt er seinem Bruder Heinrich, „daß es vortheilhafter für sie sei, mein Geld zu nehmen, als meine Truppen. Es ist eine furchtbare Macht, vor der in einem halben Jahrhundert Europa erzittern wird.“ Er klagt die Oesterreicher heftig an, daß sie im siebenjährigen Krieg „aus falscher Politik diese barbarische Nation nach Deutschland gezogen und ihr die Kriegskunst gelehrt haben“ **). Wir halten diese Klage

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 24.

**) Briefe Friedrich's an seinen Bruder Heinrich vom 3. Dec. 1768 und 8. März 1769 in Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 312, 313. Es gebe, betont der König in letzterem Brief, gegen Rußlands Vordringen kein anderes Mittel, als daß mit der Zeit sich ein „Bündniß der größeren Souveräne bilde, um diesem gefährlichen Strom zu widerstehen.“

für begründet, aber mit dem Zusatz, daß Niemand in Europa mehr als Friedrich seit 1763 die Ausbreitung Rußlands nach Westen gefördert hat und durch vertragsmäßige Stipulationen selbst auf die Gefahr eines neuen deutschen Bürgerkrieges fördern wollte, von welchem er selbst sagt, daß er ihn nur im russischen Interesse hätte führen müssen*).

Durch Rußlands Fortschritte gegen die Türken und seine dominirende Stellung in Polen für die Unabhängigkeit seines eigenen Staates besorgt geworden, nahm nun Friedrich den alten Plan einer Theilung Polens von Neuem auf; er ergriff, um seine eigenen „mit erschreckender Offenheit**)" ausgesprochenen Worte zu gebrauchen, die Gelegenheit bei den Haaren, um Polnisch-Preußen zu gewinnen, was ihm durch Negociationen und Intriguen wirklich gelungen sei***).

Aber es gelang ihm erst nach langen Mühen. Im Anfang des Jahres 1769 schickte der König unter dem Namen des Grafen von Lynar ein „politisches Projekt" nach Petersburg, in welchem er die Theilung einiger polnischen Provinzen zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen vorschlug†), und für seinen Theil Polnisch-Preußen, Ermeland

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 17—18.

**) Sagt Waitz in den Gött. Gel. Anzeigen Jahrg. 1850, S. 707.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, Avant-propos 7. Es ist bezeichnend, daß Friedrich die Annexion von Polnisch-Preußen eine Entschädigung seiner Monarchie für „frühere Verluste" nennt. Diese Verluste datiren aus der Zeit der deutschen Ordensritter, als deren Erben sich die Hohenzollern ansahen.

†) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 26. In der ältern Ausgabe der Memoiren des Königs hatte der Minister Herzberg den Inhalt des betreffenden Projektes weggelassen. Der Herausgeber der neuen Ausgabe macht in der Vorrede XI, XII auf die Lücken der ältern aufmerksam. Vergl. Waitz loc. cit. und Smitt I, 6. Nach Friedrich's Darstellung in den Memoiren fiele die Uebersendung des Projektes nach Petersburg in den Herbst 1769, nach der Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. zu Neisse im August dieses

und das Protectionsrecht über Danzig zu erlangen gedachte. Der Graf Lynar — d. h. Friedrich selbst — schreibt der König am 2. Februar 1769 an den Grafen Solms, seinen Gesandten in Petersburg, habe eine eigenthümliche Idee, um alle Interessen der Fürsten zu Gunsten Rußlands zu vereinigen und wie mit einem Schlag den europäischen Angelegenheiten eine andere Gestalt zu geben. Er wolle, daß Rußland dem Wiener Hof für dessen Beistand gegen die Türken die Stadt Lemberg und ihre Umgebung anbieten solle, daß es Polnisch-Preußen, Ermeland und das Protectionsrecht über Danzig an Preußen abtrete und für sich selbst als Entschädigung für die Kriegskosten (gegen die Türken) diejenigen Theile von Polen annexire, die ihm passend schienen. Da dann zwischen Oesterreich und Preußen keine Eifersucht mehr vorhanden, so würden beide wetteifern, um Rußland gegen die Türken zu unterstützen*). Friedrich hoffte auf einen glücklichen Erfolg dieses höchst geschickten Manövres und instruirte seinen Residenten in Warschau. „Der preußische Gesandte in Warschau", schreibt der englische Gesandte am 1. März 1769, „ist sehr thätig, alten Urkunden nachzuforschen und sie zu prüfen. Insbesondere bemüht er sich aufzufinden, daß Samogitien ehemals einen Theil von Preußen ausmachte"**).

Aber Rußland, berichtet Friedrich weiter***), berauscht von seinen großen Erfolgen gegen die Türken, schenkte „dem sogenannten Memoire des Grafen Lynar" keine Aufmerksamkeit, und die zur weitern Sondirung des Petersburger Hofes vom preußischen Gesandten abgegebene Erklärung: Frankreich habe

---

Jahres, aber der in der folgenden Note angezogene Brief des Königs zeigt, daß sie in den Februar fällt.

*) Friedrich's Brief an Solms vom 2. Februar 1769 bei Schlözer 210. Smitt I, 7.

**) Bei Raumer 2, 237.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 27.

dem König von Preußen, um ihn auf seine Seite zu ziehen, das Bisthum Ermeland und das Herzogthum Curland angeboten*), blieb ebenso wirkungslos. So kam es, daß Friedrich für die ihm vom Oberpräsidenten Domhardt über Ermeland und das Gebiet von Marienburg eingeschickten Nachrichten bloß danken, aber „davon zur Zeit keinen Gebrauch machen" konnte**).

Rußland war zu keiner Theilung Polens geneigt. Wie Peter I. nur Theilungspläne gehegt hatte, so lange er noch mit der Consolidirung seines neuen Reiches beschäftigt war, aber die preußischen Vorschläge verwarf, als er seine Macht der Art gefestigt glaubte, daß er über Polen „so gut wie wenn es sein eigen wäre" gebieten könne, so war ein Gleiches bei Katharina II. der Fall. Als Katharina den durch Gattenmord usurpirten Thron bestiegen, dachte sie, wie wir früher angaben, an eine Annexion des polnischen Livland, im Fall sich die Polen ihrer Einschüchterungspolitik und der Wahl des russischen Throncandidaten widersetzen würden, und sie würde Preußen für die stipulirte Hülfe gern auf Kosten Polens Entschädigungen zugestanden haben***); sie beraubte dann

*) Solms an Panin im Nov. 1769 bei Smitt II, 3.

**) Friedrich's Brief an Domhardt vom 22. Oktober 1769 bei Preuß Friedrich der Große, Urkundenbuch 5, 183.

***) Darauf bezieht sich die Unterredung des Grafen Panin mit Solms im Dec. 1763 bei Schlözer 160. Solms schreibt an Friedrich: „Il (Panin) ajouta que Votre Maj. n'aurait pas raison de regretter d'avoir pris des engagements avec sa Cour, parce que, si contre toute attente, les choses devaient en venir à une grande extrémité, il me repondait que Votre Maj. *aurait sa peine payée* aussi bien que la Russie, et qu'on n'aurait pas travaillé pour rien." Was Smitt III, 18 dagegen vorbringt, zerfällt in sich selbst durch Katharina's früher von uns analysirte geheime Instruktion vom 6. Nov. 1763 (bei D'Angeberg 3—11), worin eine eventuelle Annexion Livlands an Rußland bestimmt in Aussicht genommen wurde. Smitt III, 21 meint: „Ce qui prouve,

die Republik um ein ansehnliches Gebiet und warf ihre Augen auf Weißrußland: aber je gebieterischer Rußland in Europa auftreten konnte und je mächtiger sein Einfluß in Polen wurde, desto mehr gedachte man in Petersburg die Beherrschung des ganzen Landes gleichzeitig mit der Vertreibung der Türken aus Konstantinopel zu erreichen. Und die Vertreibung der Türken schien in sicherer Aussicht, da die russischen Waffen überall siegreich vordrangen und die Pforte vollständig entkräftet und erschöpft war. Frankreich hatte die Pforte zum Kriege gegen Rußland aufgestachelt, aber die in Aussicht gestellte Unterstützung niemals geleistet; England hatte, in vollständiger Abhängigkeit von Rußland, der russischen Flotte Offiziere geliefert, das Einlaufen der russischen Kriegsschiffe in die britischen Häfen ruhig geschehen lassen und an den Höfen von Madrid und

---

combien peu alors la Russie pensait à un partage, c'est une dépèche de Beranger à Praslin", worin der französische Gesandte am 20. Nov. 1763 nach Paris meldete, Panin habe erklärt, daß Rußland nicht nur an keine Theilung Polens denke, sondern eine solche verhindern werde. Aber dann müßte man auch annehmen, der Petersburger Hof habe auch wenige Tage vor dem Abschluß des Theilungsvertrags mit Preußen (Februar 1772), nachdem darüber schon fast ein Jahr lang verhandelt werden, an keine Theilung gedacht, indem der englische Gesandte in Petersburg am 7. Februar 1772 gerade so nach London schrieb, wie der französische Gesandte am 20. Nov. 1763 nach Paris. „Die unverletzte Erhaltung der Republik Polens, berichtet der englische Gesandte am genannten Tag, sei der Hauptgegenstand der Staatskunst Rußlands und selbiges wisse von keinem preußischen Plan wider Polen!" Bei Raumer 2, 461. Versicherte doch, wie wir unten hören werden, der russische Botschafter in Wien dem Fürsten Kaunitz noch im Oktober 1771, „daß weder die Czarin noch Panin eine Theilung Polens beabsichtige." Brief Gollzyn's an Panin vom 25. Oktober 1771 bei Chodzko 174. Es war dieselbe Versicherung, die Panin im J. 1763 dem französischen Gesandten gab. Smitt's Eifer in der Vertheidigung Katharina's übersteigt das Maß der wünschenswerthen ruhigen Würdigung der Verhältnisse.

Versailles geradezu erklärt: es sehe eine Behinderung der russischen Flotte von Seiten Spaniens und Frankreichs als einen Akt der Feindseligkeit gegen sich an. Auch von Oesterreich erhielt die Pforte keine thätliche Hülfe. Beim Beginn des Krieges hatte sie dem Wiener Hof alle mögliche Unterstützung zur Wiedereroberung Schlesiens angeboten, wenn er sich gegen Rußland erkläre, aber Kaunitz antwortete: man denke an keinen Friedensbruch mit Preußen, dem Schlesien jetzt rechtlich gehöre. Im Drang der Noth schlug man dann in Konstantinopel dem österreichischen Geschäftsträger Thugut eine Theilung Polens vor, die man nach der Vertreibung der Russen leicht bewerkstelligen könne, aber Thugut erwiderte: „es sei nicht Zeit, sich bei so weitaussehenden Ideen aufzuhalten, die nur eine neue Vergießung von Menschenblut nach sich ziehen müßten, welcher ein Ende zu machen der Zweck der angetragenen Vermittelung sei" *).

Von Anfang an seit 1768 wollte Oesterreich im Kriege zwischen Rußland und der Türkei vermitteln, und auch Friedrich II. ging, nachdem sein in Petersburg vorgelegter Plan einer Theilung Polens gescheitert war, im Bunde mit Oesterreich auf dieselbe Politik der Vermittelung ein. Voltaire, der seine Philosopheme über Völkerbeglückung bereits in das Gewand des modernen Philhellenismus einkleidete, ermunterte in seinen Briefen den König zu einer Theilung der Türkei, die auch ihm eine vortreffliche Gelegenheit zu neuem Ländererwerb bieten würde; aber diese Ideen zündeten nicht in dem praktischen Kopfe Friedrichs, der den Besitz des Hafens von Danzig dem Piräus vorzog **). Es habe nicht im Interesse Preußens gelegen, sagt Friedrich, die Türkei, die man gelegentlich gegen Rußland oder gegen

*) Thugut's Bericht an Kaunitz vom 24. März 1770 bei Hammer 8, 373. Das Wiener Cabinet erklärte sich mit der Antwort Thugut's einverstanden. Loc. cit.

**) Vergl. Zinkeisen Gesch. des osmanischen Reiches in Europa 927.

Oesterreich benutzen könnte, ganz zu Grunde gehen zu lassen, und darum habe er in Petersburg und Konstantinopel dahin gewirkt, daß die kriegführenden Mächte seine und Oesterreichs Vermittelung annähmen. Die Pforte habe sich willfährig gezeigt, aber Rußland nicht. Panin habe freilich geschrieben, daß die Czarin, auf deren „Mäßigung und Uneigennützigkeit“ er eine Lobrede gehalten, die Friedenspropositionen anzuhören geneigt sei, habe aber zugleich die „übertriebensten Ansprüche“ gemacht. Im Juli 1770 hätten dann die Russen in der Seeschlacht von Tscheschme fast die ganze türkische Flotte vernichtet, im August entscheidende Siege über die Landtruppen erfochten und in Folge dessen über die ganze Moldau und Wallachei verfügt. Der Petersburger Hof wäre „wie trunken gewesen von seinem Glück“ *).

Unter solchen Verhältnissen kam am 3. September 1770 die Zusammenkunft zwischen Friedrich II. und Joseph II. zu Neustadt in Mähren zu Stande. Schon bei der ersten Zusammenkunft zu Reisse (August 1769) hatte Joseph dem Könige erklärt, weder Maria Theresia noch er würden je zulassen, daß die Russen im Besitze der Moldau und Wallachei blieben, und diese Erklärung wiederholte jetzt der bei der Zusammenkunft in Neustadt anwesende Minister Kaunitz. Der Minister schilderte lebhaft die Gefahr, welche aus dem Uebergewicht Rußlands für Europa zu erwarten sei. Nur eine Allianz zwischen Oesterreich und Preußen bilde, entwickelte er, den einzigen Damm, den man gegen den überschwellenden Strom, der ganz Europa zu überfluten drohe, errichten könne; Oesterreich und Preußen hätten ihre Kraft gemessen und durch die Erfahrung erkannt, daß jeder Streit zwischen ihnen eine Schwächung ihrer Kraft bedinge. Diese Worte des kaiserlichen Ministers sind unvergeßlich **). Friedrich

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 27.

**) Ueber die Zusammenkunft in Neustadt vergl. Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 29—30. Friedrich's Brief an seinen Bruder Heinrich

erkannte ihre Wahrheit, aber er ging der Allianz mit Oesterreich aus dem Wege. Er schätze, sagte er, die Freundschaft Oesterreichs, aber er könne in Nichts eingehen, was seiner Allianz mit Rußland entgegen sei. Friedrich's Bündniß mit Rußland bezog sich nur auf einen Angriff desselben in Polen, als aber der Wiener Hof später an ihn die Anforderung stellte, „daß Preußen neutral bleiben möge, wenn Rußland anderswo als in Polen angegriffen würde", habe er dies, berichtet Friedrich, „rund heraus abgeschlagen" *).

Bezüglich der Türkei stimmten Friedrich und Kaunitz in ihren „Principien und Ideen hinlänglich überein", und nachdem während der Zusammenkunft ein Courier aus Konstantinopel die Nachricht gebracht hatte, daß die Pforte die preußisch-österreichische Intervention annehme, bemühte sich der König mit nachdrücklichem Ernst, auch Rußland zur Annahme derselben zu bewegen **).

Was Polen betrifft, so muß die von Coxe und vielen Andern ausgesprochene Behauptung, daß in Neisse oder in Neustadt über eine Theilung des Landes verhandelt oder der Plan einer solchen entworfen worden sei, nach allen jetzt vorliegenden Dokumenten als irrig bezeichnet werden ***). Aber die polnischen Angelegenheiten kamen doch in Neustadt sehr zur Sprache. Kaunitz betonte, wie er berichtet, „die Nutzbarkeit einer in diesem Königreich zu veranlassenden Vereint-

---

vom 9. Sept. und an Voltaire vom 16. Sept. 1770 loc. cit. 26, 323 und 23, 168, ferner seine Depesche an Solms vom Sept. 1770 bei Smitt II, 5—9. Bericht von Kaunitz an den Grafen Mercy, österreichischen Gesandten in Paris, vom 12. Sept. 1770, mitgetheilt von Adam Wolf im ersten Jahrgang des Jahrbuchs für Vaterländische Geschichte (Wien 1861) p. 12—19. Mémoires par le prince de Ligne 1, 4—21. Dohm 1, 455.

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 35.

**) Friedrich's Brief an seinen Bruder Heinrich vom 9. Sept. 1770 in Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 323.

***) Vergl. Smitt I, 62 flg., III, 6 flg. Waltz in „Neue Mittheilungen über die erste Theilung Polens" in Sybel's Histor. Zeitschr. 6, 3.

gang"*), und es ist auffallend, daß später Maria Theresia in den Zusammenkünften Joseph's mit Friedrich die „erste Quelle der Schwierigkeiten, worin sie sich bezüglich Polens befinde", erkannte**). Bald nach der Zusammenkunft in Neustadt, noch im Monat September, besetzten die Oesterreicher in der Zipser Gespannschaft dreizehn Marktflecken und einige hundert Dörfer, welche König Sigmund von Ungarn im J. 1412 an Polen abgetreten hatte, und der Wiener Hof sah das Zipserland als ein dem Kaiserstaat incorporirtes Gebiet an***). Auch Friedrich II. ließ, angeblich um Grenzverletzungen zu bestrafen und sein Land gegen die Pest zu schützen, seine Truppen in Polnisch-Preußen einrücken und im November 1770 außer Ermeland nebst einem Theile der Palatinate von Culm und Polnisch-Pommern längs der ganzen schlesischen Grenze mehrere Districte der Palatinate von Kalisch und Posen besetzen. Den von den Preußen in Kirchen, Klöstern und auf adeligen Gütern verübten Raub berechnete man auf drei Millionen Dukaten. Die jungen polnischen Burschen mußten Kriegsdienste thun, die heirathbaren Töchter von den Eltern mit Vieh, Geld und Geräth nach Vorschrift ausgesteuert werden und wurden dann nach Hinterpommern gebracht und an Männer, welche sie verlangten, verheirathet. Preußische Historiker behaupten, daß von den Preußen 12,000 polnische Familien aus ihrem Vaterlande weggeführt seien †).

Während inzwischen Oesterreich eine immer drohendere Haltung gegen Rußland annahm, seine Truppen in Ungarn

---

*) Bericht von Kaunitz vom 12. Sept. 1770 loc. cit. 18.

**) Friedrich's Brief an Solms vom 15. Nov. 1772 bei Smitt II, 183—187.

***) Bericht des französischen Gesandten Durand in Wien vom 5. Jan. 1771 bei Raumer 2, 310.

†) Essen's Berichte vom 19. und 28. Nov. und 15. Dec. 1770 bei Hermann 5, 483. Hist. des trois démembrements de la Pologne 1, 129—130. Dohm 1, 478. Raumer Polens Untergang 446.

verstärkte, Kriegsmagazine anlegte und der Krieg unvermeidlich schien, suchte Friedrich vergeblich die Russen von ihren übertriebenen Friedensbedingungen abzubringen. Der Uebermuth des Petersburger Hofes war so grenzenlos, daß er auch an Preußen schon Anforderungen wie an einen russischen Vasallenstaat stellte*). Eine solche Lage mußte vor allem einem Charakter wie Friedrich ganz unerträglich seyn. Friedrich hatte sich an Rußland angeschlossen, weil nach seiner Ansicht Preußen überhaupt eines solchen Anschlusses bedurfte, weil er, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges gänzlich isolirt, das russische Bündniß gegen den deutschen Kaiserstaat nothwendig zu haben glaubte und weil er durch Rußland seine Pläne auf Polen zu erreichen hoffte. Aber die verbündete Macht wollte ihm jetzt Gesetze vorschreiben, sie herrschte allein in Polen und verwarf seine Vorschläge zu einer Theilung desselben, sie gebot über die Donaufürstenthümer und war im Begriff die Türken aus Konstantinopel zu vertreiben.

So lagen die Dinge, als im Oktober 1770 Friedrich's Bruder Heinrich nach Petersburg kam. Der König dachte für den Augenblick nur an die Beendigung des Türkenkrieges und wagte nicht durch seinen Bruder neue Projekte einer Theilung Polens vorzuschlagen, weil er, wie er schreibt, nicht wußte, ob der Petersburger Hof in dieser Beziehung zu seinen Gunsten disponirt sei**). Die Briefe, welche Friedrich an Heinrich während dessen Aufenthaltes in Petersburg

---

*) Vergl. Friedrich's Briefe an seinen Bruder Heinrich vom 3. Aug. 1769 und 26. Oktober 1770 in Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 319, 330.

**) Friedrich an seinen Bruder Heinrich am 2. Oktober 1771: „Sans vous, je n'aurais pas cru pouvoir former de tels projets, ne sachant pas bien, avant votre voyage de Pétersbourg, dans quelles dispositions cette cour se trouvait en ma faveur." loc. cit. 355.

richtete, zeigen uns deutlich, eine wie geringe innere Anhänglichkeit der König an Rußland hatte. In den zum Vorzeigen bestimmten Schreiben verschwendet er freilich eine Fülle von ausgesuchten Schmeicheleien gegen die Czarin, die eines Friedrich ganz unwürdig waren, und gab dem Bruder die Weisung, sich ein „Magazin von Lobsprüchen" zu sammeln, deren er sich bei Gelegenheit bedienen könne. Aber in den vertraulichen Briefen bricht seine Abneigung gegen Rußland in den stärksten Ausdrücken hervor. Er rechnet Rußland gar nicht zu Europa, er nennt es Scythien und seine Bewohner Barbaren. „Alle Schätze der Welt", sagt er, „brächten mich nicht dahin. Auch die gezähmtesten Löwen geben oft Beweise, daß der Instinkt ihrer wilden Natur sich nicht zähmen läßt, und ich glaube, daß es mit den Russen ebenso der Fall ist" *).

Katharina empfing (am 12. Oktober 1770) den Prinzen Heinrich mit aller Höflichkeit und ließ ihm zu Ehren glänzende Feste und Schauspiele veranstalten, aber sie ging mit ihm in keine politischen Verhandlungen ein. Friedrich drängte. Die Geduld der Oesterreicher, schreibt er am 30. Oktober, gehe zu Ende; wenn die Czarin nicht seinen Rathschlägen folge, so werde ein Kriegsfeuer ausbrechen, welches ganz Europa in Brand zu stecken drohe **). Würde sich die Czarin, betonte im November der preußische Gesandte Solms in einer Note an Panin, bezüglich der Bedingungen des Friedens mit den Türken nicht bald gegen den Prinzen erklären, so stehe eine Erkaltung der freundlichen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen bevor ***). Im December folgten nun die Erklärungen, aber die Czarin stellte wiederum solche Bedingungen, daß Friedrich sie in Wien und Konstantinopel nicht einmal mitzutheilen wagte. Der König betrachtete sie als einen

*) Vergl. Friedrich's Briefe loc. cit. 329—349.
**) loc. cit. 330
***) Bei Smitt II, 10—11.

Spott gegen Preußen, und zweifelte daran, daß Rußland überhaupt den Frieden wolle *).

Nun kam die Nachricht nach Petersburg, daß sich die Oesterreicher in den Besitz der Zipser Gespannschaft gesetzt hätten, und es erfolgte am 8. Januar 1771 die berühmte Unterredung zwischen Katharina und Heinrich, die den ersten Anstoß zu der wirklichen Theilung Polens gab. „Ich war am Abend", berichtet Heinrich seinem Bruder am 8. Januar, „bei der Kaiserin, die mir scherzend (en badinant) sagte: die Oesterreicher hätten sich in Polen zweier Starosteien bemächtigt und an deren Grenzen das kaiserliche Wappen aufgepflanzt. Sie fügte hinzu: Aber warum soll nicht Jedermann auch davon nehmen? Ich erwiderte, daß Sie, theuerster Bruder, in Polen wohl einen Cordon gezogen, aber doch keine Starosteien besetzt hätten. Aber, sagte die Kaiserin lachend, warum nicht besetzen? Einen Augenblick später näherte sich mir der Graf Czernichew, sprach über denselben Gegenstand und fügte bei: Warum nicht das Bisthum Ermeland in Besitz nehmen? Denn wie die Dinge liegen, muß doch Jeder Etwas haben." „Obwohl es nur Scherzreden waren", schreibt Heinrich weiter, „so ist es doch sicher, daß sie nicht umsonst gesprochen wurden, und ich zweifele nicht, daß es sehr leicht möglich seyn wird, daß Sie von dieser Gelegenheit Vortheil ziehen können. Morgen wird der Graf Panin zu mir kommen. Ich werde ihm sagen, was Sie mir bezüglich der Oesterreicher geschrieben haben, und werde Ihnen mit der nächsten Post über unsere Unterhaltung Nachricht geben." Am 11. Januar meldet dann Heinrich, daß Panin mit Oesterreich nur zu thun haben wolle durch preußische Vermittelung, denn der erste Grundsatz am Hofe sei, einig mit Preußen zu seyn. Panin sei mit der Besetzung der

---

*) Friedrich an Heinrich am 16. Dec. 1770 und 3. Jan. 1771 in Oeuvres 26, 334, 342.

polnischen Starosteien durch die Oesterreicher nicht so zufrieden, und habe von dem Bisthum Ermeland nicht gesprochen. Es komme dies, sagt der Prinz, von den verschiedenen Parteien am Hofe, aber er glaube, der König werde Nichts auf's Spiel setzen, wenn er sich unter irgend einem plausiblen Vorwand Ermelands bemächtige. Friedrich antwortet am 24. Januar: er halte den Krieg zwischen Rußland und Oesterreich für unvermeidlich, da letztere Macht niemals in eine Demüthigung der Pforte willigen würde; er selbst werde dabei neutral bleiben, denn der Krieg sei für ihn noch zu frühe. Das Bisthum Ermeland, welches man ihm in Aussicht stelle, sei nicht der Mühe werth; er werde die Ereignisse abwarten und zusehen, ob er durch sie neue Länder erwerben könne; durch Abwarten werde er stärker. Würden sich Oesterreich und Rußland im Kriege gegenseitig erschöpfen, so sei für den Neutralen mehr zu gewinnen als für die kriegführenden Mächte. Mündlich werde er dem Bruder Näheres mittheilen; er glaube einen unverzeihlichen politischen Fehler zu begehen, wenn er für die Vergrößerung einer Macht arbeite, die ihm ein gefährlicher Nachbar und für ganz Europa furchtbar werden könnte. Am 31. Jan. schreibt er: „Der geheime Haß, den man in Oesterreich gegen Rußland hegt, übersteigt alle Vorstellung, und wenn ich es sagen darf, so bin ich es allein, der ihn zu ersticken sucht und seinen Ausbruch verhindert". Er werde das ihm zugedachte Ermeland nicht besetzen, denn „diese Portion ist zu gering, so daß sie mich nicht für das Geschrei entschädigen wird, welches die Sache erregen muß. Aber Polnisch-Preußen würde der Mühe werth seyn, auch selbst ohne Danzig, denn wir würden dann die Weichsel haben und freien Verkehr mit dem Königreich Polen, was sehr wichtig wäre. Das würde der Mühe lohnen Geld herzugeben, selbst reichlich. Aber wenn man Kleinigkeiten mit Hast ergreift, so zeigt das den Charakter einer Gier und Unersättlichkeit, und ich möchte nicht, daß man diesen mir noch in einem höhern Grade beilege, als es schon

jetzt in Europa geschieht"*). Aeußerst merkwürdige Briefe. Fragen des Rechts und der Nationalität kommen bezüglich Polens nie in Betracht. Nur an den Vortheil für den eigenen Staat wurde gedacht. Nur der Grundsatz des „eigenen Interesses" war maßgebend, auch wenn dabei eine andere deutsche Macht sich erschöpfe.

Mit großer Ungeduld**) erwartete Friedrich die Rückkehr seines Bruders aus Petersburg. Er hatte ihm aufgetragen, ohne Verzug nach Potsdam zu kommen, und man sprach in Berlin davon, es handele sich um eine Theilung Polens, und der beste Theil von Polnisch-Preußen würde dem Könige zufallen. Am 17. Februar 1771 kam Heinrich in Berlin an und begab sich sofort nach Potsdam, wo er sechs Tage beim Könige blieb. Wie geringfügig auch Friedrich von Ermeland gesprochen, so erhielt doch schon am 19. Februar der Oberpräsident Domhardt, unter dem Gebote der äußersten Verschwiegenheit, den Befehl, sich genau zu erkundigen, wie hoch sich der Ertrag von Ermeland belaufe***). Tags darauf schickte Friedrich dem Grafen Solms eine Depesche nach Petersburg†). Er zählt seinem Gesandten die Städte und Dörfer auf, welche die Oesterreicher in Besitz genommen und auf die sie alte Rechte geltend machen wollten. „Ich zweifele nicht", sagt er, „daß man von den meisten dieser Dinge in Petersburg unterrichtet ist. Ich erinnere mich, daß die erste Nachricht, welche man dort von der Besitzergreifung erhielt, bei mehreren Personen des Hofes die Idee einer ähnlichen Vergrößerung für alle Nachbaren Polens entstehen ließ, und obgleich ich aus einem Ihrer Briefe weiß, daß diese Idee nicht allgemein Boden gewonnen, und obgleich ich recht gut die Gründe

*) Oeuvres 26, 345—350.

**) Brief des holländischen Gesandten in Berlin vom 16. Febr. 1771 bei Hermann 5, 587.

***) Preuß, Urkundenbuch 5, 183.

†) Friedrich's Depesche an Solms vom 20. F[illegible] 257. Smitt III, 46.

kenne, die man anführen kann, um sie zu bekämpfen, so habe ich doch geglaubt, Ihnen darüber schreiben zu müssen, weil diese Gründe immer voraussetzen, daß der Wiener Hof von seinem Unternehmen abstehen müsse, während er offenbar den festen Entschluß gefaßt hat, dabei zu beharren". Nun folgt eine äußerst geschickte Wendung. „Es handelt sich also nach dem wahren Stand der Frage nicht mehr darum, Polen unversehrt zu erhalten, weil die Oesterreicher einen Theil davon sich aneignen wollen, sondern es handelt sich darum zu verhindern, daß die Theilung nicht das Gleichgewicht*) zwischen mir und dem Hause Oesterreich verletze, welches für mich so gewichtig ist, und auch die Interessen Rußlands berührt". Um dieses „Gleichgewicht" zu erhalten, schließt Friedrich, gebe es kein anderes Mittel als nach dem Beispiele Oesterreichs vorzugehen, auf einige Theile Polens „alte Rechte" (wie der König selbst über diese „Rechte" dachte, werden wir später hören) geltend zu machen und sich in den Besitz irgend einer polnischen Provinz zu setzen.

Noch bevor der König Antwort erhalten konnte, ging schon am 2. März eine neue Depesche nach Petersburg an Solms ab. Für Rußland und Preußen, entwickelt Friedrich von Neuem, würde es am besten seyn, dem Beispiele Oesterreichs zu folgen, dadurch für die eigenen Interessen zu sorgen und sich reeller Vortheile zu versichern. Es könne Rußland ja gleichgültig seyn, von welcher Seite ihm eine Entschädigung für die Kriegskosten, auf die es mit Recht Anspruch machen könne, zu Theile werde; es solle sich diese Entschädigung

*) C'est la phrase banale, sagt Smitt III, 48 mit Recht, que tous ceux qui se mêlaient de politique, avaient alors dans la bouche, à peu près comme de nos jours ils ont les mots de Nationalité ou de Légitimité. Sous ce point de vue, pris dans un sens tout matériel, que les plus rusés, qui en riaient sous cape, mettaient toujours en avant, il suffissait de quelques villages en plus d'un côté pour renverser tout l'équilibre politique!

durch polnische Grenzprovinzen verschaffen, da Polen die eigentliche Veranlassung des Krieges gewesen. Auch er müsse dann behufs Aufrechthaltung des Gleichgewichtes gegen Oesterreich sich einiger polnischer Gebiete bemächtigen, die ihm ebenfalls zur Entschädigung für die Subsidien und für die Verluste, die er im russisch-türkischen Krieg erlitten, dienen würden. Er würde sich freuen sagen zu können, daß es Rußland sei, dem er vorzugsweise diese neuen Besitzungen verdanke, durch die zugleich seine Verbindung mit Rußland sich noch enger knüpfe und durch die er bei anderer Gelegenheit sich dem Petersburger Hof noch nützlicher erweisen könne. Bezüglich der Verhandlungen mit den Türken werde er Alles aufbieten, damit der Friedensschluß für Rußland glorreich würde*).

Auf Antwort wartend ertheilte Friedrich am 6. März dem Oberpräsidenten Domhardt den Befehl, Erkundigungen einzuziehen über den Ertrag der Gebiete von Culm und Marienburg, und am 10. März Erkundigungen über den Ertrag von Pomerellen außer Danzig**). „Bis jetzt habe ich“, schreibt er seinem Bruder Heinrich am 17. März, „noch keine Antwort auf die große Depesche erhalten, die ich, nachdem Sie, theurer Bruder, dieselbe gebilligt, nach Petersburg schickte. Gemäß dieser Antwort werden wir unsere kleinen Projekte von Gebietserwerb regeln, die ich, wenn sie glücklichen Erfolg haben, Ihnen ganz allein verdanke“***). Aber die Antwort Rußlands blieb lange aus, und so erhielt Graf Solms im Monat März noch eine dritte Depesche, worin Friedrich ihm die für Preußens „Arrondirung“ besonders geeigneten Provinzen Polens, welche er am liebsten anneriren wolle, des Näheren bezeichnet, aber seine Bereitwilligkeit ausspricht, falls Rußland Schwie-

*) Bei Smitt II, 12–14. D'Angeberg 85—76.

**) Preuß, Urkundenbuch 5, 184.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 350.

rigkeiten mache, sich mit dem Palatinate von Culm oder dem Gebiete von Marienburg und dem Bisthum Ermeland zu begnügen*).

Im Monat April benachrichtigte Solms den König, daß Panin sich dahin ausgesprochen habe: „man könne über das von Friedrich vorgelegte Theilungsprojekt keine Entscheidung treffen, bevor man nicht bestimmt wisse, wie sich der Wiener Hof zu demselben stellen würde.“ Nun eröffnete Friedrich dem österreichischen Gesandten van Swieten in Berlin: Rußland und Preußen seien weit entfernt sich dem Vorgehen Oesterreichs in Polen zu widersetzen, sie würden sich vielmehr das Beispiel des Wiener Hofes zum Muster nehmen und ebenfalls einige polnische Landschaften sich aneignen. Van Swieten berichtete darüber nach Wien, und erhielt von Kaunitz die Antwort: daß eine Theilung Polens zu große Schwierigkeiten und Gefahren hätte und unberechenbare Verwicklungen mit den übrigen europäischen Mächten hervorrufen würde; er rathe davon ab, und verspreche, Oesterreich werde, obgleich es nur ein ihm zugehöriges (!) Territorium besetzt habe, seine Truppen aus Polen zurückziehen, sobald Rußland und Preußen die ihrigen zurückzögen**). Friedrich hütete sich, diese Antwort des Wiener Cabinets in Petersburg mitzutheilen. Oesterreich erklärt, schreibt er am 28. April an Solms, daß es in Polen nur ein altes Eigenthum wieder in Besitz genommen habe und seine Ansprüche und Rechte darauf nachweisen werde. Man solle diesem Beispiele folgen; Rußland solle mit Oesterreich bezüglich des Friedens mit den Türken in Unterhandlungen treten und sich mit Preußen über die Erwerbungen, die man preußischer- und russischerseits in Polen machen wolle, verständigen. Wenn Rußland auf die Moldau und Wallachei verzichte, so werde Alles ohne Blutvergießen

*) Schlözer loc. cit. Vergl. Smitt III, 49—50.
**) Bei Smitt III, 50—53.

glücklich zu Ende geführt werden; er vertraue, daß Oesterreich sich den russisch-preußischen Annexionen in Polen nicht mit den Waffen widersetzen werde*).

Von nun an werden alle Verhandlungen bis zum Abschluß des Theilungsvertrags zwischen Rußland und Preußen ohne alle Betheiligung des Wiener Hofes gepflogen, und die oft ausgesprochene Behauptung, die Theilung Polens sei nur unternommen worden, um Oesterreich zu beschwichtigen und zu gewinnen, ist so wenig richtig, daß in dem Notenwechsel zwischen Berlin und Petersburg auf Oesterreich nicht nur keine Rücksicht mehr genommen, sondern ernstlich darüber verhandelt wird, die Theilung selbst mit Waffengewalt gegen den Kaiserstaat durchzuführen**).

Als Panin immer noch mit einer Antwort auf die preußischen Vorschläge zögerte, wurde Solms vom König zu der fast drohenden Erklärung ermächtigt (am 16. Mai): Friedrich lasse von seinem bezüglich Polens gefaßten Plane nicht mehr ab. Würde Rußland keine bestimmten Zusicherungen machen, so könne er nicht dafür stehen, welche Partei der König auf eigene Faust ergreifen werde; man solle dessen Gefälligkeit nicht allzusehr auf die Probe stellen***).

So gab denn Rußland endlich nach.

Im Türkenkrieg hatten die Russen glänzende Triumphe gefeiert, aber die Staatsfinanzen waren erschöpft, der Credit war ruinirt und die ungeheueren Verluste an waffenfähiger Mannschaft ließen sich aus der dünngesäeten Bevölkerung Rußlands nur schwer ersetzen. Dazu kam die Auswanderung von 320,000 Kalmücken, die sich der tyrannischen Regierung Katharina's nicht mehr fügen wollten und sich unter den Schutz des Kaisers von China stellten; dann folgte eine große Pest, die sich im J. 1771 von der Moldau und der polnischen Ukraine

*) Bei Smitt III, 15—18 und für das Datum III, 54.
**) Vergl. Waitz in Sybel's Histor. Zeitschrift 6, 6—7.
***) Bei Smitt II, 19.

aus im südlichen Rußland und von da bis über Moskau hinaus verbreitete und schreckliche Verheerungen anrichtete; darauf brach ein Aufruhr in Moskau aus, und ein noch gefährlicherer Aufstand der Kosaken, welche die der Regierung durch den Aufbruch der Kalmücken erwachsenen Verlegenheiten benutzen wollten*). Alle diese Unglücksfälle, die fast gleichzeitig über das Reich hereinbrachen, und die Nachrichten über die Kriegsrüstungen Oesterreichs bewirkten die Nachgiebigkeit der Czarin gegen den König von Preußen, dessen treue Bundesgenossenschaft sie nicht auf's Spiel setzen konnte.

Am 1. Juni 1771 meldete Solms nach Berlin: die Kaiserin von Rußland gebe zu der Theilung Polens ihre Zustimmung und erwarte die deßfallsigen näheren Vorschläge des Königs**). Friedrich, seinen wärmsten Dank gegen Rußland äußernd, beantragte nun am 14. Juni für sich den Besitz von Pomerellen außer Danzig und als Ersatz für diese Stadt Culm und Marienburg, und überließ es dem Eifer und der Geschicklichkeit des Gesandten, diesen Plan in Petersburg annehmbar zu machen. Würde aber der Vorschlag dort auf Schwierigkeiten stoßen, so wünsche er Ermeland, Elbing, Marienburg und Culm. Vor allem sei — hebt der König hervor — für die gegenseitigen Erwerbungen der Abschluß einer Convention zwischen Rußland und Preußen nothwendig, und er füge die Vorlage einer solchen bei. Dem Petersburger Hof läßt er in seinen Ansprüchen völlig freie Hand. „Ich spreche nicht", sagt der König, „von dem Antheil, den Rußland für sich bestimmt; ich habe dafür absichtlich tabula rasa gelassen, damit es denselben regele nach seinem Interesse und freiem Belieben". Das „Gleichgewicht" gegen Rußland kam also bei Friedrich nicht in Betracht. Was Oesterreich angehe, heißt es in seiner Depesche

*) Vergl. Hermann 5, 629, 666—670, 681.
**) Bei Smitt III, 54.

weiter, so freue er sich, daß Panin gegen den Wiener Hof, als er ihm die Bedingungen eines Friedens mit den Türken mitgetheilt habe, Polens und einer Theilung desselben gar keine Erwähnung gethan, denn es sei klug, zuerst die Ansichten Oesterreichs über den Frieden zu hören, bevor man ihm neue Propositionen mache. Man müsse mit den Ansprüchen auf Polen erst dann hervortreten, wenn die Friedensverhandlungen mit den Türken bis zu dem Punkt gediehen seien, daß es nicht mehr von Oesterreich abhänge, sie abzubrechen. Oesterreich könne, nach den Erkundigungen, die er eingezogen, auf die Unterstützung des gänzlich erschöpften Frankreichs nicht rechnen, und würde, weil ohne Hoffnung auf irgend einen Bundesgenossen, sich hüten, gegen Rußland und Preußen zugleich den Krieg zu erklären. Es komme bei der ganzen Sache nur auf ein inniges Verständniß zwischen Rußland und Preußen an, und auf Festigkeit. Er habe keine Furcht vor einem Krieg und übernehme deßhalb von vornherein die Garantie für Alles, was Rußland in Polen annexiren wolle! Friedrich spricht in der Depesche auch von einem Landstrich in Italien, den man Oesterreich, um es zu beruhigen, anbieten könne*). Zwei Tage später, am 16. Juni, schreibt er seinem Bruder Heinrich, daß er Polens wegen auf den Abschluß einer Convention mit Rußland hoffe, und dann, sagt er, „mache ich mich lustig über die Oesterreicher, die, da sie von ihren Verbündeten keine Hülfe erwarten können, gezwungen seyn werden, zu thun, was wir wollen" **). Da die Moldau und Wallachei, die Oesterreich unter keiner Bedingung unter russischer Oberhoheit belassen wollte, bei den Friedensverhandlungen zwischen Rußland und den Türken den eigentlichen Stein des Anstoßes bildeten, so schlug Friedrich in Petersburg vor, diese Fürstenthümer an Polen zu geben, zur Entschädigung

*) Bei Smitt II, 23—27. D'Angeberg 89—92.
**) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 351.

für die Länder, welche man der Republik zu nehmen gedenke. Das würde, meint er, „alle Welt befriedigen“ (auch die Türken!) und bei Oesterreich schwerlich Widerstand finden *). Aber bei Rußland fand die Sache Widerstand, und die preußischen Anforderungen bezüglich Polens erschienen den Russen zu hoch. Nochmals drängte Solms. Da der Wiener Hof, heißt es in seiner Note an Panin vom 11. Juli, unter dem Vorwand einer völligen Uneigennützigkeit sich weigere mit Rußland und Preußen über den Ländererwerb in Polen zu unterhandeln, so sei eine baldige Verständigung zwischen den beiden letzteren Mächten nothwendig, denn damit sei das Wesentliche der Sache abgemacht und es handele sich dann nur noch um Formalitäten **). Bald darauf erfolgte eine zusagende Antwort Panin's. Am 21. Juli meldet Friedrich seinem Bruder Heinrich: „Nach den Nachrichten, die ich heute über die Convention mit Rußland aus Petersburg erhalte, würde, so weit ich sehe, mein Antheil bestehen in Pomerellen bis zur Netze, Culm, Marienburg und Elbing. Das ist höchst rechtschaffen und vergilt die Subsidien, die ich bezahlt habe, und andere unvermeidliche Ausgaben, die der Türkenkrieg mir verursacht hat. Man schreibt aus Wien, der Fürst Kaunitz sei fortwährend übler Laune. Da ich nicht glaube, daß er auf die Franzosen rechnen kann, so kann dieß wohl dazu beitragen. Ich erwarte jetzt Nachrichten, wie man in Rußland die Antwort des Wiener Hofes aufgenommen hat. Allem Anschein nach wird sie die beiden Höfe mehr als jemals gegen einander verfeinden“ ***). An demselben Tage schrieb der König an Solms, er wolle, um Rußland keine Schwierigkeiten zu bereiten, auf Thorn verzichten, vorausgesetzt daß er Elbing erhalte; es sei das nur eine

*) Bei Smitt II, 31—33.

**) Bei Smitt II, 34.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 352.

Bagatelle, die dem Petersburger Hof nur einen Federstrich koste*).

Hatte auch Rußland eine Theilung Polens im Allgemeinen zugestanden und dem König von Preußen bestimmte polnische Gebiete in Aussicht gestellt, so verschob es doch immer noch den Abschluß der gewünschten geheimen Convention und setzte dadurch den König in die äußerste Verlegenheit. Während Friedrich früher in Petersburg seine Zwecke zu erreichen hoffte durch die Versicherung, Oesterreich werde es nicht zum Kriege kommen lassen, so schlug er jetzt im August und September 1771 das entgegengesetzte Verfahren ein. Er stellte diesen Krieg in nahe Aussicht und wies auf die Gefahren hin, die er für Rußland und Preußen haben würde. Wenn Oesterreich sich für den Krieg erkläre, so würde es gemeinsam mit den Türken in der Moldau und Wallachei auftreten, und Rußland habe so mit zwei Feinden zu thun. Zudem werde sich dann unzweifelhaft in Polen eine allgemeine Conföderation gegen Rußland bilden, die einen neuen König wählen und vielleicht gar einen Einfall in russisches Gebiet machen würde, und dadurch würde Rußland genöthigt durch besondere Truppencorps seine eigenen Grenzen zu decken. Trete dann Preußen activ auf, so habe es mit der ganzen Macht Oesterreichs zu kämpfen, ferner mit den französischen Hülfstruppen und den Truppen, die Oesterreich von den kleinen deutschen Reichsfürsten erhalte, im Ganzen mit einem Heer von wenigstens 200,000 Mann, während er im Augenblick in Folge einer zweijährigen Hungersnoth nicht im Stande sei, eine Armee von 10,000 Mann in Bewegung zu setzen**). So Friedrich am 10. September. Damals

*) Bei Smitt II, 35.

**) Friedrich's Depesche an Solms vom 10. Sept. 1771 bei Smitt II, 42 — 46. Vergl. seine Depeschen vom 10. und 29. August und 8. Sept. loc. cit. 35—41.

wußte er noch nichts*) von dem geheimen Subsidienvertrag, den Oesterreich mit der Pforte am 6. Juli 1771 abgeschlossen hatte und den wir später kennen lernen werden. Nach dem 10. September erhielt Preußen durch den britischen Botschafter in Konstantinopel Kunde von diesem Vertrag, und Friedrich benutzte ihn in seinen Depeschen nach Petersburg als Schreckschuß gegen Rußland. Am 25. September proponirte er den Russen bereits einen Operationsplan gegen Oesterreich. Die Russen sollten Ungarn angreifen und er wolle in Mähren einrücken, aber Rußland müsse ihn dafür in Polen durch Danzig entschädigen; in jedem Falle müsse die Czarin ein Heer von 50,000 Mann in Polen einrücken lassen, weil dadurch der Friede um so schneller zu Stande komme; dem Wiener Hofe habe er bedeutet, daß er, obgleich er den Russen die Moldau und Wallachei nicht garantirt habe, dennoch nicht unthätig bleiben könne, falls Rußland angegriffen würde**). Am 6. Oktober berechnete Friedrich die Kosten eines Krieges gegen Oesterreich für die preußischen Truppen und für den Ankauf hessischer und braunschweigischer Hülfstruppen auf jährlich 13,700,000 Thaler. Deßhalb müsse er darauf bestehen, in Polen auch noch Danzig zu erhalten***).

Aber glaubte der König wirklich an einen Krieg mit Oesterreich? Am 27. September schreibt er an seinen Bruder Heinrich, daß seit seinem letzten Brief die Dinge für Preußen sich unendlich viel günstiger gestellt hätten. „Die Russen sind erzürnt über die trockene und herrische Antwort Oesterreichs und haben sich entschlossen im nächsten Januar eine Armee von 50,000 Mann in Polen einrücken zu lassen. Ihre ganze Animosität hat sich gegen Oesterreich gekehrt; sie wollen der Türkei die Moldau und Wallachei zurückgeben und diese

*) Vergl. Smitt II, 44.
**) Bei Smitt II, 47—51.
***) Bei Smitt II, 52—55.

Macht sogar dazu ermuntern sich gegen Oesterreich zu erklären. Das ist der rechte Zeitpunkt, unsere Convention mit Rußland zu unterzeichnen. Dadurch werden sich die von mir gewünschten Bedingungen günstiger stellen und andererseits wird die neue Armee in Polen die Oesterreicher verhindern handelnd aufzutreten, und wir können Erwerbungen machen ohne den Degen zu ziehen." Er bespricht aber dann doch die Möglichkeit eines Krieges. Sachsen würde für Oesterreich keine mächtige Hülfe seyn, und was auch der gute Kurfürst thun möge, wenn das Kriegsfeuer entbrenne, werde sein Land den kriegführenden Parteien zum Tummelplatze dienen. Am 2. Oktober berichtet er dem Bruder, er stelle in Petersburg Versuche an, ob es ihm nicht gelinge auch noch Danzig zu erhalten; man fürchte dort die österreichischen Kriegsrüstungen und darum sei jetzt, wiederholt er, der rechte Moment zum Abschluß der Convention mit Rußland. Sollte der Krieg mit Oesterreich wirklich ausbrechen, so würde wohl Czernichew nach Berlin kommen, um mit ihm gemeinsam den Feldzugsplan zu berathen, aber er glaube nicht, daß Oesterreich mit Rußland brechen und sich den so großen Gefahren eines Krieges aussetzen werde, sobald nur einmal die 50,000 Russen in Polen eingerückt seien. Er fügt hinzu: „Die Ehre der Ereignisse, die wir voraussehen, wird Ihnen, theuerer Bruder, gleichmäßig gebühren, denn Sie sind der erste, der den Eckstein des Gebäudes gesetzt hat; ohne Sie würde ich niemals geglaubt haben solche Projekte machen zu können, weil ich vor Ihrer Reise nach Petersburg nicht wußte, in welcher Disposition sich dieser Hof zu meinen Gunsten befand. Kurz, bis jetzt haben uns die Verhältnisse begünstigt und wenn das so fortgeht bis zum Friedensschluß, so werden alle unsere Wünsche in Erfüllung gehen" *). Ueberhaupt strömt Friedrich in seinen Briefen von Erkenntlichkeit gegen seinen Bruder über, dem er allein, sagt er mehrmals, Polnisch-Preußen verdanke.

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 353, 354

Und Heinrich nahm seinerseits die Ehre für sich in Anspruch, die Theilung Polens „aufs Tapet gebracht“ und die Verhandlungen für die russisch-preußische Convention zuerst veranlaßt zu haben; er habe darüber, sagt er, das Geständniß des Königs in mehr als zwanzig eigenhändigen Briefen desselben, beanspruche aber keine andere Belohnung als den Ruhm und schätze sich glücklich, daß er diesen durch die russische Czarin besitze *).

Inzwischen hatte Oesterreich von den geheimen preußisch-russischen Verhandlungen eine gewisse Kunde erhalten und Kaunitz eröffnete im Oktober 1771 dem russischen Botschafter Golizyn in Wien, daß er für den Frieden zwischen Rußland und der Türkei nur wirken könne, wenn man in Petersburg jeglichen Gedanken an eine Theilung Polens, sei es zu eigenem oder fremdem Nutzen, aufgebe, worauf ihm der Botschafter versicherte, weder die Czarin, noch ihr Minister habe jemals an eine solche Theilung gedacht **)! Nun begann ein Notenwechsel zwischen Wien und Petersburg, der uns zur Beantwortung der Frage führt, wie sich Oesterreich zu den polnischen Angelegenheiten stellte und in welcher Zeit es sich bei den Anschlägen auf Polen zu betheiligen begann.

Wir haben früher angegeben, daß Maria Theresia aus Furcht vor einem neuen Kriege nur eine passive Rolle bezüglich Polens gespielt habe, daß sie dann, als die innern Verwicklungen in der Republik einen immer ernstern Charakter annahmen, sich eifrigst bemühte, sowohl den König von Polen aus seiner Abhängigkeit von Rußland zu befreien, als das Bündniß Preußens mit Rußland zu lockern. Aber alle diese

*) Prinz Heinrich an Solms im April 1772 bei Smitt II, 114.

**) Golizyn an Panin am 25. Oktober 1771 bei Chodzko 174. Vergl. Friedrich's Depesche vom November 1771, die uns ebenfalls deutlich zeigt, daß Oesterreich allen Verhandlungen über die Theilung Polens damals noch fern stand. Bei Smitt II, 66—71.

Mühen waren vergeblich. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte erbot sich der Wiener Hof von Anfang an zur Vermittelung und suchte, weil auf England gar nicht zu rechnen war, wenigstens das mit ihm verbündete Frankreich zu einer gemeinsamen Politik zu bewegen. Auch diese Mühen waren vergeblich. Weil es nun als eine eigentliche Lebensfrage des Kaiserstaates galt die Donaufürstenthümer nicht an Rußland kommen zu lassen, und Rußland auf dieselben nicht Verzicht leisten wollte, besonders auch weil der Kaiserin in innerster Seele eine Theilung Polens zuwider war, so schloß Oesterreich am 6. Juli 1771 im tiefsten Geheimniß mit der Pforte einen Subsidienvertrag zur bewaffneten Friedensvermittelung ab. Die Pforte versprach eine Summe von 11,250,000 Gulden als Ausrüstungskosten an Oesterreich zu zahlen, sicherte dem österreichischen Handel alle möglichen Vortheile zu und trat zugleich, um „ihren vollen Dank" zu bekunden, einen Theil der Wallachei an Oesterreich ab. Oesterreich verpflichtete sich dagegen der Pforte alle seit dem Beginn des Krieges von Rußland gemachten Eroberungen wieder zu verschaffen und ihr überhaupt zur Erlangung eines vortheilhaften Friedens behülflich zu seyn. Gegenseitig sicherten sich die Vertragsmächte zu, daß die Unabhängigkeit und Freiheit Polens, welches den Krieg veranlaßt habe, nicht die geringste Einbuße erleiden solle*).

Nun wurden die österreichischen Kriegsrüstungen mit allem Ernst betrieben und die Bemühungen, um den Versailler Hof zu energischen Maßregeln zu bringen, verdoppelt. Aber Frankreich versagte dem mit ihm verbundenen Oesterreich jegliche Unterstützung. Im November 1771 erhielt Ludwig von Rohan, außerordentlicher französischer Bevollmächtigter in Wien, die Instruktion „den kaiserlichen Hof mit dem Beschlusse des Königs von Frankreich bekannt zu machen, daß er sich weder unmittelbar noch mittelbar in

*) Bei Hammer 8, 567—570. D'Angeberg 92—94.

die polnischen Unruhen oder in den Krieg zwischen Russen und Türken einmischen wolle, selbst nicht für den Fall, daß sich Rußland und Preußen zur Beendigung der polnischen Unruhen einigen sollten" *). Dem König von Preußen gab der Versailler Hof die bestimmte Zusicherung: „so lange Se. Maj. sich auf Polen beschränke, möge er daselbst thun, was er wolle, Frankreich werde sich nicht einmischen" **).

Unter solchen Verhältnissen mußten freilich Maria Theresia's Versuche zu einer Pacifikation Polens erfolglos bleiben. Im November 1771 hatte die Kaiserin einen Pacifikationsplan entworfen, nach welchem der König von Polen im ruhigen Besitz seines Thrones verbleiben und die Integrität der Republik gesichert werden sollte; kein Theil derselben sollte unter irgend einem Vorwand von irgend einem Nachbarn abgerissen werden; die im J. 1766 erzwungene russische Garantie der Verfassung sollte widerrufen oder in irgend einer Weise abgeschafft werden; die Dissidenten sollten eine volle und umfassende Duldung genießen, aber weder Sitz und Stimme auf den Reichstagen, noch Antheil an der Gesetzgebung haben. Die Conföderirten sollten amnestirt werden. Bei jeder Thronvakanz solle eine freie Königswahl stattfinden und keine fremde Macht dürfe Truppen in Polen einrücken lassen oder Einfluß auf die Wahl ausüben ***). Auf diesen Grundlagen wollte die Kaiserin mit Rußland und Preußen zur Beruhigung

---

*) Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 20. Nov. 1771 bei Raumer 2, 451.

**) Vergl. die Berichte des französischen Gesandten Durand aus Wien vom 7. Aug. und 20. Nov. 1771 und die Antworten des französischen Ministers Aiguillon vom 24. Aug. und 6. Dec. 1771 bei Raumer 2, 532—535; ferner den Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 26. Nov. 1772 bei Raumer 2, 524.

***) Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 23. Nov. 1771 bei Raumer 2, 448 flg. Vergl. die Berichte des französischen Gesandten Durand aus Wien vom 14. Juli 1770 und August 1771 in der Hist. des trois démembrements de la Pologne 1, 311, 312.

Polens verhandeln, und ihre Truppen aus dem Zipserland abberufen, sobald die beiden andern Mächte die ihrigen zurückzögen. „Kein Theilungsplan, sagte sie dem englischen Gesandten, wie vortheilhaft er auch seyn möge, wird mich auch nur einen Augenblick lang in Versuchung führen, vielmehr werde ich alle Plane solcher Art mit Verachtung verwerfen"; und ein anderesmal äußerte sie gegen denselben: „Sie kennen meinen Widerwillen gegen einen Krieg, aber eine Theilung Polens und solch eine Machtvergrößerung meines Nebenbuhlers (Friedrich II.) kann nicht geduldet werden" *). Auch der Minister Kaunitz hätte in seinem entschiedenen Gegensatz gegen Rußlands Plane auf die Donaufürstenthümer und gegen eine Theilung Polens zwischen Rußland und Preußen am liebsten den Statusquo aufrechterhalten, aber sein Widerstand war nicht principiell. Sein Grundsatz war, wenn Andere Gewinn davontragen, darf Oesterreich nicht leer ausgehen.

Als Friedrich II. im April 1771 dem österreichischen Gesandten im Allgemeinen die Mittheilung gemacht, man habe gegen die Besitzergreifung des Zipserlandes Nichts einzuwenden und wolle gleichfalls einige Theile von Polen in Besitz nehmen, hatte Kaunitz, wie wir hörten, in Berlin von einer Theilung Polens abgerathen mit dem Bemerken, Oesterreich habe nicht die Absicht die Zips zu behalten. Im September sprach sich Friedrich bestimmter in Wien dahin aus, „daß er einige Theile von Polen und namentlich Pomerellen im Auge habe und dem österreichischen Hof zu gleichem Antheil behülflich seyn wolle" **), und „zugleich wurde unter der Hand an Oesterreich ein Anwurf zur Theilung des türkischen Reiches gemacht, wodurch die Moldau und Wallachei für Rußland in Anspruch genommen, Bosnien und Dalmatien dem kaiserlichen Hofe nicht mißgönnt werden sollte" ***). Darauf erfolgte im

*) Bei Raumer 2, 389. 449.

**) Kaunitz an Thugut am 4. Oktober 1771 bei Hammer 8, 378.

***) Thugut's Bericht bei Hammer 8, 379.

Oktober die Unterredung zwischen Kaunitz und dem russischen Botschafter Golizyn, die dessen oben erwähnten Brief vom 25. Oktober veranlaßte. Kaunitz erklärte, daß Oesterreich behufs seiner Friedensvermittlung mit den Türken an Rußland keine weitern Zugeständnisse machen könne, als den Besitz der Stadt und des Gebietes von Asow und von der Kabardei, Handel und freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und eine ausreichende Entschädigung für die Kriegskosten; in jedem Fall aber müße jeder Gedanke an eine Theilung Polens aufgegeben werden. Aber Fragen des Rechts kamen auch bei Kaunitz nicht in Betracht. Er betonte nur die Gefahren, die mit einer Theilung Polens, weil sie zwischen den Theilungsmächten selbst zu Streitigkeiten führen würde, verbunden seyn könnten, und meinte, Oesterreich habe ein volles Recht die dreizehn Städte der Zipser Gespannschaft zu behalten, wenn es die Pfandsumme, für die sie an Polen gekommen, wieder auszahle *).

Der russische Botschafter gab Kaunitz zur Antwort, Rußland habe niemals an eine Theilung Polens gedacht, und berichtete nach Petersburg über die von Oesterreich für eine Vermittelung des Friedens mit den Türken gestellten Bedingungen. Panin theilte dieselbe in Berlin mit, wo sie, wie wir aus einer Depesche Friedrich's II. vom 8. Dec. an Solms ersehen, große Besorgnisse hervorriefen. Kaunitz wolle sich, sagt Friedrich in dieser Depesche, die Solms dem Minister Panin vorzulesen beauftragt wurde, nur zum Herrn der Situation machen, Rußland mit leeren Hoffnungen hinhalten, nach dem Vortheile des Wiener Hofes den Frieden mit den Türken diktiren, polnisches Gebiet an sich reißen, aber nicht gestatten, daß Rußland und Preußen ein Gleiches thäten. Es zieme einer Macht wie Rußland nicht, „vor dem feindlichen Tribunal des Wiener Hofes" die Rechte auf Polen

*) Chodzko 174. Vergl. Hermann 5, 630.

zu vertheidigen; Polen gehöre nicht dem Wiener Hof und dieser beabsichtige nur sich in dessen Angelegenheiten einzumischen, um dort später zu jeder Zeit interveniren zu können. Man müsse erst nach geschehener Besitzergreifung der polnischen Gebiete in Wien einfach erklären, man habe das aus diesen oder jenen Gründen gethan; in einem solchen Verfahren liege mehr Würde, und der feste Ton werde dem Wiener Hof imponiren *).

Nachdem der König inzwischen von seinem Gesandten in Wien vernommen, Maria Theresia und Kaiser Joseph hätten in allgemeinen Ausdrücken davon gesprochen: „man wolle auch seinen Theil haben, falls es sich um eine Zerstückelung Polens handle; man müsse sich darüber verständigen" **), schickte er am Weihnachtstage 1771 eine Depesche nach Petersburg, worin er jede vorherige Verständigung mit Oesterreich über die Erwerbungen in Polen entschieden zurückwies. Er wolle sich nicht, sagt er, den Phantasien des Fürsten Kaunitz fügen und in Rußland werde schwerlich Jemand der Kaiserin rathen, so etwas zu thun; man bedürfe für die Annexionen in Polen weder der Investitur noch der Beistimmung Oesterreichs, welches auch mehrere Starosteien in Besitz genommen habe, ohne sich darüber mit Jemanden zu verständigen. Es sei besser sich noch vor dem Abschluß des Friedens mit den Türken der polnischen Gebiete zu bemächtigen, denn nach geschlossenem Frieden könnte eine solche Besitzergreifung als eine Verletzung desselben aussehen, und der Wiener Hof würde dann das Feuer schüren. „Es ist deßhalb einfacher, fährt der König fort, sich in den Besitz dessen zu setzen, worüber man übereingekommen, sobald die russischen Truppen an der Weichsel stehen; erstens: wir folgen nur dem Beispiele Oesterreichs; zweitens: die Armee an der

*) Bei Smitt II, 85—88.

**) Bericht des preußischen Gesandten Rhode aus Wien vom 4. Dec. 1771 bei Smitt II, 84.

Weichsel wird auf die Oesterreicher einen starken Eindruck machen und sie in Zaum halten; drittens: wenn dann unsere Gesandten in Wien die Gründe erklären, weßhalb wir die Theilung unternommen, so wird der Wiener Hof zur Beistimmung gezwungen seyn, und wenn er mit seinem Antheil nicht zufrieden ist, so möge er sich selbst nach Belieben entschädigen, sei es durch Belgrad oder durch einige polnische Starosteien; viertens: bezüglich der Türken ist es vortheilhafter, daß diese Besitzergreifung vor dem Beginn der Friedensverhandlungen stattfinde, weil sie die Pille leichter verschlucken werden, wenn man ihnen bedeutet, es sei ein Aequivalent, für welches man ihnen die Moldau und Wallachei zurückgegeben, und wenn man ihnen zeigt, daß die Oesterreicher das Beispiel gegeben und Gleiches gethan haben. Was aber die Polen betrifft, so muß man sich darauf gefaßt machen, daß sie hoch aufschreien werden, denn diese eitle und intrigante Nation schreit über Alles, aber die Armee an der Weichsel wird die Schreier bald zum Schweigen bringen und nach dem Friedensschluß mit den Türken Polen beruhigen"*)! So Friedrich II. Er nannte das ein „folgerichtiges und ausführliches Raisonnement." Schon im November vorher hatte der König in Petersburg seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, mit seiner ganzen Macht in die österreichischen Staaten einzufallen, falls Oesterreich, nachdem Rußland jetzt auf die Donaufürstenthümer verzichtet, wegen Polens einen Krieg anfangen werde**).

Aber Rußlands am 17. Dec.***) ausgesprochene Verzichtleistung auf die Donaufürstenthümer brachte die Höfe von Wien und Petersburg einander näher. Kaunitz zeigte sich jetzt willfährig bei der Pforte Congreß und Waffenstillstand

*) Bei D'Angeberg 95—97. Ohne Datum bei Smitt II, 80—83.
**) Bei Smitt II, 66—71.
***) Kaunitz an Thugut am 22. Jan. 1772 bei Hammer 8, 395.

zur Sprache zu bringen, und ging, nachdem ein neues russisches Heer von 40,000 Mann in Polen eingerückt war, auf die Theilung Polens ein. Friedrich II. hatte die Dinge richtig berechnet. Am 29. Jan. 1772 meldet der Botschafter Golizyn aus Wien nach Petersburg: „Der Minister hat sein System völlig gewechselt und wünscht, weit entfernt sich unsern Absichten noch länger entgegenzusetzen, sich über alle Sachen mit uns und dem König von Preußen freundlichst zu vereinbaren." Kaunitz habe zu verstehen gegeben: wenn man einmal das Theilungssystem adoptire, um nicht das Gleichgewicht der Staaten zu stören, so würde es vielleicht nothwendig seyn, sich nicht bloß auf Polen zu beschränken, sondern auch noch eine andere Macht (nämlich die Türkei, mit der sich Oesterreich im Juli 1771 verbunden hatte!) hineinzuziehen, falls Polen nicht hinlänglichen Stoff (assez d'étoffe) biete, um zwischen den drei Höfen eine gleichmäßige Theilung vorzunehmen*).

Nach solchen Eröffnungen erklärte sich auch Friedrich am 1. Februar in einer Depesche an Solms damit einverstanden, daß Rußland sich über die gegenseitigen Annexionen in Polen mit Oesterreich verständige**), und schrieb seinem Gesandten am 5. Februar über eine Unterredung, die er mit dem österreichischen Gesandten van Swieten gehabt hatte. Van Swieten habe im Namen der Kaiserin verlangt, daß man sich über die Ansprüche, die man auf Polen erheben wolle und über die Theilung des Landes im Voraus erkläre; Oesterreich sei bereit seinen polnischen Antheil an Preußen abzutreten für die Z u r ü c k g a b e d e r G r a f s c h a f t G l a t z.

*) Bei Chodzko 175. Am 7. Jan. 1772 kam der Courier, der Panin's geheime Depesche bezüglich der Theilung Polens an Kaunitz beförderte, in Wien an. Also am 7. Januar erhielt Oesterreich die ersten Eröffnungen Rußlands. Am 25. Januar schickte Kaunitz einen Courier nach Petersburg ab. Hist. des trois démembrements de la Pologne 1, 264.

**) Bei Smitt 90—91.

Darauf habe er geantwortet: „er habe die Gicht nur an den Füßen, und diesen Vorschlag könne man ihm etwa machen, wenn er sie im Kopfe hätte; es handle sich um Polen, nicht aber um preußische Länder.“ Als dann der Gesandte vorgeschlagen, statt eines polnischen Gebietes Oesterreich mit Belgrad und Serbien zu entschädigen, habe er seine Verwunderung ausgesprochen, daß Oesterreich das Gebiet einer mit ihm verbündeten Macht verlange, zugleich aber auch zur großen Freude van Swieten's die Möglichkeit betont diese Idee zu verwirklichen. „Aus all' diesen Eröffnungen, fügt Friedrich hinzu, geht hervor, daß eine vollständige Revolution in der Denkungsart des Wiener Hofes vor sich gegangen ist.“ Er erläutert auch die Gründe dieser „Revolution.“ Er schreibt sie dem Einmarsch der 40,000 Russen in Polen zu und seiner frühern Erklärung gegen van Swieten, daß die ganze preußische Kriegsmacht bereit sei sich auf Oesterreich zu stürzen, falls dieses die Russen angreife. Oesterreich habe einen Widerwillen, Polen mit Rußland und Preußen zu theilen, um die Polen zu schonen und den ganzen Haß der Nation auf die Russen und Preußen fallen zu lassen. Man müsse Oesterreich für sein „früheres Betragen“ bestrafen, ihm nicht Belgrad und Serbien geben, sondern nur ein Stück von Polen. „Sie werden diese ganze Depesche, heißt es am Schluß, dem Grafen Panin mittheilen, und mich benachrichtigen, was man dort über die einzelnen Punkte denkt. Ich hoffe in Kurzem unsern Vertrag unterzeichnet zu erhalten. Alles, was ich Ihnen geschrieben, zeigt deutlich, daß wir den Frieden schließen können, wie wir wollen, wenn Rußland und ich fest zusammenhalten“*).

So kam dann am 17. Februar 1772 ohne Oesterreichs Betheiligung zwischen Rußland und Preußen der Vertrag über die Theilung Polens zu Stande. Die einzelnen Provinzen, um die man Polen berauben wollte, wurden des Näheren bestimmt. Die Besitzergreifung sollte im Monat Mai statt-

*) Bei Smitt II, 92—96.

finden und bis dahin Alles im tiefsten Geheimnisse bleiben; erst in dem Augenblick, wo sie stattfinde, wollte man den Wiener Hof zur Theilnahme einladen, aber auch wenn Oesterreich nicht beitrete, sollte der Vertrag in Kraft bleiben und ausgeführt werden. In einem geheimen Artikel versprach Friedrich II. im Falle eines Widerstandes Oesterreichs mit einem Heer von 20,000 Mann die Russen in Polen zu unterstützen und nöthigenfalls mit seiner ganzen Macht in die österreichischen Staaten einzubrechen, wogegen sich die Czarin verpflichtete, ihre polnische Armee von 50,000 Mann nicht zu vermindern, dem König von Preußen, falls ihn Oesterreich angreife, ein Corps von 6000 Mann Infanterie und 4000 Kosaken, und nach dem Friedensschluß mit den Türken 20,000 Mann zu Hülfe zu schicken und eventuell ihre polnische Armee zu einem Einfall in Ungarn zu verwenden*).

Friedrich war am Ziel seiner Wünsche. „Die Unterzeichnung unserer Convention, schreibt er am 1. März an Solms, hat mir ein unendliches Vergnügen bereitet. Ich habe sie stets als ein neues Band betrachtet, um die Freundschaft und das gute Einvernehmen zwischen den beiden Höfen unauflöslich zu machen, und ich kann Ihnen kaum genug meine Zufriedenheit ausdrücken über den Abschluß eines für beide Höfe so heilsamen Werks" **). Katharina hatte gleichsam polnische Provinzen verschenkt, und zu wiederholten Malen versichert Friedrich, daß er der Geberin für sein ganzes Leben dankbar seyn werde ***).

---

*) Bei Smitt II, 72—79. Am 8. Mai versicherte Panin dem englischen Gesandten in Petersburg: „Er wisse Nichts von einer Theilung Polens und glaube nicht daran!" Bei Raumer 2, 487 flg.

**) Bei Smitt II, 101.

***) Vergl. die Depeschen Friedrich's an Solms vom 2. März 1771, 28. Sept. und 24. Nov. 1772 bei Smitt II, 13, 177, 190; vergl. auch die Depesche vom 4. Sept. 1772 pag. 172.

XLI.

Von Rousseau bis zum neuen badischen Schulgesetz.

I. Bis Rousseau.

Revolutionen auf politischem Gebiete sah wohl auch das christliche Zeitalter durch alle Jahrhunderte; Kronenträger wurden durch Verschwörungen oder durch die Waffenmacht des Adels gestürzt; in den Stadtrepubliken warfen sich abwechselnd die Demokratie und Aristokratie nieder; Deutschland, Frankreich und England hatten Bauernaufstände zu bekämpfen: aber der Stoß war jedesmal gegen eine wirkliche oder angebliche Unterdrückung gerichtet, und keine Partei erklärte jemals als ihr Endziel den Umsturz des gesammten Staatengebäudes und nahm für sich das Recht in Anspruch, nach eigenem Gutdünken auf den Trümmern einen neuen Bau aufzurichten und denselben, wenn es ihr gefallen würde, abermals nach eigenem Ermessen umzugestalten. Die Parteien stritten um Rechte und Freiheiten, aber die Freiheit alles thun zu dürfen, ihren Willen zu jeder Zeit an die Stelle der bestehenden Rechte zu setzen (Volkssouveränität, Adels- oder Monarchendespotie) vindicirte sich weder Krone, noch Adel, noch die Massen des dritten und vierten Standes (Stadtbürger und Bauern). Gegen die Kirche erhoben sich Häresien in tödtlicher Feindseligkeit; sie verkündeten jedoch nicht die

Freiheit dieß oder das, wenig oder viel oder gar nichts zu glauben, sondern sie wollten allein das wahre Christenthum gefunden haben, und wenn sie sich stark genug fühlten, so gingen sie von der geheimen Werbung für ihren Glauben zu gewaltsamer Eroberung über.

In der Reformationsperiode errang die Revolution gegen die Kirche in einigen Staaten den Sieg, sie führte aber nicht die Glaubensfreiheit ein, sondern errichtete die ausschließlichste Herrschaft eines Glaubensbekenntnisses, z. B. des augsburgischen, helvetischen, des anglikanischen; es constituirten sich Staats- oder Landeskirchen, an deren Spitze je nach der politischen Verfassung des betreffenden Staates eine Art republikanischen Senates oder der Monarch stand und seine Macht über Kirche und Schule als „Landesbischof" oft in der furchtbarsten Weise geltend machte.

Die Reformation hatte den Grundsatz der freien Forschung in den heiligen Schriften mit Gewalt durchgeführt, aber das Ergebniß dieser Forschung ein für allemal, für die Gegenwart und Zukunft, fixirt, indem einzelne Schriftstücke von Reformatoren, Beschlüsse von Synoden und Colloquien, Dekrete von republikanischen Senaten, Diktate von Monarchen als unverrückbare und unabänderliche Normen für Glauben, Gottesdienst und Kirchenverfassung zu Grunde gelegt wurden. Die auf solche Weise entstandenen „Kirchen", „Evangelien", „wahren Christenthümer" einzelner Staaten vermochten jedoch mit allen Gewaltmaßregeln den Ansprüchen auf freie Forschung in den heiligen Schriften nicht zu widerstehen, Sekte auf Sekte entwand sich dem Mutterschooße der Reformation, der evangelischen Freiheit, und pflanzte trotz aller Mißhandlung ihr eigenes Evangelium, ihr eigenes wahres Christenthum auf. Die Sekten wurden fast durchgängig von Männern gestiftet, die dem gemeinen Volke angehörten, und fanden ihre Anhänger fast ausschließlich unter dem gemeinen, meistentheils armen Volke; in ihnen verkörperte sich der Widerstand des Volkes gegen den Glaubenszwang, der ihm unter dem

Namen der evangelischen Freiheit war auferlegt worden. Eine viel gefährlichere Feindschaft entwickelte sich aber aus dem Kreise der sogenannten „Gebildeten" in der neuen Philosophie. Mit „Philosophie" bezeichnen wir übrigens nicht bloß die nacheinander entstandenen Systeme (des Cartesius, Spinoza u. A.) sondern nach der ursprünglichen Bedeutung des griechischen Wortes das Bestreben, unabhängig von den Lehren der Religion, unabhängig von dem positiven Glauben, das Geheimniß der Weltordnung zu entschleiern und die Bestimmung des Menschen nachzuweisen; unsere Volkssprache hat auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen, indem sie die neuen Philosophen als „Freidenker" bezeichnet. Der Vater der neuen Philosophie war wie der antiken — der Zweifel; wie sich die antike Philosophie mittelbar oder unmittelbar gegen die polytheistischen Religionen kehrte, so die neue gegen die christliche Religion. Sie hatte, insoweit sie als spekulative Philosophie schaffend verfuhr und abgeschlossene Systeme aufbaute, nur in einem beschränkten Kreise von Gelehrten ihre Adepten; diese wurden auch nicht von dem Volke als dem schaffenden Leben angehörig betrachtet, sondern als eine Art von Anachoreten, die eine gewisse Scheu umgab, weil das christliche Bewußtseyn der Zeitgenossen der philosophischen Speculation keine Voraussetzungslosigkeit für ihre Operationen einräumte, da das Christenthum als die absolute Wahrheit Geltung, d. h. Glauben fordert, deßwegen sich mit Geistern nicht befreunden kann, die außerhalb des heiligen Kreises einen eigenen Standpunkt einnehmen und einen eigenen Horizont suchen.

Neben den wenigen Baumeistern philosophischer Systeme erhoben sich aber ganze Schaaren von sogenannten Philosophen oder freien Denkern, welche zuerst die Geschichte der christlichen Religion, dann die Lehren derselben und die darauf gegründete Weltanschauung und sittliche Pflicht angriffen, gegen sie einen förmlichen Krieg eröffneten und auf diesem Wege theils zum Skepticismus, theils zum Theismus oder Pantheismus, theils zum crassen Atheismus und Materialismus

gelangten. Dieser Geist des Zweifels und der Verneinung entstieg dem englischen Boden, wo die katholische Kirche von dem Anglikanismus und Presbyterianismus mit Wuth unterdrückt und von der Politik der Krone und Aristokratie durch Parlamentsakten in Fesseln geschlagen wurde. Von England ging jener Geist hinüber nach dem katholischen Frankreich, wo Gallicanismus und Jansenismus die kirchliche Autorität befehdeten und die Frivolität der höhern Klassen im Leben und Denken das Feld für die philosophische Aussaat bestellten. In Deutschland fand sie zuerst auf protestantischen Hochschulen heimliche Aufnahme, dann bei protestantischen Höfen, Hof- und Staatsmännern, endlich auch bei katholischen, und es dauerte nicht lange bis die Staaten oder Monarchen lenkenden Minister sich der Philosophie gegen die Rechte und Güter der Kirche bedienten, wie früher ihre protestantischen Collegen sich auf das Evangelium (der Reformatoren) beriefen, als sie die Stiftsgüter säkularisirten. Es sind jetzt gerade 100 Jahre verflossen, daß der dynastische Absolutismus in katholischen Reichen sich mit den Chorführern der Philosophie verbündete und die Gesellschaft Jesu auseinandersprengte; ein Hauptstreich gegen den heil. Stuhl war also geglückt: auf katholischem Boden war das Recht der Gewalt gegen die Kirche aufgepflanzt, katholische Monarchen schlugen die kirchliche Pietät ihrer Völker in das Gesicht, denn der Jesuitenorden war bei denselben mehr geachtet und geliebt als jeder andere Orden.

Aber die Philosophie machte, wie es nicht anders seyn konnte, auch die staatliche und gesellschaftliche Ordnung zum Gegenstande ihrer kritischen Betrachtung. Sie fand, der erste König sei ein glücklicher Feldherr gewesen, der sich der Herrschaft mit Hülfe seiner Krieger bemächtigte und sie dafür mit Gütern und Vorrechten belohnte; so sei der Adel entstanden, der sich mit der Monarchie in die Herrschaft theilte und durch diese Gemeinschaftlichkeit der Interessen mit der Monarchie verbunden blieb. Monarchie und Adel haben als Dritten im Bunde die Priesterschaft aufgenommen, d. h. jene Leute, welche

bei dem abergläubischen Volke als Opferer, Beschwörer, Heilkünstler, Wahrsager, Schreiber ꝛc. in besonderem Ansehen gestanden seien; für ihren Antheil an Herrschaft, Ansehen und Gütern habe die Priesterschaft den Thron und den Adel sammt dem ganzen Staatsgebäude gesegnet und geweiht, das nun von dieser Tripelallianz zum gemeinschaftlichen Vortheile weiter ausgebildet worden sei. Die germanisch-christliche Staatenbildung vom 5. bis 7. Jahrhundert habe an diesen Verhältnissen nichts geändert, sondern dieselben vielmehr erneuert und in dem Feudalsystem mauerfest gegründet. Demnach waren es Gewalt und Betrug, auf welchen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung ruhte, und folgerichtig hätten die Philosophen des vorigen Jahrhunderts den Umsturz der Staatsordnung predigen müssen; allein nach der Ansicht der meisten ist die große Volksmasse der höheren Bildung nicht fähig, sie bleibt den rohen Instinkten hingegeben, sie muß demnach gebändigt und gezäumt werden, und zu diesem Zwecke dient die Religion in Verbindung mit der Staatsgewalt, welche als Monarchie am nachdrücklichsten wirkt und deßwegen auch am wohlthätigsten wirken kann. Der große Haufe der Philosophen fand in der Monarchie oder in dem Throne nichts Vernunft- und Naturwidriges, auch nicht in dem Adel, sondern foderte nur, daß die Volksmasse so umsichtig geführt, so klug dressirt und so ökonomisch benutzt werde, als dieß von vernünftigen Hirten mit ihren Heerden geschieht. Sie ließen sogar der Priesterschaft (der Geistlichkeit) einen Antheil an dem Hirtengeschäfte, nur sollte sie einerseits den Monarchen und hohen Herren nicht im Namen Gottes Weisungen geben wollen, andererseits sich nicht unterstehen die Cirkel der Philosophen, der Archimede der höheren Bildung, mit bischöflichen Stäben zu zerstören. Die freien Denker jener Aera ließen leben und wollten leben und zwar gut leben; darum blieben sie in der Höhe, speisten an den Tafeln der Großen, schrieben nur für die gebildeten Stände und für hohes Honorar. Ich erinnere zum Beweise, daß eine Charakteristik und keine

Carrikatur der freien Denker jener Aera gezeichnet wird, an das Verhalten dieser Herren zu der ersten Theilung Polens, an Voltaire's, Diderots u. a. Huldigungen, die sie Katharina II. und Friedrich II. darbrachten. Dieser Servilismus der damaligen Ritter vom Geiste war klug, denn er rentirte sich, er war selbst geboten, denn hätten sie für allgemeine Freiheit, für allgemeine Bildung, für die Rechte des Volkes an das Volk geredet, so mochten sie sich in Acht nehmen, daß sie nicht in den Bereich ihrer gepriesenen gekrönten Patrone kamen, denn „die Semiramis des Nordens" hätte sie in Sibirien, „der Philosoph von Sanssouci" in Spandau versorgt und aufgehoben.

In letzterem, in Friedrich II., gipfelte die philosophische Aera des vorigen Jahrhunderts. Er gab nach längerer Disputation Voltairen zu, der erste König sei ein glücklicher Soldat gewesen und ganz folgerichtig machte er aus Preußen einen Militärstaat, in welchem die Volksmasse die gemeinen Soldaten, der Adel die Offiziere lieferte und der König sich den unbedingten Gehorsam gegen seinen Befehl vorbehielt. Von einem Thronrechte, das auf Gottes Gnaden und der Legitimität beruhte, wollte er nichts wissen, er mußte also den Besitz des Thrones dadurch rechtfertigen, daß er für das Volk besser sorgte, als ein anderer hätte thun können; darum erklärte er auch, er sei nur der erste Beamte des Staates, arbeitete bekanntlich mit beispielloser Arbeitskraft, regierte bis in das kleinste Detail hinab und hielt seine Unterbeamten auf das strengste zur gewissenhaften Arbeitsamkeit an. Dafür mußte der gemeine Mann den Beamten auf das prompteste gehorchen, die Steuern pünktlich entrichten und was waffenfähig war, für den Militärdienst stellen — bei diesem allem aber durfte er nicht raisonniren. „Raisonnir er!" sagte der König hingegen zu Sulzer, dem nach Berlin berufenen schweizerischen Aesthetiker und Moralisten, nämlich über Gott und Welt, über alte und neue Philosophie, über das Schöne und Gute, selbstverständlich aber nicht über den preußischen Staat

und den preußischen König außer zu deren Verherrlichung. Friedrich II. hatte keine Religion und achtete keine, aber er hielt sie für einen nothwendigen Kappzaum um das gemeine Volk zu bändigen, und gönnte sie beschränkten Köpfen und phantastischen Geistern als Ersatz für die Philosophie und Poesie, daher sollte in seinem Staate „jeder nach seiner Façon selig werden", doch durfte sich kein Geistlicher unterfangen, auch nur den Zahn eines Rädchens der bureaukratisch-militärischen Staatsmaschine zu berühren; der Geistliche, welcher die Beichte eines Deserteurs nicht verrieth, wurde auf Befehl des königlichen Philosophen ohne weiteres gehängt. Der „aufgeklärte Despotismus" sah in Friedrich II. seinen glänzendsten Träger, und diesem huldigten die Philosophen und Aufgeklärten jener Tage in ihrer Mehrzahl, wenn nicht aus Ueberzeugung, so doch aus Heuchelei, Schmeichelei und Eigennutz. Das Volk wollte man so wenig aufklären als frei machen, daher versetzte Friedrich II. abgedankte Corporale und gemeine Soldaten als Schulmeister in die Dörfer; sie sollten die Bauernbuben im Lesen, Schreiben und Rechnen einexerciren und ihnen zugleich Mores eindressiren, damit sie zu gehorsamen Unterthanen und brauchbaren Rekruten heranwüchsen.

Wären wir nicht Augenzeuge davon, in welchem Grade ein Akrobate, ein Tänzer, ein Reit- oder Feuerkünstler, ein Sänger oder Instrumentalvirtuos einen hohen Adel und verehrliches Publikum der Residenzen und Merkantilstädte für sich begeistern und rentabel machen kann, so würden wir nicht begreifen, wie Voltaire der Liebling der Großen und Gebildeten seiner Zeit werden und sich ein fürstliches Vermögen erwerben konnte. Er war ein höchst oberflächlicher Geschichtschreiber, verstand von den Naturwissenschaften nichts und ermangelte der schöpferischen Phantasie des Dichters; aber er handhabte die Sprache mit derselben Eleganz und Gewandtheit wie ein Fechtmeister seine Waffe, meißelte graziöse Verse, belustigte durch die Satyrsprünge seines Muthwillens und entzückte durch die Brillantfeuerwerke seines Witzes. Verletzte

er auch manchmal durch einen kecken Witz, so entschädigte er durch zwei geistreiche Schmeicheleien, und seine Gehässigkeit gegen das Christenthum maskirte er als Satire gegen die Geistlichkeit, wodurch er nur die Volkslaune abzulösen schien, welche in Sprichwörtern und Schwänken die schwachen Seiten der geistlichen Herren von jeher mit Vorliebe geprickelt hat. Ist nicht auch der Verhöhner und Verführer Mephistopheles im Götheschen Drama der Liebling des heutigen hochgebildeten Publikums und warum?

Hr. A. von Voltaire (er hielt darauf, daß das vornehme „de" vor seinem Namen nicht weggelassen wurde) ward höchst unangenehm erregt, als ihm der jüngere melancholische Genfer J. J. Rousseau an die Seite gestellt wurde. Sie stießen sich auch bald gegenseitig ab, denn sie waren zwei gänzlich verschiedene Naturen nach Leben und Streben. Rousseau war als Genfer geborner Republikaner und als Sohn eines Plebejers geborner Feind der Aristokratie, mit welcher das gemeine Volk Genfs in stetem Streite begriffen war. Der ersten Erziehung durch die Mutter wurde er durch deren Tod beraubt, der Vater liebte ihn nicht und übergab ihn fremder Pflege, um ihn bald sich selbst zu überlassen. Den Jüngling trieb es hinaus in das Leben und er irrte volle 13 Jahre umher, ohne sich einen Beruf und eine Heimath zu wählen, obwohl sich ihm mehr als einmal Gelegenheit bot. Die innere Unruhe duldete ihn nirgends. Seine Phantasie hatte er schon als Knabe durch Romanleserei überreizt und verdorben; eine üppige Dame hatte den entlaufenen Graveurlehrling aufgenommen und zugleich in die Mysterien der Wollust eingeführt. Seinem Wissensdurste folgend machte er Streifzüge in das klassische Alterthum, indem er einige Autoren in Uebersetzungen las; beschäftigte er sich abwechselnd mit Botanik, Physik und Chemie; nahm er so viel aus den Schriften der neuen Philosophen in sich auf, als hinreichte um den christlichen Glauben, der in ihm ohnehin keine tiefen Wurzeln geschlagen hatte, zu verdrängen. Stolz genug um

sich für die höchste Stellung befähigt zu halten, fand er jede untergeordnete unleidlich und besaß doch nicht die geistige Energie, um sich durch planmäßige Anstrengung emporzuarbeiten, nährte aber in sich den bittersten Haß gegen die bestehende politische und gesellschaftliche Ordnung. Sein Herz war der Liebe und Freundschaft bedürftig, aber um deren Pflichten zu übernehmen, fehlte ihm die sittliche Kraft, daher entzweite er sich mit jedem Manne, nahm er statt eines ehelichen Weibes eine Concubine, zeugte er Kinder die er nicht erzog, sondern in das Findelhaus schickte. So trug Rousseau das volle Unglück in sich, das nicht minder verwüstete, aber weniger begabte Geister in unseren Tagen als „Weltschmerz" bezeichnet haben, und das tiefe Gefühl seines Unglücks, welches in seinem Herzen vielmal die Sehnsucht nach der Seligkeit des Glaubens und der Gewissensruhe weckte, verlieh ihm jene Macht der Rede, die ihm den Rang des ersten unter den Propheten der Revolution für alle Zeiten sichert. In seinem „gesellschaftlichen Vertrage" (Contrat social) schrieb er das förmliche Programm der neuen Revolution, das wenige Jahre nach seinem Tode von den Männern der Revolution anerkannt und z. B. von St. Just in der Rocktasche herumgetragen wurde. Die bürgerliche Gesellschaft, lehrte Rousseau, ist durch einen Vertrag entstanden, indem der Gesammtwille des Volkes um des gemeinen Nutzens willen Obrigkeiten die Ausübung der Gewalt übertrug; das Volk bleibt aber immer Eigenthümer dieser Gewalt und es kann sie zu jeder Zeit den Obrigkeiten wieder abnehmen, wenn sie die ihnen obliegenden Verpflichtungen nicht erfüllen; jede Regierung oder Verfassung ist daher nur eine Form der Verwaltung, welche von dem Volke zu jeder Zeit abgeändert werden kann. Die demokratische Republik mußte unter diesen Voraussetzungen Rousseau's nothwendig als die beste und natürlichste Staatsform erscheinen, die Erbmonarchie als die unnatürlichste und gefährlichste. Er sprach es ausdrücklich aus, daß jeder Fürst abgesetzt werden könne, sobald er nicht nach den Gesetzen regiere, denn dann sei der

Gesellschaftsvertrag gebrochen und allen Bürgern die natürliche Freiheit zurückgegeben. In dem Augenblicke, in welchem sich das Volk seine ursprüngliche Freiheit zurücknehme, sei es souverän und berechtigt, den Staat nach seinem Gutdünken zu constituiren, und jede Regierung, ob monarchisch oder republikanisch, habe dem Volke gegenüber, wenn es sich als souveräne Körperschaft ausspreche, nur die Pflicht des Gehorsams. Was dann geschehen müßte, wenn eine monarchische Regierung mit den höheren Ständen und ihren Anhängern sich weigern würde, die von dem Volke zurückgefoderte ursprüngliche Freiheit und Gleichheit zurückzugeben, führt Rousseau nicht weiter aus, wir wissen aber, was seine Schüler in der ersten Revolution gethan haben. Wenn Voltaire und seine Geistesverwandten die Monarchie zwar als ein Werk der Gewalt und List erklärten, dieselbe aber wegen der Rohheit und geistigen Beschränktheit der Volksmassen als eine Art von nothwendigem Uebel gelten ließen und ihr selbst einen Vorzug einräumten vor den schweizerischen Bauernrepubliken wie vor der venetianischen Aristokratie, wenn sie wie durch Ludwig XIV. oder Friedrich II. sich die Förderung der Künste und Wissenschaften, überhaupt der Bildung zur Aufgabe macht: so verachtet Rousseau jede Wissenschaft und Kunst, wenn sie nicht zum Nutzen und zur Sicherung des Lebens beitragen, sind ihm Künstler und Kunsthandwerker Tagediebe, die Ackerbauer, Handwerker, Tagearbeiter die ehrwürdigsten Glieder der Gesellschaft, die Rentiers, Bankiers, die Händler mit Luxusartikeln, die Grundherren, überhaupt alle die nicht der sogenannten arbeitenden Klasse angehören, unnatürliche und schädliche Auswüchse der Gesellschaft. Man weiß, wie die erste französische Revolution die Theorie Rosseau's in die Praxis übertragen hat, und wie sie im Namen des Volkes mit jenen Auswüchsen der Gesellschaft verfahren ist, und wir selbst haben vor wenigen Jahren von den deutschen Revolutionären die Blouse als das Emblem bürgerlicher Tugenden, als die Toga der neuen Republikaner erwählen sehen.

Rousseau scheint nicht geahnt zu haben, daß seine Schüler nach wenigen Jahren sich in Frankreich der Gewalt bemächtigen könnten; er glaubte zwar, daß Lykurg ein Ideal von Verfassung ausgesonnen und seine Spartaner vermocht habe, die bisherigen Gesetze und Verhältnisse des Rechts und Eigenthums zu beseitigen und einen neuen Staat nach Lykurgs Grundriß aufzubauen — denn so stellten die Historiker des vorigen Jahrhunderts die Sache dar; allein das französische Volk und Reich sah denn doch dem antiken Völklein zu wenig ähnlich, als daß er von ihm einen derartigen Aufschwung und einen solchen Verzicht auf den bisherigen Besitz und Lebensgenuß erwarten mochte. Daran dachte er nicht, daß eine allgemeine Calamität die unteren Volksschichten fast zur Verzweiflung treibt, die sich von selbst gegen die höheren Stände richtet und sich in Grimm verwandelt, wenn dieselben die erwartete Hülfe nicht leisten können oder wollen, oder wenn sie gar als Ursache der Calamität bezeichnet werden. Er hatte die Jacquerie (Bauernaufstand) vergessen, welche vor Jahrhunderten den Adel mit Vernichtung bedrohte; dieser siegte damals, weil er der disciplinirte Kriegerstand war; aber der Adel am Schlusse des 18. Jahrhunderts bildete keine schlagfertige Macht mehr, diese war im Gegentheil in ihrer Masse aus den unteren Volksschichten entnommen. Was mußte geschehen, wenn das gemeine Volk in Paris und in den andern großen Städten sich als Jacquerie erheben und das Militär sich nicht gegen dieselbe verwenden lassen, wenn eine solche städtische Jacquerie sich auch gegen die Kirche empören sollte? Dann brauchten sich die Schüler Rousseau's nur an die Spitze zu stellen um gleichzeitig einen Sturm gegen Monarchie und Kirche auszuführen und Frankreich in eine Republik nach dem Sinne ihres Meisters umzugestalten. Es geschah so, da aber ein großer Theil des französischen Volks ebensowenig seinen kirchlichen Glauben für den Theismus und Atheismus austauschen als die Herrschaft seines angestammten Königs in die Herrschaft einer despotischen Partei verwandeln lassen

wollte, so wütheten die republikanischen Philosophen des Convents gegen ihre Mitbürger mit einer Grausamkeit, vor welcher die Barbareien der Hunnen, Vandalen und Türken gegen feindliche Völker verschwinden, und bewiesen der Welt zum erstenmale, daß der Unglauben einen Fanatismus ausbrütet, der den des Islam noch übertrifft. Die französische Revolution widerlegte auch Rousseau's Behauptung, daß der Mensch um so besser sei, je weniger ihn die Bildung beleckt habe, daher die untere Volksschichte auch einen größeren Fond von Tugenden in sich trage als die höheren Klassen; denn der Theil des gemeinen französischen Volkes, welcher der Leitung der philosophischen Gesetzgeber folgend die Religion über Bord warf, zeigte sich während dieser Periode als eine bestialische Masse, als eine Schande der Menschheit. Und hatte man der vornehmen Welt des Königthums — nämlich den Adeligen, Hofleuten, den höheren Beamten — Verschwendung, Schwelgerei, Habsucht auf Kosten des Staates oder Volkes, Bestechlichkeit und Trägheit nicht ohne Grund, aber mit Uebertreibung vorgeworfen, so zeigte sich nun bei den republikanischen Größen eine solche durchgreifende und allseitige Corruption, daß das Aufsuchen der Ausnahmen eine fast vergebliche Arbeit ist, denn außer Carnot können wenige republikanische Celebritäten und Funktionäre genannt werden, die sich in der Revolutionszeit nicht bereichert haben. Die französische Nation wäre durch die republikanische Freiheit in selbstmörderische Verzweiflung gestürzt worden, wenn nicht durch den langen und gewaltigen Krieg mit dem Auslande der Kern der Nation in dem Heere concentrirt worden wäre; hier machte sich der Gehorsam gegen die Autorität der Befehlshaber und die Disciplin für den Soldaten mit unabweisbarer Nothwendigkeit geltend, den Feldherren aber wurde der Gehorsam, den der in Paris herrschende Club, der sich allein auf den bewaffneten Pöbel stützte, unerträglich, daher gelang es dem glücklichsten Heerführer, dem jungen Napoleon Bonaparte, so leicht, nachdem er der Nation den Frieden mit dem Auslande erkämpft hatte, der

tollen Wirthschaft der republikanischen Machthaber durch das Militär ein Ende zu machen. Die Nation sehnte sich nach innerem Frieden, nach Ruhe und Ordnung, und weil sie nur in der Monarchie die Bürgschaft gegen die Wiederkehr der Furien der Revolution erblickte, gab sie das Scepter mit Freuden in die eiserne Hand Napoleons.

Dem geistreichsten und erregbarsten Volke, dem französischen, war die Freiheit nach den Ideen des Contrat social nicht beizubringen, obwohl die philosophischen Machthaber Jahre lang die drastische Methode des Schreckens und Vernichtens gegen die Ungelehrigen anwandten. Das französische Volk war eben für die Republik noch nicht reif, meinten die Philosophen von damals und ihre Epigonen sagen es ihnen heute nach, indem sie hinzufügen, jedes unfreie Volk müsse zur Freiheit allmälig herangezogen werden. An eine solche Volkserziehung dachte Rousseau nicht, denn die Masse des Volkes, die Bauern, Handwerker, Lohnarbeiter, haben nicht Zeit sich philosophisch bilden zu lassen, weil sie arbeiten müssen, und sind froh, wenn ihre Kinder so weit erstarkt sind, daß sie arbeitsfähig werden und ihnen dadurch die Lebenssorgen erleichtern. Die philosophische Erziehung ist daher bei Rousseau ein Privilegium für die höheren Stände oder für Familien, die reich genug sind, um aus eigenen Mitteln leben zu können; die durch eine solche Erziehung erreichbare Freiheit bleibt daher immer eine individuelle und überdieß eine sehr beschränkte, insofern auch ein solcher Freigewordener sich dem Zwange der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse nicht entziehen kann; seine Freiheit ist gleichsam eine geheime oder esoterische, die er nur mit Gesinnungsgenossen, nicht mit dem Volke theilen kann, daher solche Freie sich wohl zu geheimen Gesellschaften (Freimaurer, Illuminaten ꝛc.) vereinigen, möglicher Weise einen Staat für einige Zeit beherrschen, aber keinen Staat nach ihren Principien organisiren können.

Die Grundsätze einer philosophischen Erziehung hat Rousseau in seinem „Emil, ou de l'éducation“ niedergelegt,

durch welches Buch er das Signal zu der Revolution in der Pädagogik gab. Oberstes Princip ist: „jeder Mensch ist von Natur aus gut und es gibt nichts Böses im menschlichen Herzen, von welchem man nicht nachweisen könnte, auf welchem Wege es in dasselbe gekommen ist." Es gibt demnach keine Erbsünde, keine angebornen Leidenschaften, keinen Unterschied in den moralischen Aulagen der einzelnen Menschen, sie sind bei ihrer Geburt einander ganz gleich, lauter Emile. Da der Wille von Natur aus gut ist, so ist es die Aufgabe des Erziehers zu verhindern, daß der Wille nicht durch andere Menschen verdorben werde. Der Erzieher befiehlt jedoch seinem Zögling nicht, nimmt keine zwingende oder gar bestrafende Autorität in Anspruch, der Bube ist ja von Natur aus gut, wahrscheinlich besser als sein Lehrer, auf den der Umgang mit den verbildeten Menschen nicht ohne übeln Einfluß geblieben seyn kann, der Bube ist demnach frei und hat ein volles Recht auf diese Freiheit. Er kennt keinen Unterschied zwischen gut und bös, aber er findet böse Handlungen häßlich oder schädlich, gute Handlungen schön oder nützlich und bildet sich selbst seine Moral, ohne sich um Andere zu bekümmern; denn wie er selbst sich seine Meinungen und Urtheile bildet und sich nur durch sie zum Wollen und Handeln bestimmen läßt, so läßt er jeden Andern frei gewähren, so lange er ihm nicht in die Quere kommt. Von Religion sagt ihm der Erzieher nichts, denn Emil bedarf einstweilen noch keiner, weil es ihm noch gar nicht in den Sinn kommt, daß es ein höchstes Wesen gebe, so wenig es ihm einfällt, daß er eine Seele habe. In eine Schule könnte Emil begreiflich nicht geschickt werden, denn in jeder Schule muß der Lehrer befehlen und der Schüler gehorchen, Emil aber denkt selbstständig, lernt was er mag, thut was er will und würde dem Schulzwange jeden möglichen Widerstand entgegensetzen. Er braucht deßwegen einen eigenen Lehrer, den ihm Rousseau in der Person des Erziehers gibt; Emil muß also der Sohn eines reichen adeligen Herrn oder eines bürgerlichen Geldmanns erster Größe

seyn, denn nur solche können einen Erzieher von der Art halten, die man sonst Hofmeister nennt. Dieser verfährt nach eigener Methode. Emil ist ein wohlgenährter aber nicht überfütterter Bube, denn der Erzieher hat seinen Gaumen nicht durch Leckereien reizen lassen, daher Emil nur ißt, wenn ihn hungert und nur trinkt, wenn ihn dürstet; die einfachsten Nahrungsmittel sind ihm die liebsten, weil er sich dabei am besten befindet. Er ist kräftig und gewandt, denn sein Leib wird nicht durch überwarmes Lager und Kleid verzärtelt, verkümmert nicht durch langes Schulsitzen, erstarkt durch Bewegung in frischer freier Luft, durch gymnastische Uebungen und mit der Zeit durch nützliche Arbeit. Diese hat er achten gelernt und liebt sie, darum besucht er mit seinem Erzieher die Werkstätten und legt selbst Hand an, aber Handwerker wird er deßwegen doch nicht, denn dann müßte er in die Lehre gehen und einem Meister gehorchen und angewiesene Arbeiten nach Vorschrift machen, einen solchen Zwang würde er nicht ertragen und nach eigenen Ideen oder Einfällen arbeiten wollen. Was seine intellektuelle Bildung anbetrifft, so bleibt er mit dem Wissensqualm verschont, mit welchem so mancher Knabe geplagt wird, er wird nicht mit dem verschiedenartigsten Unterricht halb oder ganz erdrückt, sondern er lernt nur so viel, als er begreifen kann, daher bleiben ihm die erworbenen Kenntnisse. Der Erzieher regt nur den Wissenstrieb in ihm an und leitet ihn so, daß Emil alles, was er weiß, selbst zu finden glaubt. Ihn interessirt vor allem und längere Zeit ausschließlich die Natur mit ihren vielerlei Erzeugnissen, er wird Botaniker, Mineralog, Astronom ꝛc. insoweit ihn sein Wissensbedürfniß treibt, er wird Physiker und Chemiker, aber nicht von Profession, er lernt die Verwendung der Naturerzeugnisse für die Erhaltung und Verschönerung des menschlichen Lebens kennen, ohne deßwegen ein Ziegelbrenner, Töpfer, Schmied ꝛc. zu werden. Alles, was nichts nützt, alles unpraktische Wissen verachtet er, und ebensowenig führt ihn sein Erzieher in die sogenannten höhern Wissen-

schaften ein, am allerwenigsten denkt er daran, seinem Zögling den Katechismus und die biblische Geschichte beizubringen, denn Emil fühlt kein Bedürfniß nach denselben und hat auch kein Verständniß für sie, er könnte sie nur mechanisch seinem Gedächtniß auflasten. Es kann bis zum 18. Jahre dauern, bevor Emil zu der Frage gelangt, ob es über der sichtbaren Welt und den Menschen ein höchstes Wesen gebe und in welchem Verhältniß dasselbe zu ihnen stehe, bevor er zu der Ueberzeugung kommt, daß er eine Seele habe, ehe er überhaupt etwas von Religion erfährt. Natürlich anerkennt er auch hier keine Autorität, sondern bildet sich selbst seine Religion, indem er so viel oder so wenig von einer Gottheit und höheren Weltordnung in sein Credo aufnimmt, als ihm seine Vernunft deducirt. Seine Religion muß eine sogenannte Naturreligion seyn und schließt er sich einer positiven Religion an, so geschieht dieß nur äußerlich, weil es die Verhältnisse als räthlich und nützlich erscheinen lassen; das religiöse Bekenntniß ist ihm nur eine Förmlichkeit, wie es denn auch noch andere gibt, denen man sich nicht entziehen kann. Steht er etwa besser und ehrlicher mit dem Staate, besonders mit der Monarchie? Keineswegs, denn fast alle Institutionen desselben, vor allem der Unterschied der Stände, müssen ihm unvernünftig und unnatürlich erscheinen, aber er schweigt, wenn und wo er Schweigen räthlich findet, und fügt sich, weil er muß. Er findet Sitten und Bräuche vielfach unvernünftig, er accommodirt sich aber, weil er nicht gestraft oder nicht zurückgestoßen seyn will. Er ist voll Selbstgefühl, denn er versteht und weiß alles, was zu verstehen nützlich und nothwendig ist, er verachtet alle diejenigen, welche sich den schönen Künsten und den „todten Wissenschaften“ hingegeben haben, er muß aber auch die in zahllosen Vorurtheilen, in Unwissenheit, ja nach seinen Begriffen in förmlicher Dummheit befangenen Handwerker und Bauern verachten oder bemitleiden, wenn wir ihm trotz seiner Erziehung ein weiches Herz zutrauen. Welchen Mann haben wir zuletzt in dem erwachsenen Emil

vor uns? Er theilt den religiösen Glauben seiner Mitbürger nicht und achtet ihn nicht; bekennt er diese Gesinnung, so ist er der erklärte Feind der Religion seiner Mitbürger und muß gegen dieselbe thätig seyn; oder er bequemt sich äußerlich zu einem Bekenntniß positiver Religion, dann ist er ein Heuchler und Lügner, der seiner Feindseligkeit in geheimen Operationen Genugthuung verschafft. Er findet die staatliche und gesellschaftliche Ordnung vernunft- und naturwidrig; entweder bekämpft er dieselbe offen und ehrlich, dann ist er ein Revolutionär, der im günstigsten Falle von dem zur Selbstvertheidigung verpflichteten Staate nur so lange geduldet werden kann, als sein Treiben unbeachtet und lächerlich bleibt, oder er schweigt und gehorcht wie jeder andere Staatsbürger, dann ist er ein Schwächling und keineswegs der Kraftmensch, zu welchem ihn seine Erziehung stempeln sollte, und diese hat sich als eine zwecklose und unvernünftige gerichtet. Ein solches „entweder-oder" ist jedesmal das Ergebniß, wenn wir Emils Stellung zu irgend einer Institution der civilisirten Völker betrachten; er findet unter der einen Voraussetzung keinen Platz und muß untergehen sei es durch politische Verfolgung oder Selbstmord oder Wahnsinn, unter der andern wird er ein Heuchler, dem Glaube und Treue fremd sind, der convertirt und rückconvertirt (wie Rousseau), ein Schmeichler der Gewalthaber, und wo es angeht, ein Spötter und Störenfried.

Rousseau's Emil machte in Frankreich Aufsehen mehr wegen der in dem Buche enthaltenen Angriffe gegen das Christenthum als wegen der neuen pädagogischen Ideen, in Deutschland dagegen, das schon damals in seinen protestantischen Staaten auch das Kindervolk aus den Kanzleien heraus regierte und maßregelte, entzündete der misanthropische Rousseau das Feuer der philanthropischen Pädagogik. Die Foderung, daß der Leib vernünftig gepflegt, geübt und gekräftigt werde, war in der That gerechtfertigt, soweit sie an die Reichen und Vornehmen gerichtet wurde, denn die Kinder des gemeinen

Volks wurden von der Arbeit und der damaligen Nahrung (Kartoffeln, Branntwein, Thee, Kaffee und Tabak waren noch nicht populär) gegen Erschlaffung, Trägheit und Ueppigkeit geschützt, sie wuchsen noch damals so hoch empor, daß man aus ihnen die schönsten Regimenter Grenadiere und Reiter ausheben konnte und das Militärmaß durchgängig wenigstens 2 Zoll höher reichte als heutzutage, wo uns der Staat im ersten Lebensjahr impft, vom 6. Jahr an auf die Schulbank setzt und im 20. zum Militär aushebt. Was die Arbeit in gymnastischer Beziehung nicht leisten konnte, ersetzten die Spiele und Lustbarkeiten: bei den Buben das Ballspiel mit dem damit verbundenen Rennen und Springen, das Fangspiel, die Diebs- und Räuberspiele, wobei in die Wette gelaufen, gerungen und geklettert wurde; bei den Jünglingen das Kegelspiel in seinen verschiedenen Formen, der Wettlauf, der Tanz und die Raufereien. In dieser Beziehung fanden die philanthropischen Pädagogen wenig zu thun in den unteren Kreisen; sie mußten sich deßwegen darauf beschränken, gegen sympathetische und abergläubische Heilungen zu eifern, einige Regeln der Vorsicht einzuschärfen (z. B. daß man nicht erkältete Glieder alsbald dem warmen Ofen nahe bringe, erhitzt nicht kaltes Wasser trinke), einige Vorschriften für die Behandlung Scheintodter zu geben, vor der Heilung der Krätze durch Schwefelsalben zu warnen und dgl. mehr, wie man das Alles in Salzmanns „Constant" in die Länge und Breite entwickelt findet.

In der vorrevolutionären Zeit betrachteten christliche Eltern die Erziehung ihrer Kinder als eine sehr einfache, wenn auch sehr schwierige Aufgabe. Als eine sehr einfache deßwegen, weil sie die Kinder für einen bestimmten Stand oder Beruf erzogen, in der Regel für den elterlichen; trat aber ein Kind über den ererbten Berufskreis hinaus, so empfing es durch besondere Anstalten der Kirche oder des Staates die specifisch nothwendige Ausbildung. Das Volk oder der Grundstock desselben, der sogenannte gemeine Mann, hatte seinen päda-

gogischen Katechismus, der dahin lautete: lehre das Kind gehorchen, beten, arbeiten und sparen! Dabei waren sich die Eltern recht wohl bewußt, daß ihr Beispiel das Meiste thun müsse, denn wie sollen die Kinder fromm, gehorsam, fleißig und haushälterisch werden, wenn sie an den Eltern nicht das Beispiel täglich vor Augen haben? In der Pflicht der Eltern, ihren Kindern immer mit dem Beispiele des Guten voranzuleuchten, erkannten sie die einzige, aber große Schwierigkeit der Erziehung. Dieselbe wurde jedoch durch den Beistand der Kirche erleichtert. Vater und Mutter entzogen sich den Kirchengeboten nicht, ehrten in dem Seelsorger ihren geistlichen Vater, flößten ihren Kindern Ehrfurcht vor demselben ein, schickten sie in den Gottesdienst und Religionsunterricht, so daß Kirche und Elternhaus einträchtig und kräftig zusammenwirkten. Was beide nicht geben konnten, die elementaren Kenntnisse: Lesen Schreiben und Rechnen, deren Unentbehrlichkeit bei der neuen Gestaltung des socialen Lebens anerkannt wurde, das sollte die Elementarschule ersetzen, der es gleichzeitig oblag, die Schüler in christlicher Zucht zu erhalten und zu fördern.

II. Bis Pestalozzi.

Den Reigen der neuen Erziehungskünstler eröffnete in Deutschland der ungezogene Joh. Bernh. Basedow 1771 durch sein Elementarwerk (mit 100 Kupfern von Chodowiecki), für welches er das an pädagogische Wunder glaubende vornehme Publikum mehrmals in Contribution zu setzen verstand. In Dessau räumte ihm der Fürst Gebäulichkeiten für die Musterschule ein, die als Philanthropin (1774) einige Jahre wie ein pädagogischer Gnadenort bewallfahrtet wurde. Die radikal-revolutionären Sätze Rousseau's wurden natürlich bei Seite gelassen, denn die aufgeklärten Regierungen wollten nach wie vor zwar vernünftige, aber auch zugleich treu gehorsamste Unterthanen, und die reichen Väter ließen sich zwar sehr gern die Last der Erziehung von einem Institute ab-

nehmen, aber die Söhne sollten nicht zu eigensinnigen Sonderlingen, zu Wappen- und Procentverächtern, sondern zu Carriere machenden Beamten und Geschäftsmännern herangebildet werden. Rousseau's gegenchristliche Sätze wurden ebensowenig unbedingt angenommen, sondern in einen sehr humanen Rationalismus umgesetzt und die protestantische Orthodoxie nicht förmlich herausgefodert, während es sich von selbst verstand, daß der Katholicismus als ein System des Aberglaubens und Trugs kurzweg abgefertigt wurde, wenn man zufällig auf denselben stieß. Da das Philanthropin ein stark bevölkertes Knabeninstitut war, so konnte der einzelne nicht die Emilsfreiheit genießen, sondern mußte sich den Institutsregeln oder der Hausordnung unterwerfen, doch wurde der nothwendige Zwang möglichst erleichtert und versüßt. Lernen mußten die Buben, sonst hätten ihre Eltern sie aus dem Institute genommen, das Lernen sollte aber ohne Anstrengung vor sich gehen, sollte, wenn nicht gerade ein Spiel, so doch wenigstens eine angenehme und anregende Unterhaltung seyn. Der Unterricht wurde deßwegen wesentlich in einen Anschauungsunterricht verwandelt und die 100 Kupfertafeln des Elementarwerks hatten die Bestimmung, die Zöglinge vom Bilde zum Begriffe zu führen, ihre Urtheilskraft zu entwickeln und zu üben, ihnen Freiheit und Gewandtheit in der Handhabung der Sprache zu geben und sie mit einer vernünftigen und freien Weltanschauung für alle Zukunft zu versorgen. E i n Bild erregte jedoch bei dem gläubigen Publikum etwas Bedenken, jenes nämlich, das eine ihrer Entbindung entgegensehende Frau in dem Gebärstuhle sitzend und ihren tröstend daneben stehenden Mann darstellt, wozu die Erklärung im Texte des Elementarwerks kam. Es schien wohl sehr natürlich, wenn die Buben den menschlichen Leib in Bildern anatomisch dargestellt sahen, über Gehirn, Nase, Zunge, Herz, Lungen, Zwerchfell und Eingeweide und deren Funktionen mit mehr Zuversicht als gelehrte Anatomen und Physiologen sprachen, über chymus, chilus, lympha, sanguis und stercus

sich kundig und ungenirt äußerten: aber die Mysterien der Zeugung und Geburt zu enthüllen und zwar vor Buben, machte doch einen etwas unheimlichen Eindruck. Man fühlte heraus, daß diese Natürlichkeit — naturalia non sunt turpia — in der Schule sehr unnatürlich seyn dürfte; es drängte sich der Gedanke auf, daß so lange Begattung und Geburt nicht öffentlich sind, eine Darstellung des zweiten Aktes sich nicht zieme; man wurde sich, wenn auch dunkel bewußt, daß wir nicht allein zum Schutze des Leibes Kleider anlegen, daher es sich auch nicht schicke, und vor Kindern am allerwenigsten, den Menschen im Bilde nackt auszustellen: es empörte sich, um es kurz zu sagen, das durch die christliche Zucht auch denen eingepflanzte Gefühl der Schamhaftigkeit, für welche die Worte des Herrn: „wer eines dieser Kleinen ärgert, dem wäre es besser, daß man ihm einen Mühlstein an den Hals bände und in die Tiefe des Meeres versenkte“ — nicht als ein Gebot galten.

Wie diese sogenannte natürliche Pädagogik an der kindlichen Unschuld frevelte, ebenso versündigte sie sich gegen den Genius unserer Muttersprache. Ich muß als bekannt voraussetzen, wie sie auf das Prokrustesbett bald gewaltsam ausgereckt, bald zurecht gehackt wurde, was der wunderliche Wolke für Einfälle an ihr ausließ, wie Campe und Consorten sie zurechtschnitten und ihr die Pfropfreiser ihrer Willkür aufsetzten, so daß dieselbe einer verrückt gewordenen Cokette statt einer tugendreichen Jungfrau gleich sah, wie sie z. B. in den Minnesängern, in Bruder Bertholds und Taulers Predigten, in Tschudis eidgenössischer Chronik u. s. w. erscheint, wo sie noch nicht von den Humanisten mit antiken Flittern aufgeputzt, von den Kanzelisten noch nicht bureaukratisch frisirt war.

Die Herrlichkeit des Philanthropins dauerte übrigens nur zwei Jahre, denn schon 1776 legte Basedow sein Amt als Curator nieder. Einerseits sah das Publikum nichts von den erwarteten wundervollen Leistungen, andererseits vertrug

sich der ungezogene Erziehungsreformator Basedow nicht mit seinen Gehilfen Wolke, Campe, Gutsmuths und Salzmann. Basedow schriftstellerte bis zu seinem Tode (1790) in der alten Weise fort. Campe und Salzmann aber gründeten eigene Institute und entfalteten eine umfassende Wirksamkeit, namentlich schriftstellerische und buchhändlerische, wodurch sie reiche Herren wurden. Campe hat in 37 Bänden seinen sentimentalen Rationalismus ergossen, durch seinen Robinson die jugendliche Phantasie abenteuerlich gestimmt, durch die Entdeckung Amerikas und die Bearbeitung von Reisebeschreibungen diese falsche Richtung weiter gepflegt, fortwährend eine bornirte Feindseligkeit gegen die katholische Kirche bewiesen und daneben eine schulmeisterliche Untrüglichkeit zur Schau getragen. Salzmann gründete 1784 das Institut in Schnepfenthal, ließ, praktischer als Campe, seine Zöglinge Gymnastik treiben und übte sie selbst in Garten- und Feldarbeiten, war glücklich in dem Glauben an seine pädagogische Mission und gab sich ihr ganz hin. Er schrieb kaum weniger als Campe, sein Rationalismus ist noch sentimentaler und durchgebildeter, die Sprache jedoch weniger angenehm; seine zahlreichen moralischen Romane sind ohne Erfindungsgabe und alle über seinen pädagogischen Leist geschlagen. Was Basedow und seine Schule nützten, besteht hauptsächlich in ihrem Widerstreben gegen die gedankenlose Pedanterei und Bakelherrschaft in den niederen Schulen, in der Anregung zu einer besseren physischen Erziehung der Kinder reicher und vornehmer Eltern, in ihrem Drängen auf einen anschaulichen, zum Denken anregenden und faßlichen Unterricht — alles Dinge, welche von den tüchtigen Pädagogen aller Zeiten erkannt, aber in den Häusern der Vornehmen und in den öffentlichen Schulen der neuen Zeit meistens abhanden gekommen waren.

Seinen eigenen Weg ging unterdessen der Schweizer Joh. Heinrich Pestalozzi, dessen hundertsten Geburtstag die schweizerischen und deutschen Lehrer am 12. Jan. 1846 ge-

feiert haben. Er studirte in Zürich, seiner Vaterstadt, unter Bodmer und Breitinger und begeisterte sich zur antiken republikanischen Tugend; mit den Füßli, Lavater, Escher u. a. gehörte er zu jener Conföderation von Jünglingen, die ihren Vätern und der Regierung viel Verdruß machten. Zürich war damals eine aristokratische Stadtrepublik, welche eine schöne Landschaft beherrschte; sie regierte dieselbe durch Vögte, die manchmal mit patriarchalischem Despotismus walteten, wie z. B. jener in Grüningen, der ein Weib, das ihn mit einem Kalb bestechen wollte, so lange einsperrte, bis sie dasselbe in gebratenen Portionen aufgegessen hatte, manchmal aber mit höhnender Ungerechtigkeit verfuhren, wie der Vogt Grebel, welchen die junge Conföderation verklagte, aber übel wegkam. Dieselbe verunglimpfte auch den Rathsherrn Brunner und befehdete schlechte Pfarrer, mit welchen die Stadt die Landschaft versorgte. Pestalozzi wollte anfangs Geistlicher werden, allein die kahle und kalte zwinglische Kirche war um so weniger nach seinem Sinne, als er bereits mit aller Wärme das „ächtmenschliche Christenthum" des gemüthlichen Rationalismus ergriffen hatte. Er studirte nun die Rechte in der Hoffnung, einen bleibenden oder reformatorischen Einfluß auf seine Vaterstadt und sogar der Schweiz zu gewinnen. Allein er ärntete statt der gehofften Anerkennung nur Zurücksetzung und verließ Zürich. „Mich jammert das Volk; ich will Schulmeister werden", sagte er, studirte bei einem renommirten Berner Oekonomen den Landbau und kaufte sich bei Birr, unweit Lenzburg im Aargau, bedeutende öde Ländereien an, baute den Neuhof mit fast 4 Fuß dicken Mauern, suchte den wilden Boden zu cultiviren und sann auf ein Mittel, den Armen und Verlassenen zu helfen. Dieses Mittel erblickte er in der bessern Erziehung der Kinder der Armen und gründete 1775 eine Anstalt, in welche er 50 verwahrloste Kinder aufnahm, denen er nun Alles war: Vater, Lehrer, Erzieher und Ernährer. Bei gutem Wetter mußten die Kinder auf dem Felde arbeiten, bei schlechtem durch Baumwollespinnen etwas

an die Kosten der Anstalt beitragen. Während der Arbeit unterhielt sie Pestalozzi mit Sprechübungen und suchte ihnen klare Begriffe beizubringen. Da er die Kosten der Urbarmachung eines sterilen Bodens und die Ertragsfähigkeit desselben falsch berechnet hatte, die Arbeit der Kinder ihren Unterhalt beiweitem nicht deckte und Pestalozzi überhaupt der Leitung einer größeren Wirthschaft nicht entfernt gewachsen war, so kam er hart an der Grenze des ökonomischen Verfalls an und mußte seine Anstalt mit namenlosem Schmerze aufgeben. Zu allem hin mußte er sich den Spott derer gefallen lassen, die zwar nicht den Gedanken einer Armen-Erziehungsanstalt verworfen hatten, aber die Kosten einer solchen richtiger zu veranschlagen im Stande gewesen waren, deren Bedenken Pestalozzi in seinem heiligen Eifer mit Stolz und Vorwürfen erwidert hatte. Indessen hatte Pestalozzi trotz allem dem eine fruchtbare Idee in das Leben gerufen, die der landwirthschaftlichen Armenschulen.

Er war nun selbst arm geworden und ohne den Beistand seines treuen Weibes wäre er höchst wahrscheinlich vor Kummer und Kränkung in das Grab gesunken; sein Weib aber, das den edeln Willen ihres Mannes begriff, verehrte und theilte, dabei mehr praktischen Sinn hatte, richtete den Gebeugten auf und ermunterte ihn als Schriftsteller für seinen Zweck zu arbeiten, nachdem der erste praktische Versuch so übel ausgefallen. Seine „Abendstunde eines Einsiedlers“ (1780) wurde jedoch nicht sonderlich beachtet, dagegen trat er mit „Lienhard und Gertrud“ (1781) in die Reihe der gelesenen Schriftsteller. Es ist ein „Volksbuch“ insofern es von dem Leben und Treiben des schweizerischen Landvolkes vor der Revolution ein treues Spiegelbild gibt, aber es wurde nicht von dem Volke (d. h. der untersten Volksklasse) gelesen, sondern von dem sogenannten gebildeten Publikum, das sich an demselben gerade so erbaute, wie wenn ein Genremaler Scenen aus dem Bauernleben z. B. Hochzeit, Scheibenschießen und dgl. mit Pinsel und Farben abbildet. Ein Buch,

welches das alltägliche Leben des Volkes conterfeit, wird von dem Volke nicht gelesen, denn es ist ihm langweilig; warum auch das noch lesen, was man selbst erlebt? Volksschriften müssen drastisch seyn, entweder durch die Darstellung concreter außerordentlicher Persönlichkeiten und Begebenheiten (man denke an die Lebensbeschreibungen berühmter Männer, an die Schauergeschichten von Ueberschwemmungen, Schiffbrüche und dgl.), oder sie müssen sich zürnend gegen die Thorheiten, Verkehrtheiten und Laster der Zeit wenden und sie mit plastischen, aus dem Leben gegriffenen Beispielen illustriren (ein Muster war in dieser Gattung der Kalender für Zeit und Ewigkeit von A. Stolz), oder sie müssen humoristische Bilder des Volkslebens geben (z. B. aus alter Zeit die Abenteuer der sieben Schwaben, die Schildbürger, Krähwinkler und dgl.). Pestalozzi's Lienhard und Gertrud hat Geist und Leben, Kern und Kraft, sie wirkte aber bei ihrer offen daliegenden moralischen Tendenz und ihrem Umfang nicht auf das Volk, wohl aber auf die gebildeten Klassen und hob ihren Verfasser in den Augen des Publikums. Er war bereits 52 Jahre alt, als die alte Eidgenossenschaft unterging und nur die drei katholischen Urkantone der alten Eidgenossen würdig ihre Freiheit gegen die Freiheitspropaganda der französischen Raubrepublik vertheidigten, wobei das nidwaldensche Stanz in Blut und Flammen unterging. Dorthin wandte sich Pestalozzi und wurde 80 verwaisten Kindern für 1½ Jahr Vater, Mutter, Magd und Lehrer in einem unausgebauten Hause. Der neu ausgebrochene große Krieg, den Oesterreicher, Russen und Franzosen auch auf schweizerischem Boden ausfochten, vertrieb Pestalozzi aus Stanz, er wandte sich nach Burgdorf und unterrichtete neben einer Lehrerin („Lehrgotte" genannt) ohne Lohn in einer Kleinkinderschule. Der Mann erregte mehr und mehr Aufsehen, er wurde allmälig als ein pädagogisches Original anerkannt und war im Stande, auf dem Schlosse von Burgdorf eine Erziehungsanstalt zu gründen, die bald zu einer Lehrerbildungsanstalt emporwuchs. Da wirkte er

bis 1804, wo die Berner-Regierung das Schloß zu einem Oberamtmannssitze einrichtete; Pestalozzi übersiedelte nach Münchenbuchsen, ein Jahr später nach Ifferten, wurde eine europäische Berühmtheit, verlor 1815 seine Frau und mußte 1825 zu seinem tiefsten Seelenschmerze seine Anstalt auflösen und auf den Neuhof zurückkehren, den er sich gerettet hatte. Als 1825 die helvetische Gesellschaft ihn zu Schinznach zum Präsidenten für das folgende Jahr erwählt hatte, brachte er mit zitternder Stimme den Toast aus: „der Gesellschaft, welche das zerstoßene Rohr nicht abknickt und den glimmenden Docht nicht auslöscht!“ Er schlummerte ruhig hinüber am 17. Februar 1827, nachdem er noch gesprochen: „ich vergebe meinen Feinden; mögen sie jetzt auch den Frieden finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe!“

Pestalozzi war wohl berühmt geworden, aber dazu brachte er es nicht, daß er frei von ökonomischen Nöthen und unbehelligt von Zänkereien mit schweizerischen gelehrten und ungelehrten Schulmännern seinem pädagogischen Streben und Arbeiten hätte leben können. Seine äußere Erscheinung, das lang herabfallende ungeordnete Haar, die nachlässige Kleidung vom lose umgebundenen Halstuche bis zu den Schnallenschuhen herab, die beständige Unruhe der Arme und Augen, die sich überstürzende uncorrekte Sprache — verkündigte den originellen Mann, zugleich aber auch, daß derselbe nicht zur Harmonie seiner Ideen durchgedrungen sei, seine geistige Elasticität nicht beherrsche, zur festen, planmäßigen Leitung einer Anstalt den Beruf nicht habe. Er selbst bekannte seine „unübertreffliche Unfähigkeit zur Direction“, zur ökonomischen wie zur disciplinären, daher fruchteten die einträglichsten Jahre der Anstalt in Ifferten nichts für die Zukunft, vertrug sich Pestalozzi selbst mit wenigen seiner Hilfslehrer und war nicht im Stande, den Frieden unter denselben aufrecht zu erhalten, daher der selten unterbrochene Geldmangel und Unfrieden in der Anstalt. Pestalozzi schrieb fast unleserlich, unorthographisch, hielt nichts auf die Grammatik, kannte kaum die vier Species,

verstand von der Geometrie nichts — und predigte dennoch die Reform der Erziehung und des Unterrichts. Die schweizerischen Geistlichen und Schulmänner hätten ihn nicht angefochten, wenn Pestalozzi sie in Ruhe gelassen hätte; aber Aussprüche, wie „die Wortmenschen, die durch die Künste ihres unnatürlichen Ganges unfähig gemacht sind zu empfinden, daß sie selber auf Stelzen stehen und darum von ihren elenden hölzernen Beinen herabsteigen müssen, um nur auch wieder, wie das Volk, auf Gottes Boden zu stehen“; „das fundamentlose Maulbrauchen“, „die Buchstabenaugen und die Buchstabenmenschen“, „unser Zeitalter ist voll von Wort-Menschen“; „das Christenvolk unseres Welttheils ist in die Tiefe gesunken, weil man in seinen niedern Schulanstalten leeren Worten ein Gewicht auf den menschlichen Geist gegeben, das nicht nur die Eindrücke der Natur selber verschlang, sondern sogar die innere Empfänglichkeit für diese Eindrücke selber zerstörte“; „jede Wissenschaftslehre ist verwerflich, die durch Menschen dictirt, explicirt, analysirt wird, welche nicht mit den Gesetzen der Natur reden und denken gelernt haben“ — solche Aussprüche Pestalozzi's mußten die Getroffenen erbittern und zu Repressalien reizen. Sie griffen also ihrerseits an und hatten dabei keine schwere Arbeit, denn sie konnten einfach darauf hinweisen, daß die Zöglinge der pestalozzischen Anstalt im besten Falle nur so viel verstehen, als die Buben jeder gewöhnlichen Schule die als eine ziemlich gute prädicirt ist, daß sie sich nicht sprachgewandter, wohl aber durchschnittlich maulfertiger zeigen als gewöhnliche Schulbuben, daß wer Pedanterei neben planlosem Umhertreiben auf dem Geb[illegible] des Unterrichts anschauen wolle, nur nach Ifferten zu ge[illegible]brauche u. s. w. Pestalozzi selbst betheiligte sich wen[illegible] dem Streitschriftenwechsel, sondern überließ die[illegible] seinen Gehilfen, besonders dem eifrigen Nieder[illegible] tief verwundet, da er sich ebenso sehr des be[illegible] wußt war, als der Unfertigkeit und Unzul[illegible] pädagogischen Grundgedanken. Wie Rouss[illegible]

Verehrer der Natur, sah alles Verderben der Zeit hervorgegangen aus der Abweichung von der Natur, glaubte er an die Vollkommenheit und Unverdorbenheit der Menschennatur in dem neugebornen Kinde; aber während Rousseau den Menschen seiner eignen Entwicklung überlassen und nur die fremde Einwirkung als schädlich von ihm ferne halten will, bedarf bei Pestalozzi der Mensch der naturgemäßen Erziehung und soll die Erziehung eine naturgemäße Kunst seyn. Diese Kunst wollte Pestalozzi erfinden; „die Menschenbildung zu wahrer und beruhigender Weisheit muß einfach und allgemein anwendbar seyn, sie muß, wenn einmal erfunden, Gemeingut werden und dem ärmsten Taglöhner so gut zu Gebote stehen wie dem Fürsten und Reichen.“ Ganz richtig bezeichnet er die Anschauung als Fundament aller Erkenntniß und alles Wissens; aber wer hat dieß jemals geleugnet oder vielmehr nur leugnen können? Hat nicht der Schöpfer selbst den Menschen in die Natur mitten hineingestellt und ihm Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Hände zum Fassen gegeben? Pestalozzi macht die Anschauung zur Grundlage alles Unterrichtes. Sie war es von jeher und wird es immer bleiben, denn jedes Kind lernt von Vater und Mutter, von Geschwistern, Gespielen und den Menschen mit denen es umgeht, es empfängt von ihnen Anschauungsunterricht, indem es die Namen, die Eigenschaften, den Zweck u. s. w. der mannigfachsten Dinge erfährt.

Pestalozzi verpflanzte den Anschauungsunterricht in die Schule, und wenn derselbe mit Geist betrieben wird, so ist er allerdings ein treffliches Mittel, die Aufmerksamkeit des Kindes zu wecken, dessen Blick zu schärfen, es an Beobachtung zu gewöhnen und es zu einem richtigen freien Sprechen anzuleiten. Allein auch der Anschauungsunterricht wird bei einem unfähigen oder verschrobenen Lehrer zu einem erbärmlichen Pedantismus, zur geistlosen Langeweile, das Anschauen zum Anglotzen; er wird geradezu unnatürlich, wenn der Lehrer vergißt, daß sein Schüler nicht allein in der Schule

anschaut, sondern außerhalb derselben unendlich Vieles und Mannigfaltiges, wenn er Monate lang über das Schulzimmer und die in demselben befindlichen Gegenstände Anschauungs- und Sprechübungen abhält. Man konnte und kann solchen pestalozzirenden Pedantismus leider nur zu häufig treffen!

Die Sprache, die Zahl und die Form sind nach Pestalozzi die allgemeinen Elemente, an welchen die Begriffe durch Anschauung oder durch Veranschaulichung zur Klarheit und Deutlichkeit entwickelt werden sollen. Sind aber Grammatik und Arithmetik sowie Geometrie in ihrer Bedeutung jemals verkannt worden? Er foderte vollständiges Erfassen des Gelernten, freie Beherrschung des Stoffes und harmonische, naturgemäße Entwicklung der Geisteskräfte des Zöglings. Hat aber jemals der Unterricht unverständlich oder lückenhaft seyn, hat die Erziehung jemals die Geisteskräfte des Zöglings disharmonisch entwickeln wollen? War der Erfolg der bisher üblichen Methoden nicht befriedigend gewesen, so war es die Aufgabe Pestalozzi's, eine bessere aufzufinden, die unfehlbare, „die einfache und allgemein anwendbare." Er dachte und experimentirte unaufhörlich, ließ sich und Anderen keine Ruhe, aber er fand sie nicht die gesuchte, allgemein anwendbare einfache Methode. Er regte nur mächtig an, und wenn wir heute für die Schulen bessere Lehrmittel haben als ehemals, so hat Pestalozzi an diesem Verdienste um die lehrende und lernende Welt seinen Antheil, obwohl er selbst kein brauchbares Lehrmittel zu schaffen im Stande war.

Aus dem Grundirrthum Pestalozzi's über die geistige Menschennatur entsprang einerseits der Wahn von einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, alleinseligmachenden, unfehlbaren Erziehungs- und Unterrichtsmethode, andererseits die falsche Ansicht von dem Werthe des elementaren Unterrichts und der ersten Erziehung.

Die Menschennatur dachte er sich mit den herrlichsten Anlagen und Fähigkeiten ausgerüstet, von bösen Anlagen wollte er so wenig wissen, als Rousseau. Das Böse, das

sich bei dem Kinde zeigt, erschien ihm als die Wirkung des bösen Beispiels oder der Verführung von Seite der Erwachsenen. Im häuslichen Kreise soll das Kind von den Eltern, wobei der Mutter die wichtigste Aufgabe zufällt, zu allem Guten und ächt Menschlichen, zum Göttlichen angeleitet werden, von dem Unterricht aber fordert er, „daß derselbe den Glauben durch den Glauben, die Liebe durch die Liebe und von der Wahrheit ausgehend zur Wahrheit führe, denn wer in der Wahrheit bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." Der Glaube ist aber bei Pestalozzi nicht der christliche Glaube, die Liebe nicht die des Erlösers, die Wahrheit nicht die geoffenbarte Wahrheit und Gott nicht Christus, es ist Pestalozzi's individueller Glaube, die von ihm gehegte Liebe und die von ihm gesuchte Wahrheit; es ist die individuelle Religiosität eines Philosophen von gutem Herzen, welche statt der in der Kirche lebenden Religion das Licht und die Wärme des Glaubens und der Liebe in dem Menschen entzünden und erhalten soll. Das sollte die erste Erziehung im elterlichen Hause und der Unterricht in der Elementarschule leisten können, meinte Pestalozzi, natürlich in der Voraussetzung, daß in Schule und Haus nach seinen Ideen von wahrer Menschenbildung verfahren werde; diese Bildung hielt er für einen hinlänglich starken Damm, um den Wogen der Sinnlichkeit und der Leidenschaften späterer Jahre widerstehen zu können!

Was können fähige Kinder in einer guten Elementarschule lernen? in einer solchen, wo der Lehrer nach Pestalozzi's Forderung nichts gibt, das von den Kindern nicht aufgenommen und behalten, nichts lehrt, was von ihnen nicht begriffen wird? Man gehe hin und prüfe eine solche und man wird finden: die Schüler sind aufgeweckt, aufmerksam, an Nachdenken gewöhnt, sind im Stande sich klar auszusprechen, lesen fertig und mit Verständniß, schreiben leserlich und ziemlich orthographisch, verstehen die Operationen der niedern Arithmetik gründlich, wissen vielleicht auch Einzelnes

aus Naturkunde, vaterländischer Geschichte und Erdbeschreibung und sind durch die Schuldisciplin an Ruhe, Ordnung und Anstand gewöhnt. Sie wären demnach gut vorbereitet für eine höhere Schule, treten sie aber in eine solche nicht ein, so bringen sie aus der Schule so viele Kenntnisse mit, als der gewöhnliche Beruf des Bürgers verlangt; es beginnt für sie eine andere Schule, die Erlernung der Berufsarbeiten und für diese ist die rechte Methode längst gefunden: der Lehrling weiß, was er thun soll, sieht bei seinem Meister, wie er es thun soll, darf nicht früher zu einer andern Arbeit seines Gewerbes übergehen, bis er die erste vollständig inne hat; hier ist also Anschauungsunterricht und lückenloser, stufenmäßiger Fortschritt. Dem Lehrling ist ein neues Leben aufgegangen, er ist kein Schulknabe mehr und freut sich dessen, würde aber auf die Frage, was ihm die Schule genützt habe, heiter antworten: „ich habe rechnen, schreiben und lesen gelernt, habe aufmerken müssen, und wenn ich und meine Kameraden faul oder ungezogen seyn wollten, so vertrieb uns der Schulmeister die Lust dazu und hielt uns in der Ordnung.“ Pestalozzi freilich wäre mit dieser Würdigung des Unterrichts und der Disciplin in der Elementarschule, so allgemein und richtig sie ist, höchst unzufrieden gewesen, denn er versenkte sich so in seine Ideen von einer einfachen und allgemein anwendbaren Menschenbildung zu wahrer Weisheit, daß er über die elementare Bildung nicht hinausblicken konnte, denn wenn sie einfach und allgemein anwendbar seyn sollte, so konnte sie nur in die Kinderjahre fallen, da die späteren Jahre von der specifischen Berufsbildung in Anspruch genommen werden. Deßwegen war ihm auch die höhere und gelehrte Bildung zuwider und beinahe verhaßt, deßwegen anerkannte er ihren Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit nicht und erwartete Alles von der Elementarbildung. Er hätte von seinem einseitigen Idealismus 1802 bekehrt werden können; er wurde nämlich von zwei Bezirken als Mitglied der Deputation nach Paris geschickt, welche mit dem

ersten Consul Napoleon Bonaparte die Mediationsakte berieth oder vielmehr von demselben über die Verhältnisse der Schweiz examinirt wurde. Pestalozzi übergab ihm ein Memoire über das, was der Schweiz noth thue, das begreiflich nichts anderes war als die Organisation des Volksschulwesens im Sinne Pestalozzi's. Allein der erste Consul fand, daß der Schweiz eine andere Verfassung noth thue und gab sie ihr, diktirte den Parteien bei schwerer Strafe Frieden und Gehorsam und sagte dem Burgdorfer Pädagogen kurz: „ich kann mich damit nicht befassen, wie man das Abc am besten einlehrt.“ Der gute Pestalozzi träumte aber „von stets sich erneuernder Verjüngung und Vervollkommnung des Menschen, der bürgerlichen Gesellschaft und der Menschheit nach den immer tiefer zu erforschenden Gesetzen ihrer Natur und deren Entfaltung durch Erziehung des heranwachsenden Geschlechts“ (Mönnich, J. H. Pestalozzi's Idee der Menschenbildung S. 17). Somit wäre die Vervollkommnung des Menschengeschlechts von der Erforschung der Gesetze der Menschennatur, d. h. von den Ergebnissen der Anthropologie abhängig, von dem Gange der Untersuchungen der Psychologen und Physiologen, und je nachdem die Sätze von Herbart, Carus, Burdach u. s. w., oder die von Moleschott, Vogt, Büchner bei den Oberbefehlshabern der staatlichen Pädagogik (bei den Unterrichtsministern, Erziehungsräthen, Educationsräthen u. s. w.) Geltung hätten, würde das heranwachsende Geschlecht in den Volksschulen unterrichtet werden müssen. Somit hat die christliche Religion das Wesen der Menschennatur nicht scharf gezeichnet und damit die Normen der Erziehung nicht klar vorgelegt, ist uns das Musterbild eines Menschen sowie eines Staates nicht durch das Christenthum gegeben. Somit hat nicht das Christenthum die Principien der Weltpädagogik für alle Zeiten gegeben, die anwendbar, ja unumgänglich nothwendig sind, wo ein ganzes Volk oder ein Individuum zur Menschenwürde erzogen werden soll. Das war eben Pestalozzi's Unglück, daß er für sein

pädagogisches Streben nicht den Ausgangspunkt oder das Endziel in der Religion Christi fand. Er hatte nur das gemeine Volk der Schweiz und Europa's im Auge und wollte dieses heben, wie hoch, darüber hatte er selbst niemals eine klare Vorstellung, was die Worte des Greisen bezeugen: „Ich wollte die Erlernung der Anfangspunkte aller Wissenschaften und Künste dem Volke allgemein erleichtern, den Verhack anzünden, der Europa's niedern Bürger weit hinter die Barbaren im Süden und Norden zurücksetzt. Möge dieser Verhack hinter meinem Grabe in lichterlohen Flammen brennen! Jetzt weiß ich wohl, daß ich nur eine schwache Kohle in feuchtes, nasses Stroh lege, aber ich sehe einen Wind und er ist nicht ferne, er wird die Kohle anblasen, das nasse Stroh um mich her wird allmälig trocknen. Ja so naß es noch um mich her ist, es wird brennen, es wird brennen!" Hatte es denn nicht schon gebrannt von 1789 bis 1799 in Frankreich, von 1798 bis 1801 in der Schweiz; hatte der „niedere Bürger" den Verhack nicht radikal zerstört? Leider zeigte der niedere Bürger nicht die geringste Lust dazu, sich und seine Kinder nach Pestalozzi's Ideen schulen zu lassen; hatte Napoleon I. eine eigene Weltpädagogik und betrachtete die pestalozzische Pädagogik nur als eine neue Methode, die Rekruten des Wissens in den ersten Handgriffen einzuüben; wollten die schweizerischen Magistrate den Schulmeistern nicht befehlen, nach Pestalozzi's Vorschriften zu verfahren, und begriff auch Kaiser Alexander I. nicht, als er die Anstalt in Ifferten besuchte, wie er mit Pestalozzi's Pädagogik die russischen Bauern metamorphisiren könne. Das ärgerte aber den eifrigen Pädagogen am meisten, d[illegible] Machthab[illegible] Erziehungsmethode nicht durch [illegible]hrten; „Lienhard und Gertrud" der Lande[illegible] monarch einen sanften, aufgeklärten [illegible] mus entfaltet, so wünschte es [illegible] Fürsten und republikanischen [illegible] und Gebieten. Obligatorisch [illegible]

der Ruf der Schulmeister, wenn es sich um Schulbesuch, Lehrmittel, Dauer der Schulzeit und dergl. handelt.

Trotz allem dem war Pestalozzi's Wirksamkeit eine tiefgreifende und hätte ihn glücklich machen müssen, wenn er sich der Tragweite der Schulpädagogik klar bewußt gewesen wäre und ihr nicht eine die ganze Geisteswelt beherrschende Macht zugemuthet hätte. Kaum athmete nämlich Europa von den gewaltigen Anstrengungen auf, die es zur Abwehr der „Napoleonischen Ideen“ hatte machen müssen, als fast alle Regierungen sich die Hebung des Schulwesens angelegen seyn ließen, von der Hochschule bis zur Elementarschule, und in der letztern walteten die Grundsätze Pestalozzi's unbeschränkt. Deutschland wurde seitdem das klassische Land der Schulen, das deutsche Volk das geschulteste in ganz Europa; in Deutschland selbst waren die protestantischen Regierungen im Einschulen des Volkes am eifrigsten und da sie auch Millionen katholischer Unterthanen haben, so wurden dieselben auf der gleichen Bahn des pädagogischen Fortschritts geführt. Es ist hier nicht der Platz des Weitern auseinanderzusetzen, wie die deutsche Wissenschaft und Literatur fast zur Domäne des Protestantismus wurden, ich bemerke nur, daß die Pädagogik diesem Schicksale gänzlich unterlag, indem Protestanten und fast ohne Ausnahme protestantische Theologen auf diesem Gebiete eine Maß und Richtung gebende Thätigkeit entfalteten (Dinter, Stephani, Wilmsen, Harnisch, Diesterweg rc.). Der bei den protestantischen Theologen vorherrschende Rationalismus theilte sich durch schriftstellerische Arbeiten (z. B. Dinter's Schullehrerbibel), und vielleicht noch mehr durch die als Seminardirektoren fungirenden Herren den protestantischen Schulmeistern mit; weil jedoch damals noch keine protestantische Regierung die Kirche von dem Staate und die Schule von der Kirche trennen wollte, so drangen die Consistorien jedesmal durch, wenn sie der amtlichen Wirksamkeit der Pädagogen gegen die confessionelle Glaubenslehre und Kirchenverfassung ein Ende zu machen begehrten. Sie ver-

mochten indessen dieser Propaganda kein Ziel zu setzen, denn sie wurzelte in der Entwicklung des Protestantismus selbst und trieb unter dem Boden immer wieder neue Ausläufer in die Schule hinüber. Die Seminarien oder wie sonst die Institute hießen, in welchen die künftigen Lehrer ihre Bildung erhielten, schienen förmlich zu dem Zwecke, ein oberflächliches vielartiges Wissen zu pflanzen, eingerichtet zu seyn, welches bekanntlich der Boden ist, auf welchem Anmaßlichkeit und Aufkläricht am besten gedeiht. Es war schon ein großer Fehler, daß (mit Ausnahme von Preußen) die Seminarien nicht in solche für Stadt- und in solche für Landschullehrer getrennt wurden. Da wird nun der künftige Landschullehrer, der doch unter Bauern wohnen und wirken soll, äußerlich in einen sogenannten Herren umgewandelt, als welcher er in ein Dorf und in eine Dorfschule nicht paßt; er versteht nichts von Acker- und Gartenbau und doch sollte er sich diesen Geschäften unterziehen, da sein Einkommen fast überall theilweise in dem Ertrag von Grundstücken besteht und er während der guten Jahreszeit, in welcher die größeren Kinder ihren Eltern auf dem Felde arbeiten helfen, nur wenig in der Schule zu thun hat. Ein Landschullehrer sollte die Bienen- und Obstbaumzucht verstehen, sollte einen Garten gut bewirthschaften, ein kleines Landgut verständig umtreiben können, er sollte kurzweg gesagt, ein gebildeter Landwirth seyn, dann wäre er gerne Landschulmeister und die Landleute würden sich von ihm angezogen fühlen. Was wünscht ein verständiger Bauer, sei er arm oder reich, ein verständiger Handwerker, daß seine Kinder, besonders [illegible] in de[illegible] lernen möchten? Gut lesen, ord[illegible] en u[illegible] en. Sie wären unendlich fro[illegible] lnd[illegible] laſſung aus der Schule die [illegible] Lesens gänzlich überwunden [illegible] das Gelesene zu bed[illegible] Inhalte verstehen; [illegible] gewöhnlichen Brief [illegible]

könnten; wenn sie endlich im Stande wären, die in dem Bereiche des Bauern- und Handwerkerstandes regelmäßig vorkommenden Rechnungen (nicht die außerordentlichen) zu lösen; daß in der Schule auch gesungen und besonders das Kirchenlied eingeübt werde, wird als selbstverständlich vorausgesetzt. In einer Stadt, wo der Gewerbbetrieb und das Handelsgeschäft vorherrscht, wird sich diese Aufgabe der Elementarschule noch vollständiger lösen lassen, weil die Schüler nicht so frühe zur Arbeit angehalten werden, wie auf dem Lande, und hier tritt in der oberen Abtheilung der Zeichen-Unterricht in die Reihe der Unterrichtsgegenstände, falls nicht die oberen Abtheilungen der Elementarschule in eine sogenannte höhere Bürgerschule, Secundärschule, untere Realschule und dgl. verwandelt sind. Hat nun die Elementarschule diese bescheidenen Anforderungen erfüllt? Keineswegs durchschnittlich, sondern nur ausnahmsweise, lautete vor drei Jahrzehnten die Antwort. Ein sehr reicher Edelmann wünschte eine gründliche Erklärung dieser auffallenden, fast unbegreiflichen Thatsache und setzte einen sehr respektabeln Preis für die beste Beantwortung seiner Frage aus. Er wurde von dem bekannten und verdienstlichen Curtmann gewonnen; sein Buch wurde jedoch von dem Gros der Lehrerschaft sehr unliebsam und in den Kanzleien der Unterrichtsministerien vielleicht gar nicht bemerkt, jedenfalls wurde es nicht gewürdigt, wahrscheinlich weil die verhältnißmäßig geringe Fruchtbarkeit der Elementar- oder Volksschulen dem von oben herab angeordneten Systeme beigemessen wird. Und zwar mit vollem Rechte, denn was die Elementarlehrer sind, wissen und thun, dafür sind die obersten Schulbehörden verantwortlich, da nach ihren Verordnungen die Lehramtscandidaten in den Seminarien gebildet werden. Von ihnen werden sie geprüft und angestellt, von ihnen werden die Lehrmittel für die Schulen angeordnet, der Lehrstoff vorgeschrieben und zugemessen, die Leistungen in den Schulen durch Inspektoren oder Visitatoren controlirt; von ihnen wird dem

Lehrer jede Aenderung in Materie und Methode des Unterrichts untersagt und der Gemeinde wie der Familie jeder bestimmende Einfluß auf die Organisation der Volksschule entzogen. Man betrachte einmal den Lektionskatalog eines Schullehrerseminars, diese Reihe von Fächern, die alle in 2—3 Jahren erlernt werden sollen und zwar nicht bloß nach ihrem Inhalte, sondern die Mehrzahl derselben in der Weise, daß der künftige Lehrer sie methodisch in der Schule mittheilen könne. So kann unmöglich etwas anderes als ein vielartiges, stümperhaftes Wissen gepflanzt werden, und weil den jungen Leuten der Umfang der einzelnen Wissenschaften (Sprache, Anthropologie, Pädagogik mit ihren Zweigen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte) unbekannt bleibt, so glauben sie viel zu wissen, bilden sich viel darauf ein, werden anmaßlich und lächerlich. Sie sind keine Meister in der Schule, d. h. sie können und wollen nicht gleich anderen Lehrmeistern ihren Schülern so viel geben als diese gründlich und deßwegen für immer zu erlernen im Stande sind, quälen sie mit Dingen, welche in die Köpfe nicht passen, verleiden ihnen die Schule und mißstimmen die Eltern. Welcher Jubel herrscht nicht unter Buben und Mädchen, wenn sie der Schule entlassen werden, und wie selten ist es, daß dieselben später in dem Schulmeister den Wohlthäter und Freund der Kinderjahre dankbar ehren! Ist damit nicht das Urtheil über die Volksschulen, wie sie in der Mehrzahl sind, thatsächlich ausgesprochen? Man beachte ferner, wie der Bauer und der Bürger in dem Lehrer meistens einen armen Halbherren, einen rechthaberischen, unzufriedenen, der Gemeinde aufgezwungenen Schuldespoten erblickt; wie die höheren Stände ihm mit einem gewissen Erbarmen, öfter noch mit kaum verhehlter Mißachtung begegnen und die wissenschaftlich Gebildeten ihn als einen Unausstehlichen vermeiden; wie endlich selbst die Oberschulbehörden in einem Tone zu ihm sprechen, der alles eher als von der Achtung Zeugniß gibt, auf welche jeder selbstständige Mann Anspruch hat und

macht. Zu allem hin sind die Schulmeister (so werden sie geflissentlich und amtlich in einigen Staaten titulirt, obwohl sie sich lieber Schullehrer nennen lassen) durchschnittlich so schlecht besoldet, daß sie kaum eine Familie zu ernähren im Stande sind und ihre Söhne in der Regel wieder Schulmeister werden müssen. Da ist es wahrlich kein Wunder, wenn der ganze Stand der Schulmeister von Unzufriedenheit träuft wie eine angerissene Föhre von Harz. Am tiefsten wurzelt in der Regel die Erbitterung gegen die Ortsgeistlichen: die wissenschaftliche Bildung, selbst eine mangelhafte, des Geistlichen überragt doch sichtbar die des Schulmeisters; er hat eine gewichtige Autorität in der Gemeinde und steht auch in den Augen der Schulkinder viel höher als der Schulmeister; er bezieht ein viel besseres Einkommen bei einem scheinbar weniger mühseligen Amte; er übt die specielle Aufsicht über Schule und Schulmeister, und ist dieser zugleich Meßner und Organist, so ist er geradezu auch Diener des Pfarrers. Schon diese Verhältnisse sind hinreichend um in dem Schulmeister wenn auch nicht das „Gefühl seines Nichts" zu erwecken, so doch mehr als einen Mißton der Leidenschaft anzuschlagen; wenn nun aber vollends der Pfarrer den Schulmeister seine vielfache Unterordnung geflissentlich und ohne Nothwendigkeit fühlen läßt, was leider nur zu oft geschieht, und ihn vor den Kindern oder vor den Erwachsenen bloßstellt, so ist eine Feindseligkeit gestiftet, die als tückischer Haß brütet und auf Gelegenheit sich zu rächen lauert.

---

anschaut, sondern außerhalb derselben unendlich Vieles und Mannigfaltiges, wenn er Monate lang über das Schulzimmer und die in demselben befindlichen Gegenstände Anschauungs- und Sprechübungen abhält. Man konnte und kann solchen pestalozzirenden Pedantismus leider nur zu häufig treffen!

Die Sprache, die Zahl und die Form sind nach Pestalozzi die allgemeinen Elemente, an welchen die Begriffe durch Anschauung oder durch Veranschaulichung zur Klarheit und Deutlichkeit entwickelt werden sollen. Sind aber Grammatik und Arithmetik sowie Geometrie in ihrer Bedeutung jemals verkannt worden? Er foderte vollständiges Erfassen des Gelernten, freie Beherrschung des Stoffes und harmonische, naturgemäße Entwicklung der Geisteskräfte des Zöglings. Hat aber jemals der Unterricht unverständlich oder lückenhaft seyn, hat die Erziehung jemals die Geisteskräfte des Zöglings disharmonisch entwickeln wollen? War der Erfolg der bisher üblichen Methoden nicht befriedigend gewesen, so war es die Aufgabe Pestalozzi's, eine bessere aufzufinden, die unfehlbare, „die einfache und allgemein anwendbare." Er dachte und experimentirte unaufhörlich, ließ sich und Anderen keine Ruhe, aber er fand sie nicht die gesuchte, allgemein anwendbare einfache Methode. Er regte nur mächtig an, und wenn wir heute für die Schulen bessere Lehrmittel haben als ehemals, so hat Pestalozzi an diesem Verdienste um die lehrende und lernende Welt seinen Antheil, obwohl er selbst kein brauchbares Lehrmittel zu schaffen im Stande war.

Aus dem Grundirrthum Pestalozzi's über die geistige Menschennatur entsprang einerseits der Wahn von einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, alleinseligmachenden, unfehlbaren Erziehungs- und Unterrichtsmethode, andererseits die falsche Ansicht von dem Werthe des elementaren Unterrichts und der ersten Erziehung.

Die Menschennatur dachte er sich mit den herrlichsten Anlagen und Fähigkeiten ausgerüstet, von bösen Anlagen wollte er so wenig wissen, als Rousseau. Das Böse, das

sich bei dem Kinde zeigt, erschien ihm als die Wirkung des bösen Beispiels oder der Verführung von Seite der Erwachsenen. Im häuslichen Kreise soll das Kind von den Eltern, wobei der Mutter die wichtigste Aufgabe zufällt, zu allem Guten und ächt Menschlichen, zum Göttlichen angeleitet werden, von dem Unterricht aber fordert er, „daß derselbe den Glauben durch den Glauben, die Liebe durch die Liebe und von der Wahrheit ausgehend zur Wahrheit führe, denn wer in der Wahrheit bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." Der Glaube ist aber bei Pestalozzi nicht der christliche Glaube, die Liebe nicht die des Erlösers, die Wahrheit nicht die geoffenbarte Wahrheit und Gott nicht Christus, es ist Pestalozzi's individueller Glaube, die von ihm gehegte Liebe und die von ihm gesuchte Wahrheit; es ist die individuelle Religiosität eines Philosophen von gutem Herzen, welche statt der in der Kirche lebenden Religion das Licht und die Wärme des Glaubens und der Liebe in dem Menschen entzünden und erhalten soll. Das sollte die erste Erziehung im elterlichen Hause und der Unterricht in der Elementarschule leisten können, meinte Pestalozzi, natürlich in der Voraussetzung, daß in Schule und Haus nach seinen Ideen von wahrer Menschenbildung verfahren werde; diese Bildung hielt er für einen hinlänglich starken Damm, um den Wogen der Sinnlichkeit und der Leidenschaften späterer Jahre widerstehen zu können!

Was können fähige Kinder in einer guten Elementarschule lernen? in einer solchen, wo der Lehrer nach Pestalozzi's Forderung nichts gibt, das von den Kindern nicht aufgenommen und behalten, nichts lehrt, was von ihnen nicht begriffen wird? Man gehe hin und prüfe eine solche und man wird finden: die Schüler sind aufgeweckt, aufmerksam, an Nachdenken gewöhnt, sind im Stande sich klar auszusprechen, lesen fertig und mit Verständniß, schreiben leserlich und ziemlich orthographisch, verstehen die Operationen der niedern Arithmetik gründlich, wissen vielleicht auch Einzelnes

aus Naturkunde, vaterländischer Geschichte und Erdbeschreibung und sind durch die Schuldisciplin an Ruhe, Ordnung und Anstand gewöhnt. Sie wären demnach gut vorbereitet für eine höhere Schule, treten sie aber in eine solche nicht ein, so bringen sie aus der Schule so viele Kenntnisse mit, als der gewöhnliche Beruf des Bürgers verlangt; es beginnt für sie eine andere Schule, die Erlernung der Berufsarbeiten und für diese ist die rechte Methode längst gefunden: der Lehrling weiß, was er thun soll, sieht bei seinem Meister, wie er es thun soll, darf nicht früher zu einer andern Arbeit seines Gewerbes übergehen, bis er die erste vollständig inne hat; hier ist also Anschauungsunterricht und lückenloser, stufenmäßiger Fortschritt. Dem Lehrling ist ein neues Leben aufgegangen, er ist kein Schulknabe mehr und freut sich dessen, würde aber auf die Frage, was ihm die Schule genützt habe, heiter antworten: „ich habe rechnen, schreiben und lesen gelernt, habe aufmerken müssen, und wenn ich und meine Kameraden faul oder ungezogen seyn wollten, so vertrieb uns der Schulmeister die Lust dazu und hielt uns in der Ordnung." Pestalozzi freilich wäre mit dieser Würdigung des Unterrichts und der Disciplin in der Elementarschule, so allgemein und richtig sie ist, höchst unzufrieden gewesen, denn er versenkte sich so in seine Ideen von einer einfachen und allgemein anwendbaren Menschenbildung zu wahrer Weisheit, daß er über die elementare Bildung nicht hinausblicken konnte, denn wenn sie einfach und allgemein anwendbar seyn sollte, so konnte sie nur in die Kinderjahre fallen, da die späteren Jahre von der specifischen Berufsbildung in Anspruch genommen werden. Deßwegen war ihm auch die höhere und gelehrte Bildung zuwider und beinahe verhaßt, deßwegen anerkannte er ihren Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit nicht und erwartete Alles von der Elementarbildung. Er hätte von seinem einseitigen Idealismus 1802 bekehrt werden können; er wurde nämlich von zwei Bezirken als Mitglied der Deputation nach Paris geschickt, welche mit dem

ersten Consul Napoleon Bonaparte die Mediationsakte berieth oder vielmehr von demselben über die Verhältnisse der Schweiz examinirt wurde. Pestalozzi übergab ihm ein Memoire über das, was der Schweiz noth thue, das begreiflich nichts anderes war als die Organisation des Volksschulwesens im Sinne Pestalozzi's. Allein der erste Consul fand, daß der Schweiz eine andere Verfassung noth thue und gab sie ihr, diktirte den Parteien bei schwerer Strafe Frieden und Gehorsam und sagte dem Burgdorfer Pädagogen kurz: „ich kann mich damit nicht befassen, wie man das Abc am besten einlehrt." Der gute Pestalozzi träumte aber „von stets sich erneuernder Verjüngung und Vervollkommnung des Menschen, der bürgerlichen Gesellschaft und der Menschheit nach den immer tiefer zu erforschenden Gesetzen ihrer Natur und deren Entfaltung durch Erziehung des heranwachsenden Geschlechts" (Mönnich, J. H. Pestalozzi's Idee der Menschenbildung S. 17). Somit wäre die Vervollkommnung des Menschengeschlechts von der Erforschung der Gesetze der Menschennatur, d. h. von den Ergebnissen der Anthropologie abhängig, von dem Gange der Untersuchungen der Psychologen und Physiologen, und je nachdem die Sätze von Herbart, Carus, Burdach u. s. w., oder die von Moleschott, Vogt, Büchner bei den Oberbefehlshabern der staatlichen Pädagogik (bei den Unterrichtsministern, Erziehungsräthen, Educationsräthen u. s. w.) Geltung hätten, würde das heranwachsende Geschlecht in den Volksschulen unterrichtet werden müssen. Somit hat die christliche Religion das Wesen der Menschennatur nicht scharf gezeichnet und damit die Normen der Erziehung nicht klar vorgelegt, ist uns das Musterbild eines Menschen sowie eines Staates nicht durch das Christenthum gegeben. Somit hat nicht das Christenthum die Principien der Weltpädagogik für alle Zeiten gegeben, die anwendbar, ja unumgänglich nothwendig sind, wo ein ganzes Volk oder ein Individuum zur Menschenwürde erzogen werden soll. Das war eben Pestalozzi's Unglück, daß er für sein

pädagogisches Streben nicht den Ausgangspunkt oder das Endziel in der Religion Christi fand. Er hatte nur das gemeine Volk der Schweiz und Europa's im Auge und wollte dieses heben, wie hoch, darüber hatte er selbst niemals eine klare Vorstellung, was die Worte des Greisen bezeugen: „Ich wollte die Erlernung der Anfangspunkte aller Wissenschaften und Künste dem Volke allgemein erleichtern, den Verhack anzünden, der Europa's niedern Bürger weit hinter die Barbaren im Süden und Norden zurücksetzt. Möge dieser Verhack hinter meinem Grabe in lichterlohen Flammen brennen! Jetzt weiß ich wohl, daß ich nur eine schwache Kohle in feuchtes, nasses Stroh lege, aber ich sehe einen Wind und er ist nicht ferne, er wird die Kohle anblasen, das nasse Stroh um mich her wird allmälig trocknen. Ja so naß es noch um mich her ist, es wird brennen, es wird brennen!" Hatte es denn nicht schon gebrannt von 1789 bis 1799 in Frankreich, von 1798 bis 1801 in der Schweiz; hatte der „niedere Bürger" den Verhack nicht radikal zerstört? Leider zeigte der niedere Bürger nicht die geringste Lust dazu, sich und seine Kinder nach Pestalozzi's Ideen schulen zu lassen; hatte Napoleon I. eine eigene Weltpädagogik und betrachtete die pestalozzische Pädagogik nur als eine neue Methode, die Rekruten des Wissens in den ersten Handgriffen einzuüben; wollten die schweizerischen Magistrate den Schulmeistern nicht befehlen, nach Pestalozzi's Vorschriften zu verfahren, und begriff auch Kaiser Alexander I. nicht, als er die Anstalt in Isserten besuchte, wie er mit Pestalozzi's Pädagogik die russischen Bauern metamorphisiren könne. Das ärgerte aber den eifrigen Pädagogen am meisten, daß die Machthaber seine Erziehungsmethode nicht durch Edikte einführten; wie in „Lienhard und Gertrud" der Landedelmann Arner als Dorfmonarch einen sanften, aufgeklärten pädagogischen Despotismus entfaltet, so wünschte es Pestalozzi von Kaisern, Königen, Fürsten und republikanischen Magistraten in ihren Reichen und Gebieten. Obligatorisch, obligatorisch! ist ja auch heute

der Ruf der Schulmeister, wenn es sich um Schulbesuch, Lehrmittel, Dauer der Schulzeit und dergl. handelt.

Trotz allem dem war Pestalozzi's Wirksamkeit eine tiefgreifende und hätte ihn glücklich machen müssen, wenn er sich der Tragweite der Schulpädagogik klar bewußt gewesen wäre und ihr nicht eine die ganze Geisteswelt beherrschende Macht zugemuthet hätte. Kaum athmete nämlich Europa von den gewaltigen Anstrengungen auf, die es zur Abwehr der „Napoleonischen Ideen" hatte machen müssen, als fast alle Regierungen sich die Hebung des Schulwesens angelegen seyn ließen, von der Hochschule bis zur Elementarschule, und in der letztern walteten die Grundsätze Pestalozzi's unbeschränkt. Deutschland wurde seitdem das klassische Land der Schulen, das deutsche Volk das geschulteste in ganz Europa; in Deutschland selbst waren die protestantischen Regierungen im Einschulen des Volkes am eifrigsten und da sie auch Millionen katholischer Unterthanen haben, so wurden dieselben auf der gleichen Bahn des pädagogischen Fortschritts geführt. Es ist hier nicht der Platz des Weitern auseinanderzusetzen, wie die deutsche Wissenschaft und Literatur fast zur Domäne des Protestantismus wurden, ich bemerke nur, daß die Pädagogik diesem Schicksale gänzlich unterlag, indem Protestanten und fast ohne Ausnahme protestantische Theologen auf diesem Gebiete eine Maß und Richtung gebende Thätigkeit entfalteten (Dinter, Stephani, Wilmsen, Harnisch, Diesterweg ꝛc.). Der bei den protestantischen Theologen vorherrschende Rationalismus theilte sich durch schriftstellerische Arbeiten (z. B. Dinter's Schullehrerbibel), und vielleicht noch mehr durch die als Seminardirektoren fungirenden Herren den protestantischen Schulmeistern mit; weil jedoch damals noch keine protestantische Regierung die Kirche von dem Staate und die Schule von der Kirche trennen wollte, so drangen die Consistorien jedesmal durch, wenn sie der amtlichen Wirksamkeit der Pädagogen gegen die confessionelle Glaubenslehre Kirchenverfassung ein Ende zu machen begehrten. Sie

mochten indessen dieser Propaganda kein Ziel zu setzen, denn sie wurzelte in der Entwicklung des Protestantismus selbst und trieb unter dem Boden immer wieder neue Ausläufer in die Schule hinüber. Die Seminarien oder wie sonst die Institute hießen, in welchen die künftigen Lehrer ihre Bildung erhielten, schienen förmlich zu dem Zwecke, ein oberflächliches vielartiges Wissen zu pflanzen, eingerichtet zu seyn, welches bekanntlich der Boden ist, auf welchem Anmaßlichkeit und Aufkläricht am besten gedeiht. Es war schon ein großer Fehler, daß (mit Ausnahme von Preußen) die Seminarien nicht in solche für Stadt- und in solche für Landschullehrer getrennt wurden. Da wird nun der künftige Landschullehrer, der doch unter Bauern wohnen und wirken soll, äußerlich in einen sogenannten Herren umgewandelt, als welcher er in ein Dorf und in eine Dorfschule nicht paßt; er versteht nichts von Acker- und Gartenbau und doch sollte er sich diesen Geschäften unterziehen, da sein Einkommen fast überall theilweise in dem Ertrag von Grundstücken besteht und er während der guten Jahreszeit, in welcher die größeren Kinder ihren Eltern auf dem Felde arbeiten helfen, nur wenig in der Schule zu thun hat. Ein Landschullehrer sollte die Bienen- und Obstbaumzucht verstehen, sollte einen Garten gut bewirthschaften, ein kleines Landgut verständig umtreiben können, er sollte kurzweg gesagt, ein gebildeter Landwirth seyn, dann wäre er gerne Landschulmeister und die Landleute würden sich von ihm angezogen fühlen. Was wünscht ein verständiger Bauer, sei er arm oder reich, ein verständiger Handwerker, daß seine Kinder, besonders die Buben, in der Schule lernen möchten? Gut lesen, ordentlich schreiben und fertig rechnen. Sie wären unendlich froh, wenn die Kinder bei der Entlassung aus der Schule die mechanischen Schwierigkeiten des Lesens gänzlich überwunden hätten und daran gewöhnt wären, das Gelesene zu bedenken, damit sie es nach seinem ganzen Inhalte verstehen; wenn sie fertig und leserlich schreiben, einen gewöhnlichen Brief und einfachen Geschäftsaufsatz aufsetzen

könnten; wenn sie endlich im Stande wären, die in dem Bereiche des Bauern- und Handwerkerstandes regelmäßig vorkommenden Rechnungen (nicht die außerordentlichen) zu lösen; daß in der Schule auch gesungen und besonders das Kirchenlied eingeübt werde, wird als selbstverständlich vorausgesetzt. In einer Stadt, wo der Gewerbbetrieb und das Handelsgeschäft vorherrscht, wird sich diese Aufgabe der Elementarschule noch vollständiger lösen lassen, weil die Schüler nicht so frühe zur Arbeit angehalten werden, wie auf dem Lande, und hier tritt in der oberen Abtheilung der Zeichen-Unterricht in die Reihe der Unterrichtsgegenstände, falls nicht die oberen Abtheilungen der Elementarschule in eine sogenannte höhere Bürgerschule, Secundärschule, untere Realschule und dgl. verwandelt sind. Hat nun die Elementarschule diese bescheidenen Anforderungen erfüllt? Keineswegs durchschnittlich, sondern nur ausnahmsweise, lautete vor drei Jahrzehnten die Antwort. Ein sehr reicher Edelmann wünschte eine gründliche Erklärung dieser auffallenden, fast unbegreiflichen Thatsache und setzte einen sehr respektabeln Preis für die beste Beantwortung seiner Frage aus. Er wurde von dem bekannten und verdienstlichen Curtmann gewonnen; sein Buch wurde jedoch von dem Gros der Lehrerschaft sehr unliebsam und in den Kanzleien der Unterrichtsministerien vielleicht gar nicht bemerkt, jedenfalls wurde es nicht gewürdigt, wahrscheinlich weil die verhältnißmäßig geringe Fruchtbarkeit der Elementar- oder Volksschulen dem von oben herab angeordneten Systeme beigemessen wird. Und zwar mit vollem Rechte, denn was die Elementarlehrer sind, wissen und thun, dafür sind die obersten Schulbehörden verantwortlich, da nach ihren Verordnungen die Lehramtscandidaten in den Seminarien gebildet werden. Von ihnen werden sie geprüft und angestellt, von ihnen werden die Lehrmittel für die Schulen angeordnet, der Lehrstoff vorgeschrieben und zugemessen, die Leistungen in den Schulen durch Inspektoren oder Visitatoren controlirt; von ihnen wird dem

Lehrer jede Aenderung in Materie und Methode des Unterrichts untersagt und der Gemeinde wie der Familie jeder bestimmende Einfluß auf die Organisation der Volksschule entzogen. Man betrachte einmal den Lektionskatalog eines Schullehrerseminars, diese Reihe von Fächern, die alle in 2—3 Jahren erlernt werden sollen und zwar nicht bloß nach ihrem Inhalte, sondern die Mehrzahl derselben in der Weise, daß der künftige Lehrer sie methodisch in der Schule mittheilen könne. So kann unmöglich etwas anderes als ein vielartiges, stümperhaftes Wissen gepflanzt werden, und weil den jungen Leuten der Umfang der einzelnen Wissenschaften (Sprache, Anthropologie, Pädagogik mit ihren Zweigen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte) unbekannt bleibt, so glauben sie viel zu wissen, bilden sich viel darauf ein, werden anmaßlich und lächerlich. Sie sind keine Meister in der Schule, d. h. sie können und wollen nicht gleich anderen Lehrmeistern ihren Schülern so viel geben als diese gründlich und deßwegen für immer zu erlernen im Stande sind, quälen sie mit Dingen, welche in die Köpfe nicht passen, verleiden ihnen die Schule und mißstimmen die Eltern. Welcher Jubel herrscht nicht unter Buben und Mädchen, wenn sie der Schule entlassen werden, und wie selten ist es, daß dieselben später in dem Schulmeister den Wohlthäter und Freund der Kinderjahre dankbar ehren! Ist damit nicht das Urtheil über die Volksschulen, wie sie in der Mehrzahl sind, thatsächlich ausgesprochen? Man beachte ferner, wie der Bauer und der Bürger in dem Lehrer meistens einen armen Halbherren, einen rechthaberischen, unzufriedenen, der Gemeinde aufgezwungenen Schuldespoten erblickt; wie die höheren Stände ihm mit einem gewissen Erbarmen, öfter noch mit kaum verhehlter Mißachtung begegnen und die wissenschaftlich Gebildeten ihn als einen Unausstehlichen vermeiden; wie endlich selbst die Oberschulbehörden in einem Tone zu ihm sprechen, der alles eher als von der Achtung Zeugniß gibt, auf welche jeder selbstständige Mann Anspruch hat und

macht. Zu allem hin sind die Schulmeister (so werden sie geflissentlich und amtlich in einigen Staaten titulirt, obwohl sie sich lieber Schullehrer nennen lassen) durchschnittlich so schlecht besoldet, daß sie kaum eine Familie zu ernähren im Stande sind und ihre Söhne in der Regel wieder Schulmeister werden müssen. Da ist es wahrlich kein Wunder, wenn der ganze Stand der Schulmeister von Unzufriedenheit träuft wie eine angerissene Föhre von Harz. Am tiefsten wurzelt in der Regel die Erbitterung gegen die Ortsgeistlichen: die wissenschaftliche Bildung, selbst eine mangelhafte, des Geistlichen überragt doch sichtbar die des Schulmeisters; er hat eine gewichtige Autorität in der Gemeinde und steht auch in den Augen der Schulkinder viel höher als der Schulmeister; er bezieht ein viel besseres Einkommen bei einem scheinbar weniger mühseligen Amte; er übt die specielle Aufsicht über Schule und Schulmeister, und ist dieser zugleich Meßner und Organist, so ist er geradezu auch Diener des Pfarrers. Schon diese Verhältnisse sind hinreichend um in dem Schulmeister wenn auch nicht das „Gefühl seines Nichts" zu erwecken, so doch mehr als einen Mißton der Leidenschaft anzuschlagen; wenn nun aber vollends der Pfarrer den Schulmeister seine vielfache Unterordnung geflissentlich und ohne Nothwendigkeit fühlen läßt, was leider nur zu oft geschieht, und ihn vor den Kindern oder vor den Erwachsenen bloßstellt, so ist eine Feindseligkeit gestiftet, die als tückischer Haß brütet und auf Gelegenheit sich zu rächen lauert.

XLII.

Wilhelm von Chezy's Erinnerungen *).

Der Verfasser vorstehender Erinnerungen ist, mit der Vollendung seiner Selbstbiographie beschäftigt, am 13. März dieses Jahres zu Wien gestorben. Seine Memoiren, welche bis jetzt in vier Bändchen gedruckt vorliegen und die erste Hälfte unseres Jahrhunderts umfassen (1806 bis 1850), sind vorwiegend literarischer Natur und liefern nach dieser Seite hin, wenngleich nur in leichten Anwürfen und flüchtigen Umrissen, einen immerhin dankenswerthen Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte. Chezy bezeichnet selber seine Denkwürdigkeiten als ein Stückchen Leben „nicht im großen geschichtlichen Styl, sondern als Fachbildchen in engerem Rahmen.“ Ueber die großen Ereignisse hat er keine Aufschlüsse zu geben; er will nur das „Kleingeld der Zeitgeschichte“ in diesen Blättern sammeln. Da darf man sich denn freilich nicht verwundern, wenn man überflüssigen Ballast mit in Kauf nehmen muß; und allerdings muß man sich durch manchen ermüdenden

*) Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Chezy. Erstes und zweites Bändchen: Helmina und ihre Söhne. Schaffhausen, Hurter 1863. Drittes und viertes Bändchen: Helle und dunkle Zeitgenossen. Schaffhausen 1864.

Kleinkram hindurcharbeiten, um das schätzbarere Material zusammenzufinden. Gleichwohl aber ist die Zahl der stofflich anziehenden Partien für den Suchenden groß genug, um das Buch geduldig zu Ende zu lesen.

Wilhelm Chezy hat in keinem Gebiet eine große Rolle gespielt, aber er kam durch seine eigenthümliche Lebensstellung mit einem ausgedehnten Kreis hervorragender Persönlichkeiten aus allen Ecken und Winkeln des deutschen Vaterlandes in Verbindung, und die Charakteristik dieser hellen und dunklen Zeitgenossen, in einer Fülle kleiner Züge ausgemünzt, ist es was den Memoiren ihr Colorit und ihre Bedeutung verleiht. Der Verfasser ist der Sohn des berühmten Orientalisten Leonhard von Chezy in Paris, und der deutschen Dichterin Helmina, einer gebornen Freiin von Klencke aus Berlin. Zu Paris geboren (21. März 1806), hatte er es nur dem unverträglichen Charakter seiner Mutter zu verdanken, daß er nach Deutschland verpflanzt und aus einem Franzosen ein Deutscher wurde, und zwar ein ehrlicher wackerer Deutscher von patriotischem Sinn und Eifer. Helmina von Chezy trennte sich 1810 „unter der Form eines Urlaubs" von ihrem Manne und nahm ihre beiden Kinder (Wilhelm und Max) von Paris mit nach Heidelberg, um von da endlos Deutschland in die Kreuz und Quer zu durchwandern.

Die Dichterin bildet denn auch naturgemäß die Hauptfigur in den beiden ersten Bändchen vorliegender Erinnerungen, welche die Jugendjahre des Sohnes, solange er nur als passiver Zeuge mitspielt, umfassen. Aber der Eindruck, den wir von der Dichterin und Mutter empfangen, ist im Ganzen kein erquicklicher. Sie erscheint hier als das Bild der Ordnungslosigkeit und der Ruhelosigkeit, die nur von Wallungen lebte und augenblicklichen Eingebungen folgte, in deren phantasiereichem Kopfe der Aberglaube und eine Dosis vorgefaßter Meinungen eine mächtige Rolle spielten, eine Frau von ebensoviel Geist als Schrullen. Neben der unbefangensten Zerstreutheit und der befangensten Rechthaberei besaß sie die

Gabe, auch da vor den Kopf zu stoßen, wo sie es von Herzen gut meinte. Helmina ist jedenfalls das wunderlichste Original eines aristokratisch zigeunerhaften Blaustrumpfs, einer mit Gemüth und überwuchernder Einbildungskraft angelegten, aber durch und durch undisciplinirten, hastigen, in krauser Launenhaftigkeit umherfahrenden Dichternatur. Wie ihr Wesen, war ihr Arbeiten: quirlende Unruhe und Regellosigkeit. Stets nach Veränderungen begierig und dazu neugierig wie nur ein Weib seyn kann, führte sie ein ewiges Nomadenleben: von Heidelberg trug sie ihr Zelt nach Aschaffenburg, von da nach Amorbach und Miltenberg; weiter nach Darmstadt, Frankfurt, Köln, nach den Niederlanden; dann zurück in launigem Wechsel durch die deutschen Residenzstädte Berlin, Dresden, Wien, München, hier Jahre dort Monate lang verweilend, immer rastlos und immer nach momentaner Eingebung. Helmina's Haushaltung trug das Gepräge eines Feldlagers, und ihre Kindererziehung war dem entsprechend, einzig in ihrer Art. Pietät hat sie denn auch bei den Söhnen, von denen der eine später Schriftsteller, der andere Maler wurde, nicht viel erworben. Das Haupterbtheil aber, das auch den Söhnen zeitlebens anhaften blieb, war der Reisetrieb der Mutter.

Diesem Reisetrieb verdanken die vorliegenden Erinnerungen ihren Hauptbestandtheil und ihren Charakter; ihren Hauptbestandtheil in der namenreichen Gallerie der verschiedensten Persönlichkeiten; ihren Charakter in der Flüchtigkeit der rasch und keck hingeworfenen Umrisse.

Es ist eine kleine Heerschau, welcher der Leser in diesem Buche beiwohnt. Eine in allen Farben schillernde Gesellschaft von berühmten und unberühmten Namen, künstlerischen Celebritäten, gesellschaftlichen Originalköpfen und literarischen Irrwischen schreitet oder huscht an den Augen vorüber, wie es bei dem Wanderleben Helmina's eigentlich selbstverständlich ist. Die Dichterin verkehrte zu Aschaffenburg mit dem Fürstprimas Dalberg, der in der Erinnerung des Erzählers nur

„als ein gütiger Greis mit langen weißen Locken" fortlebte, zu Amorbach mit dem Fürsten von Leiningen und dessen liebenswürdiger Gemahlin, der nachmaligen Herzogin von Kent und Mutter der Königin Viktoria; auch anderswo fand sie immer wieder fürstliche Gönnerinen, die sich ihrer annahmen und deren sie zu Zeiten recht wohl bedurfte. Im rheinischen Land sind Abt Vogler, Wallraff, Gneisenau, die Dichterinen Amalie von Helwig und Elise Bürger einige von den Namen, die während der frühesten Wanderzeit in den Gesichtskreis der Dichterin treten und im Gedächtniß des Sohnes sich festgeprägt haben. Wilhelm Chezy war damals noch ein Knabe von sieben bis acht Jahren, und die Eindrücke, die er davon behalten, sind darum mehr oder weniger zufälliger Natur. Während des Aufenthalts zu Frankfurt im J. 1813 fand der Einzug der drei alliirten Monarchen statt, die von der Leipziger Schlacht herkamen. Chezy entwirft von dem bunten Treiben und Gewoge jener Tage, das so ganz nach dem Herzen eines Knaben war, eine recht anschauliche Schilderung; den ersten Platz in den Erinnerungen des Knaben haben aber die Kosacken erobert, die ihre Liebe gegen die Kinder in allerlei barbarischen Zärtlichkeiten, namentlich aber dadurch kundgaben, daß sie mit den Buben Fangball spielten, d. h. die Kleinen wurden von den Kosacken als Fangbälle geworfen.

An abenteuerlichen Zügen und Vorkommnissen konnte es bei dem Nomadenleben der Dichterin, die ihre Kinder überallhin mitschleppte, nicht fehlen. Die Erzählung von Helmina's Flucht und langwieriger Fahrt von Köln nach Berlin im J. 1816 liest sich für ein Kind der Eisenbahnzeit befremdlich genug, und Chezy bemerkt nicht mit Unrecht, daß sie wie ein Märchen aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges klinge. In Berlin erweitert sich der Kreis literarischer Bekanntschaften, denn Helmina war mittlerweile selber eine Berühmtheit geworden. Nennen wir nur einige Namen. Graf Blankensee, der sich wegen seines halblahmen Beins gern mit Lord Byron vergleichen ließ, der Criminalist Hitzig und sein koboldartiger

Freund Th. Amad. Hoffmann, der Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier, der Elixire des Teufels und anderer dämonischer Capriccios, der Maler Wilhelm Hensel und dessen Schwester, die frommsinnige Dichterin Luise Hensel mit den „Vergißmeinnichtaugen", die „für eine vollendete Schönheit und dennoch für liebenswürdiger als schön" galt, W. Müller, Fouqué und Chamisso: diese und viele andere gehörten in Berlin zu ihrem Umgang und werden von dem Erzähler in ihren Eigenheiten skizzirt, namentlich der kurz zuvor von seiner Weltumseglung zurückgekehrte Deutschfranzose Chamisso, zu dem der junge Chezy eine wohlbegreifliche Anziehung empfand, und der witzige Criminalrath Hitzig, ein getaufter Jude, der bei seinem Uebertritt seinen väterlichen Namen Itzig durch Vorsetzung eines Buchstabens veränderte, worüber Helmina zu sagen pflegte, er habe sich vergriffen, denn nicht ein H, sondern ein W habe vor den Namen gehört. „Er besaß in der That eine außerordentliche Gabe behenden Witzes, der immer Funken sprühte, die aber leuchteten und wärmten, nicht wehe thaten."

In Dresden sind es wiederum vorwiegend Kunstgenossen, welche in den Kreis der Dichterin treten, alle aber mindestens Hofräthe, deren es dort unendlich viele gab, denn in Dresden fing, nach Chezy's Versicherung, die Menschheit mit dem Hofrath an. Es gab einen Liederkranz der Hofräthe, darin unter andern Friedrich Kind, der Dichter des „Freischütz", und Theodor Hell (Hofrath Winkler), der „die Befugniß mißbrauchte, welche einem geistreichen Mann zusteht häßlich zu seyn", beide damals wichtige Leute durch ihre „Vespertina", wie man im gelehrten Sachsen die Abendzeitung, den Brennpunkt des literarischen Lebens im Sachsenreiche, nannte. Einen intimern Verkehr unterhielt Ernst von der Malsburg, mit dem Helmina von Chezy gemeinschaftlich Calderon'sche Dramen übersetzte; letztere hegte schon frühzeitig eine große Vorliebe für den spanischen Dichter, den sie noch übersetzen müsse, wie sie scherzte, da er den Rachen bei sich habe (Calderon de la

Barca). Weiterhin Graf von Löben, ein poetischer Schwärmer, Graf Kalkreuth, der „Schulden wie ein Prinz", aber sehr bescheidene Verse machte, vorübergehend auch Jean Paul; endlich, alle überragend, Ludwig Tieck und Karl Maria von Weber, der Dichter und der Componist der Romantik. Mit Weber, der eben mit seinem Freischütz die Welt entzückte, kam Helmina dadurch in engere Beziehung, daß sie für den Tonkünstler das Textbuch der Euryanthe dichtete, das freilich ein halbes Dutzendmal vollständig umgearbeitet werden mußte, ehe es dem Componisten zurechtsaß. Das Bindemittel der intimeren Annäherung wurde aber später auch zum Gegenstand des Zerwürfnisses zwischen den beiden reizbaren Naturen, was Chezy mit kühler Unparteilichkeit berichtet. Tiecks dramatische Vorlesungen bildeten zu jener Zeit die Creme ästhetischer Genüsse in Elbflorenz. Unser Erzähler entwirft folgendes Porträt von dem Dichter-Vorleser:

„Den Jahren nach stand er in der Kraft des männlichen Alters; das Gesicht des damals 46jährigen Dichters mit der hohen wunderbar schön geformten Stirne, den durchdringend klaren Augen, den kräftigen und doch so feinen Zügen schien einem noch viel jüngern Mann von blühender Gesundheit anzugehören, ebenso seine klangvolle und schnellkräftig biegsame Stimme. Der Leib aber, von der Gicht krumm gezogen, war der Rumpf eines hilflosen Greises. Er lebte mit seiner Frau und zwei Töchtern bei einer Gräfin Finkenstein . . . Die Gräfin von Finkenstein machte ein großes Haus. Man kam zu ihr, um Tieck zu sehen und zu hören. Er las dramatische Dichtungen vor. Die Meisterschaft seines Vortrags ist so berühmt geworden, daß man jetzt noch mehr davon weiß als von seinen bleibenden Werken. Shakespeare hat nach ihm keiner mehr so vollendet vorgetragen, bis auf Karl von Holtei, der ihm seinerzeit, nämlich solange er Vorlesungen hielt, in nichts nachstand, als vielleicht ein wenig im Wohllaut der Stimme. Eine Stimme, wie Tieck sie besessen, ist die seltenste aller Gaben. Außer Shakespeare las er mancherlei Lustspiele mit der größten Vollendung vor. Der alte Holberg wurde auf seinen Lippen wieder jung. Mit Calderon dagegen hatte er keinen sonder-

lichen Erfolg. Der spanische Dichter bot ihm nicht das Feld, wo er seine Meisterschaft entwickeln konnte. Wenn Tieck ein Holberg'sches Lustspiel las, so hörte man nicht nur, sondern sah auch die komischen Figuren Ebenso trat im Shakespeare'schen Trauerspiel jede Gestalt lebendig vor den Zuschauer hin. Aber an den Trochäen des Spaniers ging alle Kunst des Vortrags verloren, und da Tieck auch bei Calderon seine Gewohnheit beibehielt, nie den Namen der sprechenden Person zu nennen, so mochte er sich anstellen wie er wollte, man wußte bald nicht mehr, ob Alvaro, Ruiz, Inez, Laura oder der Prinz einherstelzte. Ein Calderon-Abend war also nicht erquicklich; im Sommer wurde er geradezu zur Pein, weil Tieck, ein Feind aller freien Luft, die Fenster sorgfältig geschlossen hielt; Kalkreuth schlug darum eines Tages vor, eine Unterzeichnung zu eröffnen, um für Tieck einen Glassturz anzuschaffen, damit ihn ja kein Lüftchen anhauche. Während Tieck vorlas, durfte sich nichts rühren; er fühlte sich schon gestört und beleidigt, wenn Jemand sein Schnupftuch aus der Tasche langte. Darin lag eine der Ursachen, welche ihn vom Umgange mit Helmina abspänstig machten. Für Helmina gab es nichts entsetzlicheres, als sich ruhig zu verhalten, und sie hat sich mancher Störung schuldig gemacht. Wilhelm (Chezy) stand als Muster eines Zuhörers in großer Gunst . . . Eines Abends nach Vorlesung eines Calderon'schen Stückes sagte Malsburg zu Wilhelm: „Männeken, du hast ausgehalten wie der standhafte Prinz selber. Du kannst doch nicht alles verstanden haben. Unterhältst du dich denn dabei?" — „Den gestiefelten Kater hätte ich schon lieber gehört", platzte der Knabe heraus. — Tieck, welcher es gehört, fing unbändig an zu lachen. „Du sollst ihn haben, Junge", sagte er. Die Zusage ward nicht vergessen und der Kater in ganz kleinem Ausschuß vorgetragen, wobei Wilhelm (doch nur ohne die Mutter) sich einfinden durfte . . . Tieck wurde häufig mit Tiedge, dem Dichter der Urania, verwechselt, und ärgerte sich schmählich darüber. Diese Verwechslung, sagte er, habe ihm schon gräßlich viel alte Küsse zugezogen" (I. 195—199).

Es soll dieß zugleich eine Probe seyn von der Art wie Chezy zu schildern pflegt. Er hat es nur mit den äußern Erscheinungen zu thun, die auf seinem und Helmina's Lebens-

weg sich zeigen. In die Tiefe dringt er selten und psychologische Räthsel werden nicht gelöst. Wenn darin ein Tadel liegt, so trifft er den Verfasser insofern nicht, als er mit überlegter Selbstbeschränkung diesen Standpunkt der Beobachtung von Anfang an einnimmt und consequent durch alle Bändchen festhält. Denn er will, wie er wiederholt versichert, nur „eine übersichtliche Schilderung seiner Zeit und seiner Zeitgenossen in Beziehung auf das Alltagsleben" bieten. Das thut er und er hält somit was er verspricht, nicht weniger, aber freilich auch nicht mehr.

Aehnlich verhält es sich mit den Persönlichkeiten, die er aus dem Gesellschaftsleben in Wien während der zwanziger Jahre (1823—28) vorführt. Auch hier ist es nur das äußere Leben, dem er seine Beobachtung widmet, und einen Schönfärber und Beschöniger kann man ihn nicht schelten. Seine Malerei ist eine ganz naturalistische. Karoline Pichler und Henriette Sonntag werden eingeführt, die eine im Niedergang, die andere im Aufgang ihres Sterns, beide aber gleich gesunde naturwüchsige Menschenkinder. Im Hause der Pichler findet Helmina alte Bekannte von Paris her, nämlich Friedrich und Dorothea Schlegel, von denen einige Züge mitgetheilt werden, in der gewohnten Vortragsweise des Verfassers. Dem jungen Chezy bezeigte sich Schlegel sehr gewogen; einen Lorbeerkranz, den Schlegel in einem gesellschaftlichen Kreise zu Wien empfing, machte er dem talentvollen Jüngling zum Vermächtniß. Unter den eigentlichen österreichischen Charakterfiguren erscheinen Castelli, der Dichter Alt-Wiens, Karl Ruß, der Maler „von kaninchenhaft fruchtbarer Einbildungskraft", im geselligen Leben ein derb drolliger Kauz und Naturbursch; Hormayr, „seiner äußern Erscheinung nach ein vierschrötiger Mann von höflich gebildetem Benehmen, ein anregend unterhaltender Gesellschafter"; damals war er noch österreichischer Patriot, aber wie Chezy wohl herausfühlte, „Falschheit und Heimtücke waren seine vorwal-

tenden Eigenschaften, die sich mit Leidenschaftlichkeit und Rachsucht verbanden." Ferner Graf Wickenburg, Maltitz der poetische Diplomat, Schubert der allzulebenslustige Musikus nach dem Sprüchlein „Wein, Weiber und Gesang", und Andere. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit widerfährt der Persönlichkeit Hammer-Purgstall's, der die Freundschaft mit dem Vater Chezy auf den Sohn übertrug, und dem es dieser mit einem hübschen Gedächtnißblatte dankt, woraus die kraftvolle Originalität des gelehrten Orientalisten heiter hervorblickt; eines von den kleinern Bildnissen dieses Buches, die rund und plastisch heraustreten. Auch von der gebirgsmännischen Lebensweise des Erzherzogs Johann, den die beiden „Chezy-Buben" zur Zeit der Sommerfrische in seinem steyermärkischen Sitze zu Vordernberg aufsuchten, wird ein anmuthiges Gemälde entworfen, wie überhaupt die verschiedentlichen Streifzüge, welche Helmina während des Sommers im steyrischen Hochland und im Salzkammergut machte, dem Sohne manche wohlgelungene Skizze und Naturstudie eintragen.

Mit Wien schließen die ersten zwei Bändchen und damit die Periode Chezy's, die er in Gemeinsamkeit mit seiner Mutter durchlebte, ab und ein ganz neues Leben beginnt, das sich in den beiden folgenden Bändchen abwickelt. Wilhelm Chezy, mittlerweile ein Jüngling von 22 Jahren geworden, trennt sich von seiner Mutter und geht fortan seine eigenen Wege. Von Helmina ist im Verlauf nur mehr beigehends die Rede, gewiß nicht zum Bedauern des Lesers, der von den Einzelnheiten ihres Auftretens, wie es in der Erzählung des Sohnes sich spiegelt, nur selten erquicklich berührt wird. Ihr Wesen ist sicher naturgetreu gezeichnet und nicht übertrieben, aber Pietät kann man das ebensowenig nennen, was dem Sohne bei der Zeichnung die Feder führte. Man begreift aus den oft staunenerregenden Schilderungen der Zigeunerwirthschaft und der grillenhaften Wunderlichkeiten, womit Helmina sich und Andere quälte, daß jenes natür-

lichste Gefühl gegen die Mutter bei dem Sohne wenig Nahrung finden konnte. Dolores mis albricias, Schmerzen mein Lohn: hat er seinen Erinnerungen als Motto vorgesetzt. Auch liegt bei Chezy viel am Ton. Er versteckt seine angeborne Gutmüthigkeit hinter einer spröden trutzigen Form und läßt das zarte Gefühl nur in einem sehr abgedämpften Ton an die Oberfläche treten. Aber immerhin bleibt der Mangel an Pietät ein Mangel des Buchs.

Chezy's eigene literarische Blüthezeit spielt sich zu München und Baden-Baden in den Jahren 1830—48 ab, und zwar fast beständig in der Genossenschaft Spindler's, der auf seine Richtung einen wahrnehmbaren Einfluß übt. „Leichtbeseelt und leichtbesohlt" war er an die Universität nach München gekommen, wo er im Hause der berühmten Sängerin Nanette Schechner seine Wohnung nahm. Durch Spindler wird er von seinen Studien ab und ins schriftstellerische Leben hineingeführt. In seinem literarischen Lager zu München thut er Fähndrichsdienste, mit ihm siedelt er dann nach Baden-Baden, sowie später nach Freiburg über und lebenslang bleibt Spindler sein Mentor. Das dritte Bändchen, das diese Periode behandelt, könnte man eigentlich das „Buch Spindler" nennen. Das ganze Bändchen ist voll von ihm. Mit seinem „Zeitspiegel", einer belletristischen Wochenschrift, die Spindler zu München begründete und in Baden eine Weile fortsetzte, bildete dieser den Mittel- und Anziehungspunkt für ein Häuflein schriftstellerischer Talente, die sich in unruhigem Treiben um den kleinen Meister tummelten, einen der wenigen deutschen Schriftsteller, die mit ihrer Feder nicht bloß Erfolg, sondern ein großes Vermögen erobert. Allerdings vereinigte er dazu einige wesentlichen Eigenschaften: eine ungewöhnliche Phantasie und Erfindungsgabe, eine Produktionsfähigkeit die ans Fabelhafte grenzt, und jenes industriöse rücksichtslose Talent, das die herrschende Zeitstimmung auszubeuten verstand.

In der Peripherie des Spindler'schen Gestirns lernt man daher das literarische Mittel- und Kleinvolk im Hausgewand kennen, das in jenen Jahren der specifischen Schöngeisterei dereinst viel Staub aufgewirbelt hat, heute aber längst überholt ist, zum Theil schon halb und ganz verschollene Namen — so schnell reiten die Todten! Die Charakteristik dieses betriebsamen Völkleins liefert mitunter recht humoristische Skizzen, wie z. B. aus der Münchener Periode die Zeichnung des literarischen Philisters Bechstein und seiner linirten Tagesordnung. Ludwig Bechstein, von seinen lustigen Freunden „Stechbein", auch der bürgerliche (Zunft-) Dichter genannt, behandelte den Pegasus wie ein Ackerpferd und producirte wie ein Leineweber, alle Tage sein richtiges Quantum Ellen Poesie. „Wenn ich Morgens aufgestanden bin", sagte er zu Chezy, ihn über seine Methode belehrend, „mache ich ein Gedicht und hernach den Kaffee; dann folgen die andern Arbeiten nach ihrer Ordnung. Am nächsten Montag z. B. kommt das tolle Jahr (ein Roman) an die Reihe, täglich zwei Quartseiten, macht für die Woche drei solche Halbbogen." Das Papier war nämlich, gefalzt, paginirt und mit Etikette versehen, bereits für den ganzen Roman vorgegeben, wie Haber und Heu für ein Roß. Auch die Art, wie die gesammelten Stoffe in das Stoffbuch eingetragen, wie Lesen und Studien betrieben und wie neben dem großen Roman noch täglich „eine Seite Novelle" geliefert wurde: Alles hatte bei Bechstein seine Vorschrift, die genau eingehalten wurde, und so war es denn allerdings möglich, daß aus dem Faden seiner lebenslang fortgesponnenen literarischen Thätigkeit am Ende wenigstens, wie Chezy sich ausdrückt, „ein dicker Knäuel" geworden ist.

Eine andere Persönlichkeit, die ebenfalls in Spindler's und Chezy's Genossenschaft während des Münchner Aufenthalts auftaucht, ist Eduard Duller, ein Oesterreicher der auf unbestimmte Verheißungen Hormayr's hin nach München ge-

kommen, aber von diesem in Worten großen Gelehrten im Stich gelassen, bei Spindler noch einen unerwarteten Ankergrund fand. Die in dem Buch an verschiedenen Stellen über Duller zerstreuten Notizen liefern eine diesen Mann hinlänglich zeichnende, aber nichts weniger als schmeichelhafte Skizze. Duller hat sich bekanntlich durch belletristische und historische Schriften voll Kirchenhaß hervorgethan, worunter seine Geschichte des deutschen Volks eine Zeit lang viel Verbreitung fand. Aber nicht einmal bei seinen Gesinnungsgenossen stand er in Achtung. Sie wußten, was sie von ihm zu halten hatten. Seine „muthlose Gemüthsart" und sein „schwacher schwankender Sinn" kommen in allen Situationen zum Vorschein. Zur Zeit des Hambacher Festes sagte einer der Agitatoren, seine Getreuen musternd: „Duller gehört zu den Unsern, soweit es seine Feigheit zuläßt." Auch Spindler gab sich über den innern Kern desselben keiner Täuschung hin und warnte Chezy frühzeitig vor ihm: „Trau ihm nicht, der Kerl ist ein Calfaktor, Schmelfungus und Markolphus." In der Spindler'schen Tafelrunde führte er einen bezeichnenden Kriegsnamen. „Wegen seiner Gestalt ohne Vorsprünge und Vertiefungen hieß er, wie der Waidmann den Spieß nennt, woran er den Keuler und die Bache auflaufen läßt: Saufeder. Im Ausdrucke lag gleichzeitig ein Seitenhieb auf seine Vorliebe für Schilderung verfänglicher und zugleich verbrecherischer Verhältnisse." Chezy stellt sein Gesammturtheil über Duller, mit dem er längere Zeit Stubengenosse gewesen, in aller Milde hin: „Er hatte viel gelernt und behalten, besaß eine regsame Einbildungskraft mit lebhaft anschaulicher Darstellungsgabe und würde wohl bedeutend mehr geleistet haben, als er leistete, wäre er nicht von einer krankhaften Eitelkeit besessen gewesen, so daß er seine besten Kräfte und viele Zeit verplitterte, um sich geltend zu machen, wo es gar nicht der Mühe werth schien. . . . Von persönlichem Muthe besaß er kein armes Fünklein und von Frei-

muth noch weniger . . . Es war Schade um die reiche Begabung, welche er zur Welt mitbekommen. Wenn man ihm eine Grabschrift setzen wollte, brauchte man nur jene des unsterblichen Atta Troll umzukehren und zu schreiben: Ein Talent, doch kein Charakter." Und dieser Mann wollte sich zum Geschichtslehrmeister des deutschen Volkes aufwerfen!

Im Herbst 1831 siedelte Chezy nach Baden-Baden über, wo er am längsten, nämlich sechzehn Jahre lang verweilte und zum erstenmal eine Heimath fand, die er unter seiner Mutter nicht gefunden. Sein Aufenthalt daselbst fällt in den Anfang des Flors dieser eleganten Quellenstadt, die zur Zeit seiner Uebersiedlung noch bescheiden „Baden bei Rastatt" hieß und zu deren Aufschwung er durch seine damals noch neuen Badeberichte im Cotta'schen Morgenblatt vielleicht nicht ganz unerheblich beigetragen hat. Er deutet das selber an, er fügt aber auch später ein offenes Geständniß hinzu. Er hatte nämlich eine Zeit hindurch zu den Schutzrednern der Spielbank gehört, weil er unter dem Eindruck der anfänglichen Verhältnisse der Täuschung unterlag, daß für Baden die Bank eine Wohlthat sei; aber er bekennt dann, durch die Thatsachen belehrt, ebenso freimüthig, daß es bittere Täuschung gewesen, daß der erwartete Glanz nichts als ein glänzendes Elend war, und er gab diese veränderte Anschauung auf demselben Wege öffentlich kund, wie früher seine günstige Meinung. Der treuherzige Sohn des Spielpächters Chabert hatte nur zu wahr gesprochen, als er den ihm befreundeten Chezy vor der Bank vertraulich warnte mit den Worten: „Glauben Sie mir, der es wissen kann: vor aller Spitzbüberei kommt die Roulette und lange nachher erst das Stehlen."

Chezy fühlte sich in Baden-Baden so heimisch, daß er sich eine Villa baute, die während des Sommers sich mit auserlesenen Badegästen bevölkerte. Die Erinnerungen bekommen hier mehr Lebendigkeit. Stoff und Physiognomien werden mannigfaltiger. Die Schattenrisse, die der Erzähler aus der damaligen Gesellschaft, der überwinternden sowohl

wie der sommerlichen Zugvögel, entwirft, führen allerlei Volk und Namen auf, insbesondere aus der großen Welt, da der Curort immer mehr zum Luxus- und Weltbad wurde, der Sammelplatz für die vornehme Gesellschaft von Europa. Der Verfasser hat um so mehr Gelegenheit, Beobachtungen und nationale Vergleiche anzustellen, als die „Villa Chezy" in der Regel namhafte ausländische Persönlichkeiten beherbergte, wie: Herzog von Argyle, Stratford Canning, Lord Cowley, die Fürstin Sophie Radziwill, Aurora Demidoff, Liszt's Freundin die Fürstin Wittgenstein; auch die schöne Gräfin Guiccioli, durch Lord Byron bekannt geworden, später Gemahlin des französischen Senators Marquis von Boissy, und andere Notabilitäten wären hier zu nennen. Die Beobachtungen, die der Hausherr der Villa Chezy über nationale Eigenthümlichkeiten in concretem Falle machte, sind mitunter recht amüsanter Natur.

Ein gutes Andenken hat sich bei dem Verfasser der Erinnerungen die Großherzogin Stephanie gesichert. Ihr ist ein längeres Kapitel gewidmet und ihr Porträt mit warmen Farbentönen entworfen. Die hohe Frau, „ein Glied des modernen Atridengeschlechts", bewohnte während des Sommeraufenthalts zu Baden-Baden ihren „Pavillon", ein Landhaus in einem großen Garten, wo sie fast jeden Abend in zwangloser Weise und mit ausgedehnter Gastlichkeit Gesellschaft empfing. So kam auch Chezy mit ihr in einen zwar mehr gelegentlichen, aber immerhin freundlichen Verkehr, und die anmuthige Leutseligkeit der fürstlichen Frau spiegelt sich auf allen ihrem Andenken gewidmeten Blättern wieder. Auch auf ihre Stellung zum Prinzen Louis Napoleon, der damals noch den „schläfrigen Brutus" spielte, vor und nach dem Straßburger Putsch von 1836, sowie zu der extravaganten Frau Lätitia Wyse, Bonaparte'sches Vollblut, die bezüglich ihrer Toilette „gegen den Schneider karger war als gegen die Augen der Gesellschaft", entfallen einige Schlaglichter.

„O, die Verwandtschaft"! seufzte die Großherzogin. Ebenso kommt die Geschichte von Kaspar Hauser zur Sprache, und Chezy charakterisirt namentlich die beiden Hauptpersonen, die als Werkzeuge bei dem angeblichen Prinzenraub gedient haben sollten, um die Sage, Kaspar Hauser sei ein Sohn der Großherzogin Stephanie gewesen, als eine „lächerlich alberne Erfindung" darzulegen.

Gegen die Namen von der Kameradschaft, die sich zu Baden-Baden zahlreich einfand, verfährt Chezy's Feder ziemlich glimpflich; indeß fließen doch zuweilen Streiflichter auf die Schwächen dieser schönen Geister ein von unfehlbar komischer Wirkung. Der „gefeierte" Berthold Auerbach z. B. erscheint hier, in einen Ehrenhandel verwickelt, auf einmal von jener Tapferkeit, wie wir sie an Falstaff bewundern. Der jüdische Poet lehnt ein Duell natürlich nicht aus christlichen Grundsätzen ab, aber er weiß die „offenkundige Muthlosigkeit", wofür ihn sein blutdürstiger Widerpart „öffentlich ohrfeigen" wollte, so würdevoll wie die Shakespeare'sche Heldengestalt zu rechtfertigen. „Ich bin mein Leben der Lesewelt schuldig"! soll der Dichter des Spinoza und der Schwarzwälder Dorfgeschichten, Abbitte leistend, gesagt haben. Börne, Lenau, H. König, Meyerbeer ꝛc. sind noch einige von den Zugvögeln aus der Kunstregion, welche der Badeort anlockte und in den Spindler'schen Kreis führte.

Ein freundliches und wie uns dünkt zutreffendes Bild wird von August Lewald gegeben, der zu Anfang der vierziger Jahre seinen Wohnsitz gleichfalls in Baden-Baden nahm. Es war in der Blüthezeit der Aurelischen Quellenstadt und in der Jugendzeit der „Europa", der von Lewald 1835 gegründeten Wochenschrift für die elegante Welt, mit welcher der land- und leutekundige Schriftsteller einen für Deutschland noch unerhörten Erfolg erzielte. Chezy charakterisirt den Herausgeber und sein Werk mit den Worten:

„Das Unternehmen entsprach an und für sich in seinen

Grundgedanken einem Bedürfnisse der Zeit, und der Mann, welcher den glücklichen Griff gethan, besaß alles Zeug dazu, um die gefundene Ader als kluger und erfahrner Bergmann auszubeuten. Abgesehen von der eigenen Begabung des Hervorbringens, deren Werth schon seit längerer Zeit zur vollsten Anerkennung durchgedrungen war, besaß er auch alle schätzbaren Eigenschaften eines scharfsichtigen Redakteurs von behender Auffassung und empfänglichem Verständniß der Tageserscheinungen. Er begriff, was die Stunde begehrte, und war zauberschnell damit bei der Hand, bevor die Wallung verflogen. Grübeln, Difteln und alle Schwerfälligkeit überließ er den Schulfüchsen. Sein Beruf war das Plänkeln. Zudem besaß er, mit dem Scharfblick ein wohlwollendes Herz vereinigend, eine besondere Anziehungskraft für die strebsame Jugend. Dingelstedt, Auerbach, Gutzkow, Hackländer und andere mehr können Zeugniß dafür ablegen" (III. 245).

Im J. 1846 kamen zwischen Chezy und Spindler zwei Pläne zur Reife: eine gemeinsame Reise nach Konstantinopel, die aber nicht weiter als bis Venedig gedieh, weil Spindler plötzlich erkannte, daß er „nicht sechs bis acht Wochen hindurch ohne Bier leben" könne, und dann der gleichfalls gemeinsame Umzug von Baden nach Freiburg, der wirklich stattfand, weil Freiburg glücklicherweise nicht am bierarmen Bosporus lag. Spindler tritt von da an in den Hintergrund. Für Chezy aber beginnt mit der Uebersiedlung nach Freiburg eine andere Zeit, die in seinen Denkwürdigkeiten unverkennbar zu Tage tritt. Nicht nur die veränderte Physiognomie von Land und Leuten, auch die Zeit selber trug dazu bei, den rein literarischen Ton des Geplauders in einen mehr politischen zu verwandeln. Es war das Bewegungsjahr 1847 auf 1848. Die gesammte Literatur hat ja von da an ein anderes Aussehen bekommen. Mit der Herrlichkeit des specifischen Schöngeisterthums war es nun vorbei.

Auch in der Gesinnung des Verfassers hatte der Gährungsproceß bereits begonnen. Eine fortschreitende Entwicklung zum Positiven macht sich bemerklich, und Namen ganz

anderen Gepräges erscheinen in seiner Gesellschaft. Wir begegnen den Namen Heinrich von Andlaw, Zugschwert, Alban Stolz. Mit besonders kräftigen Strichen ist Gfrörer's Gestalt und Persönlichkeit gezeichnet, dessen er als eines theuren Freundes gedenkt. Desgleichen Ignaz Schwörer, der weitberufene Arzt, der namentlich auch als ein eifriger Fürsprecher der barmherzigen Schwestern in den Spitälern geschildert wird. Schwörer ging den Gegnern, welche die frommen Schwestern hauptsächlich unter den jüngeren revolutionären Aerzten zählten, mit unerbittlicher Schärfe und mit einer köstlichen Laune, die er meisterhaft handhabte, zu Leibe und deckte die unlautern Motive, welche den Anfeindungen zu Grunde lagen, schonungslos auf. Indessen, bemerkt Chezy, muß zur Steuer der Wahrheit beigefügt werden, „daß die Freiburger Widersacher der barmherzigen Schwestern sich mit mehr Anstand betrugen, als ein Jahrzehnt später ihre Nachahmer in Wien; namentlich haben sie sich keiner ehrlosen Mittel zur Erreichung ihres Zweckes bedient." Seit dem gloriosen Tage von Mannheim mögen sie auch darin Fortschritte gemacht haben.

Während des republikanischen Putsches im badischen Oberrheinkreis, der Offenburger Versammlung vom 19. März 1848 und der sogenannten rothen Ostern in Freiburg, worüber der Erzähler gleichzeitige Aufzeichnungen als Augenzeuge mittheilt, bezeigte sich Chezy als einen beherzten Mann von Geistesgegenwart und loyaler Geradheit. In Folge dessen wurde ihm durch Buß im Juni desselben Jahres die Redaktion der „Süddeutschen Zeitung", des katholisch-conservativen Organs in Freiburg übertragen, und der Belletrist sah sich mit einemmale vor der Aufgabe, Tagespolitik zu treiben und, nach dem Kunstausdruck, „die Hand an den Puls der Zeit zu legen." Noch im Herbst desselben Jahres übernahm er dann, durch Gfrörer's Vermittlung, die „Rheinische Volkshalle" in Köln, während die Süddeutsche Zeitung von Frei-

burg in das Deutsche Volksblatt von Stuttgart sich umwandelte. Aber auch bei der Rheinischen Volkshalle dauerte Chezy's Redaktion nur eine kurze Weile. Es kam schon binnen Jahresfrist zum Bruche, worauf er einem Rufe nach Wien zur „Reichszeitung“ folgte.

Mit der Uebersiedlung nach Wien im J. 1850 schließen die vorliegenden Erinnerungen, welche der Verfasser in einem neuen Bande bis zum J. 1863 fortzuführen gedachte, die nun aber durch den unerwarteten Tod des erst 59jährigen Schriftstellers wohl unvollendet bleiben werden.

Als politischer Schriftsteller und Redakteur hat Chezy sich wenig Lorbeeren, aber seinen Auslassungen zufolge viel Verdrießlichkeiten geholt. Hier war er offenbar nicht an seinem Platz. Ein Mann, dessen Bildung eine rein belletristische, der in der Zigeunerei Helmina's und in der josephinischen Schule Spindler's großgewachsen war, wie sollte er sich plötzlich zurechtfinden auf dem Boden politischer Principienkämpfe, als Wortführer einer bestimmten, nur durch Disciplin kräftigen Partei? Es war ein Mißgriff von beiden Seiten, als man ihn mit dieser Aufgabe betraute. Daher seine Enttäuschungen und die unwirschen Anklagen gegen seine offenbar nicht minder enttäuschten Auftraggeber. Chezy war eine ehrliche Haut, und krumme Wege ist er, soweit man sehen kann, nicht gegangen; aber in kirchlichen Fragen fehlte ihm die Klarheit. Er mochte sich überzeugt halten, daß er ein guter Katholik sei, und er ist auch als solcher gestorben — zum publicistischen Sachwalter katholischer und kirchlicher Interessen war er nach allen Vorgängen nicht geschaffen. Seine Feder gehörte unter den politischen Strich, in das Feuilleton; hier war er auf seinem eigentlichen Boden.

In der allgemeinen Literatur hat Wilhelm Chezy keinen bedeutenden Rang erstiegen, aber in seiner begrenzten Sphäre als Novellist hat er Anerkennenswerthes geleistet. Am meisten Glück haben seine kleinen novellistischen Schriften,

seine Cultur- und Zeitbilder gemacht, die sich durch ihr eigenthümliches Colorit, durch ihre Naturtreue und eine kernhafte mit Humor gewürzte Bildersprache, wie überhaupt durch ihre reine Prosa auszeichnen; wogegen seine größeren Romane, der „fahrende Schüler", die „Martinsvögel" (eine mittelalterliche Geschichte, mit Arabesken aus dem Badeleben von 1835, worin Spindler und seine Tafelrunde porträtirt sind), auch in den besten Jahren seiner Produktion nur einen mittelmäßigen Erfolg erzielten, wie er das in richtiger Erkenntniß ganz ehrlich selbst berichtet. Bloß zwei davon, bemerkt er, sind völlig vergriffen worden, „ohne jedoch in literarisch maßgebenden Kreisen sich geltend zu machen." Heute sind die meisten fast vergessen. So werden wohl seine Denkwürdigkeiten dasjenige seyn, was diesen im Leben viel umhergeworfenen Schriftsteller am längsten überdauert.

Als passender Epilog zu diesen Denkwürdigkeiten mag es gelten, wenn wir nach einem Bericht des Wiener Joseph von Arimathäa-Vereins erwähnen, daß Chezy in seinem Testament den Wunsch ausgesprochen habe: als katholischer Christ von dem „humansten aller bestehenden Vereine", dem Verein Joseph von Arimathäa bestattet zu werden. Der humanste aller Vereine hat denn auch dem Heimgegangenen den letzten Liebesdienst erwiesen.

XLIII.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

IV. Polens erste Theilung und der Bestätigungsreichstag zu Warschau 1772 — 1775.

Nachdem sich Rußland und Preußen über den Raub in Polen verständigt, trat auch Oesterreich in Folge der seit December 1771 am Wiener Hof vor sich gegangenen „völligen Revolution“ dem Theilungsvertrage bei.

Bei Maria Theresia war der Beitritt ein Werk der Noth, das ihr die herbsten Seelenkämpfe kostete. „Als alle meine Länder angefochten wurden, schrieb die Kaiserin in einem ihrer Briefe an Kaunitz, und (ich) gar nit mehr wußte, wo (ich) ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes. Aber in dieser Sach', wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempl geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachey unser Ehr und Reputation in die Schanz schlagen. Ich merkh wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur. Darum laß ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten

Gram, ihren Weg gehen"*). Im Anfang des J. 1772 hatte sie noch zweimal versucht, den Beistand Frankreichs zu erhalten, „damit Polen nicht zur Vergrößerung Preußens getheilt und zerstückelt werde"; aber der französische Minister erklärte wiederholt „Frankreich nehme an den polnischen Angelegenheiten nur insofern Theil, als sie sich auf eine freie Königswahl bezögen", und begnüge sich im Uebrigen „mit einer passiven Rolle"**). Und England sah der polnischen Theilung und der damit zusammenhängenden Umgestaltung der gesammten europäischen Politik nur „mit einiger Neugier" zu, weil die Sache „interessant"; das englische Cabinet wollte es als einen „Beweis seiner Mäßigung" betrachtet wissen, daß es sich „bei Erörterung jener wichtigen Gegenstände nicht so weit einlasse, Partei zu ergreifen", und instruirte seinen Gesandten in Warschau dahin, daß Se. Maj. der König nicht geneigt sei, sich mit den polnischen Angelegenheiten zu belästigen." Als Friedrich II. das Bisthum Ermeland besetzte und als erobertes Land erklärte, überschickte der englische Gesandte diese Erklärung dem Staatsminister nach London — „zum Zeitvertreib" (for amusement)***)!

So war denn Oesterreich gänzlich isolirt, und stand zweien Mächten gegenüber, die sich verpflichtet hatten mit den Waffen in der Hand ihre Pläne auf Polen auszuführen. „In dieser Lage, sagte Kaunitz, was sollten wir thun? Rußland und Preußen bekriegen? Wahrlich, nur unser Feind könnte wünschen, daß wir solch einen falschen Schritt thun sollten. Oder ruhig stillsitzen und zusehen, wie die beiden Mächte einen benachbarten Staat nach Belieben zerstückelten und solche Er-

*) In Hormayr's Taschenbuch für die Vaterländische Geschichte Jahrg. 1831. S. 66—67.

**) Bericht des englischen Gesandten aus Paris vom 26. Febr 1772. Aiguillon's Instruktion für Rohan vom 6 Febr. 1772 bei Raumer 2, 475. 536.

***) Vergl. die Schriftstücke bei Raumer 2, 479, 480, 482.

oberungen machten, die das künftige Daseyn Oesterreichs aufs Spiel setzen" *)?

In solcher Lage ließ Oesterreich nach dem Abschluß des Vertrags zwischen Rußland und Preußen am 28. Februar 1772 in Berlin erklären, es habe sich entschlossen auf die Erwerbung von Belgrad und Serbien zu verzichten, wolle aber seinen Antheil an Polen **), und machte jetzt die größten Ansprüche. „Wir forderten, betonte Maria Theresia, um die unglückliche Angelegenheit zu hintertreiben und die beiden andern Höfe von ihren Absichten abzubringen, für unsern Antheil mehr, als wir glaubten, daß man uns bewilligen werde, mehr als wir anfangs in Anspruch zu nehmen gedachten" ***).

Friedrich II. freute sich, daß der Wiener Hof nun endlich darauf einging, einen Theil von Polen zu nehmen und hielt damit das „Wesentliche des Werkes" für beendigt. „Ich glaube, schreibt er seinem Bruder Heinrich am 9. April 1772, daß die Oesterreicher, um nicht ihre Verbündeten völlig zu revoltiren, sich darein ergeben werden, ihren Antheil an Polen zu nehmen" †). Oesterreichs große Ansprüche machten den König betroffen, weil er durch sie das Gleichgewicht, worauf er fortwährend so großen Werth legte, für bedroht hielt. Allein er sah darin „um alle Diskussion kurz abzuschneiden", nur einen Grund, den Antheil, den er und Rußland sich vertragsmäßig zugesichert, zu vergrößern; er nahm jetzt für sich noch Thorn und ein Gebiet bis an die Warthe und die schlesische Grenze, welches er auf einer Karte näher bezeichnete, in Anspruch, und versprach von vornherein garan-

*) Nach einem Bericht des englischen Gesandten in Wien bei Raumer 2, 524.

**) Friedrich an Solms am 29. Februar 1772 bei Smitt II, 97.

***) Bericht des englischen Gesandten in Wien vom 5. Dec. 1772 bei Raumer 2, 539.

†) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 356.

tiren zu wollen, was Rußland an polnischem Gebiet für sich noch bestimmen werde. Es sei ein schönes Schauspiel, sagt er, daß die Czarin Katharina die „Schiedsrichterin zwischen den Mächten" sei*). In einem Briefe an Solms vom 12. Juli 1772 bespricht er ein Ultimatum, welches Oesterreich, nachdem es seine Anforderungen um einige Starosteien ermäßigt, gestellt habe, empfiehlt dem Petersburger Hof dringend die Annahme, und erwartet „mit äußerster Ungeduld" den Abschluß einer Convention mit dem Wiener Hof, weil sonst das ganze Unternehmen noch scheitern könnte**). Oesterreich hatte anfangs noch versucht seinen Beitritt zum Theilungsvertrag in der Form einer „Accession", nicht einer unmittelbaren Theilnahme an der „Convention" zu vollziehen***), gab aber später nach, und so wurde am 5. Aug. die „Trippelconvention" sanctionirt. „Placet, schrieb Maria Theresia unter den Theilungsentwurf, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen. Wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen werde." Aus den Briefen Friedrich's an Solms hören wir, daß die Kaiserin noch im November 1772 ihre innerste Abneigung gegen die Theilung kund gab. Nach den ihm aus Wien gewordenen Mittheilungen, schreibt Friedrich am 15. Nov., sei die Kaiserin noch immer unentschieden welche Partei sie ergreifen solle; sie habe Gewissensbisse über den Theilungsvertrag und mache dem Kaiser Joseph heftige Vorwürfe, und die Streitigkeiten, die es täglich zwischen ihnen gebe, seien häufiger und bitterer als jemals; sie werfe dem Kaiser vor, daß seine Zusammenkünfte mit ihm, dem König von Preußen die erste Veranlassung zu ihrer gegenwärtigen schwierigen Lage

---

*) Friedrich's Depeschen an Solms vom April bis Juni 1772 bei Smitt II, 106—113, 118—134, 137—138, 140—146, 149—151.

**) Bei Smitt II, 152—154.

***) Friedrich an Solms vom 18. April 1772 bei Smitt II, 106—109.

gewesen. Am 21. November meldet er, Maria Theresia habe über die Theilung ihren Beichtvater Doroté befragt und dieser habe geantwortet, er könne, da er Nichts von legitimen Rechten auf die polnischen Distrikte wisse, das Unternehmen nur höchlichst verdammen; andere „klügere" Geistliche dagegen hätten gemeint, daß die Souveräne ein anderes Gesetz als die Privatpersonen hätten, daß es Umstände geben könne, wo nur das Staatswohl entscheiden müsse. Diese Erklärung, fügt Friedrich hinzu, werde den Jesuiten beigelegt*). „Maria Theresia sprach mit mir, schreibt der englische Gesandte am 5. Dec. 1772 aus Wien, über die Wendung der Dinge in Polen und die ihr aufgezwungenen Verbindungen in Ausdrücken des tiefsten Schmerzes. Ich habe, sagte sie, viele Monate lang gekämpft. Was ich bei dieser Gelegenheit litt, übersteigt alle Beschreibung; nie kann ich ohne Angst an diese unglückliche Sache denken, die mir in Wahrheit, Mylord, (dieß waren ihre eigenen Worte) das Leben zu kosten drohte." Die Kaiserin klagte sich an, daß sie in einer Hinsicht vielleicht für das Geschehene verantwortlich sei, weil sie beim ersten Ausbruch des Türkenkrieges nicht entschlossener gehandelt, nicht entschiedener Partei genommen habe. „Ich war vielleicht zu unentschlossen, zu abgeneigt Ruhe und Frieden aufs Spiel zu setzen; ich gestattete den Besorgnissen zu viel Einfluß, welche so leicht in der Brust derer entstehen, die durch mannigfache Scenen der Noth hindurchgingen, deren Geist durch Erinnerung an das Vergangene gedrückt ist, die durch Erfahrung vieler Unfälle zurückgehalten und außerdem durch die natürliche Vorsicht des Alters gehemmt werden." Wenn sie Rußland und Preußen, betheuerte sie wiederholt, zur Rückgabe der polnischen Gebiete bewegen könne, so gebe sie ihrerseits von ganzem Herzen Alles zurück. „Ich würde den Tag der Rückgabe für einen der glücklichsten meines Lebens halten"**).

*) Bei Smitt II, 185 — 189.

**) Bericht des englischen Gesandten in Wien vom 5. Dec. 1772 bei

Und lange Jahre nachdem die Theilung geschehen, schrieb Maria Theresia an ihre Tochter Maria Antoinette die denkwürdigen Worte: „Die unglückliche Acquisition von Gallizien hat uns ein wenig vom rechten Wege abgelockt, da sie sich so gar leicht machen ließ, aber eben dieß gibt uns eine gute Lehre, und wir werden nicht so bald auf so etwas zurückkommen. Die ungeheueren Kosten, die Beunruhigung, der Mangel an Vertrauen in der ganzen übrigen Welt sind keine so geringen Dinge, daß nicht lange eine traurige Erinnerung an den übereilten Schritt, den wir gethan, zurückbleiben müßte." Die edle Kaiserin erkannte daß die Theilung Polens ein Verbrechen des Jahrhunderts sei und sah die schweren Folgen desselben voraus. Die Zukunft, schreibt sie ihrer Tochter ein anderesmal, erscheine ihr „nicht lachend." „Ich werde es nicht erleben, aber meine lieben Kinder und Enkel, unsere guten Völker werden es nur zu wohl empfinden. Bereits fühlen wir das Herannahen eines Despotismus, der nur

---

Raumer 2, 539. Vergl. weitere Aeußerungen Maria Theresia's über die Theilung in den Gesandtschaftsberichten bei Raumer 2, 466, 497. „Je sais, sagte sie dem französischen Gesandten, que j'ai mis une grande tache à mon règne par tout ce qui vient de se faire en Pologne; mais je vous assure, qu'on me la pardonneroit, si on savoit à quel point j'y ai répugné et combien de circonstances se sont réunies pour forcer mes principes, ainsi que mes résolutions, contre toutes les vues immodérées de l'injuste ambition russe et prussienne. Après bien des reflexions, ne trouvant aucun moyen de m'opposer seule au plan de ces deux puissances, j'avois cru qu'en formant pour ma part des demandes et des prétentions exorbitantes, on me refuseroit, et que la négociation se romproit, mais ma surprise et ma douleur furent extrêmes en recevant, en reponse de ces demandes, l'entier consentement du roi de Prusse et de la tzarine." Bericht des französischen Gesandten von Breteuil vom 23. Februar 1775 bei Flassan Hist. de la diplomatie française 8, 124. Zum schwedischen Gesandten sagte sie: „Ce partage me désespère, c'est une tache à mon règne." Vergl. Chevé Hist. complète de la Pologne (Paris 1863) 2, 182.

nach seinem Gutdünken ohne Principien und nur mit der rohen Gewalt handelt. Läßt man ihn Boden gewinnen, welche Aussicht dann für die, welche nach uns kommen"*).

Ganz anders sah Friedrich II. die Theilung Polens an. Sein Standpunkt war der der materialistischen Philosophie des Jahrhunderts, die in der Politik nicht nach Recht und Gerechtigkeit fragte und den „aufgeklärten Absolutismus" erzeugte, dessen oberster Grundsatz die „souveräne Staatsraison" war. Die Theilung Polens, heißt es in einem Briefe an seinen Bruder Heinrich vom 9. April 1772, „wird die drei Religionen: die griechische, die katholische, die calvinistische vereinen, denn — folgende Stelle läßt sich nicht übersetzen — nous communierons du même corps eucharistique, qui est la Pologne — und wenn das nicht zum Heile unserer Seelen gereicht, so ist es doch ein gewichtiger Gegenstand für das Wohl unserer Staaten" **).

Nach diesem Grundsatze sollten auch „die Rechte auf Polen deducirt" werden. „Sie fragen mich, schreibt Friedrich am 6. März 1772 an Solms, wie man ungefähr unsere Rechte auf Polen auseinandersetzen solle? Ich glaube, daß dazu ein kurzes und einfaches Manifest am geeignetsten seyn wird. Ich lege den Entwurf eines solchen bei, den Sie dem Grafen Panin zeigen können und den dieser nach Belieben corrigiren kann. Hat man das Manifest den Polen bekannt gemacht, so halte ich es nicht für passend, den Gegenstand in der Art, als müsse man ihn vertheidigen, zu behandeln. Die drei Höfe erklären einfach: sie hätten sich bezüglich ihrer Ansprüche Recht verschafft, weil Polen, wo gar keine Gerechtigkeit vorhanden, auf diese Ansprüche nie Rücksicht genommen habe***)! „Es ist eine allgemeine Regel in der

*) Maria Theresia und Maria Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770—1780, herausg. von A. von Arneth (Wien und Paris 1865) S. 238—241; 243—246.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 356.

***) Bei Smitt II, 104.

Politik, äußert er am 31. Juli in einem Briefe an Solms bezüglich der Ansprüche an Polen, daß es besser ist, wenn man keine unwiderleglichen Argumente hat, sich lakonisch auszudrücken und die Sache gar nicht genau zu untersuchen" *). Aber später fand diese Untersuchung doch statt und Herzberg mußte mit aller Gründlichkeit, gestützt auf Genealogien, die ein halbes Jahrtausend vorher erloschen waren, beweisen, daß Pomerellen dem Könige gehöre, weil es einstmals ein Besitzthum der Herzoge von Pommern gewesen und Kurbrandenburg Erbe von ganz Pommern sei. Der König trete nur, sagte man den Polen, in den Besitz eines ihm und seinen Vorfahren widerrechtlich entzogenen Gebietes zurück und hoffe auf die Treue seiner neuen Unterthanen. Maria Theresia ging in ihrer Deduktion, nur auf ihre Vereinbarung mit den beiden andern Mächten Bezug nehmend, über die Rechtsfrage leise hinweg, Katharina sprach von ihren bisherigen uneigennützigen Sorgen für Polen und von der Verpflichtung der drei verbündeten Mächte, für Ruhe und Ordnung zu wirken. Die Gesandten der drei Mächte reichten am 18. Sept. 1772 in Warschau eine Erklärung ein, worin es hieß, die drei Höfe hätten über ihre gegenseitigen Rechtsansprüche an Polen eine Vereinbarung getroffen, wodurch die Grenzen ihrer Reiche eine natürlichere und sicherere Abrundung erhielten. Dadurch würde zugleich für die „Ruhe und gute Ordnung" in Polen gesorgt. Die drei Mächte würden sich in den Besitz der betreffenden Länder setzen und später dem König und der Republik darüber nähere Mittheilungen machen. Die Polen sollten allen Geist der Unruhe und des Aufruhrs unterdrücken und auf einem demnächst zusammenzuberufenden Reichstag gemeinschaftlich mit den Theilungsmächten für das Wohl

*) Bei Smitt II, 155. „C'est une règle générale dans la politique, que, faute d'arguments sans replique, il faut mieux s'exprimer laconiquement et ne point trop éplucher la matière." „Or, fügt er hinzu, je sais bien que la Russie a beaucoup plus de raisons à alléguer, mais il n'en est pas de même de nous."

der Republik wirken und die Abtretung der in Besitz genommenen Gebiete bestätigen.

Schon lange vorher, während noch die Unterhandlungen zwischen Petersburg, Wien und Berlin gepflogen wurden, hatten sich Preußen und Oesterreich der in „Anspruch genommenen Gebiete" bemächtigt. Kraft seiner liebreichen Tugend, sagte Joseph II. in einem Manifest vom 10. Juni, nehme er die polnischen Provinzen „in Schutz" und werde alle Bewohner derselben eben so gut wie „seine übrigen Unterthanen" behandeln, und der österreichische General Bergen kündigte später an: Er würde die Güter eines Jeden, der etwa „aus Vorurtheil" sich weigern werde, den österreichischen Befehlen Folge zu leisten, sequestriren lassen. Als „gütigste Kaiserin", sagte Katharina am 5. Sept., gewähre sie den Polen alle russischen Freiheiten und Vorrechte. Sie verlangte kraft ihrer Güte, daß man in allen katholischen Kirchen der annexirten Provinzen nicht bloß für sie als die neue Herrin des Landes, sondern auch für die regierende russische Synode und für den Sieg ihres Christus dem Herrn dienenden Heeres beten sollte! Die Bewohner der Provinzen, welche die hochherzige Czarin auf Grund legitimer Ansprüche mit ihrem Reiche vereinige, würden als russische Unterthanen „alle Stufen des Glückes" ersteigen und sollten sich der ihnen zu Theil gewordenen Ehre durch „wahre Vaterlandsliebe und unverbrüchliche Treue würdig machen" *).

Rußland, Preußen und Oesterreich setzten nun die übrigen europäischen Mächte von der Theilung Polens in Kenntniß — und nicht eine einzige Macht protestirte! Vergebens berief sich das polnische Ministerium auf das Völkerrecht, auf das Recht der Verträge, vergebens stellte es den Höfen vor, „daß die Besitzungen aller Souveräne in Frage gestellt,

*) Vergl. die Aktenstücke bei D'Angeberg 97—109; und die Aktenstücke und Berichte des Nuntius bei Theiner 4 b, 418—421, 423—424, 428, 434, 436—437, 452. Vergl. Hermann 5, 522—525.

daß die Grundlagen aller Throne umgestürzt würden", wenn man in ein unabhängiges freies Land ungestraft einbrechen könne auf Grund von solchen Rechtstiteln, wie die verbündeten Mächte für sich in Anspruch nähmen! Nur rohe Gewalt, schrieb Stanislaus Poniatowski im Oktob. 1772 an die Könige von Frankreich und England, und Eroberungsgier liege dem Verfahren gegen Polen zu Grunde, und Europa werde es eines Tages bereuen, wenn es jetzt Polen im Stiche lasse und dadurch die Grundsätze sanktionire, die gegen dasselbe zur Anwendung kämen. Alles vergeblich. Fast höhnend antwortete der König von England am 17. Nov., daß Polen nicht durch irdische Hülfe, sondern nur durch die Hand des Allmächtigen gerettet werden könne; wenn übrigens augenblicklich die Souveräne aus weltlichem Interesse den Weg der Gerechtigkeit verließen, so werde schon eine Zeit kommen, wo sie auf denselben wieder einlenken würden *). Auf die Erklärung der drei Höfe wurde in London deren Gesandten nur eine mündliche Antwort gegeben mit den Worten: „Der König will wohl voraussetzen, daß die drei Höfe von der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche überzeugt sind, obgleich Se. Maj. nicht von den Beweggründen ihres Verfahrens unterrichtet ist." Am 26. Nov. eröffnete der König das Parlament und freute sich über die Fortdauer des Friedens; Ober- und Unterhaus freuten sich mit ihm — Polens geschah nicht einmal Erwähnung! Und Frankreich? „Wir haben, sagte der französische Minister dem englischen Gesandten am 21. Okt., auf die drei Erklärungen Polens Theilung betreffend, nur eine ganz allgemeine Antwort gegeben: man werde dem König davon Mittheilung machen; wenn es aber England wünscht, so wollen wir genau die Antwort so fassen, wie es in London geschehen ist" **).

---

*) Vergl. die Aktenstücke bei D'Angeberg 109—119, und bei Theiner 4b, 419—420, 421, 424, 425, 432, 434.

**) Vergl. die Berichte bei Raumer 2, 502.

Am 17. Febr. 1773 hatte der König von Polen auf seinen Brief an Ludwig XV. noch gar keine Antwort erhalten*).

Zwei Hauptmächte Europa's gingen über Polens Theilung zur Tagesordnung über; sie wollten nicht nur Nichts für Polen thun, sondern legten nicht einmal Protest gegen die Verletzung des Völkerrechts ein**). In Deutschland nahm die Presse, bemerkt ein neuerer Historiker, fast gar keine Notiz von dem himmelschreienden Vorgang. Außer Schubert, der in seiner Schwäbischen Chronik die „Jammerbleiche Polonia" beklagte, fand keiner der damaligen literarischen Stimmführer Deutschlands, keiner der berühmten Publicisten oder Dichter auch nur ein Wort für die zertretene Nation***).

*) Vergl. die Briefe des Königs von Polen an die Könige von Frankreich, Spanien und Schweden vom 17. Februar 1773 bei Theiner 4[b], 465—468.

**) Wir wollen hier an einen Brief Talleyrand's vom 28. Jan. 1807 an Napoleon erinnern, worin es als der unverzeihlichste Fehler des „alten Frankreichs" betrachtet wird, die Theilung Polens zugelassen zu haben. „De toutes les fautes de ce gouvernement, sagt Talleyrand, la plus impardonable, parcequ'elle a été la plus funeste, fut de souffrir, comme on le fit, avec une inconcevable imprévoyance le premier partage de la Pologne, qu'il aurait pu si facilement empêcher. Sans ce premier partage, les deux autres n'auraient pu s'effectuer et n'auraient pas même été tentés à l'époque où ils furent faits. La Pologne existerait encore. Sa disparition n'aurait pas laissé un vide et l'Europe aurait évité les secousses et les agitations qui l'ont tourmentée sans relâche depuis dix ans." Bei D'Angeberg 459. Die Polen hatten immer auf Frankreichs Unterstützung gehofft, aber ein in Polen lebender hochstehender Franzose warnte sie vor „dergleichen Trugbildern." „Denkt zurück, sagte er ihnen, an die theuer erkaufte Erfahrung, daß Frankreich längst schon und allezeit durch leere Hoffnungen Euer armes Vaterland betrog." Vergl. die sehr lehrreiche Abhandlung über die polnischen Zustände in der Schrift D'Alembert à Frédéric II. sur le démembrement de la Pologne (französisch und deutsch, Amsterdam und Köln 1808) S. 153.

***) Vergl. W. Menzel Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte 1, 186.

Rechten auf polnisches Gebiet nie Gebrauch gemacht haben, wenn nicht die andern Mächte sich noch viel frivolerer Vorwände bedient hätten, um ansehnliche Theile Polens zu usurpiren. Maria Theresia betheuerte dem Nuntius, sie wolle alle polnischen Gebiete sofort zurückgeben, falls Rußland und Preußen ein Gleiches thäten; sie beklagte sich besonders über Friedrich II., der alle Rollen gespielt und schließlich Alle hintergangen habe. An die Betheuerungen der Kaiserin knüpfte man in Rom noch die letzten Hoffnungen, daß die Ausführung der Theilung zu verhindern sei, wenn der König von Polen sich mit aller Energie gegen dieselbe erhebe und sich mit der Nation und den Conföderirten von Bar, die Frankreich wohl, wie bisher, wenigstens durch Subsidien unterstützen werde, aussöhne. Aber auch in dieser Hoffnung wurde der Papst getäuscht*).

Der König von Polen sprach anfangs in rührenden und deklamatorischen Ausschreiben und Briefen seinen Schmerz

*) Vergl für die Bemühungen des päpstlichen Hofes die Berichte der Nuntien aus Wien und Paris und die Instruktionen für dieselben bei Theiner Vicissitudes de l'église catholique des deux rites en Pologne et Russie (Paris 1843) pag. 347—365. Die betreffenden Aktenstücke fehlen im deutschen Original des wichtigen Werks. Vergl. ferner Theiner Hist. du pontificat de Clement XIV. tom. 2, 175—184; 282—314; 433—445. Die Berichte des Nuntius Garampi vom 15. und 25. Juni, 6. Juli, 6. August und 31. Okt. 1772 bei Theiner Monum. Poloniae 4[b], 449, 450, 452, 453, 460. In einer Instruktion an Garampi vom 21. Aug. 1773 findet sich die bemerkenswerthe Stelle: „L'agriculture ne sera jamais dans un état plus prospère et ne fleurira jamais en Pologne, jusqu'à ce que l'on y abolisse *la loi de l'esclavage* et le *commerce abominable* que font les juifs, qui transportent et qui vendent les esclaves polonais aux nations voisines, en dépit de la célèbre encyclique A quo primum, de 1751, emanée de Benoît XIV., notre prédécesseur de sainte mémoire, et en depit aussi de toutes les lois ecclésiastiques qui prohibent ce négoce affreux." Bei Theiner Histoire de Clement XIV. tom. 2, 313.

über das ihm und seinem Volk angethane Unrecht aus und versicherte dem Nuntius, daß er eher jede Kränkung und Gewalt erdulden, als in die Theilung einwilligen und seine Hand dazu bieten wolle*). Noch im Oktober erklärte ihm der Wiener Hof durch seinen Gesandten Rewitzki: er erkenne die Ungerechtigkeit des Vorgehens und sei gewillt, ihn und die Republik zu unterstützen, aber er könne es nicht allein; wenn es dem König gelinge, eine von den beiden andern Mächten von der Theilung abzubringen, so wolle sich Oesterreich gern mit dieser Macht verbinden. Der König sprach hierüber mit dem nach Saldern's Abberufung zum russischen Gesandten ernannten Grafen Stackelberg. Dieser erwiderte, daß auch die Czarin gern von der Theilung abstehen wolle, aber sie fürchte den König von Preußen und den Kaiser Joseph II., der sich allen Planen und Einflüsterungen des ersteren fast so gefügig erweise, wie ehemals der blödsinnige und unglückliche Peter III.**).

Gegen die Zumuthung der Theilungsmächte, auf einem Reichstag den Theilungsakt zu bestätigen, sträubten sich alle Polen, die ihr Vaterland lieb hatten und gleicher Ansicht waren mit dem Bischof von Kaminiec, der am 1. Okt. schrieb: „Kein Reichstag! Laßt uns die Ereignisse abwarten. Der König würde zu Allem seine Zustimmung geben, Alles annehmen. Geld, Versprechungen, Stellen, Drohungen, Deportationen unserer Mitbürger nach Sibirien, Spandau, Kärnthen, das werden die Mittel seyn, die man anwenden wird, um auf diesen Reichstag nur Schwache und Bestochene zu bringen. Die Idee, mitten unter Schwertern und Kanonen zu widerstehen, ist eine Chimäre. Muth mit Vorsicht verbunden und kein Reichstag." Dafür wurde der Bischof in der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober von den Russen

*) Bericht des Nuntius v. 12. Sept. 1772 bei Theiner Mon. Pol. 4 b, 456.

**) Bericht des Nuntius vom 17. Oktober 1772 bei Theiner 4b, 459. Vergl. den Bericht des Nuntius Giraud aus Paris vom 19. Okt. 1772 bei Theiner 4b, 430.

verhaftet und gefangen nach Warschau geführt. Die Conföderirten wurden überall zersprengt, überall wurden von den Truppen der drei verbündeten Mächte alle Waffen und Kriegsmunitionen weggenommen, Tausende von polnischen Bauern in die russischen und preußischen Regimenter gesteckt und alle Beschwerden der Polen höhnend beseitigt*). Die Conföderation, von der Uebermacht erdrückt, löste sich auf, um sich nach dem wohlüberlegten Rathe Pulawski's für bessere Zeiten aufzusparen. „Ich habe die Waffen ergriffen, sagte Pulawski zu seinen Waffengefährten, für das Wohl des Vaterlandes; zum Besten Aller muß ich sie jetzt niederlegen. Das Bündniß von drei furchtbaren Mächten beraubt uns der Hoffnung, uns noch länger mit Erfolg vertheidigen zu können . . . Ich kenne Eueren Eifer und Euern Muth und bin sicher, daß ihr unter glücklicheren Verhältnissen wieder mit derselben Aufopferung Euch dem Dienste des Vaterlandes widmen werdet, wie Ihr unter meinem Kommando gethan habt"**). Die Polen, schreibt der englische Gesandte, sind vor Verzweiflung fast wahnsinnig, und würden sich, wie ich zu glauben gute Ursache habe, lieber ganz einer der Mächte hingeben, als sich der Gnade aller drei unterwerfen. Derselbe Gesandte spricht von der „außerordentlichen Parteilichkeit" der Polen für Friedrich II. „Ich habe davon, sagt er am 11. Nov. 1772, viele Beispiele gesehen und kann aus guter Quelle versichern, daß sie niemals so groß war als jetzt, weil das Zutrauen, welches die Polen auf den Wiener Hof setzten, und die Hoffnungen, welche sie auf dessen Beistand gründeten, die nunmehr erfahrene Behandlung um so bitterer und die Oesterreicher in Polen doppelt verhaßt machen***).

*) Vergl. Essen's Berichte bei Hermann 5, 523, und die Berichte des englischen Gesandten bei Raumer 2, 484, 485. Bericht des Nuntius vom 23. Sept 1772 bei Theiner 4 b, 458, 459.

**) Hist. des trois démembrements 2, 17.

***) Bei Raumer 2, 505, 508. Dieser „doppelte Haß" gegen Oesterreich ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Polen, als die

Weil König Stanislaus die Einberufung des Reichstags von einem Termin zum andern verschob, so gab Friedrich am 11. Nov. in Petersburg den Rath, die Truppen immer weiter vorrücken zu lassen. Auch Kaunitz sei der Ansicht, „daß man nicht unnützer Weise Geldsummen in Polen verschwenden solle, um die Nation gelehriger zu machen; man müsse vielmehr einfach erklären: Polen verdanke es nur der Mäßigung der drei Mächte, daß keine größeren Ansprüche erhoben worden, aber man würde alle Ansprüche in vollem Umfang geltend machen, weil man in Warschau diese Mäßigung nicht zu würdigen wisse*). Im November kündigten die Gesandten der drei Mächte dem König an, daß eine Theilung des ganzen Polens bevorstehe, wenn nicht er und die Republik die geforderten Provinzen gutwillig abträten**), und fügten am 4. Dec. hinzu, daß sie mit „unaussprechlichem Erstaunen" gewahr würden, wie wenig Eindruck ihre früheren Erklärungen hervorgerufen; der König müsse, wenn er Patriotismus besitze, sofort den verlangten Reichstag zusammenberufen; er solle sich erinnern, daß auch die Mäßigung ihre Grenze habe, welche die Gerechtigkeit und Würde der drei Höfe vorschreibe***)! Dann kam ein Brief aus Petersburg an. Sie sei „erstaunt und empört", schrieb Katharina am 14. Dec. an den König und die Republik, daß man in Polen aus Parteisucht und persönlichen Interessen immer noch nicht die edlen Zwecke Rußlands und der beiden andern Mächte würdige, den Reichstag fortwährend hinausschiebe und dadurch die Geduld der Mächte erschöpfe. Sie könne fürder nicht mehr die Republik in so großen Gefahren belassen und mache

---

österreichischen Truppen einrückten, mit der falschen Hoffnung getäuscht wurden, sie kämen zu ihrem Beistand. Dem Grafen Pac hatte Kaunitz am 17. Dec. 1771 wenigstens Neutralität versprochen. Vergl. Theiner 4b, 385.

*) Bei Smitt II, 182. D'Angeberg 117—118.

**) Bericht des Nuntius vom 14. Nov. 1772 bei Theiner 4b, 462.

***) Bei Theiner 4b, 435.

jetzt noch den letzten Versuch, eine so „unbegreifliche Hartnäckigkeit" zu überwinden. Bis zum März 1773 müsse unwiederruflich der Reichsrath zusammentreten und gegen Ende April alle Verhandlungen mit den Theilungsmächten abschließen, widrigenfalls halte sie sich aller früheren „Verzichtleistung" für entbunden und werde mit allen Mitteln, die sie für passend erachte, sich „Gerechtigkeit verschaffen" *).

Am 11. Dec. forderte der russische Gesandte unter Strafe der Güterconfiscation alle Adelichen in den von Rußland occupirten Provinzen zum Eid der Treue auf, und gleichzeitig wurde im russischen Ministerium ein Plan entworfen, der im Wesentlichen die Genehmigung Preußens und Oesterreichs erhielt und darauf berechnet war, den König von Polen in Zukunft aller Macht zu berauben und den Staat in noch größere Ohnmacht und Schwäche versinken zu lassen. Er enthielt eine ausführliche Auseinandersetzung der Vorschriften und des Verfahrens, welches die drei Gesandten einschlagen sollten, um einen willenlosen Reichstag zusammenzubringen und die Grundzüge der Verfassungsveränderungen, deren Annahme zugleich mit der Ratifikation des Theilungstraktats auf diesem Reichstage durchzusetzen sei **).

Nachdem die drei Gesandten dem König am 2. Febr. 1773 abermals eine Note überreicht hatten, welche die Eröffnung des Reichstags gebieterisch auf den 19. April und

---

*) Bei D'Angeberg 121—123. Vergl. Friedrich's Brief an Solms vom 9. Dec. 1772 bei Smitt II, 193—195, D'Angeberg 119—120.

**) Bericht des Nuntius vom 12. Dec. 1772 bei Theiner 4[b], 464. Vergl. Hermann 5, 528. — Der Fürst Sulkowski, Palatin von Gnesen, bat den König von Preußen im Nov. 1772 in einem sehr würdigen Schreiben, daß er ihm den Eid der Treue erlasse, bis die Republik die Abtretung der in Anspruch genommenen Länder anerkenne, oder daß er ihm wenigstens erlaube seine Güter in den von Preußen besetzten Provinzen zu verkaufen. Als Antwort darauf ließ Friedrich alle Güter des Fürsten sequestriren. Theiner 4[b], 434 und Bericht des Nuntius vom 28. Nov. 1772 loc. cit. 435.

die Ratifikation des Theilungstraktats auf den 8. Juni festsetzte, falls die Republik ihre gänzliche Theilung vermeiden wolle, rief der König den Senat auf den 8. Februar zusammen. Von etwa hundertfünfzig Senatoren fanden sich nur fünf- oder sechsunddreißig ein, denen dann die Gesandten eine Denkschrift mittheilten, worin die neue Verfassung angekündigt und zur Einschüchterung des geistlichen Standes die Drohung einer Säkularisation aller geistlichen Güter ausgesprochen ward*). Dem König kündigten die Gesandten an, daß die verbündeten Mächte ihn sofort vom Throne stürzen würden, wenn er nicht unbedingt ihren Entschlüssen zustimme und sie in jeder Weise unterstütze**). Mit Zustimmung des „Rumpfsenats" schrieb nun der König die Wahlen der Provinziallandtage auf den 22. März und die Eröffnung des Reichstags auf den 19. April aus. Alle Adeligen, deren Besitzungen innerhalb der Grenzen der von den Theilungsmächten abgerissenen Provinzen lagen, erhielten unter Androhung der Confiskation ihrer Güter den Befehl, als Unterthanen ihrer neuen Herren sich künftig jeder Betheiligung an den Angelegenheiten der Republik zu enthalten, also für den Reichstag weder zu wählen, noch sich wählen zu lassen. Aus diesen Provinzen wurde also kein einziger Landbote zugelassen und in den übrigen gingen zweiunddreißig Landtage, ohne Landboten gewählt zu haben, auseinander; mehrere Landtage veröffentlichten patriotische Manifeste gegen die beabsichtigte Theilung, nur hundertelf Landboten kamen

---

*) Hist. des trois démembrements 2, 60 Friedrich II. nahm dem Bischof von Culm die Hälfte, dem Bischof von Ermeland zwei Drittel und dem dortigen Domcapitel drei Viertel der Einkünfte. Bericht des Nuntius vom 5. Mai 1773 bei Theiner 4[b], 531. — „Die Versammlung besteht aus 35 bis 36 Gliedern, darunter 4 Bischöfe, 3 Palatine, 6 Minister, die übrigen sind Castellane beider Stände, neue, unbekannte Menschen. Hierauf ist der Senat herabgebracht, der aus mehr als 150 Gliedern bestehen sollte." Bericht des französischen Geschäftsträgers Gerault aus Warschau vom 10. Februar 1773 bei Raumer 2, 517.

**) Bericht des Nuntius vom 14. April 1773 bei Theiner 4[b], 523.

in Warschau zusammen, zur Hälfte ehrlose, erkaufte Creaturen der fremden Mächte, deren Gesandte mit gemeinsamer Operationskasse überall auf die Wahlen einzuwirken gesucht hatten.

Noch auf keinem einzigen polnischen Reichstag waren so wenige Senatoren und Landboten gewesen, und dieß war vor allem den Bemühungen des Bischofs Soltik zu danken, der dringend von der Betheiligung an der „nationalen Selbstschändung Polens" abgerathen hatte und dessen Gesinnungen in allen, auch in den fernsten Provinzen der Republik ihren Wiederhall gefunden. Katharina hatte nämlich, um den Polen einen neuen Beweis ihrer Frömmigkeit zu geben, die Bischöfe Soltik und Zaluski und die beiden Grafen Rzewuski aus ihrer langjährigen qualvollen Gefangenschaft in Freiheit gesetzt. Es geschehe, sagte die Czarin in einem eigenen Handschreiben, kraft „ihrer eingebornen Güte" und „zur Glorie der Geburt unsers Herrn Jesu Christi!" Soltik aber, ungebeugt durch seine lange Gefangenschaft, und unerschütterlich den Grundsätzen treu, die er früher vertreten hatte, protestirte, kaum nach Warschau gekommen, feierlichst gegen den gesetzlosen Reichstag. „Ich würde vorziehen, schrieb er an den russischen Gesandten Stackelberg, den Rest meiner Tage in einem verborgenen Kerker zuzubringen und würde mir lieber die Hände abhauen lassen und das Leben verlieren, als das schändliche Dekret der Theilung meines Vaterlandes unterzeichnen. Da ich auf der einen Seite nur Gewalt und als einziges Recht der drei Mächte Kanonen erblicke und auf der andern Feigheit jeglicher Art, und da ich deßhalb meinem Vaterlande nicht mehr nützlich seyn kann, so will ich wenigstens nicht sein Henker werden. Jeder Pole, der der Theilung seines Vaterlandes zustimmt, sündigt gegen Gott, und wollten wir Senatoren diese Theilung zugeben, so würden wir meineidig *). In diesem Sinne wirkte Soltik in den Provinzen.

*) Katharina's Handschreiben bei Theiner 4 b, 518 Soltiks Briefe an

Während Rußland, wie wir früher auseinandersetzten, auf dem letzten Reichstag im Jahre 1767 die Einstimmigkeit aller Beschlüsse vorgeschrieben und die Conföderation für gesetzwidrig erklärt hatte, so sollte doch der neue Reichstag wieder in der Form einer Conföderation abgehalten werden, um durch Majoritätsvotum zu entscheiden, und zugleich wurde wieder die Bildung einer Delegation oder Commission gefordert, deren Beschlüsse volle Gesetzeskraft besitzen und nur formell dem Reichstag zur Zustimmung vorgelegt werden sollten. Die Würde der drei Höfe verlange, sagten die Gesandten, daß die zu bildende Commission — zu der man fast nur erkaufte Kreaturen zuließ — eine unbedingte Vollmacht zum definitiven Abschluß des Theilungstraktats besitze; wer sich dagegen ausspreche, werde als Feind der drei Höfe und als Feind seines Vaterlandes betrachtet und als solcher behandelt; der Hauptstadt stehe, wenn die Forderung verworfen würde, eine vollständige Plünderung bevor. Und man machte vollen Ernst mit der Drohung. So wurden z. B. in der Wohnung des Bischofs von Luck, der sich am entschiedensten widersetzte, erst fünfzehn, dann fünfunddreißig preußische Soldaten einquartiert. Diese bemächtigten sich des Silberzeugs des Bischofs, machten seine Wohnung zur Schenke und verübten darin die gräulichsten Excesse; öffentliche Dirnen fuhren in der Equipage des Kirchenfürsten in den Straßen Warschau's umher. Als endlich mit einer Majorität von nur vier Stimmen die Forderung der fremden Mächte angenommen worden, versicherte der russische Gesandte Stackelberg dem König und dem päpstlichen Nuntius: nur durch diese Annahme sei die Hauptstadt vor der Plünderung und Polen vor einer gänzlichen Theilung bewahrt worden; Rußland würde sich zu dieser gänzlichen Theilung verstanden

---

Stackelberg vom 2 April 1773 bei Theiner 4b, 521 und vom 6. April bei Theiner Hist. de Clement XIV. tom. 2, 282—283.

haben, damit nicht der König von Preußen allein alle übrigen Provinzen in Besitz nähme*).

Unter solchen Verhältnissen tagte die jedes Schattens von Gesetzlichkeit beraubte Reichsversammlung. Warschau war überschwemmt von russischen, preußischen und österreichischen Truppen, die zum Theil in doppelter Reihe in der Nähe des Schlosses sich aufstellten, wo der Reichstag seine Sitzungen hielt und sogar mit den Deputirten auf denselben Bänken saßen. Man nannte das die freie Versammlung eines unabhängigen Volkes, dessen „souveräne Machtboten“ in Gemeinschaft mit den Gesandten befreundeter Staaten für die Ruhe Polens wirkten! Der König von Polen spielte die erbärmlichste Rolle, die hohen Adeligen waren in großer Anzahl „verkäuflich, raubsüchtig und niederträchtig genug, um sich zu Werkzeugen der Schande und der Schmach herzugeben“; Alles litt unter dem Schrecken einer rohen Soldateska, und dennoch, wie lange hatten die fremden Mächte selbst mit einem solchen Reichstag zu thun, bevor sie ihre Zwecke erreichten! Ist die Geschichte dieses erst im April 1775 geschlossenen Reichstags für Polen einerseits eine Zeit der schmählichsten Erniedrigung und der empörendsten Verderbniß, so ist sie andererseits auch eine Zeit nationaler Größe durch jene hochherzigen Charaktere, die in der tiefsten Erniedrigung ihre Würde behaupteten und mit unerschütterlichem Muth, ohne Rücksicht auf Gefahren, unbekümmert um ihr Vermögen, ihr ganzes Daseyn der Vertheidigung des Vaterlandes weihten, und sich durch Nichts von dem Wege ablenken ließen, den ihnen die Geburt und die Bürgerpflicht vorgezeichnet hatte**). Für die Theilungsmächte aber ist der Reichstag nur ein Denkmal ewiger Schande. Niemals hat die rohe Gewalt sich empörender wie damals als das einzig geltende

---

*) Berichte des Nuntius vom April und Mai 1773 bei Theiner 4[b], 521—538. Vergl. Hermann 5, 532—538.

**) Vergl. Lelewel 263.

Recht hingestellt und niemals hat die Diplomatie sich durch ruchlose Künste, durch Hohn und den Sarkasmus des Stärkeren verächtlicher erwiesen. „Gott wollte damals, sagt Johannes v. Müller, die Moralität der Großen zeigen.“

Am 13. Sept. 1773 wurde das Werk der ersten Theilung Polens genehmigt. Rußland nahm den Löwenantheil vom Raube und bemächtigte sich der Palatinate Mscislav, Vitepsk, Polock, Livlands und eines Theiles des Palatinates Minsk, jenseit des Dniepr; Oesterreich sprach sich Rothrußland, einen Theil Podoliens und die Palatinate Sandomir und Krakau nebst den Salzwerken von Vieliczka und Bochnia zu, und Preußen nahm die Palatinate Marienburg, Pomerellen und Culm, das Bisthum Ermeland und einen Theil von Großpolen zu beiden Seiten der Netze, mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn. Im Ganzen verlor die Republik 3952 Quadratmeilen von 13,600, welche sie zählte, und zwar die reichsten und fruchtbarsten Provinzen.

Mit den Verhandlungen, die der Genehmigung des Theilungstraktats vorausgingen und ihr folgten, können wir uns nicht im Einzelnen beschäftigen; wir heben zu ihrer Charakteristik nur wenige Punkte hervor*). Als sich die Polen darauf beriefen, ein Verwerfen alles Besitzstandes, aller Verträge, führe im Staats- wie Privatleben zum Umsturz aller Ordnung, zum Kriege Aller gegen Alle, und es unerhört fanden, in eigener Sache Kläger zugleich und Richter seyn zu wollen und die Zinsen und Nutzungen für Jahrhunderte zurückzufordern, erhielten sie von den drei Gesandten zur Antwort: Man müsse es als einen „frivolen Vorwand“ betrachten, daß die fremden Mächte nicht gleichzeitig Ankläger

*) Das Folgende nach den Aktenstücken bei D'Angeberg 124—149, Smitt II, 196—202, und den Aktenstücken und den Berichten des Nuntius bei Theiner 4 b, 470—515; 539—632. Die Berichte des Nuntius geben ein sehr detaillirtes und anschauliches Bild der diplomatischen Verhandlungen des Reichstags und des ganzen Warschauer Lebens von 1773—1775.

und Richter seyn dürften, da sie nur durch die Gewaltthätigkeiten der Polen genöthigt worden, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, und da sie noch größere gerechte Ansprüche erheben könnten; die Polen sollten endlich einmal aufhören, Intriguen zu spinnen und um Kleinigkeiten zu markten! Als die Polen dem Grafen Stackelberg vorstellten: die Czarin von Rußland habe doch so oft und so feierlich erklärt, sie wolle nie polnisches Gebiet in Anspruch nehmen und die Republik in ihrer Integrität schützen, bedeutete ihnen der Gesandte: Man kenne die Polen längst als „harte Köpfe", voll von Parteigeist und Intriguen, weder auf Recht, noch auf Gerechtigkeit bedacht. Die hochherzige Czarin handelte nach wie vor großmüthig und uneigennützig gegen die Republik, und nur dieser Großmuth und Uneigennützigkeit hätten die Polen es zu verdanken, daß sie nicht schon gänzlich zu Grunde gegangen. Bei so wichtigen Ereignissen, wie sie jetzt eingetreten, müsse man nicht nach „metaphysischen Argumenten", sondern nach Thatsachen urtheilen. Die Czarin habe noch viel größere Rechte auf polnisches Gebiet, aber sie sei gewohnt, „das Interesse der mit ihr verbündeten Republik ihrem eigenen Interesse vorzuziehen!" Während der Verhandlungen sollten wenigstens, baten die Polen, allem Völkerrecht gemäß, die Feindseligkeiten aufhören und die polnischen Unterthanen nicht zu unerschwinglichen Contributionen gezwungen werden. Das seien nichtswürdige Ausflüchte, war die Antwort, da man niemals Feindseligkeiten gegen die Republik im Sinne gehabt hätte! Und mit solchen Antworten stimmten die Vertreter der deutschen Mächte ganz überein.

Die Oesterreicher mißbrauchten eine ungenaue Karte von Polen, worauf sie die beiden Flußnamen Zbrucz und Podhorzec, deren Namen sie entstellten, mit einander verwechselten, und dehnten, den Fluß suchend, ihre Grenzen weit über die ihnen im Theilungsvertrag zugestandene Linie hinaus und bemächtigten sich noch eines großen Theiles von Podolien. Die Polen protestirten, wurden aber von dem Gesandten Rewitzki zur Ruhe

gewiesen mit dem gleichen Bedeuten, der Kaiserstaat habe noch ganz andere „gerechte Ansprüche". Er sähe überhaupt keinen Grund, sagte Rewitzki, daß die Polen über das Vorgehen der drei Mächte „seufzen" sollten, da sie doch die occupirten Gebiete nur unrechtmäßig besessen; sie müßten eher über sich selbst und ihren Parteigeist „seufzen". Im Uebrigen hätte er mit seinen Collegen weder Zeit noch Mittel, sich mit ihnen in eine Diskussion über die „Rechte und Titel" der Mächte einzulassen; Oesterreich verfahre „mit Mäßigung". Auf die Beschwerden der Polen über die Wegnahme der Salzwerke durch Oesterreich gab Rewitzki zur Antwort: Es gäbe mehr als ein Land in Europa, welches auch ohne Salzwerke glücklich sei; die Polen könnten von jetzt an das Salz von den Oesterreichern kaufen und zwar zu einem billigen Preis. Und als man hervorhob, daß durch die Besitznahme der Salinen auch Privateigenthum verletzt worden, bemerkte er: Wenn die Republik auf Eigenthumsrechte verzichte, so müsse dieß um so eher von Privatpersonen geschehen!

Preußen hatte sich die Netze als Grenze zuerkannt, aber der preußische Gesandte bewies: „Die Gewässer der Netze gehören meinem König auch wenn sie austritt; mithin auch die überschwemmten Länder, wenn sie in ihr Bett zurückgetreten ist" — und dabei wurde angenommen, der Fluß könne zwölf Meilen weit austreten und selbst Gebirge unter Wasser setzen! Man könne es nur billig finden, meinte Friedrich II., daß er, da die Oesterreicher sich weiter ausgedehnt hätten, zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts auch seine Gebiete erweitere. So wurden nach dem Abschluß des Theilungstraktats mit der Republik erst noch sechsundvierzigtausend Einwohner, dann noch achtzehntausend nebst Städten und Dörfern einverleibt; die preußischen Grenzpfähle wurden mehrmals gesetzt und mehrmals weitergerückt und zeigten stets den Adler mit der Unterschrift: Suum cuique, der dann die Polen das Wort: rapuit hinzufügten. „Ich bin dem Grafen Panin sehr verbunden, schreibt Friedrich am 6. Dec.

1774 an Solms nach Petersburg, für den mir gegebenen Rath, den Polen erklären zu lassen, daß ich lediglich zur Aufrechthaltung einer gewissen Gleichheit mir in der Ausdehnung meiner Grenzen das Beispiel des Wiener Hofes zum Muster genommen habe." Schon seit Monaten habe sein Gesandter in Warschau diese Erklärung abgegeben, aber sie habe nicht den geringsten Eindruck gemacht. „Es ist sicher, fährt der König fort, daß wir, ich, Rußland und der Wiener Hof, uns niemals auf die Polen verlassen können, es ist eine leichtsinnige und gar zu eigennützige Nation, die besten Vernunftgründe machen keinen Eindruck auf sie; nur Furcht und Geld sind die einzigen Hebel für diese schwerfällige Masse." Nur durch Anwendung von Gewalt, wiederholte Friedrich, komme man in Polen zum Ziele*).

Aber Katharina legte in Berlin und Wien Einspruch gegen die immer weitere Ausdehnung der Grenzen ein. Sie schrieb darüber an Friedrich und auch an Maria Theresia und Kaiser Joseph. Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, heißt es in ihrem Brief an die letzteren vom 26. Mai 1774, lenke alle ihre Schritte, und darum wende sie sich an beide Majestäten mit der Bitte, abzustehen von der weitern Ausdehnung der Grenzen. Sie bitte darum im „Interesse der Humanität" und im Interesse der Polen, damit nicht diese in der Verzweiflung, worin sie sich bereits befänden, zu neuen schädlichen Schritten veranlaßt würden und alle Verhandlungen mit den Theilungsmächten abbrächen. Auch bitte sie darum, damit nicht die Allianz der drei Höfe, die ein „Meisterwerk der Vernunft" sei und „das heilsamste Werk für Europa" Schaden erleide**)! Welche Empfindungen mag Maria Theresia gehabt haben beim Empfang eines Schreibens, worin sie

---

*) Bei Smitt II, 208 D'Angeberg 166. Vergl. Friedrich's Briefe vom 3. und 10. Dec 1774 bei Smitt II, 203, 211.

**) Bei D'Angeberg 158—159. Katharina an Friedrich ebenfalls am 26. Mai und Friedrich's Antwort vom 24. Juni 1774 loc. cit. 160—163.

von „dieser Frau“ eine Lektion über Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit erhielt!

Das traurige Bild der Theilung Polens hat noch eine andere höchst traurige Seite*). Während der allgemeinen Calamität des Vaterlandes lebte man in Warschau wie „in einem Meer von Vergnügungen.“ Man hielt „Maskenbälle für den Frieden“, fast ununterbrochen fanden Assembléen, Schauspiele, Feuerwerke, bald zur Ehre des Königs, bald zur Ehre der Czarin statt, woran sich fast der gesammte in Warschau anwesende Adel betheiligte. Die Mitglieder der Delegation des Reichstags entschädigten sich am Pharotisch für die Mühen der Geschäfte; sie setzten dieselben Louisdore und Imperiale, erzählt ein Augenzeuge, auf eine Karte, die sie Abends zuvor von dem russischen und preußischen Gesandten erhalten hatten, um zu Allem, was diese forderten und wünschten, Ja zu sagen; der Bischof von Wilna verspielte an zwei Abenden 34,000 Dukaten im Pharo. In den Sitzungen dekretirten sich die Delegirten gegenseitig Fürsten- und Grafentitel, bis die Gesandten der Theilungsmächte Einhalt geboten. Mit kirchlichen Stellen und Benefizien, meldet der Nuntius, wurde ein förmlicher Handel getrieben, und die Raub- und Plünderungssucht der polnischen Großen trat besonders bei der Einziehung des beweglichen Eigenthums der Jesuiten hervor. Ungeheure Summen wurden von den Delegirten schändlich verschleudert oder durch niederträchtige Finanzkünste entwendet; die kostbarsten Kirchenschätze, Edelsteine, Monstranzen, goldene und silberne Gefäße verschwanden in den Häusern des „hochkatholischen“ Adels oder wurden in der Münze eingeschmolzen, um mit dem ausgeprägten Geld die Mitglieder der Delegation, „die sich um das Vaterland verdient gemacht“, d. h. die dasselbe verrathen hatten, zu belohnen. „Der päpstliche Nuntius — berichtet von Essen am

*) Für das Folgende vergl. außer den Schreiben des Nuntius loc. cit. besonders Essen's Berichte von 1773—1775 bei Hermann 5, 541—556. Berichte des engl. Gesandten bei Raumer 2, 548, 550.

11. Juni 1774 — ein durch Rechtlichkeit des Charakters wie durch erleuchteten Geist gleich ausgezeichneter Prälat, sagte mir, es kämen bei Laien und Geistlichen Dinge vor, die ihn mit Schmerz und mit Abneigung gegen die hier herrschenden Grundsätze erfüllten. Er versichert mir, bemerkt zu haben, daß seit dem Abschluß des Theilungstraktats die Frivolität und die schändlichste Corruption zugleich mit dem ausgelassensten Luxus mehr als je zuvor sich hervorthun, so daß man davon keine Beschreibung machen könne, ohne dem Bericht den Anschein eines Libells zu geben." Der König empfing aus Petersburg für seine Charakterlosigkeit die reichsten Geschenke, bald 50,000, bald 150,000 Rubel; man nennt ihn, schreibt der englische Gesandte am 14. Dec. 1774, gewöhnlich „die vierte theilende Macht in Beziehung auf manche persönliche Vortheile, die er sich selbst oder seinen Freunden erwirkt hat."

Nur „persönliche Vortheile" an Geld und Gütern erwirkte sich der König, und für sie opferte er alle Rechte, die dem Königthum in Polen noch geblieben waren. Die durch die fremden Höfe dekretirte neue Verfassung machte das polnische Königthum zu einem wesenlosen Schattenbild. Das Liberum Veto blieb in voller Kraft, der aus Senatoren gebildete Rath des Königs wurde abgeschafft und durch einen „permanenten Rath" ersetzt, bestehend aus fünfzehn Senatoren und fünfzehn Mitgliedern der Ritterschaft, die vom Reichstage, ohne daß der König auf ihre Wahl Einfluß üben konnte, ernannt werden sollten. Auch das Recht die Starosteien zu vergeben, wurde dem König genommen, nur vier blieben ihm zur Verfügung und vier erhielt er als Eigenthum für sich und seine Erben. Rußland garantirte diese neue Verfassung und hielt Polen nach wie vor durch seine Truppen in Zaum, „die die Ruhe des Landes und die nationalen Freiheiten" schützen sollten! Die Theilungsmächte garantirten die Unantastbarkeit und Integrität des polnischen Gebietes!

Auch die „Dissidentenfrage" war natürlich wieder zur Sprache gekommen. Wegen der Dissidenten hatten Rußland und Preußen den innern Streit in Polen angefacht, wegen der Dissidenten hatte Katharina das Land in Feuer und Flammen gesetzt. Jetzt, nachdem man erreicht, was man in Polen gewollt, nachdem man mit allen Mitteln die politische Wiedergeburt des Volkes gehindert, den edlen Theil des Adels auf den Schlachtfeldern gemordet oder seiner Güter beraubt oder in die Verbannung geschickt und den corrumpirten Theil als Werkzeug eigener Selbstschändung mißbraucht hatte, nachdem man die Bürger und Bauern ausgeplündert und zu Tausenden aus ihrer Heimath weggeschleppt, und schließlich dem Lande die reichsten Provinzen geraubt hatte: jetzt ließ man die Dissidenten im Stich, gab die wichtigsten der früher für sie geforderten Rechte Preis. Sie sollten, wurde festgesetzt, in Zukunft von dem Eintritt in den Senat und in das Ministerium ausgeschlossen bleiben und zum Reichstag nur drei Landboten schicken dürfen. Katharina nannte das einen Beweis „von Mäßigung" ablegen*), die Dissidenten aber behaupteten, „derjenige Hof, welcher am lebhaftesten ihre Partei genommen und sie zu Schritten veranlaßt habe, die Vielen ihr Leben und den Meisten der übrigen ihr Vermögen gekostet — verlasse sie jetzt auf grausame Weise"**). So ging in Erfüllung, was Bischof Soltik den Dissidenten vorausgesagt hatte, als er sie vor dem Bunde mit fremden Mächten warnte, die nur aus eigennützigen Absichten „religiöse Fragen" zum Vorwande nähmen, um in Polen den Bürgerkrieg zu entzünden und das Land zu theilen.

Während aber Katharina die Dissidenten aufgab, ließ sie in den annexirten Provinzen die blutige Verfolgung gegen die griechisch-unirte Kirche fortsetzen, und es wurden während ihrer Regierung mehr als zwei Millionen Katholiken durch

*) Separatakt zum Theilungstraktat zwischen Rußland und Polen vom 15. März 1775 bei D'Angeberg 167—171.

**) Bericht des engl. Gesandten vom 25. Febr. 1775 bei Raumer 2, 550.

Knute, Kerker und Deportation zum Schisma „bekehrt." Die Verfolgung der katholischen Kirche durch Rußland ist ein Nachtstück in der neuern Geschichte Europas *).

Da der Ausschuß (die Delegation) des Reichstags, schreibt der englische Gesandte am 18. März 1775, auf dem Punkte ist, seine Geschäfte zu beendigen, so tragen die Mitglieder desselben des Nachmittags und sogar bis in die Nacht hinein Sorge für sich selbst. Sie weisen sich Jahrgelder und jede Art von Einnahme auf beispiellose Weise und auf Kosten der unglücklichen Republik an, so daß man dieß für den letzten Gnadenstoß hält, den sie ihrer Ehre und dem Vaterlande geben"**). Nachdem diese „Geschäfte" vollendet, umarmte Graf Stackelberg die Delegirten, und es fanden gegenseitige Beglückwünschungen statt, daß Alles ein so gutes Ende genommen, „Jeder zufrieden, sagt der Nuntius, weil die persönlichen Zwecke erreicht worden." Dann trat der Reichstag zum letztenmal vom 27. März — 12. April 1775 zusammen. Viele Mitglieder desselben hatten sich aus Warschau entfernt, manche legten gegen die von der Delegation gefaßten Beschlüsse Verwahrung ein, die übrigen erkauften Stimmen erklärten sich mit Allem einverstanden. Am 12. April, Nachts um ein Uhr schloß der Reichstag seine Sitzungen und der König eilte nun sofort in die Kirche, um das Te Deum singen zu lassen! Statt eines Te Deum, bemerkt der Nuntius, hätte man die Bußpsalmen und die Klagelieder Jeremiä singen sollen.

Wir fügen unserer historischen Darstellung keine allgemeinen Betrachtungen bei und erinnern nur schließlich noch an ein Aktenstück von wahrhaft historischer Bedeutung, durch welches die Conföderirten von Bar gegen die Theilung Polens

*) Vergl. Theiner Neueste Zustände der kathol. Kirche beider Ritus in Polen und Rußland 271—315. Theiner Clement XIV. tom. 2, 282—314; 433—445

**) Bei Raumer 2, 550. Lelewel 273, Note, gibt einige Beispiele von dem Raub- und Belohnungssystem und verzeichnet die Summen, mit denen Rußland polnische Große bestach.

protestirten. Polen gehe zu Grunde, sagen die Conföderirten, durch einen Bund furchtbarer Mächte, die sich in all' ihren Schriften als befreundete Mächte Polens ausgegeben und lange eifersüchtig gegen einander, sich schließlich vereinigt hätten, um sich auf Kosten Polens zu vergrößern. Niemand widersetze sich, Alles leide unter dem Druck ihrer Uebermacht, aber auch die unterdrückte Gerechtigkeit bewahre ihre Rechte und so lange noch die Gesetze der Natur keine wesenlosen Schatten geworden, würden sie nie aufhören zu hoffen, daß ganz Europa einmal den gerechten Klagen der Polen Gehör geben werde. Dann schildern die Conföderirten das ganze gesetzlose Verfahren der Theilungsmächte, deren einziges Recht die Gewalt, deren Mittel Gewalt, Drohungen und Corruption gewesen, und schließen: „Uns verschreit man als die Urheber des Unglücks, welches über Polen hereingebrochen, und doch wollten gerade wir dieses Unglück abwenden und können uns dafür auf das Zeugniß unseres Gewissens, auf unsere Gesetze und auf die Achtung aller ehrenhaften Mitbürger berufen. Wir haben es als das glorreichste Opfer betrachtet eher die Proscription zu erdulden als der Vernichtung aller geheiligten Rechte der Religion und des Vaterlandes zuzustimmen. Wir haben als wahre Patrioten gehandelt, aber das Glück hat uns verlassen und es bleibt uns, die wir verleumdet und verfolgt in fremdem Lande umherirren, als einziges Mittel nur die Protestation übrig, gewiß ein schwaches Mittel für Bürger, die ihr Vaterland lieben . . . Wir protestiren vor ganz Europa gegen die Theilung Polens und gegen alle Maßregeln und Gesetze und gegen die neuen Verträge, die man in Warschau mit Gewalt durchgeführt hat und die gegen das Naturrecht, Völkerrecht, gegen alle Grundgesetze und die Unabhängigkeit Polens verstoßen“ *).

Diese Worte verjähren nicht.

---

*) Bei D'Angeberg 149—158. Die Protestation ist vom 26. Mai

XLIV.

Von Rousseau bis zum neuen badischen Schulgesetz.

III. Die pädagogischen Geschicke in der Schweiz seit dem Jahre 1830.

Der Ausbruch des Sturmes, den Pestalozzi als nahe bevorstehend ahnte und herbeiwünschte, erfolgte im Juli 1830 in Paris, warf hier den legitimen Thron um, zertrümmerte das Königreich der Vereinigten Niederlande, blies die Revolution in Polen an, setzte als Cyklon nach Westen um, wo er in Spanien und Portugal die legitime Thronfolge wegfegte. In Deutschland wurden nur einige Gegenden von seinen Stößen gestreift, in der Schweiz dagegen wehte er die meisten Kantonalverfassungen wie morsche Schindeldächer herab, denn nur die rein demokratischen der kleinen Kantone blieben unversehrt. Die Verfassungen der größeren Kantone hatten nur in Bern ein erbliches aristokratisches Element (Patricier), sonst war überall das Wahlrecht für den gesetzgebenden Körper (Kantonsrath, Großer Rath) durch das Maß des Vermögens bedingt und die Bürgerschaft der Hauptstädte unverhältnißmäßig stark repräsentirt. Die neuen Verfassungen beseitigten das Vorrecht des Besitzes und der Hauptstädte größtentheils und bei den nachfolgenden Revi-

sionen gänzlich, so daß die reine Demokratie in verschiedenen Formen der Repräsentation in wenigen Jahren allgemein eingeführt war. Die Volksführer kamen natürlich überall an die Spitze der Behörden und da sie es dem alten System mit besonderem Nachdruck vorgeworfen hatten, es habe für die Volksschule absichtlich so wenig als möglich gethan, damit das Volk nicht klüger werde und ein anderes Regiment verlange, so wurde die Schulreform rasch in Angriff genommen und vor allem Schullehrerseminarien errichtet. Drei derselben gelangten zu einer ungewöhnlichen Bedeutung: das Züricher, das Thurgauer und das Aargauer.

Direktor des Zürichischen wurde Thomas Scherr, ein katholischer Württemberger, der sich von einem gewöhnlichen Schulprovisor zum Taubstummenlehrer gebildet hatte, seit 1825 an der Taubstummenanstalt in Zürich angestellt war und eine seltene Thätigkeit entfaltete. Er convertirte zu dem Züricher Evangelium und wurde 1831 Direktor des neu errichteten Seminars und der eigentliche Organisator des Volksschulwesens. Er bewies hiebei ein ausgezeichnetes Talent, lieferte eine Schulgrammatik (nach Becker's Werk bearbeitet), ein Lesebuch, Tabellenwerk u. s. w., und verstand es, als Direktor seinen Zöglingen den Wissenstrieb und Ehrgeiz einzupflanzen, von dem er selbst beseelt war. Gegen den Katholicismus zeigte er nicht die bei Apostaten gewöhnliche Feindseligkeit, so wenig als er eine Hingebung an die Zürichische „Staatsreligion" (so heißt sie noch in der Verfassung) heuchelte; er bekannte sich, soweit es die Rücksicht auf das gemeine Volk erlaubte, offen zu dem Rationalismus der Pestalozzi, Dinter u. s. w., er glaubte wie diese Koryphäen, die Schulerziehung sei dazu bestimmt, die Vernunftreligion allmälig zum Gemeingut des Volkes zu machen, und man legte ihm die Worte in den Mund: „die Schule muß die Kirche verschlingen." Er war deßwegen der reformirten Geistlichkeit im Kanton Zürich und der ganzen deutschen Schweiz eine verhaßte Persönlichkeit, und die von ihm gebil-

deten Schulmeister um so unwillkommener, als sie das devote Wesen der alten Schulmeister gänzlich ausgezogen hatten und mit höchst seltenen Ausnahmen auch viel mehr leisteten als jene.

Der Kanton Thurgau ist paritätisch, indem er unter 85,000 Einwohnern ungefähr 18,000 Katholiken zählt; hier wurde nach der demokratischen Verfassungsänderung von 1831 ein paritätisches Schullehrerseminar eröffnet und in ein dem Kloster Kreuzlingen gehöriges Gebäude verlegt. Die Katholiken hatten zugestimmt, indem sie der reformirten Mehrzahl gegenüber einige Nachgiebigkeit für gerathen hielten und in den Augustiner Chorherren des Klosters eine Ueberwachung der katholischen Zöglinge gesichert glaubten, überdieß bestimmte das damalige Schulgesetz, daß wenigstens der Oberlehrer des Seminars ein Katholik seyn müsse. Direktor wurde Joh. Jak. Wehrli, der in Hofwyl Fellenbergs Ideen über Armen-Erziehung mit dem schönsten Erfolge in das Leben gerufen hatte und daher heute in der Schweiz mit vollem Rechte als der eigentliche Vater der vielen schweizerischen Armenschulen verehrt wird. Sein pädagogischer Wahlspruch lautete: „Nicht allein der Verstand, sondern auch Herz und Hand soll gebildet werden“ Es war ihm damit auch voller Ernst, er übersah jedoch, daß wohl in der klösterlich eingerichteten Armenschule mit eigenem Haushalt, Garten und Feld auch die Hand des Kindes geübt wird, daß es da denkend arbeiten lernt, während dieß in der gewöhnlichen Schule nicht angeht, wo der Fachunterricht immer die ausschließliche Aufgabe bleiben wird. Er übertrug seine Ideen auf das Seminar, soweit es anging; die meistens armen, ärmlich gekleideten, wie die Söhne des gemeinen Mannes in ackerbauenden Kantonen genährten und gebetteten Zöglinge gruben, düngten, pflanzten, jäteten, verrichteten alle Arbeiten im Hause und Holzschuppen (nur in der Küche waren mit der Frau des Direktors zwei Mägde beschäftigt), führten am Seeufer eine Schanze gegen den Wellenschlag auf, legten Wege an u. s. w. Wehrli stellte in seinem Seminare das Muster

einer Anstalt auf für die Bildung von Landschullehrern, hat aber meines Wissens in Deutschland und in der Schweiz keine Nachahmung gefunden. Die reformirten Geistlichen des Thurgaus und der ganzen deutschen Schweiz waren von Wehrli's Seminar sehr erbaut; da werden bescheidene und gläubige Schulmeister herangezogen, sagten sie, verkündeten es in den Zeitungen und stellten Wehrli dem verhaßten Scherr gegenüber. Indessen war das Resultat doch kein anderes in Kreuzlingen am Bodensee als in Küßnacht am Zürichersee, und waren die Wehrlischüler um kein Haar besser oder schlimmer als die Scherrschüler, denn die beiden Meister hatten in Betreff der Aufgabe und Wirksamkeit der Volksschule die gleichen Grundsätze. Beiden war die Volksschule die große Weltverbesserungsanstalt der Neuzeit, und wenn Scherr die Kirche von der Schule verschlungen sah, so bezeichnete Wehrli die Schulmeister als „die Nachfolger der Apostel", verlangte von den Schulmeistern „Apostelthätigkeit", und bestand der ganze Religionsunterricht für die reformirten Zöglinge im Lesen und Erklären des Neuen Testaments, wobei Wehrli lange Zeit die Dinter'sche Schullehrerbibel zu Grunde legte. War Wehrli eine zu edle Natur, als daß er wissentlich das religiöse Gefühl seiner katholischen Zöglinge verletzt hätte, so geschah es unwillkürlich oft genug, und er war mit den Vorbereitungen zum Klosterraube ganz einverstanden, als die radikalen Machthaber erklärten, das todt liegende Gut müsse für die Zwecke der Schule und Wohlthätigkeit auferweckt werden. Es mangelte ihm in dieser Hinsicht wie in seiner ganzen politischen Haltung nur Scherr's Offenheit und Consequenz.

Im Aargau war die katholische Bevölkerung um einige Tausende in der Mehrheit, von ihr war auch hauptsächlich 1830 die unblutige Revolution ausgegangen, daher wurde auch in dem paritätischen Seminar ein Katholik Direktor. Es ist dieß Augustin Keller, der in pädagogischer Beziehung Scherr's und Wehrli's System zu verschmelzen versuchte, in

politischer Beziehung der erzradikalen Richtung huldigte, in Verbindung mit gleichgesinnten aargauischen Volksführern (Wallner, Bruggiser rc.) gegen die Klöster und die bundesrechtliche Stellung der katholischen Kantone in der Schweiz mit unheilvollem Erfolge agitirte. Er ist seitdem mehrmals Regierungsrath und Regierungspräsident gewesen (wie gegenwärtig), der schöne Kanton aber wird spöttisch der Muster-Kanton genannt und rühmt sich selbst seines sittlichen und ökonomischen Zustandes mit nichten.

Mit politischen Ideen ist das deutsche Volk nicht in eine durchgreifende Bewegung zu bringen, wie wäre es aber, wenn man es mit der Religion versuchte? äußerte Hegel kurze Zeit ehe die Cholera ihn wegraffte. Diesen Weg schlug die radikale Partei in der Schweiz ein, jedoch nicht auf die Anregung des Berliner Philosophen hin. Als Handhabe bot sich die im katholischen Kanton Luzern herrschende liberale Partei an, indem sie im Januar 1834 die Badener Conferenz veranstaltete. Diese Conferenz wurde von dem katholischen Luzern, den paritätischen Kantonen Bern, Thurgau, Aargau, Baselland und St. Gallen beschickt und Beschlüsse gefaßt, die eine vollständige Unterwerfung der Kirche unter die Staatsgewalt, die Einführung eines „unkirchlichen Kirchenrechts" herbeiführen sollten. Sie konnten nicht durchgeführt werden, veranlaßten jedoch im Aargau die Weigerung der katholischen Geistlichkeit die neue Kantonalverfassung ohne Vorbehalt der Rechte der Kirche zu beschwören, Gewaltandrohung von Seite der Regierung und als Folge eine Demonstration der katholischen Bevölkerung, worauf die Regierung den katholischen Kantonstheil durch die Milizen des reformirten Kantons Zürich occupiren, aber auch die Conferenzbeschlüsse fallen ließ. An dem Widerstreben der katholischen Aargauer sollten die Klöster Schuld gewesen seyn, gegen welche von da an planmäßig operirt wurde. Im Thurgau beantragte der radikale reformirte Pfarrer Bornhauser die Aufhebung der Klöster im Kanton, drang aber nicht durch, weil die flagrante Verletzung der Bundesakte, welche in Art. 8

die Klöster garantirte und als Privateigenthum erklärte, noch nicht räthlich schien, jedoch wurden die Klöster unter Staats-Curatel gestellt, die Aufnahme von Novizen verboten, und das gemeine Volk durch die Aussicht auf die Säkularisation des Klosterguts und dessen Verwendung zu gemeinnützigen Zwecken geködert. Die Regierung des Aargaus folgte diesem Beispiele, die Tagsatzungsmehrheit ließ es hingehen, denn die Machthaber der beiden Kantone betheuerten bei Himmel und Hölle, daß es nicht auf den Raub der Klöster, sondern vielmehr auf die Rettung derselben vom ökonomischen Ruin abgesehen sei.

Einen kurzen Stillstand der radikalen Operationen verursachte 1839 der sogenannte „Züriputsch." Die hohen Räthe der Republik Zürich beriefen den württembergischen Dr. David Strauß, der so eben durch sein „Leben Jesu" einen neuen Weg der Läugnung Christi erfunden hatte, auf den Lehrstuhl der „evangelischen" Dogmatik an der Universität Zürich. Der großen Mehrzahl der Zürichischen Geistlichen kam es jedoch damals noch schmählich vor, daß sie auf den Kanzeln von der Göttlichkeit Christi und von den „Segnungen der Reformation" predigen sollten, während Strauß auf dem Lehrstuhl der Glaubenslehre den künftigen Geistlichen auseinandersetzte, daß der Glauben an Christus der Glauben an einen spätgebornen jüdischen Mythus sei; einer solchen Rolle, die sie entweder zu Dummköpfen oder Komödianten oder Heuchlern (Hypokriten im doppelten Sinne des griechischen Wortes) stempelte, schämten sie sich und predigten gegen den Dr. Strauß auf ihren Kanzeln. Die alten Stadtbürger hatten es den regierenden Herren noch nicht vergessen, daß sie Zürich um seine politischen Privilegien gebracht hatten, das gläubige Landvolk aber sah in der Berufung des ungläubigen „Schwaben" eine Herabwürdigung des schweizerischen Reformators Zwingli, in welchem es einen Martyrer des Evangeliums verehrte. Der Coalition der Geistlichkeit, des Landvolks und der Stadtbürger mußten die hohen Räthe weichen, und an die Spitze

des neuen Regiments trat der Professor Dr. Kaspar Bluntschli. Auch der Direktor des Schullehrerseminars Th. Scherr mußte weichen und die Anstalt sollte durch einen andern Direktor mit einem neuen evangelisch-christlichen Geiste imprägnirt werden, während der Kanton Zürich sich zum Träger einer „liberal-conservativen" Politik qualificiren wollte. Bluntschli's Herrlichkeit war jedoch von kurzer Dauer. Im Januar 1841 erhielt der Kanton Aargau eine neue Verfassung, welche den Katholiken ihre bisherige nach dem System der Kopfzahl berechtigte stärkere Vertretung in dem Großen Rathe verkürzte, durch die Vereinigung der reformirten Bevölkerung mit dem abgefallenen Bruchtheil der katholischen eine kleine Mehrheit, und als die katholischen Bezirke tumultuirten, wurden sie von aargauischen, bernischen, zürichischen und basellandschaftlichen Truppen niedergeworfen. Gleich darauf beschloß der aargauische Große Rath die Aufhebung sämmtlicher Klöster; Seminar-Direktor Augustin Keller hatte den Antrag gestellt und damit begründet, daß die Klöster unverträglich seien mit dem Bestande und der Wohlfahrt des Kantons, „sowie das Mönchthum überhaupt nur Steppen und Barbarei schaffe, und der Mönch in der Regel ein schlechtes verdorbenes Geschöpf sei, in dessen Schatten der Grashalm verdorre." (Damals mußte P. Theodosius als „Aufrührer" flüchten!) Die Tagsatzung konnte die durch die Klosteraufhebung begangene Verletzung der Bundesakte nicht geradezu gut heißen, sie wurde aber nach und nach umgestimmt, indem sich die Mehrzahl der einzelnen Kantone vollends radikalisirte. Den Ausschlag gab der Kanton Zürich; am 29. August 1841 beschwor der Advokat Jonas Furrer von Winterthur eine große Volksversammlung zu Schwammedingen bei den Manen Zwingli's nicht länger zu dulden, daß die Regierung die aargauischen Klöster unterstütze. Das wirkte auf das Volk und Bluntschli mußte den Platz räumen. Er hatte schon vor 1839 die Tendenz Scherr's in einem eigenen Buche bekämpft, in der Augsburger Allgem. Zeitung dagegen geschrieben und die

ganz richtige Behauptung aufgestellt, das Schulmeisterthum strebe eine Macht zu werden im Staate und im Gegensatze zu der Kirche. Er übersiedelte von Zürich nach München, von hier nach Heidelberg und verficht heute als großherzoglich badischer Rath ein Schulgesetz, das weiter geht, als Scherr jemals beabsichtigte!

Der Sieg des Landvolkes in Unterwallis (1843), das sich nicht von einer frivolen Partei in Betreff der Religion und des Unterrichts befehlen lassen wollte, die Verfassungs-Revision, welche das Volk von Luzern mit ungeheurer Mehrheit beschloß (1841) und dadurch das bisherige Regiment stürzte, steigerte den Grimm der Radikalen, der sich jetzt auf Luzern, den katholischen Vorort concentrirte. Da beschloß am 24. Oktober 1844 der Große Rath von Luzern die theologischen Lehrstellen an vier Jesuitenpatres zu übergeben, welchem Beschlusse die Mehrheit der Staatsbürger in Gemeindeversammlung zustimmte. Hierauf versuchte die Gegenpartei in der Nacht vom 7./8. Dezember sich durch einen Handstreich der Stadt Luzern zu bemächtigen, während ein Zuzug Mitverschworner vom Lande in Verbindung mit Freischaaren aus dem Aargau (unter dem kathol. aargauischen Regierungsrathe Wallner) die Niederwerfung und Unterdrückung der Mehrheit des Volkes vollenden sollte, was ohne die Ermordung oder Vertreibung der Volkshäupter nicht möglich gewesen wäre. Die Mordnacht wie der Freischaarenzug mißlangen schmählich, steigerte aber nur die Erbitterung der Radikalen, und diese erreichte ihren höchsten Grad, als im März 1845 auch der großartig angelegte Einfall der Luzerner Flüchtlinge, bernischer, aargauischer und basellandschaftlicher Freischaaren, zu welchem die bernische und aargauische Regierung und viele reiche Privaten die Mittel geliefert hatten, mit einer gänzlichen Niederlage endete. Der Landfriedensbruch, der an Luzern von mehreren Kantonen verübt war, blieb von der Tagsatzung ungestraft, als aber sieben katholische Kantone (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, Freiburg, Wallis; die gleichfalls

katholischen Kantone Solothurn und Tessin waren radikal) einen Vertheidigungsbund schlossen, da erhoben die Radikalen die Anklage auf Bundesbruch mit betäubendem Geschrei. Der aargauische Klostersturm war ein offener Bundesbruch; einige angesehene Katholiken wandten sich an den Geschichtschreiber und zürichischen Altrathsherrn G. Meyer von Knonau mit der Bitte, sich über die Klosterfrage auszusprechen. Er antwortete, die Klöster hätten allerdings das Recht für sich, allein wenn Anstalten dem Zwecke ihrer Gründung, der ein gemeinnütziger gewesen sei, nicht mehr entsprechen, so können sich dieselben einer Umwandlung nicht erwehren, und die Katholiken würden gut thun, wenn sie dazu die Hand reichten. Auch der greise Kaspar Zellweger, damals wohl wegen seiner Milde, Wohlthätigkeit und Welterfahrung der verehrteste Mann in der ganzen Schweiz, der Verfasser einer quellenmäßigen Appenzeller Geschichte, antwortete auf die gleiche Aufforderung: „die Katholiken beklagen sich mit Recht wegen des Angriffs auf ihre Klöster, die Reformirten aber mit demselben Rechte über die Einführung der Jesuiten, denn die Jesuiten sind gefährlich; gefährlicher allerdings als die Jesuiten wäre für die Schweiz die Anarchie.“ So lautete der Bescheid zweier liberal-conservativer reformirter Autoritäten. Ganz anders noch tönte es aus Frankreich, Deutschland und England herüber. Thiers, der Geschichtschreiber der Revolution und des ersten Kaiserthums, der Lobredner des Umsturzes und der Eroberung so lange diese glücklich war, lag damals in gewaltiger Opposition gegen Louis Philippe, den Bürgerkönig, weil derselbe ihn als Minister verabschiedet hatte. Die Katastrophe im Kanton Wallis benutzte Thiers zu einer fulminanten Rede gegen die Regierungspolitik, die er als Mitschuldige an der Unterdrückung der Freiheit in der Schweiz bezeichnete; der Meister der oratorischen Sophistik wußte es so zu drehen, daß die Vertheidigung der durch die Bundesakte verbürgten Rechte als revolutionär, der Sieg der Mehrheit der Bevölkerung in demokratischen Republiken über die an-

greifende Minderheit als Unterdrückung erschien. Louis Philippes Thron war längst nicht mehr volksthümlich, und Thiers trug durch seine Deklamation, die in den Journalen viel tausendfältigen Widerhall fand, nicht wenig dazu bei, dem Bürgerkönig als Complicen der schweizerischen Jesuiten auch die Bourgeoisie zu entfremden, die durch den vorgehaltenen Popanz des Jesuitismus sich alteriren ließ und sich förmlich an ihrer Aufregung erfreute; denn es war ein seit Jahren ungewohnter Genuß und schien gefahrlos. Der Bürgerkönig sah wohl ein, was die Bewegung in der Schweiz zu bedeuten habe, allein er getraute sich nicht eine Drohnote durch seinen Gesandten an den schweizerischen Vorort zu richten, weil „die öffentliche Meinung“ in Frankreich bereits Partei genommen hatte. Durch diese Zurückhaltung Frankreichs war auch der österreichischen Politik der Kappzaum angelegt; ein weiteres Vorgehen von dieser Seite hätte die französische Regierung nicht zu gleichen Schritten, sondern zur Parteinahme für die radikalen Kantone genöthigt, denn bei den Franzosen aller Farben steht als politisches Axiom unabänderlich fest: „die Schweiz ist in einem allgemeinen Kriege Frankreichs Avantgarde gegen Oesterreich und Deutschland.“ Die deutsche Presse nahm mit geringer Ausnahme (z. B. der Karlsruher Zeitung, von Dr. Giehne redigirt) gegen die katholischen Kantone Partei und colportirte alle Feindseligkeiten und Lügen, welche die radikalen Blätter der Schweiz ausheckten; Professor Kortüm in Heidelberg aber verkündete den Schweizern und Deutschen in einer eigenen Schrift, daß auf dem Continente eine große Verschwörung gegen die Freiheit der Völker arbeite, die sich in der Schweiz in der Berufung der Jesuiten nach Luzern verrathen habe, und foderte die Schweizer zu einer Waffenprobe auf. Nun befanden sich in der Schweiz Jesuitencollegien in Freiburg, in Sitten und Brieg im Wallis, in Schwyz, also im ganzen vier, und vier Jesuiten waren auf die theologischen Lehrstühle in Luzern berufen; kaum drei Dutzend Lehrer oder Pädagogen,

welche dem Orden der Jesuiten angehörten, deren Anstalten in kleinen katholischen Republiken errichtet waren, denen in den reformirten größern Republiken drei Universitäten, zwei Akademien, zehn Kantonsschulen und Gymnasien und eine Anzahl von Pensionaten (Privat-Erziehungsanstalten) gegenüber standen, sollten der politischen und religiösen Freiheit Verderben drohen! Im Ernste glaubten dieß die Partei- und Wortführer in der Schweiz selbst nicht, aber sie erhoben ihr Geschrei, um das reformirte gemeine Volk zu fanatisiren, während ihre Sekundanten in Frankreich und Deutschland in einer schweizerischen Aktion des politischen und religiösen Radikalismus den rollenden Schneeball sahen, der zur europäischen Lawine anschwellen werde. Lord Palmerston combinirte die Bewegung in der Schweiz alsbald mit seinen Machinationen, die er in Italien gegen Oesterreich wie gegen Frankreich in Gang gebracht hatte, und als durch den Sturz der Regierungen in Waadt und Genf, durch den Beitritt St. Gallens die zum Kriege entschlossene radikale Partei die Mehrheit in der Tagsatzung gewonnen hatte, rechnete diese auf die Sympathien Englands und schrieb es dessen Einwirkung zu, daß der katholische Vertheidigungsbund von Paris und Wien dringend ermahnt wurde, jeden äußersten Schritt zu vermeiden und ja nicht voreilig zu den Waffen zu greifen und einen Krieg herbeizuführen, während der englische Geschäftsträger, der junge Robert Peel, den radikalen Bund zu raschem Handeln aufmunterte, damit der vermittelnden europäischen Diplomatie eine vollendete Thatsache entgegenstehe, welche von Protokollen und Noten nicht ungeschehen gemacht werden könne. So geschah es, der Radikalismus griff an, siegte leicht und that nun, was er für gut fand, ohne sich im mindesten an die feierlichen Zusagen, daß es sich nicht um den Sturz der Bundesverfassung, um die Verkümmerung der Rechte der Katholiken handle u. s. w., zu kehren. Alsbald wurde eine neue Bundesakte gegeben, deren Entwurf wesentlich dem Dr. Kern, dem Jugendbekannten des französischen Kaisers,

angehört; durch dieselbe ist das Gewicht der katholischen Urkantone nahezu auf Null reducirt und eine weitere Centralisation und damit die Herrschaft der reformirten Mehrzahl angebahnt. Unmittelbar nach dem Kriege wurden die zehn Klöster des Thurgaus eingezogen und damit der zerstreut wohnenden katholischen Bevölkerung ihre Anhaltspunkte und Stützen entzogen. In neuester Zeit hat auch Zürich das tausendjährige Kloster Rheinau (drei Mill. Franken werth) eingesackt und in der Person des Dr. Alfred Escher den katholischen Institutionen und der Beschwerde über einen solchen Mißbrauch der confessionellen Uebermacht Hohn gesprochen. Rheinau wäre übrigens schon früher aufgehoben worden, wenn die Regierung des Großherzogs Leopold von Baden in diesem Falle nicht mit der Geltendmachung des Epavenrechts auf die rheinauischen Güter, die größtentheils auf badischem Gebiete lagen, gedroht hätte; es war der neuen badischen Aera vorbehalten, der rohen Gier einer reichen Republik, welche 1849 nach dem Uebertritte des meuterischen badischen Militärs auf ihren Boden der Regierung des Großherzogs Leopold so viel Verdruß und Kosten verursacht hatte, ein uraltes katholisches Stift zu überliefern.

Die reformirten Geistlichen, welche im Großen Rathe von Zürich saßen, sprachen sich sehr entschieden gegen die beantragte und beschlossene Beraubung Rheinaus aus; auch der aargauische Klostersturm war nicht nach dem Sinne der orthodoxen Geistlichen und Laien in Basel, Waadt, Genf und anderswo, Basel hatte es sogar gewagt an dem Kriege gegen den sogenannten Sonderbund, als einem ungerechten Kriege, alle Theilnahme zu verweigern und war dafür mit einigen hunderttausend Franken bestraft worden: diese Glaubenspartei begriff oder ahnte, daß ein gelungener Angriff des politisch-religiösen Radikalismus auf die Rechte und Institutionen der katholischen Kirche den Glaubensartikeln der Confessio helvetica wie der Stellung ihrer Diener („ministerium“ nennt sich die Gesammtgeistlichkeit eines Kantons) große Gefahr

bringen werde. Die Bestätigung ließ auch nicht lange auf sich warten. Der Kanton Waadt ist ein schöner Flecken Erde, hat milde, gesunde Luft und fruchtbaren Boden; die reichen Fremden, die im Sommer in ganzen Schaaren herumwandern und im Winter sich in die unzähligen Landhäuser und hôtels garnis einmiethen, sind für Waadt Goldvögel; das wälsche Völklein hat sich an ihnen abgeschliffen, ist kosmopolitisch nach republikanischem Geschmack und trinkt mehr und besseren Wein als irgend auf der Welt eine andere gleich große Anzahl Menschen. Es ist natürlich auch sehr aufgeklärt, doch hat sich der Geist aus den Tagen der Calvin, Viret und Farel nicht ganz verloren, zumal er durch die Einwanderung vieler von Ludwig XIV. vertriebenen Hugenotten aufgefrischt wurde. Die Kinder dieses Geistes, die Momiers (schweizerisch-wälsche Benennung der Pietisten) sammelten sich in größern und kleinern Oratoires, ließen sich specifische Predigten halten und sangen Lieder aus einem eigenen Gesangbuche. Dieß fand „das Volk" unausstehlich und tumultuirte da und dort, attakirte die Oratoires und Momiers und sprengte endlich im Februar 1845 die tolerante Regierung, als diese sich zwar gegen die Berufung der Jesuiten nach Luzern aussprach, aber gleichzeitig erklärte, Luzern sei ein souveräner Kanton wie jeder andere, und wenn es Jesuiten berufe, so hätten die andern Kantone zwar das Recht diesen Schritt zu mißbilligen, nicht aber ihn gewaltsam zu verwehren. An der Spitze der Bewegung stand Herr Druey, der bisher die Regierung geleitet hatte, aber noch zu rechter Zeit erklärte: „was das souveräne Volk will ist Recht, und der republikanische Staatsmann hat deßwegen die Pflicht den Willen des Volks zu vollführen." Druey hatte in Berlin Hegels Vorlesungen gehört und verwerthete dessen Doktrin von dem souveränen monarchischen Staate in folgerichtiger Weise als demokratischer Republikaner. Darauf ließ er durch die Regierung den Geistlichen befehlen die neue demokratische Staatsordnung zu verkünden; eine große Anzahl derselben legte aber Protest da-

gegen ein, daß sie aus „Dienern am Worte" die Diener der Regierung und der Gemeinden werden sollten und drohten mit Niederlegung des Amtes, wenn das neue Kirchengesetz nicht abgeändert würde. Druey erklärte, sie möchten gehen, wenn sie wollten, nöthigen Falls werde er selbst auf die Kanzel steigen und predigen und andere werden seinem Beispiele folgen. Wirklich legten 180 Geistliche ihr Amt nieder, aber das Volk rief sie nicht zurück, wie sie erwarteten, und es fanden sich (ohne daß Druey predigen mußte) Leute genug, welche so viel verstanden, als zum Predigen, Taufen, Abendmahl austheilen und Copuliren nothwendig war, die Ordination ließ nicht auf sich warten, es ging im neuen Geleise so gut fort als im alten, und die Schulmeister und maîtres (Sprachlehrer), die zu Pfarrern gediehen waren, erwiesen sich sattelgerecht; indessen bereuten viele der 180 den gethanen Schritt und ließen sich auf vakant gewordene Plätze wieder anstellen.

Das waadtländische Völklein ärgert sich seit Jahren nicht wenig über die Wendung, welche der Sieg der reinen Demokratie am 8. Oktober 1846 in der Nachbarstadt Genf herbeigeführt hat. Diese Metropole des romanischen Protestantismus wurde 1814 durch die österreichischen Waffen den Franzosen entrissen und durch den Wiener Congreß als zweiundzwanzigster Kanton der Eidgenossenschaft einverleibt. In Genf herrschte noch mehr als in der Waadt die republikanisch-kosmopolitische Richtung, während die reiche Bourgeoisie als regierende Partei der Stadt Calvins ihre confessionelle und damit ihre politische Bedeutung zu erhalten bemüht war. Durch die strenge Aufrechthaltung der Sonntagsfeier, die Maßregelung des Theaters und dergl. revindicirte sich Genf nach 1815 den während der französischen Herrschaft verlorenen Beinamen „la sage"; der Reichthum der Stadtgemeinde und die Freigebigkeit der eingebornen Millionäre hob die Akademie zu einer wissenschaftlichen Anstalt ersten Rangs und machte sie zum Brennpunkt der romanisch protestantischen Theologie und Philosophie. Die

Stadtgemeinde hielt sich strenge gesondert von der katholischen Landschaft, mit welcher sie der Wiener Congreß auf Kosten Frankreichs und Savoyens umgeben hatte, damit der Schlüssel zur westlichen Schweiz nicht außerhalb der Schweiz läge. Die Stadtgemeinde war eine geschlossene Bürger-Corporation, die keinen Katholiken aufnahm, einen mehrere Millionen starken Fonds für Kirchen- und Schulzwecke besaß, unter den katholischen Dienstboten und Ansassen Proselyten warb, sie aussteuerte und mit dem Bürgerrecht belohnte. In gleicher Weise verfuhr sie mit den politischen Flüchtlingen und so wurde z. B. Graf Pellegrino Rossi als flüchtiger Carbonaro in Genf Calvinist, dann Professor und Staatsrath, und legte als Genfs Gesandter auf der Tagsatzung 1833 den Entwurf einer neuen Bundesverfassung vor. (Sein Glaubensverwandter Guizot berief ihn 1835 nach Paris, wo er sich wieder als Katholik gerirte, 1839 Pair, 1840 Staatsrath, 1845 französischer Gesandter in Rom, 1848 erster Minister Pius IX. und als solcher am 15. November von den Mazzinisten erdolcht wurde.) Dieses puritanische Genf verwandelte James Fazy durch die Revolution vom 8. Okt. 1846, in welcher die kecken ouvriers unter ihrem entschlossenen Führer die vor einem Kampf auf Leben und Tod zurückschreckenden reichen bourgeois besiegten, in eine paritätische Stadt, amalgamirte durch eine neue Verfassung Stadt- und Landbürger, vertheilte den größeren Theil der Fonds als Kirchen- und Schulgut für beide Confessionen, riß die Festungswerke der Stadt nieder und öffnete dieselbe der Einwanderung und Einbürgerung. Genf übt aus begreiflichen Gründen auf die benachbarten savoy'schen und altfranzösischen Bezirke die meiste Anziehungskraft aus und weil diese katholisch sind, so sind die eingewanderten Neubürger zum größten Theil Katholiken; in Folge davon zählte der Kanton Genf schon 1861 unter 83,000 Einwohnern etwas über 42,000 Katholiken, während 1815 die Reformirten Zweidrittheile der Bevölkerung ausmachten. Dieses Ergebniß der Revolution von 1846, welche durch den Jesuitensturm

angeblasen würde, ist ein Gräuel in den Augen der reformirten Altgenfer und der benachbarten Waadtländer, nicht minder auch der reformirten deutschen Schweizer, man findet jedoch allerseits für gut seinen Groll zu bemänteln, neuester Zeit mit heiligem Zorn über die Spielhölle in Fazys Palast und Fazys Finanzwirthschaft. Der alte Demagoge hat allerdings in dieser Hinsicht gesündigt, es braucht aber nur die Spielhölle geschlossen und die Finanzwirthschaft sparsamer gehandhabt zu werden und damit ist alles gethan; beides ist geschehen, aber deßwegen schweigt nicht der Zorn über den 1846 so hoch gepriesenen Fazy und hört die Spannung in Genf nicht auf; hier wird es kaum ertragen, daß die Katholiken nicht bloß gleichberechtigt sind, sondern bereits übermächtig zu werden drohen, und anderswo ist man ergrimmt, daß der Schlag, mit welchem die Katholiken in der innern und östlichen Schweiz getroffen wurden, ihnen im äußersten Westen die Thore des calvinischen Roms öffnete. Diese Stimmung machte sich 1859 sogar bei einem Bundesrathe Luft; man jubelte vom Genfer- bis zum Bodensee über Napoleons italienischen Befreiungskrieg und wiegte sich sogar in dem Gedanken, der französische Kaiser und ehemalige thurgauische Bürger werde Chablais und Faucigny, die in der von Europa der Schweiz garantirten Neutralität inbegriffen waren, aus Dankbarkeit für das gewährte vieljährige Asyl in einen schweizerischen Kanton umschmelzen oder mit dem Kanton Genf vereinigen. Da äußerte ein Bundesherr sich unwillig und ermahnte zu bedenken, daß durch eine solche Acquisition die Ultramontanen mit einem großen Kanton verstärkt würden und Genf ihnen rettungslos verfallen müßte. In der That würden auch Chablais, Genf, Wallis und Freiburg einem neuen radikal religiösen Anlauf eine respektable Macht in der Westschweiz entgegenstellen können.

Freiburg hat sich nach zähem Ausharren von den radikalen Machthabern und ihrer Verfassung, welche von der Tagsatzungs-Mehrheit dem Kanton war aufoctroirt worden, emancipirt,

Wallis fiel dem Radikalismus niemals vollständig anheim, wohl aber die beiden katholischen Kantone Solothurn und Luzern. Die höheren Schulanstalten der beiden letztern mit den Schullehrerseminarien werden daher entsprechend geleitet und ist die Elementarschule thatsächlich von der Kirche getrennt, obgleich das Gesetz eine solche Bestimmung nicht ausdrücklich enthält, denn das Schulgesetz ist das ausschließliche Werk des Großen Rathes und der Bischof ist weder Mitglied des Erziehungsrathes noch hat er einen Vertreter in demselben. Auch in St. Gallen wurden die katholischen Interessen schwer geschädigt. Dieser große Kanton ist am Schlusse des vorigen Jahrhunderts während der damaligen Revolutionsstürme aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt worden, die theils ausschließlich reformirt wie die Stadt St. Gallen, theils ausschließlich katholisch wie das ehemalige fürstäbtliche Gebiet, theils paritätisch wie das Toggenburg und die Vogtei Rheinthal waren. Die Katholiken bilden jedoch nahezu ein Drittheil der Bevölkerung und würden daher Herr im eigenen Hause bleiben, wenn sie dasselbe einträchtig beschützen würden. Seit 1830 erhob sich jedoch eine mächtige Partei unter ihnen selbst, welche das im nahen Deutschland herrschende System der Kirche gegenüber einzuführen strebte. Sie kündigte 1833 die Verbindung des kleinen Bisthums St. Gallen mit dem noch kleinern Bisthum Chur, veranlaßte dadurch einen langjährigen Streit mit dem päpstlichen Stuhle, Spaltung und Aergerniß unter den Katholiken des Kantons; sie war es auch, welche die Badener Conferenz beschickte, das Kloster Pfäfers säkularisirte und 1846 in Verbindung mit den Reformirten durch den Tagsatzungsgesandten Fels die entscheidende Stimme gegen den sogenannten Sonderbund und die Berufung der Jesuiten nach Luzern gab. Bis dahin hatten die Reformirten sich den Katholiken zwar gefällig bewiesen, sich jedoch nicht in rein katholische Angelegenheiten gemischt, namentlich hatte die exclusiv reformirte Stadt St. Gallen sich ferne gehalten; nach 1846 änderte sich dieß

Verhältniß vollständig, der Radikalismus gewann die Herrschaft, die Reformirten hielten zu den katholischen Radikalen, setzten durch diese Coalition in den gemischten Bezirken in der Regel ihre Candidaten durch, und als natürliche Folge trat die gleiche Aenderung in den Kantonalräthen ein. Seitdem wurde rüstig gegen die katholischen Interessen operirt und außer einer Verfassungsänderung bedeutende Erfolge errungen. Die Katholiken des Kantons haben als Corporation von dem Stifte St. Gallen (dessen Wiederherstellung und schließlich sanktionirte Aufhebung nach der Besiegung Napoleons I. besonders den Fürsten Metternich beschäftigte) ein bedeutendes Vermögen geerbt, das für Kirche und Schule zu verwenden ist. Ein Theil dieses Vermögens besteht in Waldungen: die meisten sind jetzt verkauft und von diesen ein beträchtlicher Complex von der Stadtgemeinde St. Gallen, einer exclusiv reformirten Corporation, angekauft. Die Katholiken hatten ihre eigene Kantonsschule (Gymnasium), die von dem Präsidenten des katholischen Erziehungsrath Dr. Karl Greith (jetzigen Bischof von St. Gallen) zu hoher Blüthe gebracht wurde; derselbe stiftete im Verein mit andern tüchtigen Lehrkräften einen Lehrcurs der philosophischen Propädeutik an der Kantonsschule, der sich als besonders zweckmäßig erprobte. Heute ist die katholische Kantonsschule mit der reformirten verschmolzen, bezahlen die Katholiken verhältnißmäßig das Meiste, sind die Reformirten in der leitenden Behörde verhältnißmäßig stärker vertreten, und ist die Anstellung eines katholischen Lehrers der Geschichte nicht ausbedungen. So wurde durch radikale und confessionelle Arglist eine Anstalt gesprengt, welche der katholischen deutschen Schweiz so nothwendig wäre; denn seitdem die Anstalten in Solothurn, Luzern und Chur radikalisirt sind, hat ein Vater, der seinen Sohn in kirchlicher Lehre und Disciplin heranbilden lassen will, in der Schweiz nur noch die Wahl zwischen dem Institute des Stifts Einsiedeln und dem von den schweizerischen Bischöfen protegirten Privatinstitute Mariä Kreuz in Schwyz.

Wenden wir uns aus St. Gallen in den benachbarten Thurgau. Das Lehrerseminar wurde nach Aufhebung der Klöster in das Stiftsgebäude Kreuzlingen verlegt und Direktor Wehrli bezog mit seiner Familie die ehemaligen Gemächer des Prälaten, konnte sich derselben jedoch nicht lange erfreuen. Der Erziehungsrath mit Dr. Kern an der Spitze beantragte die Errichtung einer Kantonsschule und der Große Rath stimmte bei. Dieß mißfiel der Volksmasse, die von der Klosteraufhebung Straßenbauten, Krankenhäuser rc. neben Steuerherabsetzung erwartet hatte, nicht aber in erster Linie die Dotirung einer höheren Schule für die Söhne einiger hundert reicher Familien, damit diese mit weniger Kosten sich die Vorbildung zu Beamten, Aerzten, Geistlichen aneignen, oder die einem Kaufmann, Fabrikanten, Dorfmagnaten rc. nöthige Kenntniß des Französischen, der Mathematik, Physik, Chemie nicht mit großen Kosten aus Zürich oder gar aus Lausanne holen müßten. Förmlich erbittert waren die Schulmeister; sie hatten von dem Klostermanna einen beträchtlichen Antheil erwartet, jetzt schien dieses von einer Kantonsschule, von Professoren und anderen graduirten Lehrern verschlungen zu werden. Sie stellten sich nun an die Spitze der Bewegung gegen den Schulgesetz-Entwurf, das Volk verwarf denselben, Dr. Kern trat ab und verlor sein bisheriges Prästigium; der aus Zürich in den Thurgau übergesiedelte Seminardirektor Scherr wurde zum Präsidenten des Erziehungsraths gewählt und nun legte auch Wehrli sein Amt nieder, nachdem er von der Mehrheit der Schulmeister die Meinung hatte hören müssen, daß er für die Kantonsschule gewirkt habe und nicht für die Besserstellung der Schulmeister eingestanden sei, wie er doch so oft versprochen. Die Kantonsschule kam aber dennoch zu Stande, denn die Bewegung in dem Volke erlahmte bald, da sich alle reichen Familien von ihr fern hielten, und auch Scherr zog sich bald wieder zurück, nachdem er eine anerkennenswerthe Mäßigung bewiesen. Selbstverständlich wurde bei der Organisation der Kantonsschule auf die Katholiken nicht die

mindeste Rücksicht genommen; sie rührten sich auch nicht, weil es sie doch nichts geholfen hätte.

Der Erziehungsrath, dessen katholische Mitglieder der confessionellen Proportion der Bevölkerung entsprechend die Minderheit bilden, griff aber auch radikal in die Organisation des Elementarschulwesens ein. Der Kanton hat ungemein viele einzeln stehende oder in kleinen Gruppen umherliegende Höfe und Häuser, so daß manche Pfarrgemeinde aus zwei bis fünf Ortschaften besteht, die bis auf ein bis zwei Stunden von der Kirche entfernt sind. Die meisten derselben, reformirte wie katholische, sammelten lange Jahre hindurch mit unsäglicher Anstrengung die Mittel, um einem Schulmeister den vom Gesetze als Minimum bestimmten Gehalt verabreichen zu können und ein gesetzlich genügendes Lokal für die Schule herzustellen; eine eigene Schule wünschten die Alten der Kinder wegen und betrachteten sie überdieß als einen Ehrenpunkt. Das säkularisirte Klostervermögen schien auch hier für alle Zeiten zu helfen; es kam aber ganz anders; die neue Generation der Schulmeister schrie nach Gehaltsaufbesserung mit der Beharrlichkeit hungriger Raben, sie verlangte nach zureichenden Lehrmitteln um ihre in Geschichte, Geographie, Naturkunde, Zeichnen im Seminar erworbenen Kenntnisse nicht brach liegen zu lassen — der Staat wollte das ganze Opfer nicht bringen, die kleinen Schulgemeinden vermochten es nicht. Da wurden diese kleinen Schulen als „Zwergschulen" in die Acht erklärt als Hindernisse für das Gedeihen der Volksbildung und zuletzt deren Verschmelzung zu einer größeren oder zur Vereinigung mit einer bereits bestehenden größeren verurtheilt. Dieß Schicksal traf hauptsächlich katholische Schulen, weil in größeren paritätischen Gemeinden die Katholiken in der Regel die Minderzahl sind und nur höchst selten das umgekehrte Verhältniß stattfindet, weßhalb das Loos eingeschmolzen zu werden ebenso selten eine reformirte Schule traf. Gegen diese Operation protestirte nicht nur der katholische Klerus, sondern auch der reformirte, allein der radikale Kantonsrath führte sie

durch im Interesse der Volksbildung und zur Beförderung der Toleranz, wie mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wurde. Die reformirten Staatsbürger begriffen, daß sie auf diese Weise weniger Schulsteuer zu entrichten hätten und fanden die „Beförderung der Toleranz", d. h. die Verminderung der katholischen Schulen ganz in der Ordnung; das Geschrei über Ultramontanismus, Jesuitismus rc. that auch in dieser Sache seine sonst bewährten Dienste.

Zürich wird halb im Ernst und halb im Scherz das schweizerische Athen genannt; denn die Stadt hat eine Universität, Kantonsschule, Realschule und ist seit neuester Zeit mit der eidgenössischen polytechnischen Schule, die eine der bedeutendsten Anstalten dieser Art zu werden verspricht, bedacht worden; sie ist wie weiland Athen daneben eine an Fabrikanten, Kaufleuten und Spekulanten reiche Stadt, und auch auf dem Lande ist das Schulwesen trefflich organisirt, deßgleichen auch hier ein blühender Gewerbfleiß verbreitet. Im J. 1839 mußte Seminardirektor Scherr der antistraußischen Bewegung weichen, heute ist der Rationalismus der Grundton der religiösen Schulbildung und wurde letztes Jahr über die Petition vieler Familienväter, daß die Kantonsschüler nicht verpflichtet seien den Religionsunterricht an der Kantonsschule zu hören, sondern es den Vätern freigestellt werden möge, sie von einem andern Religionslehrer (positiv confessionell) unterrichten zu lassen, zur Tagesordnung geschritten; in der Neuen Züricher Zeitung erklären (6. März 1865) Seminarzöglinge und junge Schulmeister, daß Direktor Fries sie „von dem Schlendrian der Dogmatik" befreie; Dr. Johannes Scherr, der Literatur-, Cultur- und Religionsgeschichte verarbeitet wie Blumauer die Aeneis, lehrt am Polytechnikum. Damals empörte sich Stadt und Land gegen die Berufung des Dr. Strauß, heute tritt Professor Keim als Schutzredner für Schenkel auf und die Gemeinde Uster kanzelt in einer Erklärung die Geistlichen ab, welche ihren Pfarrer wegen rationalistischer Lehre verwarnten. Eine zu zwei Drittheilen aus Laien zusammen-

gesetzte Synode bestimmt über Kirchenordnung, Katechismus, verhandelt über die Lehre von der Erbsünde und dem Opfertod Christi (die von einem Schulmeister in einem Blatte als „Bluttheologie" bezeichnet wurde): die reformirte Kirche, die confessio helvetica, wird demnach verschlungen, aber nicht bloß von der Schule, der hohen und niederen, sondern auch Kaufleute, Fabrikanten, Advokaten, Dorfmagnaten ꝛc. reißen Stücke von ihr ab, so daß Gemeinden, welche Zwingli's Lehre festhalten, insularisch dastehen, und einzelne Familien und Personen in Gemeinden, wo der Pfarrer der neuen Richtung huldigt, keine Kirche mehr haben und auf den häuslichen Gottesdienst und den Besuch von Conventikeln Gleichgesinnter beschränkt sind. Es entspricht der Demokratisirung der reformirten Kantonskirchen (denn von einer helvetischen Kirche kann keine Rede mehr seyn) vollständig, daß die Geistlichen überall von den Gemeinden gewählt werden, meistens nachdem die Concurrenten um dieselbe Stelle eine Probepredigt abgelegt haben; mit derselben Consequenz werden sie nur auf eine bestimmte Anzahl von Jahren angestellt und müssen sich dann einer Wiederwahl unterwerfen, oder die Gemeinden haben das Recht den Geistlichen abzuberufen d. h. zu entlassen, wenn zwei Drittheile der Kirchspiels-Bürger sich dafür entscheiden. Die Gesetze der einzelnen Kantone sind in dieser Beziehung sehr verschieden, und nur in wenigen ist dafür gesorgt, daß z. B. Gemeinden, die einen mehr als 60 Jahre alten Geistlichen entlassen, demselben einen Theil seines Gehaltes als Pension zu bezahlen haben.

Daß die Elementarschule von der Kirche emancipirt oder getrennt ist, versteht sich von selbst, höchstens bestimmt das Schulgesetz, daß der Pfarrer ohne Wahl Mitglied der Gemeindeschul-Vorsteherschaft ist, der Präsident derselben wird aber gewählt. Noch sind nicht in allen Kantonen die Schulmeister auch Mitglieder der Ortsschul-Vorsteherschaften, überall hat aber die Schulbürgerschaft das Recht den Schulmeister zu wählen und ist nur insoweit beschränkt, als sie einen von der

obersten Schulbehörde mit einem Fähigkeitszeugnisse versehenen Candidaten wählen muß. In einigen Kantonen geschieht die Wahl auf eine Anzahl von Jahren, in andern besteht das Abberufungsrecht. Den Schulzwang lassen sich die Schweizer gefallen, aber daß eine Gemeinde jeden Schulmeister annehmen müßte, den ihr eine Oberschulbehörde zuzuschicken für gut findet, und daß sie gezwungen wäre, denselben zu behalten, wenn sie mit demselben auch noch so unzufrieden seyn mag, das ist mit den Begriffen der Schweizer von den Rechten der Gemeinde und der Familie unvereinbar. Indessen fühlt sich der schweizerische Schulmeister in seiner provisorischen oder prekären Stellung durchaus nicht so unglücklich, wie der deutsche Schulmeister sicherlich glaubt, dem die definitive und lebenslängliche Anstellung über Alles geht, der gewohnt ist vielmehr darauf zu achten, daß er seiner Oberbehörde gefalle, als daß er den Wünschen der Gemeinde und der Familienväter Rechnung trage. Der schweizerische Schulmeister weiß, daß sein Provisorium eine Folge der Demokratie ist, welche kein Amt auf Lebenszeit, sondern nur auf Fristen verleiht und eben darum auch keinen Angestellten pensioniren kann; er ist wie alle seine Landsleute gewohnt auf eigenen Füßen zu stehen, und gibt man ihm in dieser Gemeinde den Abschied, was ihm leicht widerfahren kann, wenn er sich von den Parteibewegungen des Gemeindelebens nicht fern hält, was in der Regel unmöglich ist, so findet er in einer andern wieder Anstellung, oder er greift zu einem anderen Berufe, er wird z. B. von einem Fabrikanten oder Kaufmann in das Comptoir aufgenommen, wird bei der Post oder Eisenbahn angestellt, wird Gehilfe eines Advokaten oder Friedensrichters, Bezirksschreiber &c. und mehr als einer hat sich schon in den Kantonsrath, Erziehungsrath, selbst in den Regierungsrath emporgearbeitet. Er ist nicht so einseitiger Fachmann wie der deutsche Schulmeister, nicht so bureaukratisch reizbar und einbilderisch, sondern in der Esse der Demokratie geglüht und auf ihrem Ambos gehärtet, und wenn er es versteht, bei

einer tief gehenden Bewegung des Volkes einschlagende Reden zu halten und klug zu agitiren, so wird er Volksmann und der Weg zu Aemtern ist ihm geöffnet. Es ist übrigens damit keineswegs gesagt, daß die schweizerischen Gemeinden mit ihren Schulmeistern gleichsam Ball spielen und sich dieselben zuwerfen, es gibt vielmehr Beispiele genug, daß Gemeinden für die Erhaltung erprobter Schulmeister Opfer bringen, die in Deutschland nicht vorkommen, und im Ganzen genommen nimmt der Schulmeister in den meisten Kantonen eine viel bedeutendere und geachtetere Stellung ein als in Deutschland, eben weil er auf eigenen Füßen steht und nicht durch den Kanzleimechanismus geschoben und gehoben wird.

XLV.

Zeitläufe.

Die europäische Peripherie und das deutsche Centrum.

Seit vielen Jahren war es nicht so schwierig wie jetzt, über die politische Lage Europa's Revue zu halten. Man weiß mit Einem Wort nicht mehr, was man dazu sagen soll. Ereignisse von der größten Tragweite folgen sich, und doch geschieht eigentlich nichts. Die Hand Gottes greift sichtbar vom hohen Himmel herab, und doch scheint sie weder erkannt noch gefühlt zu werden. Steigende Unempfindlichkeit erscheint als die momentane Signatur der Zeit; die Empfindungslosigkeit aber ist bei jedem körperlichen Organismus das ge-

wisseste Zeichen der Auflösung. Allgemeines Mißtrauen aller Mächte gegen alle, andererseits die bange Erwartung der kommenden Dinge bei dem einsichtigen Theile des Publikums — eine andere politische Regsamkeit existirt nicht mehr. Wie halb stagnirendes Sumpfwasser fließt die Geschichte Europa's dahin; und doch, sobald die trüben Gewässer abgelaufen sind, wird man sich mit Verwunderung in einer ganz veränderten Welt wieder finden.

Man darf sagen: während Europa schlief, haben sich die gewaltigen Aenderungen vollzogen, aus denen die Umgestaltung des Welttheils hervorgehen wird. Europa hat geschlafen, während es Rußland gelang einen schwerern Schlag als 1830 gegen die Hoffnungen der polnischen Nation zu führen, und in dem beweinenswerthen Lande offen das System der Russificirung an die Stelle der vertragsmäßigen Verpflichtungen von 1815 zu setzen. Europa hat geschlafen, während Deutschland gegen den scandinavischen Norden einen Riß in das europäische Staatensystem machte, der sich nun fortpflanzt durch alle deutschen Lande und den Bund unfehlbar so zurichten wird, ja schon zugerichtet hat, daß eine nagelneue Zusammennähung nur mehr eine Frage der Zeit ist. Europa hat endlich geschlafen, während in Nordamerika die große Katastrophe sich vorbereitete, die nun mit erschütternder Wucht eingetreten ist: die Niederwerfung der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Südstaaten, besiegelt durch die grausige Ermordung Lincolns. Die Folgen aus diesem raschen Finale des unerhörten Bürgerkriegs sind in jeder Beziehung unermeßlich; sie bringen uns eine ganz neue Stellung der europäischen Mächte, wie wir denn jetzt schon sehen, daß England und Frankreich gezwungen sind uns den Rücken zuzukehren, um mit gespanntester Aufmerksamkeit der Entwicklung der Dinge in Nordamerika zu folgen. Aber ein wo möglich noch stärkerer Rückschlag wird auf die politische Bewegung im Innern unserer Staaten, England nicht ausgenommen, erfolgen. „Ihr armen Schlucker! euer Geheul wird nicht

verhindern, daß die Wiedergeburt der nordamerikanischen Union das Auferstehungsfest der Demokratie in der ganzen civilisirten Welt ist." So hat der Berliner „Social-Demokrat" vom 19. April in der ersten Freude über den Fall von Richmond geschrieben, und die Pariser Studentenschaft hat sofort den erläuternden Commentar dazu geliefert.

Neue Schwierigkeiten werfen bereits ihre Schatten voraus in Belgien, in Spanien, in Italien. König Leopold hätte nicht leicht zu ungelegnerer Zeit sterben können, als es nun der Fall zu seyn scheint. Der Bourbonenthron in Spanien gehört bekanntlich nicht zu den beliebten Collegen des französischen Imperators; aber dieser sowohl als die Regierung der englischen Whigs würden sicher viel darum geben, wenn sie die drohende Umwälzung in Spanien und Portugal auf unbestimmte Zeit vertagen könnten. In Italien haben die katholischen Mächte sich die Schande angethan, daß der heilige Vater sich direkt an den Räuberkönig in Florenz wenden mußte, um nur die italienischen Bisthümer nicht gänzlich verwaisen und die Kirchen der Halbinsel nicht bis auf den letzten Pfenning ausplündern zu lassen. Ob nun bei diesen Verhandlungen viel oder wenig herauskomme, jedenfalls resultirt daraus ein schwerer Schlag gegen die Sache der Legitimität in aller Welt, und auch dem Imperator werden keine Rosen davon erblühen, daß er den hochpriesterlichen Greis bei der monarchischen Revolution zu suppliciren zwang. Für das unglaubliche Versäumniß wird die katholische Meinung Frankreichs ihn verantwortlich machen, aber auch die Partei der Rothen in Italien wird ihre Wuth an ihm und seinen hohen Creaturen in Florenz auslassen. Es ist gleichgültig, wasfür eine Partei in Italien demnächst die Oberhand gewinnt, die „klerikale" oder die garibaldische, jedenfalls wird es nicht die Partei der französischen Vasallenschaft seyn.

Nur das Eine ginge noch ab, um die Verwirrung complett zu machen: daß nämlich auch der Orient wieder in Bewegung geriethe. Es ist jüngst die Notiz durch die Blätter

gelaufen, der Sultan gehe damit um, zur Aufbesserung der äußerst zerrütteten Finanzen seines Reichs den Wakuf, d. i. die Moscheen- oder Kirchengüter des Islam, zu säkularisiren; wäre das wahr, so dürfte die orientalische Frage in letzter Instanz einer solchen Maßregel auf dem Fuße folgen. Der Feuergeist des Muhamedanismus würde dann, nach den kleinen Vorspielen in Tunis und Algier, auf seinem europäischen Hauptherde zum letztenmale aufflammen.

Ueberschaut man nun die tumultuarische Scene, welche Europa mit der Ruhe eines Wachsfiguren-Kabinets augenblicklich darstellt, so bleibt das Auge unwillkürlich auf zwei Mächten haften, und auf jede Lippe drängt sich die Frage: was werden sie thun und wie wird es mit ihnen werden? Frankreich und Preußen sind diese zwei Mächte. Ja, ich möchte Preußen sogar in erster Reihe nennen; denn durch ein wunderbares Schicksal ist es dahin gekommen, daß die öffentliche Meinung des Welttheils mit kälterm Interesse auf den französischen Napoleon hinsieht als auf den deutschen, auf Herrn von Bismark. Und nicht mit Unrecht; denn mit dem Imperator geht es sichtlich und rasch bergab, während Preußen, das man ein halbes Jahrhundert lang nur mehr als fünftes Rad am Wagen der Großmächte zu betrachten gewohnt war, seit dem 28. Mai v. Js. in stetem Aufsteigen begriffen ist. Die große Veränderung, welche in der Stellung Frankreichs einerseits und Preußens andererseits vor sich gegangen ist — sie ist es was unsere momentane Lage offenkundig charakterisirt. Das tiefer liegende Merkmal ist die auf Umänderung der ganzen Gesellschaft drängende sociale Bewegung; aber ihre unabsehbare Tragweite ist nur erst wenigen Augen offenbar.

Noch vor zwei Jahren war Frankreich unter der schlauen und glückhaften Leitung des Imperators das Alpha und Omega eines jeden politischen Räsonnements. Jeder Leitartikel fing mit den geheimen Absichten des Mannes an, um sie zu errathen, und schloß damit, davor zu warnen. Das

ist nun vorbei; man fürchtet Ihn nicht mehr, und wenn man ihn noch fürchtet, so fürchtet man viel mehr den todten als den lebenden Napoleon. Es ist unverkennbar: er hat die europäische Direktive verloren, die Ereignisse sind ihm über den Kopf gewachsen, und Alles was seit zwei Jahren geschehen, ist nicht nur ohne ihn sondern gegen ihn geschehen. So der Reihe nach in Polen, in Norddeutschland, in Nord-Amerika. Der letzte dieser Schläge dürfte der empfindlichste seyn. Die französische Restauration in Merito hatte unbedingt den Sieg der Südstaaten der amerikanischen Union zur Voraussetzung; es mußte zwischen dem neuen hispano-amerikanischen Kaiserthum und der großen vom Radikalismus und von der Monroe-Doktrin beherrschten Republik der Yankee's eine feste Vormauer entstehen, sonst war sein Werk auf dem westlichen Continent, welches er selbst als das wichtigste seiner Regierung bezeichnet hat, und welches im Interesse der Menschheit in der That eines bessern Schicksals werth gewesen wäre, früher oder später verloren. Darum handelt es sich nun. Auch England ist von der plötzlichen Wendung der nordamerikanischen Krisis nicht weniger schwer berührt; beide Westmächte bemühen sich vergebens, ihre Angst und ihre Betroffenheit unter den devoten Höflichkeiten zu verbergen, womit sie den Radikalismus in Washington zu begütigen suchen. Trotzdem wird sich aber England schwerlich zu einer principiellen Allianz gegen die neue Union mit dem Imperator herbeilassen. Man hat in London seine wohlbegründeten Anträge zurückgewiesen, als es noch Zeit war, rasch und wohlfeil eine Entscheidung zu Gunsten der Südlinger herbeizuführen. Er wird die Wahl haben, allein und ohne Bundesgenossen einen überseeischen Krieg zu führen, wobei seine Gegner in Europa und seine Todfeinde in Frankreich leichtes Spiel in seinem Rücken hätten, oder er wird die theuern Früchte seiner Arbeit in Merito aufgeben müssen, die sein allerpersönlichstes Werk war.

Mit Einem Wort: es ist schon zwei Jahre her, daß

Ihm nichts mehr gelingen will; und dieß ist ein höchst bedenklicher Umstand für einen französischen Herrscher, dessen einziger Rechtstitel, ja dessen einzige Berechtigung zur Existenz im Erfolg beruht. Man sieht auch deutlich, wie in Frankreich von Tag zu Tag mehr die Geister der Unruhe sich wieder regen. Wenn nicht Alles trügt, so findet sich der Imperator bereits in die Defensive gedrängt. Solange er lebt, wird es ihm vielleicht gelingen den Andrang niederzuhalten, denn unzählige Franzosen haben alle Ursache die Folgen einer Veränderung auf's Aeußerste zu fürchten. Aber er ist sterblich, sogar sehr sterblich; er kann über Nacht die Augen schließen und am andern Morgen stünde Europa vor einem ungeheuern Fragezeichen. Würden das Kind und seine spanische Mutter auf dem napoleonischen Throne sich halten, oder würde der rothe Prinz hinaufsteigen, der als „declassirter Cäsar" mit verschränkten Armen des Momentes wartet, wie sein Soldschreiber vor drei Jahren von ihm gesagt hat? Wird Tiberius oder Augustulus der Nachfolger seyn?

Auch für Deutschland hat diese Frage eine immense Wichtigkeit, und wer sich nicht jetzt schon darüber schlüssig zu machen sucht, der verdient den Namen eines deutschen Staatsmannes nicht. Ich denke zunächst nicht einmal an einen französischen Angriffskrieg am Rhein. Die brennendste Gefahr liegt auf einer andern Seite, sie liegt in unsern eigenen Zuständen. Jedermann sieht vor Augen, daß wir kaum mehr um Fingerslänge von der vollständigen Wiederholung der Vorgänge von 1848 entfernt sind. Alle Todten von dazumal sind wieder auferstanden, trefflich geordnet in Reih und Glied warten sie auf das Signal, das sie abermals zur Herrschaft berufen soll. Der Unterschied zwischen jetzt und dazumal fällt ganz und gar zu ihren Gunsten aus. Die gesellschaftliche Basis hat sich seit achtzehn Jahren gewaltig verändert; in nothwendiger Folge davon hat sich das Standesbewußtseyn, welches damals in brüderlicher Vereinigung noch den festesten Damm bildete, vollständig verflüchtigt; von den damaligen

Kräften des Widerstands sind daher kaum mehr fünf Procent vorhanden, und auch diese sind zersplittert, entmuthigt, entkräftet. Ueberdieß hat sich die neue Bewegung einen legalen Weg von gehöriger Breite gebahnt, auf dem sie „gesetzlich" vorschreitet, so daß heute oder morgen die Conservativen von dazumal als die eigentlichen Revolutionäre erscheinen würden. Nur Eines geht in Deutschland ab: die Fähigkeit zur Initiative. Die Mine ist geladen, aber der Zündfaden muß von außen angebrannt werden. Auch dazumal war es so; ohne die Februar-Revolution der Franzosen hätten wir trotz Allem das denkwürdige Jahr nicht erlebt.

Kann nun ein deutscher Staatsmann im Zweifel darüber seyn, was Angesichts einer ungewissen, aber unbedingt bedrohlichen Zukunft seine Aufgabe seyn muß? Ein einziger durchdringender Blick, ohne Leidenschaft, ohne Voreingenommenheit auf die europäische Lage geworfen, muß Jedem Alles sagen. Der lebende Napoleon ist zur Zeit viel weniger zu fürchten als der todte. Was ist es aber, das den Imperator um sein Prästigium gebracht und ihn aus dem Sattel geworfen hat; was hat ihm die projektirten Uebergriffe verleidet, was hat ihn in die Grenzen der Bescheidenheit und der Inaktivität zurückgewiesen, in welchen er sich jetzt mit einem studirten Anstande bewegt, als wenn er niemals anderer Gedanken schuldig gewesen sei? Fragen wir uns auf's Gewissen: wie diese kaum mehr für möglich gehaltene Wirkung dennoch herbeigeführt wurde? Es wird sich dann leicht ergeben, was noch zu thun und hinzuzufügen wäre, damit wir nicht nur den lebenden Napoleon nie mehr, sondern auch den todten nicht zu fürchten hätten.

Wenn unsere Geschichtschreibung dereinst das Leben und die Thaten Napoleons III. behandeln wird, wenn sie untersucht, wie der Mann in energischem Aufsteigen sich an die Spitze des europäischen Areopags geschwungen hat, und welchem Punkte sein allmähliger Niedergang begann: so wird sie sich der Oberflächlichkeit schuldig machen, wenn sie

den Fehlschlag in Polen als den Wendepunkt seiner Geschicke ansehen würde. Sein sinkender Stern datirt vielmehr von dem Moment, wo er den Verrath an dem heiligen Stuhl beging, und doch nur halb beging. Die traditionelle Politik Frankreichs und die Furcht vor der katholischen Meinung hat ihn zu dieser Halbheit gezwungen; er wagte das Entweder-Oder nicht. Damit hat er sich aber England für immer entfremdet. Hätte er den Papst gänzlich preisgegeben, so würde man ihm in London selbst Savoyen und Nizza und mehr gerne verziehen haben. So fraß sich ein unheilbares Mißtrauen ein; England wollte mit dem Manne schlechterdings nichts mehr zu thun haben, der seine Politik und seinen Profit zugleich als katholischer und als revolutionärer Herrscher machen zu können glaubte. Der Umschlag zeigte sich schroff in Syrien, noch schroffer in Bezug auf Polen, am schrofffsten in Bezug auf Schleswig-Holstein. Aber Eine Hoffnung blieb dem Imperator immer noch übrig, um sich auf dem grünen Zweig zu erhalten, die Hoffnung auf — Deutschland. Daß er sich auch hierin geirrt und verrechnet hat, das verdanken wir der österreichisch-preußischen Allianz. Das unerwartete Schauspiel einer Einigung der zwei deutschen Großmächte hat ihn gänzlich entwaffnet, hat sein Concept verwirrt, hat den dicksten Strich durch seine Studien gemacht.

Zitternd vor Unmuth, aber ohne einen Finger zu rühren, mußte das feindliche Europa zusehen, während die vereinigten Großmächte mit Gewalt der Waffen ihren Willen durchführten, zwar nur gegen das kleine Dänemark, das aber doch als Schooßkind Frankreichs, Englands und Rußlands bekannt war. Wir haben einen Vorgeschmack davon bekommen, was Deutschland seyn könnte, wenn seine Parteien wollten; es könnte zwei Drittel seiner stehenden Heere abschaffen, und dennoch würde keine feindliche Macht es wagen die deutschen Grenzen und die deutschen Rechte anzutasten. Wir brauchten nur aufzuhören gegen uns selber und wider einander bis an die Zähne gewaffnet zu seyn, und wir würden durch diese

bloße Thatsache den ganzen Welttheil entwaffnen, vielleicht nicht bloß uns gegenüber. Darüber hat die österreichisch-preußische Allianz Gewißheit gegeben; sie hat dieses Resultat faktisch bewirkt, obwohl das ganze deutsche Drittel keineswegs mit dem Wunsch, daß es doch ewig so bliebe, auf die neue Allianz hinsah, vielmehr bis heute den Augenblick nicht erwarten kann, wo die Freudenbotschaft käme: zwischen Wien und Berlin sei der Bruch wieder so unheilbar wie je.

Allerdings erklärt sich das ruhige Geschehenlassen von Seite der fremden Mächte noch aus einem andern Umstand: sie rechneten darauf und sie rechnen fortwährend darauf, daß bei der Theilung der Beute die deutsche Uneinigkeit doch wieder lichterloh entbrennen werde. Die Spaltung zwischen Oesterreich und Preußen als der Anfang dazu ist für sie bloß die Frage einiger Tage, und das muß, wie Jules Favre jüngst in der französischen Legislative gesagt hat, „in jeder Beziehung Frankreich wesentlich angenehm seyn." Sehr richtig; und die Probe steht vor der Thüre. Der Moment ist von unbeschreiblicher Wichtigkeit, das Schicksal von ganz Deutschland, ja die künftige Gestaltung Europa's hängt von der Frage ab, ob die österreichisch-preußische Allianz in der Constituirung Schleswig-Holsteins die Probe bestehen wird, und ob die andern deutschen Staaten die Einsicht, Energie und Selbstverläugnung besitzen werden, um die Lösung der transalbingischen Schwierigkeit in der großen deutschen Frage zu suchen und theilweise Zugeständnisse im gesammtdeutschen Interesse zu verwerthen. Der lokalisirte Streit muß zu einer höhern Einheit erhoben, er muß potenzirt werden zum gesammtdeutschen Problem: davon hängt Alles ab. In den Detailfragen werden wir immer verloren seyn, eben weil wir sie nur als Detail auffassen.

Die Stellung Oesterreichs präjudicirt bis jetzt einem solchen höhern Standpunkte nicht. Würdig einer Großmacht, die seit Jahrhunderten in erster Reihe die entscheidenden Kämpfe gegen die deutschen Erbfeinde geführt hat, hebt die

österreichische Politik ihren Blick über den Gesichtskreis der Parteien des Tages hinaus; sie fühlt ihre eigene schwere Noth und sie hat ein klares Vorgefühl der allgemeinen Noth, welche aus dem Ereigniß einer Minute über Europa zu ergehen droht. Man nimmt in Wien keine schroffe, kurzangebundene Stellung in der obschwebenden Frage ein; man sucht es vielmehr so gut als möglich allen Theilen und Mitinteressenten recht zu machen. Oesterreich sagt allerdings: es wolle und werde den weitgehenden preußischen Plänen nicht beistimmen, außer soweit es mit dem Bundesrecht vereinbar sei, und man werde der norddeutschen Großmacht keine anderen als dem Bundesrecht entsprechende Verhältnisse zu den Herzogthümern concediren. Aber man fügt in Wien, gehorsam den Geboten des europäischen Gewissens, sogleich den weitern Satz bei: indeß gedenke man unter allen Umständen an der preußischen Allianz festzuhalten. Auf den ersten Blick scheint hierin ein offenbarer Widerspruch zu liegen, denn man wird nicht beides zumal durchführen können, erstens die Allianz mit Preußen intakt erhalten, und zweitens Preußen mit leeren Händen aus den Herzogthümern heimschicken. Eben darum muß man die zweiseitige Aufstellung Oesterreichs so verstehen, daß man in Wien zwar nicht mehr zugestehen will als schlechthin nothwendig ist, aber auch nicht die bloß negative, barsch ablehnende Haltung einzunehmen gedenkt, welche in einem Theile des übrigen Deutschland noch immer beliebt wird.

Concessionen sind, wie die Dinge nun einmal liegen, unvermeidlich. Die traditionelle Politik Preußens würde ein Ministerium der Fortschrittspartei, wenn ein solches jetzt am Ruder wäre, nicht weniger zwingen solche oder größere Concessionen zu fordern, wie sie nun von der Regierung des Herrn von Bismark gefordert werden. Man hat gemeint, die preußische Volksstimmung sei der ganzen oder halben Einverleibung Schleswig-Holsteins nicht günstig, schon deshalb nicht, weil sie dem verhaßten Ministerium der „Junker“ einen solchen

Triumph nicht gönne. Wie sehr hat man geirrt! Eine ganze Reihe der einflußreichsten Parteiführer, ein Waldeck, ein Mommsen, ein Löwe, die zum Theil noch vor wenigen Monaten für das volle Recht des Augustenburgers, beziehungsweise für den mittelstaatlichen Standpunkt „unerschütterlich" einzustehen betheuerten, sind jetzt abgefallen wie dürres Laub und in das Lager der ganzen oder theilweisen Annexion übergegangen. Herr von Sybel behauptet sogar: sowohl die Erbrechte des Herzogs als die Selbstbestimmung der Einwohner und der Landesvertretung von Schleswig-Holstein seien durch die großen Bedürfnisse Deutschlands, d. i. Preußens principiell beschränkt, und so lange der Herzog und der Landtag nicht Vernunft angenommen hätten, wäre es eine Sünde gegen Deutschland, wenn Preußen die Constituirung der Herzogthümer bewilligte.

Allem nach zu urtheilen ist auch in den zwei Ländern selbst die Stimmung schon hinlänglich mürbe gemacht; Herr von Bismark hätte sich sonst schwerlich so sehr beeilt, die Einberufung der schleswig-holsteinischen Landesvertretung zu beantragen, und zwar auf breitester Basis. Auch der sechsunddreißiger Ausschuß in Frankfurt scheint schon ziemlich mürbe geworden zu seyn, wenn man nach dem Compromiß urtheilen darf, welches seine Mitglieder unterm 26. März mit der Fortschrittspartei in Berlin abgeschlossen und welches die Vertreter der Schleswig-Holstein-Vereine feierlich sanktionirt haben. Dieses Compromiß enthält schon ein ganz stattliches Maß von engerm Anschluß, und man muß daraus folgern, daß die neuerlichen Erklärungen des preußischen Kriegsministers und des Herrn von Bismark vor den Kammern und der Commission bezüglich des Kieler Hafens nicht entfernt als Maximum, sondern nur als unverweilte Abschlagszahlung zu verstehen waren. In der That, nachdem der Kieler Hafen schon so lange die nächtlichen Träume der preußischen Politik stört, nachdem bereits die Manteuffel'sche Regierung 1854 insgeheim der Kammer mitgetheilt hatte, daß Rußland die

Neutralität Preußens im orientalischen Krieg mit der „Erwerbung des Hafens von Kiel“ zu belohnen versprochen habe — war es nicht mehr übereilt, wenn Hr. von Bismarck erklärte: Kiel muß gewonnen werden, da die Erwerbung eines Hafens an der Ostsee eine unerläßliche Nothwendigkeit für die Machtstellung Preußens ist.

Allerdings fürchtet man mit Recht, daß die Erwerbung der Position von Kiel nur der kleine Finger wäre, dessen Darbietung früher oder später die ganze Hand nach sich ziehen würde. Aber wenn die Vertreter der zwei Länder selber noch über die Hafenfrage hinaus die Hand bieten wollen, wer wird dann päpstlicher seyn wollen als der Papst? Soll zu allen den endlosen Controversen, welche unser staatliches Daseyn vergiften, auch noch die kommen, ob das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner und ihrer Landesvertretung principiell beschränkt sei durch die großen Bedürfnisse Preußens, wie Hr. von Sybel sagt, oder durch die großen Bedürfnisse Oesterreichs und der Mittelstaaten? Wollen wir vor dem hohnlachenden Ausland auch noch die scandalöse Streitfrage durchfechten, ob die Herzogthümer nicht gerade deshalb, weil sie sonst vermöge ihrer unvergleichlichen Lage zu einer glänzenden Zukunft gelangen würden, bei einer beengten Existenz festgehalten und niedergedrückt werden müssen, um nur nicht die Macht Preußens bedrohlich zu verstärken?

Kurz, Concessionen sind unvermeidlich; es fragt sich nur, ob man bloß über das Maß derselben markten, oder lieber über die Bedingungen derselben unterhandeln will. Das ist der Kern der Frage. Der Unterschied zwischen den beiden Wegen ist aber sehr groß, sie repräsentiren zwei verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Principien und einen wahren Erfolg verspricht entschieden nur der zweite Weg. Denn nur auf diesem Wege fassen wir das Problem als das auf was es ist, als ein Stück der großen deutschen Frage, und zwar als

ein sehr wesentliches Stück derselben. Auf dem andern Wege umgehen wir die Schwierigkeit für den Augenblick, die aber dennoch nicht zu umgehen ist, sondern unumgänglich bleibt und dann erst recht bleiben wird. Wir bewegen uns in dem vitiösen Zirkel des Partikularismus, der sich doch wieder nicht offen als solcher zu bekennen wagen darf. Wir verschieben und verzögern eine Lösung, bei der wir das Uebergewicht Preußens fürchten; aber indem wir sie so verschieben, stärken wir die Macht Preußens für die künftige Lösung gegen uns. Mit Einem Wort: indem wir uns für den Augenblick zu retten glauben, schneiden wir uns die ganze Zukunft ab. Es ist zu wenig gesagt: daß wir, indem wir die Scylla vermeiden wollen, in die Charybdis gerathen; wir empfangen an der Klippe einen Leck, der unsern Untergang im Strübel zur Gewißheit macht. Es gibt somit gewiß keine dringendere Aufgabe als den diametralen Unterschied beider Wege sich recht klar zu machen.

Belassen wir den Streit in seiner Lokalisirung und markten wir bloß um ein Minimum von Zugeständnissen an Preußen, so können wir im günstigsten Falle nur einen Scheinsieg erringen, der in Wahrheit unsere Niederlage wäre. Denn es ist eine unläugbare Thatsache, daß wir nur dann uns eines Sieges über die preußische Politik rühmen und erfreuen könnten, wenn es uns gelänge, die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu vollständig unabhängigen Bundesländern mit voller Integrität und Souverainetät wie z. B. Bayern zu machen. Gelingt dieß nicht, müssen wir Concessionen zulassen — und daß dieß der Fall seyn wird, wagt in seinem stillen Herzen wohl kaum mehr ein deutscher Politiker zu läugnen — bleiben also die Herzogthümer in einer mehr oder weniger großen Abhängigkeit von Preußen, dann haben wir nicht gesiegt, sondern die Schlacht verloren, und nicht nur die Herzogthümer sind dann der unterliegende Theil, sondern wir schleppen mit ihnen zugleich ein für uns selber sehr bedenk-

liches Präjudiz in den Bundesverband ein. Diese Blätter haben daher schon vor drei Monaten*) auseinandergesetzt, daß einem solchen Ausgang der Sache die förmliche Einverleibung, vorbehaltlich der entsprechenden Bedingungen im gesammtdeutschen Interesse, weit vorzuziehen wäre, und in dieser Meinung bestärkt mich der Gang der Ereignisse mit jedem Tage mehr.

Freilich gibt es immer noch Leute, welche sich zu glauben den Anschein geben, es bedürfe weder der Concessionen noch der Bedingungen; wenn man nur tapfer auf dem rein negativen und schlechthin ablehnenden Standpunkt verharre, so werde Preußen mit leeren Händen aus dem eroberten Lande wieder abziehen müssen. Offen gestanden schiene uns eine solche Politik nur auf den Fall einen Sinn zu haben, wenn man entschlossen wäre, unter Umständen auch den deutschen Bürgerkrieg und zwar mit Zuhülferufung Frankreichs zu wagen. Da es aber eine Beleidigung wäre, irgend einem Deutschen den Verrath am deutschen Vaterland zuzutrauen, so verstehen wir jene Politik überhaupt nicht Oder denkt man etwa daran, Preußen durch einen Sonderbund mit Oesterreich einzuschüchtern und eventuell mit Gewalt zum Verzicht zu zwingen? Ich fürchte sehr, daß dieß vollends die Rechnung ohne den Wirth machen hieße. Es ist die Stärke der preußischen Stellung, daß man in Berlin Ursache hat, überhaupt nicht an den bittern Ernst unseres Widerstands zu glauben, und in der Geschichte des Handelsvertrags hat sich dieser Unglaube vortrefflich bewährt. Noch weniger hatte Preußen einen Grund, in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit den Ernst unserer Entschließungen fürchten zu lernen. Was insbesondere Oesterreich betrifft, so schließt dessen ganze Lage den Gedanken an eine ernstliche Drohung aus; daß man nicht drohen, sondern nur freundschaftliche Hindernisse bereiten

*) Heft vom 16. Februar S. 321 ff.

will, das ist ja eben in der zweiseitigen Aufstellung ausgesprochen, welche man in Wien zur Sache eingenommen hat. Ein großdeutscher Sonderbund wäre möglich gewesen, aber jetzt ist er es nicht mehr, nicht bloß deshalb weil sich Oesterreich mehr als je schonen und zurückhalten muß, sondern auch aus tiefer liegenden Gründen. Man hat allzu leidige Erfahrungen mit einander gemacht und das gegenseitige Mißtrauen hat sich allzu tief eingefressen. Die schönen Tage von Aranjuez sind seit dem August und Oktober von 1863 für immer vorbei. Damals oder nie mußte der Sonderbund mit gesämmtdeutscher Tendenz zu Stande kommen. Darüber sollte man sich doch keine Illusionen mehr machen.

Beharren wir nun darauf, an Preußen schlechthin keine Concessionen machen zu wollen, so wird die norddeutsche Monarchie sich selber nehmen, was sie nothdürftig braucht, und wir werden das leere Nachsehen haben, wir werden nichts dafür bekommen. Es wird gerade so gehen, wie es mit dem Handelsvertrag ergangen ist. Die Analogie ist in der That schlagend. Wir machen ein paar Jahre lang ein gewaltiges Geschrei gegen die preußischen Uebergriffe, aber in Berlin kehrt man sich nicht daran; unsere Stimme wird naturgemäß von Monat zu Monat dünner, sie erlahmt im Publikum endlich ganz, und schließlich erübrigt uns nichts als abermals zu erklären: es sei freilich ein großes Unglück, aber unter die unabänderlichen Thatsachen müsse man sich eben beugen. Wenn wir einen Blick auf die bisherigen Verhandlungen werfen, wie kann man davon einen andern Ausgang erwarten?

Am 6. April ist ein Mehrheits-Beschluß des Bundestags zu Stande gekommen, der wirklich auf einer genialen diplomatischen Erfindung beruhte. Der Augustenburger sollte provisorisch als Souverain in Besitz gesetzt werden, damit dann ein Austrägal-Gericht untersuchen und urtheilen könne, ob er auch wirklich der Berechtigte sei oder ein Anderer. In dieser Fassung hatte sich der österreichische und mittelstaatliche

Standpunkt vereinigt. Aber nach dem Beschluß des Bundes hat, um so zu sagen, kein Hahn gekräht; er hat nichts hinterlassen als die Gewißheit, daß auch fernere Beschlüsse der Art rein folgenlos bleiben würden. Seitdem führen nun die zwei Großmächte miteinander ihre Schachzüge aus; Preußen stellt in Wien seine Anträge, Oesterreich weist sie unter Berufung auf das Bundesrecht zurück; aber in seiner Eigenschaft als Mitbesitzer und auf Grund des Condominiums wird es sich doch wieder zu „provisorischen" Zugeständnissen herbeilassen. Freilich Alles nur „provisorisch". Und was wird das Ende dieses Spiels der alten deutschen Erbsünde seyn? Man wird sich längs des ganzen Donaulaufs allmählig an den Gedanken gewöhnen, es sei nun doch einmal in den Sternen geschrieben, daß Preußen in den Herzogthümern seinen Zweck erreiche, und so wird es geschehen.

Sobald es aber geschieht, so ist ein schwerer Rückschlag auf die Gesammtpolitik Oesterreichs unausbleiblich, es sei denn, daß die Concessionen an Preußen nicht gemacht seien, ohne mit entsprechenden Bedingungen im gesammtdeutschen Interesse verbunden zu seyn. Es ist kein Zweifel, daß die nordalbingischen Länder in separater Verbindung mit Preußen zu einem höchst bedeutenden Machtsubstrat sich entwickeln werden, worauf die norddeutsche Monarchie ein unwiderstehliches Uebergewicht in Deutschland gründen wird. Oesterreich wird sich in den Hintergrund gedrängt, es wird sein deutsches Band gelockert und sich faktisch ausgeschlossen sehen. Dann aber wäre Oesterreichs natürlicher Alliirter allerdings nicht mehr Preußen, und noch weniger wir, sondern — Frankreich. Der Gedanke spukt wie bekannt sehr bedeutend selbst in deutschen Kreisen der Kaiserstadt, wie ihn auch Thiers jüngst der französischen Kammer eindringlich empfohlen hat. Nicht mit Unrecht hat die ministerielle Berliner Correspondenz der Allg. Zeitung jüngst geäußert: „In der preußischen Presse trat niemals wie in der österreichischen die Forderung der Trennung

von Oesterreich und statt dessen der Allianz mit Frankreich hervor." Um einer solchen Wendung zuvorzukommen gibt es nur Ein Mittel: Preußen müßte für die ihm gemachten lokalen Concessionen sofort die wesentlichen Bedingungen im gesammtdeutschen Interesse zugestehen, die es bisher hartnäckig verweigert hat. Das wäre die beste aller „Compensationen" für Oesterreich, aber auch für uns; und nur dann, dann aber auch mit Wahrheit könnte man sagen, daß die preußische Machtvergrößerung nicht das übrige Deutschland bedrohe, sondern dem gesammten deutschen Vaterlande zu Gute komme.

Aber solche Bedingungen — wird die preußische Regierung mit sich reden lassen? Wäre die Fortschrittspartei am Ruder, so wäre daran allerdings schwerlich zu denken. Anders steht es bei der gegenwärtigen Lage Preußens, und ein günstigerer Moment dürfte kaum mehr zu erwarten seyn. Die Stellung des Herrn von Bismark dürfte sich äußerlich stolzer ansehen, als sie innerlich und wirklich ist. Schon den fremden Mächten gegenüber ist man in Berlin nur so lange vor äußerer Einmischung sicher, als man wenigstens mit Oesterreich Hand in Hand geht. In dem Augenblick wo diese Allianz in die Brüche ginge, würden die Schwierigkeiten entstehen, und man müßte vielleicht dem Ausland Bedingungen, welche man den deutschen Bundesgenossen verweigern wollte, in selbstmörderischer Weise gewähren. Noch dringender rathen die Rücksichten der innern Politik zu einer freundlichen Einigung über die deutsche Frage en gros. Man muß in Berlin wissen, wie man einer vielleicht sehr nahen Zukunft gegenüber dasteht und was man zu erwarten hat. In dem vierjährigen Verfassungskampf sind die Wogen der Demokratie nur immer höher angeschwollen. Die großen Weltkatastrophen, welche sich theils vorbereiten theils schon vollendet sind, verkünden keinen Rückgang der demokratischen Fluth, sondern entschieden das Gegentheil, und so lange die kleineren deutschen Staaten die Uebergriffe des jetzigen preußischen

Regiments zu fürchten haben, ist an einen Erfolg des letzteren in dem großen innern Streit gar nicht zu denken.

Gewiß ist dieß eine wohl zu beachtende Thatsache. Aus Eifersucht gegen Preußen und um dem Hrn. von Bismark das Neujahr abzugewinnen, macht man in den kleineren Staaten den herrschenden Parteien den Hof und streut mit vollen Händen Bewilligungen aus dem Erbschatz des Fürstenthums aus. Dadurch wird dann naturgemäß der Muth und das Feuer der preußischen Fortschrittspartei immer neu genährt. Es ist nicht abzusehen, wohin diese Wechselwirkung uns noch bringen solle. Allerdings sägen so die Einen eigenhändig den Ast ab, auf dem sie sitzen; aber auch Preußen wird trotz der glücklichsten Griffe in Schleswig-Holstein, sobald der nächste europäische Wirbelsturm sich erhebt, nur das Privilegium haben, das große Hauptquartier des Umsturzes zu bilden und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zuerst gefressen zu werden.

Es ist von der deutschen Frage augenblicklich stiller als seit vielen Jahren, man will das Wort kaum mehr in den Mund nehmen. Und doch war es nie klarer als eben jetzt, daß alle deutschen Regierungen schon aus den dringendsten Gründen der Selbsterhaltung auf die Lösung der deutschen Frage angewiesen sind. Es gibt keine andere Rettung mehr; jede Art von Partikularismus arbeitet, je schroffer er ist desto sicherer — nur dem Verderben in die Hände. In dem Streit wegen Schleswig-Holstein ist aber der Partikularismus nicht bloß auf Einer Seite thätig, sondern auf allen Seiten. Wird der Streit in dieser Weise fortgeführt, unter dem heimlichen Händereiben Derer, welche wissen was sie wollen, wird er nicht auf einen höhern Standpunkt verlegt und im gesammtdeutschen Interesse gelöst, dann kann er gar nicht anders als unglücklich enden.

Was wäre also zu thun? Man müßte einfach wieder anknüpfen an dem großen Versuch des Frankfurter Fürsten-

tags, der unser Volk mit so lebhaften Hoffnungen erfüllt und dieselben so grausam getäuscht hat. Die Reformakte ist ruhmlos untergegangen, wie sie mußte, denn sie hat Preußen nichts geboten, sondern von Preußen nur gefordert. Jetzt wäre es anders; jetzt könnte man der preußischen Monarchie etwas bieten, eine lockende Aussicht: die Lüftung des erstickenden Schnürleibs seiner geographischen Lage und Raum zu einer reichen Entwicklung auf der See.

Man hat vor bald zwei Jahren den anerkennenswerthen Muth gehabt, den König von Preußen zu einer Tafel zu laden, deren Kosten er allein zu bezahlen gehabt hätte. Jetzt könnte die Einladung einladender lauten, und dießmal würde der König von Preußen sicherlich nicht ausbleiben. Wer ist es aber, von dem die Einladung ausgehen sollte? Nun, ich denke, Einer von denjenigen die bisher an allen Tafeln gegessen und noch nie Revanche gegeben haben. Das wäre die schöne und zugleich die einzig mögliche Aufgabe der Trias-Idee: entstehen, um gleich wieder zu vergehen. Alles andere ist doch nur hohle Illusion!

XLVI.

Aus meinem Tagebuch.

Im Frühling 1865.

Lohnte es sich jemals, die wechselnden Erscheinungen und belehrenden Vorfälle des Alltagslebens in die Blätter eines Tagebuches zu bannen, so ist dieß heutzutage der Fall. Und gab es jemals eine Zeit, in welcher viele Mängel eines Schriftstellers reichlich aufgewogen werden, wenn er nur seine Feder der Wahrheit weiht, so ist dieß die unsrige. Und that es endlich jemals Noth, das Leben, Streben und Ringen der Gegenwart mit dem Auge des Christen zu betrachten, Skizzen und Bilder aus der modernen Welt zu liefern, so dürfte dieß noth** thun, seitdem die Encyclika und der Syllabus vom 8. Dec. 1864 in den aus Zwielicht, Nebel und Finsterniß dicht gewobenen Vorhang, der die christliche Welt von der modernen Welt trennt, einen gewaltigen Riß gemacht hat.

Wir betrachten den 8. Dezember 1864 als einen Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung; wir sind der Meinung, der Zorn- und Wuthschrei der modern-heidnischen Presse könnte die christgläubige darüber in's Klare setzen, daß es nicht mehr an der Zeit sei, mit antichristlichen Systemen und Tendenzen zu unterhandeln und zu kokettiren, wohl aber die wichtigste aller Aufgaben, die Wahrheiten des Syllabus nach allen Richtungen hin zu begründen

und zu verfechten. Man wird auch dießmal von den Feinden nicht genügend lernen. man wird liebgewonnene Nebelbrücken zwischen Christus und Belial nicht abbrechen wollen. Hierüber tröstet die Thatsache, daß die Kirche laut den Aussagen der Geschichte schon viele Dutzendmal hätte untergehen müssen, wenn ihre Existenz vom Thun und Lassen ihrer Kinder abhinge, sowie die Ueberzeugung, daß der weitere Verlauf unserer Zeitgeschichte sich zu einem praktischen Commentar des Syllabus gestalten wird, dessen angst- und schreckenvoller Inhalt Jedem die Augen allmählig öffnen muß, der noch eines guten Willens ist. Unsere schwache Feder bleibt fortan der Erläuterung der Sätze vom 8. Dezember 1864 und das Tagebuch namentlich der Aufgabe gewidmet, frisch in das wirkliche Leben hineinzugreifen und die Widersprüche und Gegensätze der modernen und christlichen Welt schonungslos aufzudecken.

I.

Ein Opfer der modernen Cultur.

Die Leser des Tagebuches kennen bereits Freiburg im Breisgau. Sie erinnern sich wohl noch des Herrn Rathes Blech, der peinlichen Situation dieses Ehrenmannes mitten unter den im Lager des modernen Fortschrittes so aufrichtig gehaßten „Camatrillern", nicht minder des rücksichtslosen und unverwundbaren Aschanti. Bereits längere Zeit hält sich Rath Blech in der deutschen Kaiserstadt auf und gefällt sich hier ganz außerordentlich, da er eine ausgebreitete Verwandtschaft besitzt und eine Menge von Gesinnungsgenossen, oder vielmehr, da Leute seines Schlages sich vor nichts mehr zu hüten pflegen als vor Gesinnungen, eine Menge von Lebensgenossen gefunden hat. Der Aufenthalt in Wien vermochte unsern Freund nicht abzuhalten, im vorigen Spätjahr die Chronik seiner Vaterstadt durch eine köstliche Bêtise zu bereichern, die er mit Beihilfe des nominellen Redakteurs der städtischen Zeitung — irren wir nicht, so trägt diese unbekannte Größe den ominösen Namen Fusel! — glücklich in Scene gesetzt. Wir schulden Herrn Blech einen Brief, durch welchen der Leser das Nähere erfahren wird, und werden nicht mehr lange zaudern, denselben auf die Post zu tragen. Für dießmal aber müssen wir bitten, uns nicht hinter

die Coulissen der kirchenfeindlichen Wühlerei der Dreisamstadt, sondern auf einen kleinen Kirchhof in der Nähe derselben zu folgen.

Dieser durch seine Mauern und Pappeln weithin sichtbare Kirchhof liegt mitten im freien Felde, fast am Fuße des hohen Sternenwaldes, des letzten Ausläufers, der sich als waldiges vis-à-vis des schattenarmen Schloßberges vom Kirchzarterthal in die Rheinebene herabsenkt. Wir erinnern uns, im Anfange der vierziger Jahre oft den um die kleine Kirche gelegenen Gottesacker der Wiehre, einer Art Vorstadt Freiburgs, eines undefinirbaren Mitteldinges zwischen Stadt und Dorf, gesehen zu haben. Mehr als einmal haben wir uns an den zahllosen Schreibfehlern und merkwürdigen Abbreviaturen ergötzt, welche die meisten Grabsteine und Kreuzschilde zur Schau trugen. Gerade in jener Zeit grassirte die Sucht, die Kirchhöfe so weit als möglich von den Häusern wegzuschaffen. Man rechtfertigte dieß mit zarten Gesundheitsrücksichten, in Wirklichkeit mag die feige Scheu vor dem ernsten Prediger Tod zu den Kirchhofverlegungen das Meiste beigetragen haben. Die Abgestorbenen der Wiehre übrigens haben durch die Verlegung eher gewonnen als verloren. Nie oder selten findet der Muthwille oder die Frivolität die abgelegenen Gräber, um sie auf irgend eine Weise zu entweihen. Der Lärm des Alltagslebens dringt nur schwach hieher, dagegen klingen alle Glockentöne der Stadt über den Kirchhof weg hinüber ins Gebirg. An Sonn- und Feiertagen tragen die Lüfte Orgelton und Kirchengesang in feierlich wehmüthigen Tonwellen zu den Hügeln der todten Gemeinde. Mögen die Seligen auch noch so gleichgültig oder mitleidig auf die Reize der Landschaft herabschauen, in deren Schooß ihre irdische Hülle dem Auferstehungsmorgen entgegen reift, die stille Schönheit ringsum thut dem Herzen des Kirchhofbesuchers unaussprechlich wohl. Durch alle Plagen des an ächten Freuden so armen Erdenlebens müde gehetzt, sehnt es sich nach der Grabesruhe in dieser Idylle des Todes neben dem Weltlärm des Stadtlebens. Man denkt nicht an die Stürme, die lange finstere Herbstnächte hindurch von allen Seiten heranbrausen um mit den alten treuen Todtenwächtern, den Pappeln und Linden zu ringen, morsche Kreuze umzustürzen und alle künstlichen Blumen, Kränze und Flöre zu verderben, nachdem trauernde Liebe sie kaum hergetragen. Man vergißt die eisigen Schneestürme

und Regengüsse sammt den düstern Tagen des Winters, an denen nur der Rabe kläglich krächzend über den Gräbern die dicke Luft durchschneidet. Man träumt vom Sonnenschein, vom Duft und den Engelgestalten des ewigen Frühlings, der Gedanke bringt uns von einem Sterne zum andern, der Gedanke bringt den geliebten Todten vom Sirius herab zu seiner irdischen Ruhestätte, an der wir trauernd stehen, auf daß er in der jeder Grammatik unnahbaren Sprache des ewigen Lebens Balsam lege auf die Wunden der Seele. Und in linden Sommernächten, wenn der Vollmond in ruhiger Majestät über dieses Thal zieht und die Demantaugen des Himmels der wunderlichen Schattenjagd zuschauen, die sein bleiches Licht mit dem höchsten Berge wie mit dem Strohhalm treibt, da mag es mitunter geisterhaft lebendig werden auch auf dem Wiehremer Kirchhof. Es öffnen sich die Gräber, Hunderte von Lichtgestalten schweben und weben auf und ab, die Mutter findet den Sohn, der Vater die Tochter, der Greis den Enkel, der Kirchhof wird zum Unterhaltungssaal der todten Gemeinde. Zur offenen Pforte herein treten als Gäste die Vielen, die vor 100 und 500, vor 1000 und mehr Jahren auf dem noch ungeweihten Erdenflecke gelebt oder ihr Leben ausgehaucht haben: schlichte Landleute und ehrsame Bürger, die bei Lebzeiten jeden Baum der Gegend gekannt; Franzosen, Kaiserliche und Schweden, die in den mörderischen Schlachten des 17. Jahrhunderts hier den Tod gefunden; Ritter und Reisige, Stadtherrn und leibeigenes Volk des Mittelalters bis hinab zu den Barbaren der Völkerwanderung, zu den Römern des Zehentlandes und den dunkeln Kelten und blauäugigen Alemannen der Vorzeit. Und während die Kleinen mit ihren Geisterhändchen sich fassen und auf und ab, hin und her schwebend sich tummeln im luftigen Reihen-Rosenkranz, während die Alten die einst so wohl bekannte Landschaft mustern und das Sonst mit dem Jetzt vergleichen — doch wohin gerathen wir? Was haben Kirchhofphantasien mit dem Syllabus zu schaffen? Mehr als man denkt.

Im Hochsommer 1849 näherte sich an drei Morgen in aller Frühe eine Schaar preußischer Soldaten dem Eingange des Wiehremer Kirchhofes, in ihrer Mitte jedesmal eine Droschke, in der ein Geistlicher neben einem jungen bleichen Manne saß. Freundlich

wie immer vergoldete die Morgensonne mit ihren Strahlen die waldigen Bergesrücken; lustig wie immer zwitscherten die gefiederten Sänger des nahen Waldes ihre Morgenlieder, sorglos wie immer gaukelten die Schmetterlinge von Blume zu Blume und versenkten sich die Bienen in deren Kelche, ohne zu fragen, ob ihr Honig mit Atomen von Menschenleibern versetzt sei oder nicht. Draußen aber am Eingange hielt der Zug und ordnete sich. Aus der Droschke stieg der bleiche junge Mann, nach kurzen Ceremonien stand er zwischen Wald und Kirchhof, den Mündungen von 12 Zündnadelgewehren gegenüber. Ein Wink des Offiziers, eine Salve krachte, der Widerhall rollte dumpf durch das Waldgebirg, der Pulverdampf zog als ein langer Trauerflor himmelwärts, auf dem Felde lag zerschmettert und blutend ein Opfer der modernen Cultur. Der erste der Erschossenen war Dortu aus Potsdam, der einzige Sohn angesehener Eltern, der es in der Hypercultur weit genug gebracht hatte, um im Angesichte des Todes noch mit seinem Atheismus zu prahlen. Der zweite nahm vom Leben Abschied, indem er seinen Hut in die Luft warf und ausrief: „Es lebe die deutsche Republik!“ Er hieß Friedrich Neff und war der Sohn einer vermöglichen Wittwe aus der Heimath Hebels. Der dritte, über dessen Schuld bis heute sehr erhebliche Zweifel existiren und welchen jedenfalls nur ein mehr als summarisches Verfahren dem Tode zu weihen vermochte, war ein badischer Soldat. Dieser starb als Christ. Alle drei wurden auf dem Wiehremer Kirchhof begraben oder vielmehr eingelocht und — so gut als möglich vergessen. Die Revolution geht über die Opfer ihres widerspruchvollen Treibens am liebsten zur Tagesordnung über; heute debattirt sie in allen Kammern über die Abschaffung der Todesstrafe und dekretirt dieselbe selbst bezüglich der haarsträubendsten Verbrechen aus dem Criminalcoder. Vielleicht morgen schon proklamirt sie Ausnahmszustände, um nach Herzenslust todt zu schießen und zu henken, und in der Regel keineswegs die intellektuellen und moralischen Urheber, sondern armselige Werkzeuge, die sich von ihren glänzenden Verheißungen bethören ließen und ihre Haut ehrlich zu Markte trugen.

Beim Namen Friedrich Neff drängt sich uns unwiderstehlich eine Stelle aus dem neuesten Hirtenbriefe auf, den der Heldengreis

Erzbischof Hermann von Freiburg unterm 7. März 1865 bezüglich der Schulfrage erlassen hat. Dieser Hirtenbrief wurde veranlaßt durch die schauderhaften und blutigen Excesse, wodurch der planmäßig aufgereizte und bezahlte Fortschrittspöbel Mannheims am 23. Februar sich und seine Humanitätsapostel brandmarkte und vermittelst Wuthgeschrei, Faust, Prügel und Messer kund gab, welche Stellung der modernste Fortschritt wehrlosen Katholiken gegenüber einzunehmen beliebt, sobald diese gleichfalls als Menschen gelten und von den verfassungsmäßigen und thatsächlichen Rechten für sich Gebrauch machen wollen*). Er wurde veranlaßt durch das schamlose Gebahren der längstbekannten Agitatoren der Neuen Aera, welche einerseits sich selbst als die „wahren Katholiken" proklamirten und das Volk zum Abfalle von der Religion der Väter haranguirten, andererseits frech genug waren, maßlos wider die „Pfaffen" zu schimpfen und gleichzeitig Eingaben an das erzbischöfliche Ordinariat zu richten, damit dieses „die Geistlichkeit" zwinge, sich an der Durchführung des freimaurerischen Schulgesetzes vom 29. Juli v. Js. zu betheiligen. Die Faiseurs der neuen badischen Aera sind allerdings keine Badener, allein es sind Söhne der modernen Schulbildung und ihr ganzer agitatorischer Troß besteht aus Fabrikanten, Kaufleuten, Bureaukraten, Professoren und Zeitungsschreibern, welche in den höhern Bürgerschulen und Universitäten Badens ihre religiös-kirchliche Unwissenheit und Verkommenheit holten. „Es ist auffallend in unserm Lande", also lautet eine Stelle des erwähnten Hirtenbriefes, „wie bei so Vielen, die an höhern Bürger-

*) Die in Mannheim am 23. Februar verübten Schandthaten gegen das „wandernde Casino" hallen durch Europa wieder und die gesammte Presse des modernen Fortschrittes ist nicht mächtig genug, sie zu beschönigen und todtzuschweigen. Es sollen „amtliche Erhebungen" nachträglich stattfinden, auch soll ein mit den Vorfällen mindestens mittelbar sehr vertrauter Geschichtsbaumeister im gegenwärtigen Augenblicke damit beschäftigt seyn, eine Broschüre über den Anlaß der Excesse zu zimmern Wir wollen die „amtlichen Erhebungen" sowie das Elaborat des Geschichtsbaumeisters abwarten, um beide im Sonnenlichte unwiderlegbarer Thatsachen zu beleuchten. „Warten ist Weisheit!" sagt Salomo.

und gelehrten Mittelschulen gebildet worden sind, Gleichgültigkeit gegen die Religion, Unglaube oder selbst Religionshaß überhand genommen hat. Alle diese Anstalten, die solche Früchte geliefert, haben vollständig die Einrichtung, wie sie die Volksschulen jüngst bekommen haben, das heißt ein Geistlicher gibt allwochentlich in jeder Klasse einige Stunden Religionsunterricht, aber im Uebrigen hat die Kirche gar keinen Theil mehr an der Leitung. Daher gedeiht daselbst nichts weniger mehr als die Religiosität; daher die nicht seltene Klage von Männern, daß sie auf diesen Anstalten vollständig eingebüßt, was sie an religiösem Sinne und Leben aus dem religiösen Elternhaus mitbekommen hätten! Werdet ihr bei gleicher Einrichtung an der Volksschule in Zukunft viel andere Frucht bei euern Kindern erwarten können?"

Gewiß nicht! Schon zur Zeit als Friedrich Neff studirte, hatten die vom Syllabus 44, 45 und 46 verworfenen Irrthümer in Baden ihre Früchte getragen: schon damals war in den Kreisen der Bourgeoisie und des behäbigen Mittelstandes die Gleichgültigkeit und Feindseligkeit wider die positive Religion und Kirche der Gradmesser der Gesinnungstüchtigkeit; schon damals galt es als eine selbstverständliche Sache, daß die gesammte Beamtenhierarchie mit jedem Ministerwechsel den Umständen gemäß ihre kirchliche und politische Rolle wechseln mußte; schon damals thaten viele Lehrer an höhern Bürgerschulen und gelehrten Mittelschulen direkt und indirekt ihr Möglichstes, um den Einfluß des mitunter nicht erbaulichen Religionsunterrichtes zu paralysiren; die Colportage und Anempfehlung schlechter Bücher und Zeitungen gehörte keineswegs zu den Seltenheiten. Heutzutage, wo man die Irrthümer 47 und 48 des Syllabus mit allen Mitteln der Lüge, Gewalt und sogar vermittelst der Fäuste des Pöbels zur Herrschaft zu bringen strebt, ist das Ecrasez l'infame fast zur pflichtgemäßen Aufgabe der Jugendbildner Badens geworden. Allein schon vor 25 und mehr Jahren waren die Zustände so, daß nur unverwüstbare, selbstständige Naturen vor dem Schiffbruche ihres Christenglaubens bewahrt blieben. Schon damals sah sich der Schüler in eine Doppelwelt versetzt, deren Widersprüche er fühlte, aber selten zu begreifen und zu lösen vermochte. Auf der einen Seite Kirche, Geistlichkeit, Ceremonien, Religionsunterricht, Wochengottesdienst, Empfang der

heiligen Sakramente. Andererseits die Lectüre der Classiker sowie das Theater als Schulen ächter Bildung allein angepriesen; der Papst selbst in Katechismen ignorirt, die Geistlichkeit sammt den kirchlichen Gebräuchen vielfach verhaßt, angegriffen und verspöttelt; dem Religionsunterricht die Weisheit der classischen Vorzeit, die Ergebnisse der glaubenslosen Naturforschung, die Irrthümer und Lügen schlechter Geschichtscompendien sammt den Auslassungen glaubensloser Lehrer entgegengesetzt. Wer sollte sich da wundern, wenn der Jüngling während des Religionsunterrichtes sich langweilt, den Besuch des Gottesdienstes als lästige und überflüssige Disciplinarmaßregel betrachten lernt und bald nicht mehr weiß, was er mit den heiligen Sakramenten eigentlich anfangen solle! Mit dem Glauben an Christum den Gottessohn stirbt der Sinn für jede höhere Auctorität, die Auctorität der Lehrer oder namhafter Schriftsteller hält selten lange Stich, weil einer dem andern widerspricht — den Bessern gerade, die weniger Anlage zu kalten Egoisten und prosaischen Nützlichkeitsmenschen in sich tragen, droht die Gefahr am meisten, daß sie politische Schwärmer und Fanatiker des Unglaubens werden, Fortschrittsmänner im schlimmsten Sinne des Wortes.

Der Mensch wird das, wozu man ihn erzieht. Friedrich Neff gehörte zu den Vielen, welchen die Schule den Christusglauben nimmt, und welche das Zeug in sich haben, die Consequenzen aus den Lehren der unchristlichen Wissenschaft zu ziehen und dieselben gelegenheitlich in das Praktische zu übersetzen. Von Hause aus vermöglich und unabhängig, bezog er die Universität nicht um irgend ein Fachstudium zu betreiben, sondern um Bildung zu holen. Das ursprüngliche Ziel seines Ehrgeizes war bescheiden: er träumte davon, dereinst — ein Mitglied der zweiten badischen Kammer zu werden, die freilich im Anfange der vierziger Jahre eines ganz andern Ansehens in Deutschland genoß als heutzutage. In friedlichen Zeiten hätte Neff sein Ziel leicht erreichen mögen, allein die Stürme der Jahre 1848 und 1849 fuhren dazwischen. Er stürzte sich mit der ganzen Energie einer ursprünglich stillen, herzensguten und keineswegs geistreichen, aber doch praktisch verständigen, in den innersten Tiefen gewaltsam aufgeregten und zu mißbrauchenden Natur in den Strom der Revolution.

Friedrich Neff, einer der ehrlich gebliebenen und stets opferbereiten Patrioten, hatte mehrere Hochschulen besucht und sich längere Zeit in Frankreich und England aufgehalten, er hatte zur rothen Republik geschworen, weil er keine guten Aussichten für die weiße sah, um in der Blüthe seines Lebens für seine politischen „Verbrechen" von 11 Kugeln zerfetzt zu werden, eine verzweifelnde Mutter und eine trostlose Braut zurücklassend. Trauervolles Geschick!

Wir beide haben miteinander jene Lebensepoche durchgemacht, in welcher der von Cultur wenig und von Religion noch weniger beleckte deutsche Musensohn Jean Paul, Youngs Nachtgedanken, Ossian und Lord Byron, Werthers Leiden und den Faust mit voller Hingabe des Gemüthes zu lesen vermag, das Studium der Bibel mit dem der Antiquitäten auf gleiche Linie stellt, Freundschaften auf Aeonen schwört, den Bettler mit besonderer Vorliebe als Fürstenbruder betrachtet und verschiedene Sorten von Weltschmerz wie Biscuit zu sich nimmt. Noch heute erinnere ich mich des blonden, schüchternen Neff, der niemals ein Collegium schwänzte, vom Kneiptische stets als einer der ersten schied und nicht aus christlicher Barmherzigkeit aber aus natürlichem Wohlwollen gar manchen Studiengenossen auf die zarteste Weise aus Geldverlegenheiten riß. Eine christliche Erziebung und Schulbildung, und das standgerichtliche Opfer der Revolution hätte niemals auch nur nach der Glorie eines Kammersitzes gedürstet, die Welt wäre um einen braven Mann reicher.

All diese Erinnerungen und Gedanken weckte vor Kurzem der Brief eines Freundes aus Baden, der gleichzeitig mit uns studirt hatte und mir kurzweg zumuthete, dem unglücklichen Jugendgefährten ein kleines Denkmal zu setzen.

„Ja, armer Friedrich!" wird von Neff in diesem Schreiben gesagt, „welche Aemter, Würden und leichtmöglich Orden wären dir wohl zu Theil geworden, wenn du die Jahre 3 und 4 der neuen badischen Aera erlebt hättest (das laufende Jahr 5 hat leider mit argen Symptomen des marasmus senilis begonnen)! Im ungünstigsten Falle hätte dir ein halbes Duzend der 67 Rathstitel, deren sich deine rathlose Heimath erfreut, unmöglich entrinnen können. Wärest du nämlich auch kein Archivrath, Baurath, Bei-

rath, Bergrath, Domänenrath, Finanzrath, Geheimer Hofrath, Forstrath, Geheimer Kabinetsrath, Geheimer Kirchenrath, Geheimer Kriegsrath, Geheimer Legationsrath, ebensowenig ein Geheimerath I, II. oder III. Klasse, kein Geheimer Regierungsrath, Geistlicher Rath, Hofdomänenrath, Hoffinanzrath, Hofkammerrath, Hofökonomierath, Hofrath, Kabinetsrath, Kammerrath, Kanzleirath, Kirchenrath, Kreisgerichtsrath, Kreisschulrath, Kriegsrath, Legationsrath, Medicinalrath, Ministerialrath, Münzrath, Oberbergrath, Oberbaurath, Oberforstrath, Oberhofgerichtsrath, Oberkirchenrath, Obermedicinalrath, Oberpostrath, Oberrath, Oberrechnungsrath, Oberschulrath, Oberstiftungsrath, Oekonomierath, Postrath, Rechnungsrath, Schatzungsrath, Staatsrath, Strafanstalten-Aufsichtsrath, Synagogenrath, Verwaltungsgerichtsrath, kein Vorsitzender Rath und noch weniger ein Wirklicher Geheimerath geworden — als „Rath" schlechtweg hättest du dominiren müssen, zum Amte eines Familienrathes und Vormundschaftbeirathes hätten dich deine Landsleute an den Haaren gezerrt, mit den Aemtern eines Bezirksrathes, Gemeinderathes, Kirchengemeinderathes, Ortsschulrathes und Stiftungsrathes würde dich unsere neue Aera sicher betraut haben und du hättest all diese Ehren mitunter sogar bei schwerer Geldstrafe auf dich nehmen müssen. Ein Wink der Heidelberger Professoren-Camarilla, drei Zeilen eines Ministers an irgend einen Bezirksbeamten, ja ein auswendig gelerntes Redchen mit einem Körnlein Weihrauch für die neue Aera und viel obligater Schimpferei wider das Freiburger Kirchenregiment und siehe — der „„intelligente Bürger"", der „„Volksvertreter"" wäre fix und fertig dagestanden. Von den 63 Mitgliedern unserer „„Volkskammer"" würden mindestens 60 Staatsbeamte, Bürgermeister, Posthalter und geduldige Hornisten des Maurerthums als Brüder dir die Hand gedrückt haben. Aber jetzt! Bestäubte Gerichtsakten schildern dich als einen Revolutionär, dessen Fanatismus vor keinem politischen Verbrechen zurückbebte. Gewisse Demagogen von Metier zucken die Achsel und nennen dich einen unbedeutenden Menschen, nachdem sie deinen eingeimpften Fanatismus und deine Opferwilligkeit allseitig ausgebeutet. Die Servilliberalen deiner Heimath beklatschen deine Tendenzen, sie wandeln aber auf dem Wege der Revolution mit obrigkeitlicher Erlaubniß und gerathen in loyales Entsetzen,

wenn sie deinen Namen vernehmen. Undankbare, verächtliche Welt! Die summarische Justiz des J. 1849 riß einzelne incriminirende Thatsachen aus deinem jungen Leben heraus, sie machte dich verantwortlich für Confiskationen und blutlechzende Proklamationen, welche du auf Andringen und Geheiß Anderer vorgenommen und unterschrieben hast. Du warst Manchem dieser Schlauen geistig untergeordnet, aber moralisch standest du unendlich höher über ihnen als der muthige Löwe über der geifernden Boa Constriktor."

Also der Freund aus Baden, der namentlich zwei Abende, die er mit Neff zugebracht, als unvergeßlich schildert, den Abend der Rückkehr aus England und den drittletzten vor der Hinrichtung:

„Eines Abends — es war im Spätherbst 1847 — überraschte mich Friedrich ganz unvermuthet mit seinem Besuche. Er kam gerade aus England und war auf der Durchreise in seine Heimath, in das idyllische Wiesenthal, begriffen. Wir hatten uns lange nicht mehr gesehen, der Besuch freute mich königlich. Damals kam mir eben ein Semester noch lange vor, geschweige ein halbes Dutzend. Damals hatte ich mich der Gefahr noch keineswegs zu erwehren, ähnlich dem Glasmichel in Hauffs Märchen mit einem steinernen Herzen in der Welt herumzulaufen und die Gestalten des Lebens gleich Schattenbildern an der Wand gleichmüthig an mir vorüber ziehen zu lassen. Bald waren die Pfeifen angezündet, der Stiefelfuchs stellte eine erkleckliche Anzahl Flaschen des damals noch ganz untadeligen und dießmal merkwürdigerweise sogar schon bezahlten bayerischen Bieres vor uns auf. Jetzt aber ging es an ein Erzählen, Politisiren und Räsonniren, in welchem uns weder die Klänge der Mitternacht störten, die vom nahen Kirchthurme herab mahnend in unser Stübchen hereinzitterten, noch das obligate Gebrülle, welches meine Commilitonen heute wie immer bis in den grauenden Morgen hinein zum Besten gaben. Auch meine Wenigkeit hatte Logik studirt, revolutionäre und socialistische Schriften in Menge gelesen. Ich hätte um keinen Fürsten der Welt einen Dreibätzner gegeben und haßte die Jesuiten aus vollster Seele, ohne jemals Einen gesehen oder gehört zu haben; allein unerwartet hatte ich meinen Meister gefunden, Wagner saß einem Faust gegenüber. Neffs Hauptsätze: die Principien der Wissenschaft müßten in ihre äußersten Consequenzen verfolgt und baldmöglichst

Hand an die praktische Verwirklichung derselben gelegt werden; die Revolution als solche müsse in Permanenz erklärt werden, bis die Solidarität der Völker hergestellt sei; nicht bloß die Fürsten mit ihren Vorrechten, sondern alle Privilegirten müßten der demokratischen Gleichheit zum Opfer fallen; alles Pfaffenthum müsse aus der Weltgeschichte der Zukunft ausgestrichen und die Religion der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die einzigherrschende werden — diese Hauptsätze meines Freundes erweckten in mir ironische Gedanken, die ich zügelte, weil Friedrich Spott und Ironie haßte, zugleich aber auch unheimliche Gefühle. Diesem Fortschrittsjünglinge gegenüber war ich mit Schlossers Weltgeschichte in der Hand wahrhaftig ein Reaktionär. Oft schaute ich den früher so stillen, jetzt so zungenfertigen Freund an, ob er denn er selbst sei oder ein Anderer. Er war es; flügge geworden durch deutsche Hofräthe und Professoren, hatte er durch die polnischen Demokraten und französischen Socialisten in Paris, in London vollends durch Mazzini und dessen intimen Anhang die ächte revolutionäre Flugkraft bekommen. Den Obervogel, Lord Feuerbrand, kannte er, obwohl er mit demselben niemals in unmittelbare persönliche Berührung gekommen seyn mochte. Vom steifen Hofrath, der die Gottheit Christi einfach ignorirt, führt die unerbittliche Logik Schluß für Schluß hinab in den Abgrund der Gottlosigkeit und wenn die Meisten den Weg nicht vollenden, so kommt dieß hauptsächlich daher, weil ihr Herz vor der Consequenz der eigenen Anschauungen zurückbebt oder aus Mangel an Klarheit. Der erklärteste Atheist mag selten ein vom Affen stammendes Thier à la Vogt, er dünkt sich Gott selbst zu seyn, ein Stückchen Gott, dessen Hochmuth den Schein der Rechtschaffenheit und Tugend möglichst zu wahren trachtet. Folgerichtig sollte der Atheist solche Zwangsjacke abwerfen und sich ungenirt im Kothe wälzen, aus dem und für den er geschaffen ist und worin er in Momenten der Behaglichkeit ausrufen darf:

Mir ist so bestialisch wohl als wie 500 Säuen!

„Armer Friedrich, armes Opfer deiner Lehrer und Vorbilder! Deine Auctorität war Hegel, dein Ideal ein demokratischer Bienenkorb ohne Königin und ohne Gott, deine Vorbilder — doch genug. Friedrich schied mit dem Vorhaben, zunächst behufs der Gründung

eines ultrademokratischen Blattes eine bedeutende Summe zu verwenden und Gustav Struve als Redakteur zu gewinnen. Ich hatte ihm keineswegs abgerathen, im Gegentheil, ich redete ihm zu und namentlich erschien mir die Wahl des Redakteurs als eine sehr glückliche. Obwohl ich niemals Gelegenheit gehabt hatte, in Paris und London gleich Neff das Leben en gros und die Revolution en detail kennen zu lernen, so war ich doch ein treuer Schüler meiner deutschen Hofräthe, Professoren und ihrer Compendien. Nachdem der Freund abgereist, grübelte ich lange über eine Prophezeiung nach, dahin lautend, binnen wenigen Monaten werde in ganz Europa und in Deutschland insbesondere die Revolution losbrechen und nimmer ruhen und rasten, bis der Völkerfrühling der Demokratie siegreich geworden sei. Ich zweifelte die Prophezeiung und namentlich die Möglichkeit einer gewaltsamen Revolution in Deutschland an; meine Opposition brachte Friedrich schier zur Heftigkeit, allein seine Gründe vermochten mich nicht zu überzeugen. Schon das J. 1848 überführte mich meines Unrechtes; es war mir eben nicht vergönnt gewesen, in den bereits brodelnden Herenkessel „„der Geheimen““ und Mazzinis einen Blick zu werfen.“

„Und wiederum kam ein Abend, an welchem wir beide uns gegenüber saßen. Dießmal umfing uns kein trautes Stübchen, die choleraschwangere Luft des Juli 1849 drängte sich zwischen Eisenstäben in unsern Kerker herein. Wir hätten keine Lust zum Rauchen oder Trinken gehabt, falls der preußische Garde-Unteroffizier, der die Stelle des Profoßen verwaltete — Kohlhaas hieß der brave Mann — auch keinerlei Anstand gehabt hätte, den Stoff dazu in Hülle und Fülle herbeizuschaffen. Nur das Licht der Sterne leuchtete uns, die hölzerne Pritsche eines Soldatenarrestes mußte Bett, Tisch und Stühle ersetzen. Draußen auf der Straße das lebhafte Wogen und Treiben eines schönen Sommerabends, lautes Fahren, Reiten, Gehen, Lachen, Rufen, Alles accompagnirt durch unaufhörliches Säbelgerassel, mitunter durch den eintönigen, festen Tritt der Patrouillen; aus der Ferne mehrfaches Klaviergeklimper, die sorglose Gurgel-Seiltänzerei eines Frauenzimmers mit Guitarre-Begleitung. Und bei uns! Still und in sich gekehrt brütete Friedrich Neff vor sich hin; er wußte daß es für ihn keine Rettung gebe außer durch ein Wunder und er glaubte an keine götttliche Offenbarung, ge-

schweige an Wunder. Dachte er an sein schönes Heimathland und an das Elternhaus, worin die Mutter vereinsamt weinte? An die Braut, die er im Strudel der badischen Aufstände vernachlässigt hatte und die auch dem Flüchtling gerne die Hand gereicht haben würde? Beneidete er die Vielen, welchen es gelungen, französischen oder schweizerischen Boden zu erreichen und mindestens das nackte Leben zu retten? Oder dachte er an die Vielen, welche der Revolution unvergleichlich weniger Dienste geleistet hatten als er und welche trotzdem von rasch bekehrten Lohnknechten der Revolution denuncirt, gefangen und todeswürdigen Verbrechern gleich behandelt wurden? An die Ironie des Schicksals, welche für ihn das Repräsentantenhaus der deutschen Republik in ein großherzoglich badisches Arrestchen umgewandelt hatte? Bereute er sein Thun und verfluchte er seine auf Unkenntniß der Geschichte, der Menschen und der meisten concreten Lebensverhältnisse gegründeten Weltverbesserungsträume? Bemühte er sich, den beseligenden Glauben der Kinderjahre zurückzurufen? Nichts von alldem. Er dachte und redete von übermorgen, denn übermorgen stand er vor dem Standgericht und keine 24 Stunden später mußte er sterben. Die Minuten seines Lebens waren gezählt, das köstliche und so wenig beachtete Gut der Ungewißheit des Todes ihm bereits geraubt. Friedrich war kein Feigling, der aus purer Angst vor dem Tode fast stirbt und von allen Dächern herab um Erbarmen oder doch um Galgenfrist bettelt. Noch weniger war er ein Renommist, der dem Knochenmanne mit verzweifeltem Leichtsinne in die Arme springt und im Sprunge noch der elenden Eitelkeit fröhnt, seine Schauspielerrolle mit Eclat zu Ende zu führen. Allein er war auch kein Sokrates, der das irdische Leben aufrichtig gering schätzt, weil in seinem Innern ein höheres bereits aufgeblüht ist. Und am allerwenigsten war er ein gläubiger Christ, der sich im Angesichte des Todes nicht bloß gefaßt, sondern freudig vor Gott niederzuwerfen und für die Erlösung aus dem irdischen Jammerthal zu danken vermag. Friedrich war innerlich trostlos im vollen Sinne des Wortes, er stand einem räthselhaften Schicksal fatalistisch gegenüber. „Nur noch 10 Jahre möchte ich leben, wenn auch im Zuchthaus; nur noch 10 Jahre, um zu sehen, wie es in der Welt zugeht!“ wiederholte er oft. Ich verschmähte es, trügerische Hoffnungen in ihm zu nähren und lenkte

das Gespräch auf das Jenseits. Meine Bemühungen, ihm den Glauben an individuelle Unsterblichkeit und an die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes einzureden, blieben umsonst. Mir wäre das Alles schon recht, entgegnete er, allein ich vermag nun einmal nicht daran zu glauben. Ein persönlicher Gott, der alle Welten nach ewigen Gesetzen regiert und sich obendrein sogar um jedes Haar auf dem Haupte des einzelnen Menschen bekümmern soll, bleibt mir ein Phantom, der kindliche Traum des Menschengeschlechtes auf der untersten Stufe des Bewußtseyns. Ein Weltgeist, der im Sturme seiner weltgeschichtlichen Selbstentfaltung ganze Nationen zertritt, die ihm widerstreben, und die Individuen vom Baum des Lebens wie falbes Laub herabschüttelt, erscheint furchtbar, aber großartig, majestätisch und ist zugleich der eigentliche Gott der Geschichte, welcher hinter den Religionssystemen steht. In diesen Weltgeist zurückströmen, wiederum werden, was wir vor der Geburt gewesen, ein bewußtloses, qualenfreies Nichts, das heißt Sterben! — Aber sind wir falbe Blätter? Haben wir schon so Vieles im Leben durchgemacht und durchgekämpft, um in diesem Hundeloch eingesargt und schließlich erschossen oder durch den Zuchthauskittel entehrt zu werden? Dann behält Sophokles Recht mit seinem melancholischen Ausspruche: es sei gut, früh zu sterben, das größte Glück aber, niemals geboren zu werden! — Friedrich schwieg und seufzte. Die Riegel wurden knarrend zurückgeschoben, Schlösser rasselten, die Thüre ging auf, der Gardist stand vor uns, wir mußten Abschied nehmen, Abschied für dieses Leben. In jenem Momente fand ich keine Thränen, mein Inneres schien ein empfindungsloses Grab geworden zu seyn. Als Andenken drückte mir Neff ein Buch in die Hand, das einzige, welches die Gefangenschaft mit ihm getheilt. Ich betrachtete dasselbe bei der ersten Gelegenheit näher, es war Hegels Phänomenologie. Am dritten Morgen um halb 5 Uhr dröhnte dumpf eine Gewehrsalve vom Sternenwalde in die Stadt herüber, Neff lag von 11 Spitzkugeln durchbohrt draußen am Wiehremer Gottesacker."

Soweit der Freund aus Baden. Schon früher haben wir aus dem Munde desselben ein interessantes Faktum vernommen. Friedrich Neff hatte für den Fall, daß es wirklich einen persönlichen, allwissenden und rächenden Gott gebe, die Rache dieses Gottes auf

das Haupt desjenigen herabbeschworen, dessen Hinterlist ihm Gefangenschaft und Tod gebracht. Er hatte nämlich die Schiffbrücke bei Breisach passirt und stand auf französischem Boden, den großen Koffer erwartend der ihm nachgeführt wurde. Der Mann mit dem Koffer wurde mitten auf der Brücke angehalten und zwar vom Brückenwarte, welcher dem Eigenthümer eifrig zurief und winkte, näher zu kommen. Hatte Neff schon früher die große Unvorsichtigkeit begangen, den Koffer mit seiner Adresse zu versehen, so beging er jetzt die noch größere, indem er arglos auf badisches Gebiet zurückkehrte und sich dem Brückenwarte sowie einem langsam näher getretenen Gendarmen als Eigenthümer des angehaltenen Koffers zu erkennen gab. Er wurde natürlich sofort arretirt. Wir wissen nicht, ob solche Handlung der Hyperloyalität dem Brückenwart R. aus Breisach eine badische Verdienstmedaille eingetragen. Den Kopf dieses R. aber sahen wir vor beiläufig 1½ Jahren zu Freiburg in einem Spiritusbehälter des anatomischen Kabinettes. Der von Friedrich Neff der Rache Gottes Ueberantwortete hat einige Jahre später sein eigenes Kind durch Einschütten von Vitriol ermordet, wurde zum Tode verurtheilt und 1854 oder 1855 im Hofe desselben Gefängnisses, in welchem sein Opfer die letzte Nacht zugebracht, guillotinirt.

Zum Schlusse aber fragen wir: Wer zählt die Menschenleben und die Thränen, wer die Summen Geldes und die Summen zerstörten Lebensglückes, welche dem Moloch der modernen Cultur, der Revolution bereits geopfert wurden?

XLVII.

Von Rousseau bis zum neuen badischen Schulgesetz.

IV. Die antireligiöse Agitation und die Schule seit 1848.

Man erinnert sich, wie gleichzeitig mit dem schweizerischen Anstürmen gegen die Klöster und die Jesuiten in Deutschland Ronge und Consorten gegen die katholische Kirche aufstanden und welchen Beifall sie in Heidelberg, Frankfurt, Stuttgart, Dresden, Leipzig, Berlin, Breslau und an anderen Brennpunkten des modernen Protestantismus fanden; wie die politischen Agitatoren in dem Treiben eines Sektirers das Mittel erblickten, um die spröden deutschen Volksmassen in Fluß zu bringen, wie sie aber gerade durch diese unvorsichtig verkündete Hoffnung die hohen Gönner des Deutschkatholicismus zurückschreckten, und wie das katholische Volk durch seinen drohenden Zorn die ganze Agitation in polizeilich geschützte Winkel scheuchte. Für dießmal gelang der Versuch nicht, nach schweizerischem Muster durch Fanatisirung der protestantischen Volksmasse einen politischen Sturm heraufzubeschwören, dagegen leistete die französische Februarrevolution diesen Dienst in einer Weise, der die kühnsten Wünsche übertraf, denn Katastrophen wie die Wiener und Berliner Revolution hatte Niemand für möglich gehalten. An eine Volksvertretung am Bundestage hatten die Rotteck, Jordan rc. gedacht, von einer constituirenden Nationalversammlung in Frankfurt aber

nicht einmal geträumt. Wie kam es nun, daß in dieser Versammlung, welche die liberalen und radikalen Wortführer der Nation in sich vereinigte, die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse, selbst die Freiheit der katholischen Kirche, anerkannt und ausgesprochen wurde? daß die Reclamationen, welche der südwestdeutsche Episcopat an die betreffenden Regierungen richtete, von Seiten der Volkspartei keinen Widerspruch erfuhren und die Missionen der Jesuiten und Redemptoristen von den gleichen Volksmännern nicht angefochten wurden, welche kurz vorher dem Klostersturm und der Jesuitenaustreibung in der Schweiz zugejubelt hatten? Die Herren im Frankfurter Parlament mußten dem katholischen Volke, das an der großen Bewegung so kräftig mitarbeitete, einige Rücksicht schenken; sodann, und dieß war entscheidend, ließen die französischen Republikaner, die blauen wie die rothen, die katholische Kirche unangefochten und räumten ihr sogar mehr ein als die Regierung des vertriebenen Louis Philippe gethan hatte; den Franzosen nachzuahmen war aber längst deutsche Gewohnheit. Sobald jedoch die Revolution besiegt war und die Reaktion Anker geworfen hatte, als die gegen die Dynastien gerichtete Agitation in Wort und Schrift wieder gefährlich war wie vor 1848, wurden auch die Feindseligkeiten gegen die katholische Kirche wieder eröffnet. Zuerst als lebhafter Freischärlerkrieg in Tagblättern, Wochen- und Monatschriften, seitdem aber Oesterreich sein Concordat mit dem hl. Stuhle abgeschlossen hatte, nahmen alle Waffengattungen der regulären Armee ihre kampfbereite Aufstellung: die Theologen, Philosophen, Historiker, Poeten, Belletristen, die protestantischen Vereine aller Farben, die protestantischen Elemente der Kammern der Mittel- und Kleinstaaten, die liberalen und radikalen politischen Agitatoren, die abtrünnigen, aber aus dem kirchlichen Verbande nicht ausgeschiedenen Katholiken. Der combinirte Angriff begann jedoch erst, als durch den Krieg von 1859 Oesterreichs Prästigium in Deutschland und Italien verloren war, als Papst Pius IX. dem Schicksale

Pius VII. verfallen schien und nicht wie dieser von einem europäischen Kreuzzug gegen den gallischen Cäsar und dessen italienische Vasallen die Freiheit und die Rückgabe des Kirchenstaats hoffen durfte. Baden hatte wieder wie 1847 „tausend Schritt voraus", indem die Regierung das mit dem Papste abgeschlossene Concordat kündete; Württemberg folgte nach, und hier war es die protestantische Majorität der Abgeordnetenkammer, welche den württembergischen Katholiken ein Kirchengesetz diktirte und dabei in einer Sprache verhandelte, daß den betreffenden Protokollen das Motto vae victis! vorangestellt werden sollte. Daß in beiden Hessen und Nassau bisher nicht Aehnliches geschehen ist, daß die Regierungen dieser Staaten bis jetzt von Metz und Consorten nicht zum Gehorsam gezwungen wurden, verhindert nur die österreichisch-preußische Besatzung in Mainz und der Hinblick auf das interventionsbereite Preußen; die Agitatoren hüten sich es bis zum Aeußersten zu treiben, weil ihnen das Quartier hinter Schloß und Riegel bei einer preußischen Einquartierung in sicherer Aussicht steht. Freilich wäre es ganz anders, wenn in Berlin ein Ministerium Unruh-Schulze regierte; dann würde den Herren vom Nationalverein der Weizen blühen, allein die Politik der preußischen Dynastie ist eine ererbte und bleibt trotz einzelner Schwankungen immer dieselbe; sie verträgt sich nicht mit einer parlamentarischen Regierung, sie kann sich noch weniger von Vereinen und Volksversammlungen die Weisung geben lassen, denn sie will Preußen als Militärmonarchie erhalten, will ihr zerrissenes Gebiet zu einer Großmacht ausrunden und erweitern, muß deßwegen unbedingter Herr über alle Kräfte des Staates bleiben und freie Hand bei deren Verwendung haben. Sie betont bei jedem schicklichen Anlaß, daß Preußen die continentale protestantische Großmacht sei und vindicirt sich damit ein Protektorat über die protestantischen Interessen, daher fanden auch die Bitten der deutschen protestantischen Geistlichkeit um Schutz für den deutsch-protestantischen Cult in Schleswig im Schlosse zu

Berlin die gnädigste Aufnahme. Aber Friedrichs II. Dynastie herrscht bereits über 7 Millionen Katholiken und kann schon deßwegen sich nicht als Feind der katholischen Kirche geriren, kann die wilden Freischaaren der Kirchenfeinde nicht in ihrem Dienste brauchen, muß vielmehr gegen die Katholiken Gerechtigkeit und Liberalität zeigen, muß den Beweis liefern, daß von ihr das Recht der Katholiken geschützt und nicht wie in dem einen oder anderen constitutionellen Mittel- und Kleinstaat der confessionellen Feindschaft, dem bureaukratischen Uebermuth und dem vornehmen philosophischen und gemeinen demagogischen Religionshasse preisgegeben wird. Friedrich II. war Philosoph zu seinem Privatvergnügen, er betrachtete die Philosophie oder den Unglauben als ein Privilegium für einzelne Geister, wenn ihm aber einer seiner Philosophen die systematische Verbreitung des Unglaubens unter dem Volke angerathen, ihm als dem Helden der Aufklärung die Befehdung des Papstes und der Bischöfe in Preußen, die Mißhandlung der heiligsten Ueberzeugungen und Gefühle seiner katholischen Unterthanen zugemuthet hätte, so wäre der königliche Philosoph schnell mit der Antwort fertig gewesen: „er ist ein Narr oder Anarchist, und wenn er dergleichen Sachen unter das gemeine Volk verbreitet, so lasse ich ihn einsperren; der Teufel würde in die Leute fahren, wenn sie nicht mehr in die Kirche gingen und die Gebote Gottes hielten. Wenn sie an einen Oberkaiser über Himmel und Erde nicht mehr glauben, ihm den Gehorsam aufkünden, vor der schwarzen Livree seiner Leibdiener, der Pfaffen, keinen Respekt mehr haben, werden sie mich dann noch für seinen Generallieutenant und Oberkommandanten, den er über Preußen gesetzt, ansehen, für mich schwitzen und sich todtschießen lassen?“ So spricht die frivole, egoistische Staatsklugheit, welche sehr gegen ihren eigenen Willen anerkennen muß, daß ohne den Glauben an eine höhere Weltordnung, d. h. ohne Religion, eine Ordnung der menschlichen Gesellschaften auf Erden nicht bestehen kann, daß ein Volk ohne Religion zu einer auf ein begrenztes

Territorium angewiesenen Heerde von Bestien erster Klasse wird, die sich zeitweise vertragen, zeitweise zerfleischen („bellua es multorum capitum“, rief ein Römer seinem Volke zu). Welche würdigere Aufgabe weist aber das Christenthum der Menschheit, dem Staate, dem Individuum an, ob dieses Obrigkeit oder Bürger, Herrscher oder Unterthan sei! Als vor 1848 die protestantischen Landeskirchen durch die Uhlich, Wislicenus, Rupp u. a. so erschüttert wurden, daß sie in allen Fugen krachten und das deutsche protestantische Volk den Confessionen der Reformatoren in seiner großen Mehrheit förmlich zu kündigen bereit schien, da konnte sich die „deutsche Zeitung“ in Heidelberg der Bemerkung nicht enthalten, daß noch bei jedem Volke der Verfall seiner Religion den nahenden Untergang angezeigt habe. Das deutsche katholische Volk zählte bei jenem Blatte nur als eine Masse, die durch das Gesetz der Trägheit gebunden ist, die bewegende nationale Kraft konnte es nur in dem protestantischen Volke finden, daher wurde es dem gelehrten Politiker unheimlich zu Muthe, als diese Kraft sich in Splitter zu reiben drohte. Ein anderer umgekehrter Prophet (so nennt Jean Paul den Geschichtschreiber) zu Heidelberg, Gervinus, verkündete bei Ronge's Auftreten den Untergang des Katholicismus in Deutschland und ein aristotelisches Zeitalter des deutschen Volkes, fügte aber bei: freilich kann ein solches Zeitalter nicht ewig dauern! hütete sich auch wohl vorauszusagen, was dann folgen werde. Die Geschichte hat bereits gesprochen: die griechische Wissenschaft wurde nach Aristoteles immer universeller, die griechische Nation immer niederträchtiger, zu nationalen Gedanken und Thaten unfähiger, endlich eine leichte Beute für die Römer. Erfreuliche Aussichten für unsere Nation, wenn ihr ein aristotelisches Zeitalter aufgeht! Es müßte wirklich kommen, wenn die Gottheit Christi eine mythische wäre, wie die des Apollon, wenn die Kirche zuerst philippisiren (napoleonisiren) und dann verstummen müßte, wie die Pythia. Vor 1848 dachten diese Historiker noch wie Poly-

bius, welcher aus der Deisidämonie (Götterfurcht) des römischen Volkes dessen Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit, dessen Abscheu vor Verrath und todesmuthige Standhaftigkeit erklärte und darum die römischen Staatsmänner warnte, die griechische Irreligiosität dem römischen Volke einimpfen zu lassen. Wie schon gesagt, galt eine solche Rücksicht vor 1848 nur dem protestantischen deutschen Volke, nicht dem katholischen, denn Gervinus hatte ja in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur weit und breit illustrirt, daß es nur im Mittelalter eine katholische Poesie gab; die Hegelianer waren ebenfalls zu Gericht gesessen und hatten als Edictalausspruch formulirt, daß der Katholicismus in allen wissenschaftlichen Disciplinen stagnire und höchstens durch den Hauch des lebensfrischen Protestantismus zu einigem Wellenschlag erregt werde; durch Heeren, Schlosser u. a. war endlich den katholischen Staaten die Fähigkeit einer freien Entwicklung abgesprochen worden. Die Geschicke der deutschen Nation, ihre Zukunft waren von den gelehrten Herrn dem protestantischen Volke auf die Schultern geladen, darum schien es ihnen gefährlich, demselben den protestantischen Glauben zu verkümmern, den Heiligenschein der Reformatoren auszulöschen, das Volk entweder zum Unglauben zu führen oder gar, da es das Bedürfniß des Glaubens im Herzen trägt, es zu einer Sehnsucht nach der verlassenen katholischen Kirche zu bewegen. Daher wurde jede Cohäsion mit den Missionären des Antichristenthums, welche unter den Handwerksburschen und den Arbeitern Propaganda machten, abgestoßen, L. A. Feuerbach und Consorten als Geistesbrüder desavouirt, der Rationalismus als das todtgeborne Kind einer geistesbeschränkten Kritik bezeichnet und eine neue von Hegel inaugurirte Epoche des Protestantismus verkündet. Jetzt erst werde das Christenthum begriffen, natürlich nur von den Eingeweihten, denn gewöhnliche Menschenkinder, wie z. B. selbst der Generalschulmeister Diesterweg, bekannten freimüthig, daß ihnen Hegels Sprache unverständlich sei, und wurden dann oben herab bedeutet, für Ihresgleichen habe Hegel auch

nicht gesprochen (πολλοὶ ναρθηκοφόροι, ὀλίγοι Βάκχοι). Als Dr. Strauß durch sein „Leben Jesu" eine neue Methode die Gottheit Christi zu leugnen erfunden hatte, wagte er es in einem seiner Vertheidigungshefte auszusprechen: „Christi Auferstehung und Himmelfahrt werden ewige Thatsachen bleiben." Der gleiche Schüler Hegels berief sich auf das Zeugniß des gläubigen Protestanten Neander, daß das „Leben Jesu" ein wissenschaftliches, dem ungelehrten Publikum unzugängliches Buch sei, daher man den Verfasser nicht beschuldigen könne, er sei der Urheber eines großen Aergernisses in dem protestantischen Volke; und abermals antwortete derselbe als Candidat für das Frankfurter Parlament auf die Anfrage des katholischen Pfarrers Vogt in Ludwigsburg, ob er auch für die Freiheit der katholischen Kirche stimmen werde, mit einem unumwundenen ja, und ebenso auf die weitere Frage: auch für die Duldung der Jesuiten? Heute aber steht Strauß in der Vorderreihe der gelehrten Angreifer der katholischen Kirche und hat sein Leben Jesu „für das deutsche Volk" umgearbeitet; heute wird Renans Buch in deutscher Uebersetzung massenhaft colportirt, concurriren mit demselben die wohlfeilen Bettelsuppen, von Proletariern der Feder für die Proletarier der Fabriken und des Handwerks zubereitet, feiern deutsche Arbeitervereine „die Erlösung von Himmel und Hölle." Wenn ich mich erinnere, so war unter den hegel'schen Gelehrten Prof. Zeller (jetzt in Heidelberg) der erste, welcher die Ergebnisse ihrer Wissenschaft dem Volke nicht ganz vorenthalten wollte und ein „Durchsickern" derselben in die unteren Schichten für nothwendig hielt. Heute tröpfelt es nicht mehr, sondern gießt es stromweise herab wie ein Wolkenbruch. Astronomie, Geologie, Paläontologie, Physiologie, Zoologie, Ethnographie, Mythologie und vor allem die Geschichte müssen sich populär bearbeiten lassen, um als ebenso viele Zerstörungswerkzeuge gegen den religiösen Glauben zu dienen, und wohin Bücher, Monats- und Wochenhefte nicht dringen, dahin finden die Tagblätter die Zugänge. Das Volk will sich durch die

[illegible] ist ihm eine Schrift, in die es [illegible] er in derselben wenigstens Unterhaltung findet, wenn auch nicht immer Belehrung; es gefällt sich in dem Gedanken, daß es über den Inhalt des Blattes ein Urtheil [illegible] und wenn es einerseits von einem Gelehrten [illegible] „Liest man gedruckt'. Es nimmt es deshalb allmählig die Anschauungen und die herrschenden Gedanken des Blattes auf, an das es sich gewöhnt hat, gerade wie der Schüler die Handschrift, den [illegible] und die Denkweise seines Schulmeisters annimmt, wenn ihm derselbe angenehm erscheint. Selbst die Gebildeten gleichen hierin den Kindern, wie man sich täglich überzeugen kann, wenn man Lust hat eine Gesellschaft von „Gebildeten" beim Wein oder Bier über die Ereignisse und Fragen des Tages sprechen zu hören: unter 20 solchen Herren ist wahrscheinlich kaum einer, der etwas anderes weiß und zu wissen begehrt, als was ihm seine „Zeitung" sagt, der eine andere Anschauung und Beurtheilung der Begebenheiten und politischen Verhältnisse zu begreifen im Stande ist. Jurare in verba magistri — auf die Worte des Lehrers schwören, bezeichneten die Alten als die Gewohnheit beschränkter Schüler, wenn nun aber heute das Gros des erwachsenen und gebildeten Publikums auf die Worte meist unbekannter und leichtfertiger für Lohn schreibender, von spekulativen Händlern gemietheter Journalisten schwört, welches Zeugniß für seine geistige Mündigkeit stellt sich dieses Publikum aus? Die Millionen und Millionen Blätter, welche die Tagespresse Jahr aus Jahr ein unter das Volk aussendet, sind ebenso viele Missionäre, welche von dem gebildeten Publikum, das in den Städten und Städtchen concentrirt ist, alle Tage, von dem armen und arbeitenden sowie von dem Landvolke wenigstens alle Sonntage angehört werden. Welche Lehren verkünden sie? Lassen wir ihre politischen unbeachtet und berücksichtigen wir nur ihre Haltung gegenüber der Kirche, so werden wir, wenn wir unter 1000 Blättern, die unter verschiedenen Namen zumeist freisinniger Bedeutung ausgegeben

werden, Musterung halten, 995 kirchenfeindliche finden; denn einige Zeitungen schreiben gegen die katholische Kirche aus Sektenhaß, andere, und ihre Zahl ist bereits Legion, aus vollem antichristlichem Hasse, wobei redigirende und correspondirende Juden sich hervorragend betheiligen, viele aus politischem Hasse, indem sie die Kirche als Verbündete der legitimen Monarchie betrachten. Die meisten Tagblätter versorgen das Publikum nicht bloß mit politischen Neuigkeiten und Raisonnements, sondern sie tischen ihm auch zum Dessert Delikatessen aus der belletristischen Conditorei auf, deren Reiz fast immer in einem antikatholischen bitteren oder sauern Beigeschmack besteht. Hat ja doch die gesammte Belletristik (der Ausnahmen sind höchst wenige) einen kirchenfeindlichen Hautgout, ob sie in fünfbändigen Romanen, in kurzathmigen Novellen und Dorfgeschichten, in Monat- oder Wochenheften dem Publikum präsentirt wird. Im vorigen Jahrhundert waren es hauptsächlich französische Freigeister, welche mit der von Voltaire gegebenen Parole écrasez l'infâme! sich gegen die Kirche verschworen; sie warben nur unter den Hochgestellten und Hochgebildeten durch persönlichen Verkehr und aristokratisch elegante Schriften: heute bilden Deutsche die kirchenfeindliche Hauptmacht, sind Deutsche die Tonangeber, denen auch Franzosen, Engländer, Italiener und Schweizer folgen; heute wird durch Vereine, durch populäre Bücher, Flugschriften, Kalender, Monat- und Wochenhefte und Tagblätter unter der Volksmasse für eine große Armee gegen die Kirche rekrutirt. Die Tagespresse waltet seit 1848 frei und ungebunden in Deutschland, sie muß bei unserem Volke nothwendiger Weise tiefer eingreifen und mächtiger wirken als bei jedem andern, weil wir unter allen Völkern des Erdbodens das eingeschulteste sind und darum auch am meisten lesen. Wir sind nicht freiwillig ein lesendes Volk geworden, sondern gezwungen von unsern Regierungen, wobei die protestantischen vorangingen, weil die Reformatoren und ihre fürstlichen Beschützer die evangelische Lehre dadurch am besten zu sichern

Tagespresse unterrichten, sie ist ihm eine Schule, in die es sehr gerne geht, weil es in derselben wenigstens Unterhaltung findet, wenn auch nicht immer Belehrung, es gefällt sich in dem Gedanken, daß es über den Inhalt des Blattes ein freies Urtheil habe, und wenn es einerseits von einem Erzlügner sagt, er könne „lügen wie gedruckt", so nimmt es dennoch allmählig die Anschauungen und die herrschenden Gedanken des Blattes auf, an das es sich gewöhnt hat, gerade wie der Schüler die Handschrift, den Leseton und die Denkweise seines Schulmeisters annimmt, wenn ihn derselbe anzuziehen versteht. Selbst die Gebildeten gleichen hierin den Kindern, wie man sich täglich überzeugen kann, wenn man Lust hat eine Gesellschaft von „Gebildeten" beim Wein oder Bier über die Ereignisse und Fragen des Tages sprechen zu hören; unter 20 solcher Herren ist durchschnittlich kaum einer, der etwas anderes weiß und zu wissen begehrt, als was ihm seine „Zeitung" sagt, der eine andere Auffassung und Beurtheilung der Begebenheiten und politischen Verhältnisse zu begreifen im Stande ist. Jurare in verba magistri — auf die Worte des Lehrers schwören, bezeichneten die Alten als die Gewohnheit beschränkter Schüler, wenn nun aber heute das Gros des erwachsenen und gebildeten Publikums auf die Worte meist unbekannter und leichtfertiger für Lohn schreibender, von spekulativen Händlern gemietheter Journalisten schwört, welches Zeugniß für seine geistige Mündigkeit stellt sich dieses Publikum aus? Die Millionen und Millionen Blätter, welche die Tagespresse Jahr aus Jahr ein unter das Volk aussendet, sind ebenso viele Missionäre, welche von dem gebildeten Publikum, das in den Städten und Städtchen concentrirt ist, alle Tage, von dem armen und arbeitenden sowie von dem Landvolke wenigstens alle Sonntage angehört werden. Welche Lehren verkünden sie? Lassen wir ihre politischen unbeachtet und berücksichtigen wir nur ihre Haltung gegenüber der Kirche, so werden wir, wenn wir unter 1000 Blättern, die unter verschiedenen Namen zumeist freisinniger Bedeutung ausgegeben

werden, Musterung halten, 995 kirchenfeindliche finden; denn einige Zeitungen schreiben gegen die katholische Kirche aus Sektenhaß, andere, und ihre Zahl ist bereits Legion, aus vollem antichristlichem Hasse, wobei redigirende und correspondirende Juden sich hervorragend betheiligen, viele aus politischem Hasse, indem sie die Kirche als Verbündete der legitimen Monarchie betrachten. Die meisten Tagblätter versorgen das Publikum nicht bloß mit politischen Neuigkeiten und Raisonnements, sondern sie tischen ihm auch zum Dessert Delikatessen aus der belletristischen Conditorei auf, deren Reiz fast immer in einem antikatholischen bitteren oder sauern Beigeschmack besteht. Hat ja doch die gesammte Belletristik (der Ausnahmen sind höchst wenige) einen kirchenfeindlichen Hautgout, ob sie in fünfbändigen Romanen, in kurzathmigen Novellen und Dorfgeschichten, in Monat- oder Wochenheften dem Publikum präsentirt wird. Im vorigen Jahrhundert waren es hauptsächlich französische Freigeister, welche mit der von Voltaire gegebenen Parole écrasez l'infâme! sich gegen die Kirche verschworen; sie warben nur unter den Hochgestellten und Hochgebildeten durch persönlichen Verkehr und aristokratisch elegante Schriften: heute bilden Deutsche die kirchenfeindliche Hauptmacht, sind Deutsche die Tonangeber, denen auch Franzosen, Engländer, Italiener und Schweizer folgen; heute wird durch Vereine, durch populäre Bücher, Flugschriften, Kalender, Monat- und Wochenhefte und Tagblätter unter der Volksmasse für eine große Armee gegen die Kirche rekrutirt. Die Tagespresse waltet seit 1848 frei und ungebunden in Deutschland, sie muß bei unserem Volke nothwendiger Weise tiefer eingreifen und mächtiger wirken als bei jedem andern, weil wir unter allen Völkern des Erdbodens das eingeschulteste sind und darum auch am meisten lesen. Wir sind nicht freiwillig ein lesendes Volk geworden, sondern gezwungen von unsern Regierungen, wobei die protestantischen voranginingen, weil die Reformatoren und ihre fürstlichen Beschützer die evangelische Lehre dadurch am besten zu sichern

glaubten, wenn sie dieselbe dem Volke von Kindesbeinen an einpflanzten, denn was der Mensch als Kind in Herz, Verstand und Gedächtniß aufnimmt, wurzelt am tiefsten, ja meistentheils unaustilgbar. In der Schule lernten die protestantischen Kinder den Katechismus, ausgewählte Bibelsprüche und Kirchenlieder auswendig und waren damit gleichsam gefeit gegen alle katholischen Anfechtungen; sie hatten in der Schule lesen gelernt und lasen heranwachsend und alternd in der Bibel und in der Postille. Die katholischen Regierungen fanden bald für gut auch ihrerseits den Schulzwang einzuführen und natürlich war auch in den katholischen Schulen dem Religionsunterricht der erste Platz eingeräumt, das ganze Institut der kirchlichen Disciplin untergeben, jedoch nahm der Schulunterricht des katholischen Volkes niemals den schroffen und stolzen polemischen Charakter an, welcher den des protestantischen Volkes kennzeichnet, was bei einer Vergleichung der beiderseitigen Schulkatechismen, Lieder und Lesebücher sich als unleugbar herausstellt. In den katholischen und protestantischen Gemeinden war der Pfarrer der unmittelbare Vorgesetzte des Schullehrers, dessen Betragen, Unterricht und pädagogische Disciplin er beaufsichtigte und nöthigenfalls corrigirte; in der Regel versah der Schullehrer zugleich den Dienst des Meßners, Küsters und Organisten, war demnach ein dem Pfarrer untergeordneter Kirchendiener, und viele tausend Landschulen hätten gar nicht errichtet werden können, wenn nicht durch eine kirchliche Stiftung die Meßnerei in alter Zeit so dotirt worden wäre, daß man in der neuen Zeit den Schullehrer zu dem Meßner in die Kost schicken konnte, d. h. den Schullehrer nur zum Meßner zu machen brauchte, um den größten Theil der Besoldung aufzubringen, ohne daß die Gemeindebürger für den Schuldienst in Contribution gesetzt waren. Die Unterordnung der Volksschule unter die Kirche, des Lehrers unter den Pfarrer, erschien den Regierungen wie dem Volke als natürlich und nothwendig, und die Schullehrer selbst erkannten, daß sie ohne das Protektorat

der Geistlichen gegenüber den rohen Vätern und Buben, deren es in Stadt und Land mehr als genug gibt, gar oft als Strohmann dastehen und die Schule verödet sehen würden. Als die pädagogische Revolution gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Basedow auf deutschen Boden verpflanzt wurde, blieb das Verhältniß zwischen Kirche und Volksschule unangetastet, und als der Rationalismus nach 1815 unter den protestantischen Geistlichen um sich griff, dachten sie nicht daran sich ihres Aufsichtsrechts über die Volksschule zu entäußern, sondern wandten sich derselben mit Vorliebe zu, klärten die Schullehrer nach ihrer Weise auf und gebrauchten sie als ihre Vorarbeiter auf dem Felde der Jugenderziehung. Diese Richtung wurde jedoch nur in einigen kleinen deutschen Staaten von Seite der souveränen oder fürstlichen Landesbischöfe und deren Consistorien adoptirt (man erinnere sich des Generalsuperintendenten Röhr in Weimar), während Friedrich Wilhelm III. und IV. von Preußen den confessionellen Protestantismus mit der Aegide ihrer Cabinetsordern gegen die amtliche Propaganda deckten, welche aus der Volksschule betrieben werden wollte. In der nachmärzlichen Revolutionszeit fanden es die Führer, wie schon einmal bemerkt worden, gerathen die Kirche zu schonen, daher blieb die „Emancipation der Schule von der Kirche" vorläufig auf sich beruhen. Nur in Baden konnten sie nicht ganz an sich halten, dort erscholl auf der Landesversammlung zu Offenburg der Ruf: „die Pfaffen haben zu viel, die Schulmeister zu wenig"; allein zur Vertheilung des Kirchenguts kam es nicht, weil der Prinz von Preußen die Gesetzgeber zu Karlsruhe über den Rhein nach Frankreich und der Schweiz jagte. Zu den Flüchtlingen stellten die badischen Schulmeister ein ziemliches Contingent und zu den standrechtlich Erschossenen ihren Mann; sie waren es hauptsächlich, welche den ganzen deutschen Schulmeisterstand in den Geruch revolutionärer Neigungen brachten und doch waren sie nur dem Beispiele und selbst dem Rathe höher gestellter großherzoglicher Beamten gefolgt.

Während der sogenannten Reaktionsperiode fiel auch die Agitation auf dem Boden der Volksschule in Erstarrung, als aber die neue Aera in Preußen aufging, erwachte sie wieder, und wenn sie durch die bismarkische Phase der neuen Aera abermals zurückgedrängt wurde, so ist sie in andern Staaten um so regsamer an ihre Aufgabe hingetreten. Fassen wir die Klagen und Wünsche, die in den allgemeinen und besonderen Versammlungen der deutschen Schullehrer in verschiedener Form laut wurden, kurz zusammen, so besagen sie nichts anderes als „Emancipation von der Kirche und besseren Gehalt!“ Die letzte zu Mannheim abgehaltene „Versammlung deutscher Schulmänner“ hat sich in kirchlicher Beziehung mit anerkennenswerther Offenheit ausgesprochen. Sie bestand zumeist aus Protestanten und gab der katholischen Kirche ihre souveräne Mißachtung zu erkennen, denn hätten sie die anwesenden Katholiken irgend einer Rücksicht werth gehalten, so hätte der Vorsitzende mehr als einen Redner in die Schranken der Toleranz oder vielmehr der Indifferenz zurückweisen müssen. Es ging dem orthodoxen Protestantismus und Judaismus insofern besser, daß sie zwar als überwundene Standpunkte desavouirt wurden, der Protestantismus, selbst der orthodoxe, jedoch immerhin als ein Fortschritt galt und Luther als ein nationaler Heros des Fortschritts gefeiert wurde. Die Versammlung war durch und durch confessionslos, durch und durch freisinnig und erfüllt von Unwillen gegen die katholische Kirche, gegen den „Ultramontanismus.“

Die Versammlung in Mannheim im Bundesstaate Baden war gleichsam die Vorfeier der seitdem in das Leben gerufenen badischen Schulreform. Der Großherzog von Baden regiert ein Volk, das zu zwei Drittheilen aus Katholiken besteht, die als solche unter dem erzbischöflichen Ordinariate in Freiburg stehen. Die großherzogliche Regierung hat im J. 1864 unter Mitwirkung der Kammern, die ihr ganz zu Willen sind, ein Schulgesetz erlassen, durch dessen Buchstaben das Recht der Kirche auf die Erziehung der katholischen

Jugend in der Schule vernichtet wird. Denn 1) in der obersten Landesschulbehörde hat der Erzbischof keine Stimme, er hat kein Veto, mag die Landesschulbehörde Verfügungen treffen und Lehrmittel einführen, welche ihr belieben, selbst wenn diese einen antikatholischen Geist in die katholischen Schulen verpflanzen; 2) ebensowenig hat die katholische Kirche in den Kreisschulbehörden etwas zu sagen; 3) in der Ortsschulbehörde hat der Pfarrer zwar Sitz und Stimme, aber nur wie jedes andere gewählte Mitglied auch, mag dieses seine religiösen Ansichten auch von Renan, Strauß rc. geborgt haben; der Pfarrer ist nicht mehr der specielle Aufseher des Lehrers und der Schule und mag zusehen, ob ihn die Regierung zum Vorsitzenden der Ortsschulbehörde wählt, oder einen Mediciner, Apotheker, Krämer, Gastwirth.

Gegen ein solches Schulgesetz mußte der Erzbischof und die Geistlichkeit Protest einlegen, mußten alle treuen Katholiken in Baden sich verwahren und werden es thun müssen, so lange dieses Schulgesetz existirt; sie müssen alle gesetzlichen Mittel zu dessen Beseitigung anwenden, denn dasselbe leugnet das Recht der Kirche auf Mitwirkung bei der Schulerziehung der katholischen Kinder, nimmt den katholischen Eltern das Recht ihre Kinder katholisch und nicht anders in der Schule erziehen zu lassen.

Der badische Staat habe keine Religion, wird officiös erklärt, ihm seien Katholiken, Protestanten und Juden gleich viel werth. Dieß ist ein sophistisches qui pro quo, denn das Wort „Staat" ist ein Abstraktum, ein Gedankending. Der wirkliche Staat ist die politische Einigung einer Menschenmasse zu einem Volke, und der badische Staat besteht aus dem Landesfürsten, den in seinem Namen waltenden hohen und niedern Behörden, aus den Unterthanen, oder wenn man lieber will, aus den Staatsbürgern. Alle diese Bestandtheile des Staates sind Personen, welche ihrer Religion nach Katholiken oder Protestanten oder Juden sind, und nur wenige dieser Individuen erklären, daß sie gar keine Religion haben. Zu ihnen

gehören, so viel bekannt ist, die Minister, Regierungsräthe, Ober- und Kreisschulräthe rc. nicht, die badischen Behörden bekennen also wie die Unterthanen eine Religion oder nach modernem Ausdrucke eine Confession. Die Confessionen haben ihre durch das Grundgesetz des Staates anerkannten Rechte, und eben deßwegen haben die Staatsgewalten die Pflicht diese Rechte zu schützen, und es ist ihnen nicht erlaubt ohne die Zustimmung der berechtigten Organe einer Confession deren Recht zu ändern, und wenn das Recht der katholischen Confession durch das Ministerium eines protestantischen Landesherrn unter Mitwirkung einer paritätischen Kammer gemindert wird, wie dieß durch die neue badische Schulgesetzgebung geschieht, so drängt sich der Gedanke auf, daß confessionelle Antipathie die Triebfeder ist. Mag das badische Ministerium einen solchen Verdacht zehnmal mit Unwillen oder Verachtung officiell zurückweisen und hundertmal betheuern, es beabsichtige keine Beeinträchtigung des Rechts der Katholiken, so können sich diese nicht beruhigen, so lange es der Regierung frei steht, den Landesschulrath nach Gutdünken mit Protestanten von orthodoxer, rationalistischer oder irgend einer andern Richtung zu bestellen, in denselben dieses oder jenes Mitglied aus den katholischen Geistlichen und Laien beliebig auszuwählen; so lange der Erzbischof in der obersten Schulbehörde nicht sein Veto gegen Verfügungen geltend machen kann, welche katholische Lehre und sittliche Disciplin in der Schulerziehung betreffen; so lange der katholische Seelsorger einer Gemeinde nicht die religiöse und sittliche Erziehung der Schulkinder seiner Gemeinde zu leiten und zu überwachen berechtigt ist; überhaupt so lange die Staatsgewalt sich mit dem Erzbischofe über die kirchliche Mitwirkung bei der Schulerziehung der katholischen Jugend nicht vereinbart hat.

Beruft sich die badische Regierung zum Zeugniß ihrer confessionslosen Unparteilichkeit darauf, daß das neue Schulgesetz auch für die protestantische Confession gegeben und die protestantische Geistlichkeit in kein anderes Verhältniß zur

Schule gebracht sei, so antworten die badischen Katholiken, daß es sie nichts angeht, wie der Großherzog als Landesbischof der Protestanten mit seinen geistlichen und weltlichen Räthen die Beziehungen der protestantischen Landeskirche und der protestantischen Volksschule ordne, daß sie sich ihrerseits nur um die Wahrung der Rechte der katholischen Kirche und der katholischen Familie zu bekümmern haben. Wenn indessen die protestantisch-orthodoxe Kirche dem Rationalismus Preis gegeben wird, muß man da nicht schließen, daß in Baden von oben herab systematisch gegen den positiven kirchlichen Glauben vorgegangen wird? Da bekennt der Direktor des protestantischen Predigerseminars, Herr Schenkel, in einem populär geschriebenen Buche die Verleugnung der Gottheit Christi; über 100 protestantische Geistliche in Baden erklären sich gegen ihn und verlangen, daß ihm nicht länger als Seminardirektor die Heranbildung der Aspiranten des Predigtamtes gestattet werde, eine noch größere Anzahl protestantischer Prediger aus andern deutschen Ländern erheben ihre Stimme für ihre badischen Collegen, die badische Kirchenregierung nimmt aber Herrn Schenkel unter ihre Flügel und beschützt ihn mit Berufung auf die evangelische Freiheit. Er wird also fortfahren in seiner evangelischen Freiheit die Aspiranten des Predigtamtes zu gleicher Freiheit zu erziehen und solche Prediger des Evangeliums werden aus dem Seminar den evangelischen Gemeinden des Landes zugesendet. Da diese evangelisch sind, so genießen sie ohne Zweifel auch ihrer evangelischen Freiheit und nehmen Prediger nicht auf, die ihnen ein Evangelium verkünden, das die Gemeinden nicht als das wahre Evangelium anerkennen? Fehlgeschossen; die Gemeinden müssen die Prediger annehmen, welche ihnen von Karlsruhe zugeschickt werden, und wenn die Mehrheit der Gemeinde von dem schenkel'schen Evangelium zehnmal nichts wissen will, so muß sie Kirche und Kanzel dennoch einem schenkel'schen Prediger überlassen und kann sich nur dadurch dieses Evangeliums erwehren, wenn sie nicht mehr in die Kirche geht.

Darin besteht die evangelische Freiheit der Gemeinden gegen-über der evangelischen Freiheit der [illegible] Herren in Karlsruhe und Heidelberg, gegenüber den evangelischen Be-[illegible].

[illegible] die Schule in Baden [illegible] Nämlich die Volksschule: [illegible] bilden die badischen Schul-meister eine eigene Corporation mit verfassungsmäßig ge-schützten Rechten und soviel Selbstregiment, als die bureau-kratische Staatsorganisation möglich läßt? [illegible] Emancipation in der Nähe. Der Schulamtscandidat wird 2 bis 4 Jahre von einem Schulmeister für das Seminar präparirt, im Seminar in 2 bis 3 Jahren vollends ausge-bildet, erhält das Fähigkeitszeugniß, tritt als Hilfslehrer in den Dienst oder als Schulverweser, und macht noch ein Examen, welches darüber entscheidet, ob er nur in untern Klassen und kleinen Schulen, also Dorfschulen, oder in obern Klassen und Stadtschulen angestellt werden kann. Zu dem Unterricht im Seminar hat die ganze Schulmeisterschaft in Baden nichts zu sagen, darüber verfügt ein von der Regierung ernanntes Collegium in Karlsruhe; dasselbe läßt durch Com-missäre die Examina abhalten, wenn es die Candidaten nicht nach Karlsruhe zum Examen einberuft, stellt die Fähigkeits-zeugnisse aus und besetzt die vakanten Schulen nach seinem Gutbefinden. In diesem obersten Collegium oder Schulrathe sitzt kein Schulmeister, ebensowenig in Kreisschulräthen, die gleichfalls in Karlsruhe ernannt werden und die Aufsicht über die Schulen und Schulmeister üben. Im Ortsschulrath endlich hat der Schulmeister neben dem Pfarrer und den von der Gemeinde gewählten Mitgliedern sein Plätzchen, allein dieser Schulrath hat nur die örtliche Schulpolizei (die Rüge der Absenzen, außerordentliche Verfehlungen der Schüler gegen Disciplin und Sitte und dgl.) sowie die ökonomische Admini-stration der Schule zu verwalten. Somit hat die Schul-meisterschaft Badens nach dem neuen Schulgesetze über die Bildung der Schulamtsaspiranten, die Fähigkeitszeugnisse und

Anstellung nichts zu sagen, und ebenso nichts über die allgemeine Organisation des Schulwesens, nichts über Schulbehörden, über den Umfang und die Methode des Unterrichts, über die Lehrmittel. Das gleiche Loos ist den Schulgemeinden zugeschieden; sie müssen die Schulmeister annehmen, die ihnen von Karlsruhe zugeschickt werden, müssen sie behalten, so lange es in Karlsruhe gefällt; die Väter müssen zusehen, was man ihren Kindern in der Schule beizubringen für gut findet. Die bureaukratische Leitung der Schule ist durch das neue Schulgesetz noch concentrirter geworden, indem die Inspektion der Ortsschulen einer kleinern Anzahl von Inspektoren übertragen und den Geistlichen als solchen abgenommen ist, indem endlich die specielle Aufsicht der Pfarrer über die Schulmeister und Schulen der einzelnen Gemeinden aufgehört hat. Somit beschränkt sich die badische Emancipation der Volksschule auf deren Trennung von der Kirche, auf die Absetzung der Geistlichen als Bezirks- und Gemeindeschulinspektoren. Der Erzbischof von Freiburg und seine Geistlichkeit haben pflichtmäßig gegen ein solches Vorgehen Verwahrung eingelegt, das katholische Volk hat ihnen in seiner eminenten Mehrheit beigestimmt; dafür hat der Minister Lamey den Erzbischof nur nicht geradezu einen alten Schwachkopf und die katholischen Staatsbürger, welche von ihrem verfassungsmäßigen Petitions- und Versammlungsrechte Gebrauch machten, nur nicht geradezu Dummköpfe genannt, und die officiösen und unter dem Einfluß der Regierung stehenden Blätter übersprudeln von Beschimpfungen und Verdächtigungen der kirchentreuen Katholiken, die badische Landeszeitung entwickelt überdieß eine großartige Denunciation, die Polizei verhindert die Katholikenversammlungen, aber nicht das Pöbelattentat in Mannheim. Gleichzeitig wird der gläubige Theil der protestantischen Geistlichkeit und Bevölkerung durch die Protektion des schenkel'schen Treibens zurückgestoßen, so daß die Regierung den gläubigen Protestanten und Katholiken als das Organ der kirchenfeindlichen Parteien erscheinen muß. Wie sie dieß

thun mag, begreifen wir nicht; denn wenn sie auch selbst religions- und confessionslos ist, so hat doch der größte Theil des Volkes eine Religion oder Confession, wird durch Angriffe auf dieselbe erbittert, wehrt sich gegen die Partei, welche solche Angriffe unternimmt, und dauert ein solcher Zustand länger an, so geht die moralische Autorität der Regierung verloren und das Volk gehorcht ihr nur mehr aus Furcht. Wenn man in Karlsruhe umschaut, wo ihr Vorgehen in Kirchen- und Schulsachen Beifall findet, so muß sie nothwendig nachdenklich werden. Da sagen ihr ein Ronge, Ducat rc. ihren Beistand zu, aber gewiß nur darum, weil sie in der badischen Regierung ganz unverhofft einen Helfershelfer gewonnen zu haben glauben; dort jubelt der Pöbel, stellt eine „Pfaffenjagd" an und haut „Schwarzwild" aus — der nämliche Pöbel hat 1849 Hochwild gejagt und ausgehauen, auch die Lust hiezu keineswegs verloren. Wo immer in dem vierten Stande der Haß gegen jede Religion und insbesondere der Haß gegen die katholische Kirche geschürt wird, läßt man sich lustig von der badischen Regierung erzählen, wie sie mit scharfem Zahne das Netz zernage, mit welchem die alte Allianz von Pfaffen und Junkern den Löwen Volk umgarnt hätte. Der Nationalverein und die gesammte gothaische Partei mit allen ihren Farben unterstützen jedoch gleichfalls die badische Schulreform und weil sie über einen beträchtlichen Theil der deutschen Presse gebieten, so hat die badische Regierung die Mehrheit der Stimmen für sich, welche Tag für Tag dem Publikum wahre und falsche Neuigkeiten verkünden und mit verschiedenen Redekünsten für ihre Zwecke Propaganda machen. Die officiöse Karlsruher Zeitung gebärdet sich über diese Bundesgenossenschaft sehr vergnügt und merkt nicht, daß die gothaische Partei auf eine Umgestaltung Deutschlands hinarbeitet, durch welche die Mittel- und Kleinstaaten umgeworfen werden müßten, und daß die badische Regierung von dieser Partei nur als willkommener Pionier betrachtet wird, der seinen Abschied erhält, wenn er seinen Dienst gethan hat.

Alle Conservativen ohne Ausnahme, der gewiegte Staatsmann wie der von seinem politischen Instinkte geleitete gemeine Mann, sehen in dem Beginnen des Ministerium Roggenbach eine selbstmörderische Thätigkeit Badens als eines souveränen Bundesstaats, und nicht anders äußern sich die „Volksmänner" aller Art, wenn sie ihre Herzensmeinung auszusprechen für gut finden.

Es ist möglich, daß es auf dem politischen Gebiete bald keine conservative Partei mehr gibt, und es muß so kommen, wenn von den zur Erhaltung des Völker- und Staatsrechts Berufenen einer nach dem andern die Fahne verläßt; aber bei dem Zusammenbruche des heutigen politischen und socialen Zustandes wird wie unter der Zerstörung des römischen Cäsarenreichs durch die Stürme der Völkerwanderung eine conservative Macht aufrecht stehen bleiben, weil sie an keinen Machthaber, an keine Staatsform und an keine Phase der Cultur gebunden ist. Diese conservative Macht ist die Kirche, die civitas Dei, deren Grundgesetz durch keinen cäsarischen Staatsstreich und durch keine Barrikadenrevolution umgestürzt werden kann, welche im Gegentheil noch jedesmal durch die Angriffe und Verfolgungen nur zu reicherer und herrlicherer Entfaltung ihrer höheren Kräfte vermocht wurde. Eine solche Zeit ist wieder da; mit den Waffen des Kriegs, der Arglist und des Verraths wird die Kirche angefallen, und die modernen ungläubigen Wissenschaften wenden sich gegen sie im wohlorganisirten Vereine. Die „Freidenker" der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschränken ihre Werbung nicht auf die Großen, Reichen und die sogenannten Gebildeten, sondern sie arbeiten an einer Revolution gegen die Kirche unter dem gemeinen Volke, unter den Arbeitern, unter den Armen und den Kindern. Der göttliche Stifter der Kirche „hat sich im Munde der Kinder und Säuglinge sein Lob bereitet", er hat „den Armen das Evangelium gepredigt" und diejenigen zu sich gerufen „die mühselig und beladen sind"; diese Armen im Geiste und mit Mühsal Beladenen werden in unseren Tagen nicht

bloß weggerufen von ihrem Lehrer und Erlöser, sondern aufgestachelt ihn zu hassen und zu verachten. „Herr, verzeih' ihnen, sie wissen nicht was sie thun!“ mag wohl auch über die Minister Lamey und Roggenbach ausgerufen werden, wenn sie die Kirche und Schule auseinander reißen, denn sie wissen wohl nicht, daß sie im Dienste derer arbeiten, welche das Volk aus dem Kelche des Unglaubens tränken wollen. Die Kirchenfeinde sind damit nicht zufrieden, daß sie frei auf hohen Schulen walten, sie wollen sich auch der Volksschule bemächtigen, sie wollen Herren über die gesammte Jugendbildung werden, einen wirklich religionslosen Staat schaffen. Zu diesem Zwecke verdrängt man die Kirche aus der Schule, entreißt ihr die Aufsicht über die Schule und damit das Recht und die Macht die Schulerziehung im kirchlichen Geiste zu leiten. In Karlsruhe erwidert man freilich mit Entrüstung: das ist eine ultramontane Lüge, denn das neue Schulgesetz läßt 1) dem Pfarrer den Religionsunterricht und damit die Schulerziehung im kirchlichen Geiste; 2) gibt es dem Pfarrer einen Platz in dem Ortsschulrathe und die Oberschulbehörde ernennt denselben in der Regel zum Vorsitzenden, somit bleibt dem Pfarrer die Leitung der Schulerziehung, wenn er dieselbe nur zu handhaben im Stande ist. Allein wenn nun der Schulmeister zu den Aufgeklärten gehört und z. B. die Einheit des Menschengeschlechtes, die biblische Lehre von der Abstammung desselben von Adam und Eva lächerlich macht? das kann er ganz gelegentlich bei Leseübungen, beim naturgeschichtlichen oder geographischen Unterrichte und damit polemisirt er unter der Hand gegen die christliche Lehre von der Erbsünde und der Erlösung, wenn er es sich auch versagt seine Lesefrüchte aus Vogt, Büchner, Moleschott anzuführen und aus einer solchen Schrift den Witz aufzutischen, das erste Pferdepaar habe wahrscheinlich verbotenen Haber gefressen, daher seine Nachkommenschaft zu schwerer Arbeit und zu Geißelhieben verurtheilt sei. Nun kann allerdings der Geistliche im Ortsschulrathe klagen, wenn

aber in demselben ein Doktor medicinae, ein Advokat, ein Apotheker, ein Kaufmann oder Krämer sitzt und den Pfarrer als Ultramontanen gerade so abkanzelt wie Minister Lamey den Erzbischof? wenn er die Mehrheit des Schulraths für sich hat, wie Minister Lamey die Mehrheit der Abgeordnetenkammer — wie dann? Der Pfarrer wendet sich an die Familienväter in seiner Gemeinde, die Mehrheit derselben erklärt sich für ihn und gegen Schulrath und Schulmeister, es geht ein Riß durch die Gemeinde, der Bezirksamtmann schreitet alsdann polizeilich ein und verbietet der Mehrheit der Familienväter jede Versammlung in Schulsachen in Kraft des §. 16 des Gesetzes („im Interesse des öffentlichen Wohls"), ganz nach dem Muster wie das Ministerium gegen die Mehrheit des katholischen Volkes und die Versammlungen der Katholiken verfährt. In mehr als einer schweizerischen Republik erhalten die Lehrer in confessionslosen Seminarien ihre Berufsbildung und haben die Pfarrer in den Gemeindeschulräthen nur einen Platz, wenn sie von den Schulbürgern hineingewählt werden, allein die Gemeinde, d. h. die Familien, aus welcher sie besteht, hat das Recht zu entscheiden, in welchem Geiste die Kinder in der Schule erzogen und unterrichtet werden sollen, hat das Recht, einen Schulmeister nach ihrem Sinne zu wählen und denselben zu entlassen, wenn er den Wünschen der Eltern zuwider thut: in Baden dagegen müssen die Eltern ihre Kinder einem Schulmeister hingeben, den die oberen Bureaukraten zu schicken für gut finden, müssen sich das von den gleichen Herren beliebte Bildungssystem gefallen lassen, wenn dasselbe auch dem Vater und der Mutter in religiöser Beziehung verwerflich und für das Leben unfruchtbar erscheint. Es fehlt nur noch eines, daß auch in den Lehrerseminaren Direktoren von der Art Schenkels angestellt werden und die Seminarzöglinge wie im Kanton Zürich „den alten Schlendrian der Dogmatik" abzuwerfen lernen. Wahrscheinlich geschieht dieß nicht und finden es die Großmeister vom freien Geiste klüger die Schulmeister als dienende Brüder oder als

Tertiarier zu affiliiren, ohne ihnen die äußeren Kennzeichen des Ordens anzuheften, da es in manchen Orten, namentlich in Dörfern, Alarm erregen würde, wenn die Schulmeister sich geradewegs als untergeordnete Genossen der Strauß, Schenkel, Renan aufthäten. Für die Instruktion der dienenden Brüder wird wie bisher durch Bücher, Zeitschriften und Tagblätter gesorgt werden, und wenn sich der Schulmeister als Mann des Fortschritts in der Volksbildung und als Gegner des Ultramontanismus oder Pietismus gerirt und nicht geradezu sich in eine offene Fehde gegen die Confession und den Geistlichen stürzt, so wird er in den meisten Orten in der liberalen und radikalen Partei der Gemeinde und des Schulrathes einen Rückhalt finden und von den höhern Schulbehörden nicht verlassen werden, wenn er mit dem Ortsgeistlichen in den unvermeidlichen Conflikt geräth. Bekanntlich und leider brauchte man schon vordem nicht viele Ortschaften zu durchwandern, wenn man Zeuge des Unfriedens zwischen Pfarrer und Schulmeister seyn wollte, und beide Theile wußten nicht wenig gegen einander zu klagen. Wer diesem eben so schädlichen als widerlichen Verhältnisse einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird die Annahme nicht zu hoch gegriffen finden, daß von 100 protestantischen Schulmeistern 99, und von 100 katholischen wenigstens 50 ihren speciellen Aufsehern, den Pfarrern gram waren und sich weltliche Aufsichtsbehörden wünschten. Die badische Regierung hat diesem Verlangen entsprochen, und ich habe bisher nicht gehört, daß die badischen Schulmeister auch nur eine leise, sie bei der Regierung keineswegs compromittirende Demonstration für die Schulaufsicht der Geistlichen gemacht hätten. Wenn nun heute die Kirche in Baden ihre Rechte auf die Schule reklamirt, wenn sie in anderen Staaten für die Erhaltung dieser Rechte einsteht, so muß auch alles Ernstes daran gedacht werden, ein besseres Verhältniß zwischen Geistlichen und Schulmeistern herzustellen. Der Schulmeister ist in der Regel sehr reizbar und empfindlich, denn er hat einen mühsamen Beruf und meistens schlechten

Lohn, er ist gedrückt und dabei doch stolz auf sein Amt und seine Bildung, es kränkt ihn aber doppelt, wenn er von dem Geistlichen hochmüthig zurechtgewiesen, unhöflich angesprochen oder zum Stichblatte des Witzes gemacht wird. Möchte mancher Weltgeistliche einmal beachten, mit welcher Höflichkeit und würdevollem Anstand die Jesuiten mit den Schulmeistern verkehren, und ihnen nachahmen! Ein kameradliches Verhältniß des Geistlichen zu dem Schulmeister taugt nichts, um so mehr aber ein rücksichtsvolles, und dasselbe ist um so mehr geboten, als der Pfarrer der Patron des Schulmeisters und der Schule bleiben wird, so lange nicht die Gemeinde aus Rand und Band geht. Höflichkeit bei höher Gestellten wird von den Untergeordneten und dem Volke sehr hoch gewerthet, nämlich als ein Beweis von Achtung und Wohlwollen, und verbindet sich damit eine constante umsichtige Thätigkeit im Amte, so ist eine nachhaltige Wirksamkeit gesichert. Bei dem Geistlichen, der jeden Tag mit Alt und Jung aus dem Volke verkehrt, der inmitten des Volkes steht, ist deßwegen eine solche Haltung, diese *καλοκαγαθία*, von weit größerer Bedeutung als bei anderen Würdeträgern, deren Amtsthätigkeit sich zum größten Theile in der Kanzlei abspinnt.

Wer eine Gesellschaft Schulmeister sich vertraulich besprechen hört, wird durch die Klage überrascht, in der sie sich ergehen über die Unkenntniß des Unterrichtswesens, welche dieser und jener Schulinspektor, Pfarrer oder Vikar wieder einmal an den Tag gelegt habe. In der That hat sich die katholische Geistlichkeit im Allgemeinen an der Entwicklung des deutschen Unterrichtswesens nicht in dem Umfange betheiligt als wünschenswerth ist, erhalten die Candidaten des Priesteramts selten eine zulängliche Vorbildung für ihre künftige Amtsthätigkeit in der Schule und bemühen sich die jungen Geistlichen in der Regel nicht genug um die Kenntniß der Unterrichtsmethode in den Unterrichtsfächern der Volksschule. Was ein Schulmeister in der Präparandenzeit bei einem Musterlehrer abgesehen und in 2 bis 3 Jahren in einem

[illegible] einen Einblick in die Leistungen der Schule gewährt werden. Es ist von Pestalozzi und seinen Jüngern und theilweise gerade durch ihn und sie im Schulunterricht viel Unnatur, durch welche das Kind angeekelt und der schlichte Verstand des Vaters abgestoßen wird; diese Unnatur fordert zu ihrer Beseitigung heraus, und wenn dieß der Geistliche unternimmt, so verdient er sich den Beifall der Eltern und Kinder und auch des gutgearteten, berufstreuen Schulmeisters. Diese [illegible] besteht jedoch nur darin, daß z. B. statt lang-

weiliger, pedantischer, fast unsinniger Lesestücke ansprechende und belehrende vorgenommen werden; daß die Schüler musterhafte, dem Alter und den Lebensverhältnissen entsprechende Aufsätze und Briefe verstehen, abschreiben und nachahmen lernen. Besonders cultivire man die Arithmetik; hierin geschieht in den meisten Elementarschulen viel zu wenig, wie man die Väter oft genug klagen hört, und doch hat hierin die neue Methodik wirklich so Ersprießliches geleistet, daß auch in der Dorfschule die Kinder die vier Species und die Proportionalrechnungen (früher sog. Regeldetri, reesischer Satz) nicht bloß mechanisch, sondern mit gründlichem Verständniß erlernen können. Tüchtige Anleitungen sind hiezu genug vorhanden.

Schließlich noch eine Prognose. Der Geist unserer Zeit ist ein demokratischer; er bricht sich auch im Gemeindeleben Bahn, und so weit er berechtigt ist, dürfen wir ihm nicht widerstreben. Wir müssen es billigen, wenn die Gemeinde, d. h. die Hausväter, in Sachen der Gemeindeschule mitzusprechen haben, und den Geistlichen wird dadurch Gelegenheit geboten, ihren begründeten Vorschlägen die Unterstützung der Eltern zu erwerben und das Gedeihen der Schule nachdrücklich zu fördern. Die Schulmeister werden bald einsehen, daß die Geistlichen und Eltern es mit der Schule am besten meinen; sie werden auch die Erfahrung machen, daß die Schulräthe aus der Fortschrittspartei des Ortes nicht gerade die verständigsten, höflichsten und traktabelsten Leute sind, und werden bald genug bei dem Geistlichen und den „ultramontanen“ Bürgern wieder anklopfen; weise man sie in diesem Falle nicht zurück! Die Schulmeister werden sich übrigens wundern, wie rasch die ganze und halbe „Emancipation der Schule“ zu der Forderung der Gemeinde führen wird, daß sie berechtigt sei aus den befähigten Candidaten den Schulmeister zu wählen, und daraus folgt die andere Forderung mit Nothwendigkeit, daß die Gemeinde auch das Recht habe, einen Schulmeister, der nicht das leisten kann oder will, was die Gemeinde verlangt, zu entlassen oder der Ortsschulbehörde zur Verfügung zu stellen.

XLVIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben auf einer Reise in der Schweiz und in Oberitalien.)

XXIII.

Die Festungen Peschiera, Mantua, Legnago, Verona und die Forts von Pastrengo, Ceraino, Rovigo.

Genua 30. September 1863.

Seit gestern bin ich hier, abgestiegen in dem Gasthaus zu den „vier Nationen" dicht am Hafen. Es war noch früh am Tage und ich habe den wunderschönen Abend benützt. Auf dem sog. Rempart hab' ich den Halbkreis des Hafens umfahren, dann habe ich in diesem eine Barke genommen, habe mich in die Rhede und aus dieser hinausrudern lassen weit in die offene See. Es war Nacht, als ich aus dem Thor des Hafens wieder auf die Straße der Stadt trat, und das Zaubergärtlein des Caffee della Concordia strahlte von blendenden Lichtern, die von dunkeln Cypressen unterbrochen, auf den Blättern der mächtigen Orangebäume glitzerten und in Millionen herumgeworfener Feuerfunken glänzten. Ich war sehr müde und so hat das feenhafte Plätzlein mich nicht lange gehalten. Heut aber bin ich vor Tagesanbruch auf den Beinen gewesen.

Es ist ein herrlicher Morgen; die Purpurstreifen in dem Meere werden violett und bald liegt die weite Wasserfläche wieder vor mir in dem tiefen Blau des italienischen Himmels. Seit einer halben Stunde hör' ich einen Kanonenschuß nach dem andern und zwar aus sehr schweren Geschützen. An dem wunderbaren Farbenwechsel des Meeres kann ich mich in meiner Stube erfreuen und die italienischen Kanonen werden mir wohl auch nicht davon laufen. Ich mag noch nicht ausgehen und weil ich denn doch etwas treiben muß, ehe ich meine Fahrten beginne, so hab' ich meinen Tisch an das große Fenster gerückt, und da will ich die milde frische Seeluft einathmen, während ich schreibe.

Begreiflich kann ich Dir jetzt nicht von den Apenninen und nicht von Genua erzählen, aber mit dem Festungsviereck muß ich abschließen um jeden Preis. Reichen mir dazu die Morgenstunden nicht hin, je nun, so muß ich eben wieder den Abend verwenden auf die Gefahr, nicht in das Caffee d'Italia zu kommen.

Wenn ich mich recht erinnere, so hab' ich meinen letzten Brief mit der Folgerung geschlossen, daß große entscheidende Kriegshandlungen nicht in dem nördlichen und nicht in dem südlichen Abschnitt des bezeichneten Vertheidigungsraumes ausgeführt werden können. Ist dieser Satz festgestellt, so folgt, daß der Hauptangriff auf den mittleren Abschnitt, also auf den Raum unternommen werden muß, welchen der Garda-See und der Mincio mit einer kleinen Strecke des Po gegen Westen begrenzen.

In diesem kleinen Raum wird gefochten werden um den Besitz von Venetien, um die Sicherheit und vielleicht um den Besitz der südwestdeutschen Länder, in diesem Raum wird geschlagen werden um die Großmachtstellung von Oesterreich, um die internationale Selbstständigkeit der Mittelstaaten, um den nationalen Bestand unseres Vaterlandes und um die Verbindung der Deutschen mit dem adriatischen Meer. Die Oesterreicher haben 120 und, mit Beschaffung des ungeheuern

Materiales, wohl mehr als 150 Millionen rhein. Gulden ausgegeben, um diesen Raum zur Vertheidigung herzurichten. Werden ihre Anstalten den Zweck erfüllen?

In meinem Schranke zu Frankfurt liegt eine Schrift, in welcher ich aus der Geschichte der neueren Kriege gezogen die allgemeinen Grundsätze des Vertheidigungskrieges mit deren Folgen zusammengestellt habe. Da ich nun diese Abhandlung dem Briefe nicht beilegen kann, so müßt' ich eigentlich eine gedrängte Uebersicht dieser Grundsätze einfügen. Aber — Du wirst es begreiflich finden — in dem Gasthof der vier Nationen zu Genua kann ich nicht doktrinär seyn, wie ein uniformirter und dekorirter Professor an einer Militär-Akademie, und so muß ich denn einige Kenntniß der Sache voraussetzen. Der Schade ist nicht groß, denn die Grundsätze und die Folgerungen aus diesen sind so einfach, daß Du recht gut entnehmen wirst, was die Oesterreicher mit ihren Anstalten zwischen dem Mincio und der Etsch eigentlich wollen.

Wenn ich nun von Vertheidigungsanstalten und von Befestigungen spreche, so erwarte nicht, daß ich Dir die einzelnen Werke mit ihren Nummern und Namen vorführe, und noch weniger erwarte, daß ich deren Construktion und Anlage beschreibe. Die Details sind dem Truppenführer interessant, dem Kriegsbaumeister sind sie die Hauptsache, und ich möchte mich wohl gerne damit befassen, aber Dich, den Diplomaten, würde die Angabe der Einzelheiten nur verwirren; sie würde die größere Auffassung stören und so gerade das verhindern, was meine Schreiberei eigentlich bezweckt. Eine geordnete Uebersicht wird Dir am besten eine richtige Vorstellung von dem F e s t u n g s v i e r e c k erwecken.

Mit dem nördlichen Theile des mittleren Vertheidigungsraumes können wir kurz seyn. Der Garda-See ist eine wirkliche Vertheidigungslinie, geschützt durch die Werke von Riva und von Rago und durch die Flottille, wenn sie recht verwendet wird und ihre Schuldigkeit thut. Die Landungen können mit geringen Mitteln schwierig gemacht werden; die

Wege in dem Monte Baldo sind höchstens nur taktische, theilweis sehr beschwerliche, Annäherungswege von der natürlichen Stellung auf der Corona nahe bei Rivalta zu der Platte von Rivoli oder umgekehrt von dieser zu jener. Diese ist theilweise beherrscht von drei Forts auf den Höhen oberhalb der Klause und die Klause selbst ist gesperrt durch das Werk, welches in der engen Schlucht liegt. Wichtiger noch ist weiter abwärts die befestigte Stellung von Pastrengo. Ich werde später auf diese zurückkommen.

Bist Du aus dem Monte Baldo auf das hügelige Hochland herabgestiegen, so hast Du den Raum betreten, in welchem die entscheidenden Schläge geführt werden müssen. Laß uns dem Lauf des Mincio folgen! An der Ausmündung des Flusses liegt Peschiera, ein kleines Städtlein, aber für die Vertheidigung ein wichtiger Punkt; denn hier treffen die Eisenbahnen und die Straßen zusammen, welche aus der Lombardei in das obere Etschthal, an den mittlern Lauf des Flusses, nach Mantua und welche über Vicenza und Padua nach Venedig führen. Dieses Peschiera, in einem wahren Kessel gelegen, von beherrschenden, theilweis durchrissenen Hügeln auf wirksame Schußweite überhöht, ist befestiget nach der älteren italienischen Manier, mit fünf Bastionen und drei Lünetten, deren zwei auf deren östlichen und eins auf der westlichen Seite vorgelegt sind. Es war ein elendes Nest dieses Peschiera und wenn man es sieht, so kann man nicht begreifen, wie im J. 1848 der Feldmarschall-Lieutenant Rath es, nachdem auf der westlichen Seite das Fort della Mandella schon früher gefallen war, gegen 15,000 Piemontesen und eine ununterbrochene achttägige Beschießung, im Ganzen zwei Monate zu halten vermochte. Jetzt ist die Sache anders geworden. In dem Züricher Frieden hat Oesterreich auf dem rechten Ufer des Mincio noch einen Raum erhalten, welcher für eine neue Anlage hinreichte und so hat dessen Militärverwaltung den alten schlechten Platz mit eilf neuen Forts umschlossen. Auf der westlichen Seite liegen deren sechs, in

der ersten Reihe, welche in einem großen Bogen von dem See bis zu einem ausgehenden Winkel des Mincio unterhalb seinem Ausfluß reicht. Auf der östlichen Seite liegen fünf solcher Forts ebenfalls in einem Bogen welcher, an derselben Stelle des Flusses anfangend, sich wieder zu den Höhen nah an dem Garda-See zieht. So ist der Platz von vierzehn Forts umgeben und ein weiteres am Wasser soll noch gebaut werden. Diese Forts haben keine Namen. Sie sind bis jetzt nur noch mit Nummern bezeichnet; sie sind Lünetten, in der Kehle geschlossen, durchschnittlich nur etwa 600 Met. das eine von dem andern entfernt mit Ausnahme der beiden Werke, welche auf dem westlichen Ufer zu beiden Seiten der Eisenbahn nur etwa 260 Met. weit auseinander liegen. Innerhalb dieser ersten Reihe liegt der alte Platz mit seinen vorgelegten Werken und eine neugebaute Lünette.

Die Werke von Peschiera sind nicht groß; sie fordern kleine Besatzungen, aber sie sind stark; sie halten die Höhen, sie bestreichen die Eisenbahn, welche den umschlossenen Raum so ziemlich nach seiner größten Breite durchsetzt, und die äußere Kette dehnt ihre Wirksamkeit aus bis nah an die Höhen von Sonna und von Sommacampagna. Innerhalb der Linien der Forts kann ein großes Truppencorps unangreifbar lagern; unter dem Schutz derselben kann es Angriffscolonnen bilden, mit diesen aus dem befestigten Raume herausgehen und sich wieder darein zurückziehen; es kann Manöver ausführen. Sich selbst überlassen ist die Stellung von Peschiera durch keinen Handstreich zu nehmen; seine Eroberung kann nur durch eine Belagerung bewirkt werden und diese möchte geraume Zeit währen. Nach der ältern Handwerkssprache ist Peschiera jetzt der Schlüssel der Minciolinie.

Der Mincio ist kein unbedeutender Fluß, aber eine starke Vertheidigungslinie ist er nicht. Die Hochwasser des Flusses sind bedeutend, sie geben ihm eine Breite von 40 bis 80 Met., und Breite und Tiefe können vermehrt werden, wenn man die zahlreichen Bewässerungscanäle abschließt. Bei niederm

Wasser liegen bis gegen Mantua hin mehrere Furten. Der Uebergang kann nach Umständen sehr schwierig gemacht, aber schwerlich ganz gehindert werden. Bei Mozambano macht der Fluß einen gegen Westen ausgehenden Bogen, welcher von den Höhen des rechten Ufers gänzlich beherrscht ist. Diese Stelle wäre nun eine sehr günstige Uebergangsstelle für den Angreifer, aber sie liegt nur eine starke halbe Meile abwärts von den Werken von Peschiera, und wenn innerhalb dieser ein Truppencorps steht, so kann er den gewaltsamen Uebergang nicht versuchen; er muß vorerst dieses Corps aus seiner Stellung heraus manövriren. Wieder eine halbe Meile weiter abwärts liegt auf dem linken Hochufer das Städtchen Valeggio. Hier bildet der Fluß einen eingehenden Bogen, von den Höhen des Hochufers, dessen Wände steil gegen den Fluß abfallen, vollkommen beherrscht. Hier ist denn auch am 8. April 1848 ein gewaltsamer Uebergang den Piemontesen gänzlich mißlungen. Die beiden Uebergangspunkte haben stehende Brücken, auf welchen wichtige Straßen an die Etsch den Fluß übersetzen. Weiter abwärts in der Nähe des Städtchens Volta stellt sich der Uebergang eher zu Gunsten des Vertheidigers. Anderthalb Meilen unter Valeggio auf dem rechten Ufer des Flusses liegt das Städtchen Goito. Es ist mit Ringmauern umfaßt und durch eine steinerne Brücke mit dem linken Ufer verbunden. Im J. 1848 wurde die Brücke gesprengt und am 8. April der Uebergang von den Piemontesen erzwungen, freilich nur gegen eine Vorhut. Es waren nur Jäger-Compagnien, welche gegen eine große Uebermacht den Posten mit beispielloser Hartnäckigkeit vertheidigten, und als sie ihn nimmer halten konnten, sich unter dem Feuer der Feinde auf das linke Ufer zurückzogen. Ich habe nur diejenigen Uebergangsstellen genannt, welche in frühern Feldzügen gebraucht oder streitig gemacht worden sind, aber unzweifelhaft gibt es deren noch viele, günstig für die eine oder für die andere Seite.

Unterhalb Goito nimmt der Mincio, ich hab' es früher

erwähnt, immer mehr den Charakter des Wasserlaufes in der Niederung an und er ist nur wenig mehr als eine Meile weit gelaufen, ehe er sich in die Seen von Mantua erweitert. Durch den Raum des Winkels zwischen den Seen und dem Eintritt des Mincio in den Po (seine Kehle ist nicht einmal zwei Meilen weit offen) ziehen die Straßen aus der Lombardei und aus Mittelitalien an die Etsch und nach Venedig. Wer hier steht, der verwehrt dem Angriff die Annäherung auf diesen Straßen; er beherrscht die Verbindungen in dem Niederland und in dem Delta; er ist Meister der Wasserzüge und der Canäle, der Brücken und der Schleußen — wer hier steht, der ist Herr des untern Po. Hier nun, nur sieben Meilen oder zwei Märsche von Peschiera entfernt, liegt ein mächtiger Waffenplatz, liegt Mantua.

Die drei Seen, in welche der Mincio sich erweitert, sind eigentlich Ein See, durch zwei Dämme in drei Theile getheilt, in deren jedem das Wasser in die Höhe gestaut werden kann. Diese drei Seen, von 750 bis 1150 Meter breit, bilden einen gegen Nordost ausgehenden Bogen, und in dessen Scheitel auf dem rechten Ufer des mittleren Sees liegt die kurze nordöstliche und an den beiden anderen Seen liegen die längeren westlichen und östlichen Seiten der Stadt. Auf der südlichen Seite zieht ein sehr breiter Wassergraben als gebrochene Sehne des Bogens von dem oberen zu dem unteren See; er macht die Stadt zu einer Insel. Die unmittelbare Umfassung liegt dicht an dem Wasser; sie ist größtentheils nur aus Mauern mit eingehenden Winkeln hergestellt; auf der südlichen Seite jedoch besteht diese Umfassung aus einigen Fronten mit kleinen Basteien, nach italienischer Manier. Auf dem linken Ufer des Mittelsees, an dessen oberem Ende liegt die Citadelle, ein gegen das Wasser offenes bastionirtes Fünfeck mit Wassergraben und Glacis. Diese Citadelle, die kleine Vorstadt Porto enthaltend, ist durch die Brücke Mulina, welche die Straße von Verona führt, mit der Stadt verbunden. An der Grenze des mittleren und des unteren Sees auf der

östlichen Seite führt die Brücke San Georgio die Straße nach Legnago über den mittleren See. Diese Brücke ist bedeckt und bestrichen durch mehrere Werke. Auf dem rechten Ufer des unteren Sees tritt man in das verschanzte Lager, einen sehr großen Raum umschlossen von einer theilweis bastionirten Umwallung, dessen östliche Seite, eine Art Sägewerkes, dicht an dem Wasser auf dem Ufer des unteren Sees liegt. Die Kehle des Lagers, gewissermaßen dessen Reduit schließen vier bastionirte Fronten, welche vor der südlichen Seite der Stadt liegend, sich an das Ende des mittleren Sees erstrecken, wo der Staudamm diesen von dem unteren trennt. Hinter diesen Wällen an dem westlichen Theile des Raumes liegt der berühmte Palazzo (The). Unmittelbar vor dieser äußersten östlichen Front des Reduits liegen an dem Anfang des Untersees die Werke von Miglioretto zum Schutz der Schleußenwerke und des Dammes. Durch den Raum des Lagers, welches wenigstens 30,000 Mann aufnehmen kann, zieht die Straße von Borgoforte. Zur westlichen Seite fortgehend, treffen wir dicht an dem rechten Ufer das Fort Belfiore, von zwei Batterien flankirt. Bei Angeli trifft die Straße von Cerese her die andere, welche bei Marcaria den Oglio überschreitet und über Curtatone nach Mantua zieht; rückwärts dieses Knotens liegen die Werke von Belfiore, welche demnach diesen beherrschen und die vereinigte Verbindung zu der Porta Stradella sperren.

Vor allen diesen Werken, auf den beiden Ufern der Seen kann der Boden unter Wasser gesetzt und das verschanzte Lager kann mit einer Ueberschwemmung umgeben werden, von welcher man sagt, daß sie anderhalb Meter hoch über die Straßendämme gehoben werden könne. Vorwärts, südlich von dem verschanzten Lager, an der untern Spitze des Untersees, an der Ausmündung des Fosso Pajolo liegt das Fort Pietole, ein Werk mit drei bastionirten Fronten, großen Ravelins und Glacis. In diesem großen Fort liegen Schleußen für die Wassermanöver.

In der neuesten Zeit haben die Oesterreicher sich des Ueberganges über den Po versichert. Anderhalb Meilen südlich von Mantua bei Borgoforte führt eine Brücke die Straße von Parma und Guastalla über den Po, welcher hier 300 Meter breit ist. Um diesen Uebergang zu sichern, haben die Oesterreicher einen Brückenkopf gebaut, bestehend aus einem Kernwerk und zwei Flügelwerken. Diese Bauten sind unerläßlich geworden, seit Oesterreich das Besatzungsrecht in Ferrara verloren hat.

Das wäre nun das Befestigungssystem von Mantua, laß uns einen Blick auf dessen Vertheidigungsfähigkeit werfen. Rund um Mantua findet der Feind eine große Wasserfläche; er muß deßhalb den Platz in weiten Bogen einschließen. Die Einschließung wird durch die Seen getrennt; die Werke der Festung und die Fottille können jede Verbindung zwischen den beiden Ufern verhindern und im Fall eines plötzlichen Angriffes vermag kein Theil denjenigen auf dem andern Ufer zu unterstützen. Solche plötzliche Angriffe kann aber die Besatzung ausführen, denn sie kann für kurze Zeit die Werke nur schwach besetzen und darum massenhafte Ausfälle nach dem einen oder nach dem andern Ufer unternehmen. Der Angreifer hat kein anderes Mittel als die harte und langwierige Arbeit der Anlegung von Verschanzungen vor jedem Fort; aber auch diese Maßregel wird nicht die große Truppenmasse vermindern, welche die Einschließung erfordert. Das ganze Blokadecorps liegt zwischen Sümpfen und stehenden Wassern, die Soldaten müssen im Wasser arbeiten und die Sumpffieber werden sehr bald den Stand der Truppen gewaltig herabdrücken. Allerdings wird auch die Besatzung ihre Spitäler füllen, aber doch gewiß in viel kleinerem Verhältniß als das Corps, welches den Platz einschließt.

Wollte man an eine Belagerung denken, so müßte man zuerst die Forts von Borgoforte nehmen oder sie wirkungslos machen um an das Fort Pietole zu kommen, und die Belagerung dieses Forts wäre eine schwere, fast unlösbare Auf-

gabe. Hätte man aber auch dieses genommen, hätte man sich der Schleußen bemächtigt, so würde nach einiger Zeit wohl ein Theil der gestauten Wasser ablaufen, aber noch immer könnte man sich dem Fort Miglioretto nicht nähern und gelänge nach langen Arbeiten und ungeheuren Opfern die Abführung der ganzen Ueberschwemmung, so würden die Wasser den Boden als einen ungangbaren Sumpf zurücklassen. Würde der Feind nach unsäglichen Mühen sich der Citadelle oder der Werke von San Giorgio bemächtigt haben, so stünde er eben immer nur an dem linken Ufer der Seen. Kämen nun noch Regengüsse und Hochwasser, so könnte der Angreifer sich dem Platz gar nicht nähern. Mantua ist durch seine Lage mehr als durch seine Werke geschützt.

Weitere Einzelheiten wirst Du mir gern erlassen; ich habe deren schon zu viel für Venedig aufgeführt. Mantua kann nur durch eine lang fortgesetzte strenge Blokade genommen werden, es ist niemals anders genommen worden, denn das Bombardement im J. 1797 hat Mantua nicht zum Falle gebracht. Im J. 1848 war der Platz sehr mangelhaft ausgerüstet, die Besatzung war sehr schwach und die Bevölkerung war im Aufstand. Das wußte der König Karl Albert, aber er wußte nicht, was ein wackerer Commandant vermag und der alte Gorczkowsky war ein wackerer Commandant. Der König sagte, er wolle zeigen, wie man eine Festung mit Reiterei nehme, aber seine Prahlerei nahm ein klägliches Ende.

Man hat sich in der Behauptung gefallen, daß Mantua ein sicherer, fast unangreifbarer Schutzort sei für eine bedeutende Armee, daß ihm aber das „Offensivelement“ fehle. Wenn der Angreifer sich nur auf einigen Straßen dem überschwemmten Platz zu nähern vermag, so kann freilich die Besatzung auch nicht heraus, aber diese hat die Ueberschwemmungen in ihrer Gewalt; und sie wird nicht das verschanzte Lager unter Wasser setzen, wenn eine Armee aus diesem manöveriren will. Wenn nun ein Heer von 30,000 Mann auf dem Knotenpunkt von Hauptstraßen zu des Feindes Land

unangreifbar lagern und aus diesem nach verschiedenen Seiten ausbrechen kann, wenn der Uebergang über einen mächtigen Strom durch die Werke von Borgoforte gesichert ist, und wenn außerhalb dieser Werke die Armee sogleich sich entwickeln und formiren kann: so ist die Verneinung des sogenannten offensiven Elementes doch wohl eine sonderbare Behauptung.

Das wäre die Linie des Mincio. Folge mir jetzt an die Etsch.

Eine Straße von dem Po in die Ebene von Padua zieht über Mantua und trifft fünf Meilen weit von diesem Platze die Etsch. An diesem Punkte liegt die Stadt Legnago reitlings des Flusses, welcher hier etwa 300 Met. breit, mit einer festen Brücke überspannt ist. Die Italiener haben schon früh die Wichtigkeit dieses Punktes erkannt und sie haben deßhalb durch Befestigung der beiden Stadttheile zwei Brückenköpfe geschaffen. Nach heutiger Anschauung ist diese Befestigung allerdings schwach, sie kann einem ernstlichen Angriff nicht lang widerstehen; aber sie erfüllt ihren Zweck insofern, als sie einer Heeresabtheilung den Uebergang entzieht, dem Vertheidiger aber denselben so lange sichert als der Platz nicht von dem Angreifer genommen ist. Soll indeß dieses Legnago, was eigentlich seine Aufgabe wäre, als Hauptdepot für die untere Etsch und soll es als Stütz- und Ausgangspunkt für etwaige Vertheidigungsoperationen in die Niederung dienen, so müßte der Platz durch detachirte Werke verstärkt und dem Angriff entzogen werden. Allerdings muß man in Rechnung bringen, daß die Nähe von Mantua und von Verona den Angriff auf diesen Punkt, welcher etwa von Rovigo oder von Montagnana ausgehen müßte, gar sehr erschwert.

Wenn Du jetzt fünf Meilen weit an der Etsch aufwärts gehst, so triffst Du Verona. Hier kreuzen sich alle die Hauptstraßen, welche Venetien mit Tyrol, mit Kärnthen und Istrien, sowie mit der Lombardei und mit dem mittleren Italien verbinden. Hier laufen die Wege zusammen, welche den Raum zwischen dem Mincio und der Etsch durchziehen

und aus diesem Knotenpunkt des vielfach verzweigten Netzes kann man auf den kürzesten Wegen zu jeglichem Punkte gelangen.

Verona, eine uralte große Stadt mit 50,000 Einwohnern und 9000 Häusern liegt, wie ich Dir angedeutet, am Fuß und an der westlichen Abdachung des Monte Caino. Die Etsch strömt in zwei großen Bogen durch die Stadt, deren größter Theil auf der rechten oder westlichen, der kleinere, die Vorstadt Veronetta, auf dem linken oder dem östlichen Ufer in der Niederung liegt und an den Abhängen des Berges emporsteigt. Diese beiden Stadttheile sind durch fünf Brücken verbunden.

Ueber Verona und dessen Befestigungen könnte man ein dickleibiges Buch schreiben und zwar ein interessantes. Daß ich ein solches nicht schreiben werde, das weißt Du wohl und ich weiß, daß Dir eine Uebersicht lieber ist, welche die Hauptpunkte mit wenig Worten darstellt. Ich will eine solche versuchen.

Auf dem rechten, westlichen, Ufer der Etsch ist die Stadt mit einer bastionirten Umfassung umschlossen. Auf dem linken, östlichen, Ufer bildet die Etsch einen kleinen Theil der Umfassung, dann fängt bei der Porta Vittoria die Umfassung wieder an, ursprünglich eine Mauer von Rondellen flankirt. Sie steigt auf eine Platte des Monte Caino, endiget dort in einer Spitze mit dem Fort San Felice und senkt sich wieder herab zu dem Fluß, welcher nun wieder eine gute Strecke weit die Schutzwehr der Stadt bildet. Innerhalb der Umfassung an dem Abhang des Berges, abwärts des genannten Forts liegt das Castell San Pietro, als das Reduit der östlichen Umfassung und als die Citadelle, welche den Fluß, die Brücken und die Stadt vollkommen beherrscht. Den nordwestlichen bastionirten Theil der Umfassung auf dem rechten Ufer haben die Oesterreicher durch eigenthümliche Werke verstärkt. Diese umfassen die Facen und die Flanken der alten Basteien; eine geschickte Anwendung der sogenannten

deutschen Manier und der Carnot'schen Escarpenmauern. Der Mann vom Fach sieht wohl mit großem Interesse, wie die österreichischen Genie-Offiziere sich geholfen haben; ich aber kann nicht leugnen, daß diese Mittel mir etwas kleinlich erscheinen und daß mir das Urtheil der französischen Ingenieurs nicht unbegründet erscheint. Dagegen ist es gewiß, daß diese Anlagen die sogenannte aktive Vertheidigung befördern.

Die Hauptstärke des Platzes und die Lösung der eigentlichen Aufgabe ist gegeben durch die detachirten Forts. Wie schon erwähnt, liegt der größte Theil von Verona in dem breiten Grund, welchen die Etsch ausgespült hat. Die Hochufer des Grundes entfernen sich von dem Fluß bei Chievo, eine halbe Meile oberhalb dessen Eintritt in die Stadt; sie ziehen in einem flachen Bogen um die Stadt herum bis sie bei Trompetta, etwas mehr als 1000 Met. unterhalb seines Austrittes, wieder nah an den Fluß treten. Auf dem Rande des Hochlandes liegen die Dörfer Croce bianca und San Massimo, zu welchen die Straßen nach Mailand und nach Mantua die Hochufer ersteigen. Bis Santa Lucia sind die Abhänge steil und schroff, aber von diesem Ort, wo die Eisenbahn nach Mantua abgeht, verflachen sie sich allmählig gegen die Etsch. Verona ist demnach von relativen Höhen umgeben, welche allerdings außer der Schußweite liegend, die Umfassung nicht unmittelbar beherrschen, aber den Angreifer, wenn er sie im Besitz hat, in den Stand setzen, das Debouchiren der Truppen aus der Festung zu hindern. Schon vor dem Jahre 1848 hatte eine Commission die Befestigung dieser Höhen in Antrag gestellt. Hätte man diesem Antrag Folge gegeben, so wäre die blutige Vertheidigungsschlacht von Santa Lucia am 6. Mai 1848 nicht nöthig und sogar nicht möglich gewesen.

Nach dieser Schlacht ließ Radetzky die wichtigsten Punkte mit Feldverschanzungen krönen und seit der Unterwerfung von Venetien hat man eine doppelte Reihe von größern und kleinern Forts hergestellt. So liegen denn nun auf dem

Rande des Hochlandes zwei Reihen, deren erste aus fünf größern Festen besteht und sich mit dem mächtigen Fort Heß schließt, wo die Etsch, aus der Stadt getreten, sich in südliche Richtung gewendet und dicht an das Hochufer gelegt hat*). Innerhalb des eingeschlossenen Raumes liegen vor dem östlichen Theil der Umfassung, wo sie auf dem linken Ufer von der Etsch abgeht, nah am Fluß das bedeutende Fort Procolo und etwas weiter das kleinere Lichtenstein. Von der ersten Reihe weiter in die Ebene hinaus liegen noch fünf kleinere Werke, starke, geschlossene Lunetten. So sind durch diese beiden Reihen alle wichtigen Punkte besetzt und ein großer Raum mit allen Straßen und Zugängen beherrscht. Auf dem linken Ufer finden wir zuerst das Fort Scholl, ein Halbthurm, unmittelbar vor der Umfassung, wo sie von dem Fluß abgeht, und weiter außen das größere Fort Santa Elisabetha beide bestimmt, die Eisenbahn nach Vicenza und Venedig zu beherrschen. Die Erhebung des Monte Caino überhöht die Spitze der Umfassung und deren Castelle. Um diese nun dem Angreifer zu entziehen hat man drei starke Festen auf die Höhen gelegt und die Zugänge durch fünf Thürme gesperrt.

Die Forts, Werke in Kreuzform oder geschlossene Lunetten, haben bombenfreie Räume für die Besatzung und für die Geschütze; jedes hat in der Kehle ein Kernwerk oder Reduit, meistens ein halbrunder Thurm mit bedeckten Geschützständen in zwei Stockwerken und über diesen eine Plattform. Die Kehlen selbst sind mit crenelirten Mauern und Graben geschlossen. Die Forts haben bedeckten Weg welcher der gemauerten Contreescarpe parallel läuft. Häufig wird der Graben durch niedrige Caponieren vertheidiget, welche bei einigen zu Minengallerien oder zu Horchgängen führen. Die größten Festen können eine Besatzung von zwei Compagnien

---

*) Ich zähle zu dieser Zahl nicht mehr die Feste Alt-Wradislaw, eine geschlossene Lunette, welche, wie es scheint aufgegeben, nur noch als Ziel zu Schießübungen benützt wird.

und 16 Geschützen mit den nöthigen Artilleristen armirt: die kleinsten erhalten eine Compagnie mit 4 Geschützen. Die Bewaffnung besteht aus gezogenen Kanonen von großem Kaliber. Die Thürme welche, wie diejenigen auf der Höhe des Berges, als besondere Werke bestehen, sind ähnlich construirt, mit einem Erdgeschoß, einem Stockwerk und einer Plattform, auf welcher die Geschütze, auf kleinen Schienenbahnen bewegt, über Bank feuern. Diese Thürme sind durchaus verschieden von den sog. Martello's, wie ich solche an der Küste von Irland gesehen: sie sind wesentlich verbesserte Ausführungen der Ideen des Erzherzogs Maximilian. Alle Werke zeigen die Fortschritte der sog. neuen deutschen Befestigung, wie das österreichische Genie-Corps sie aufgefaßt hat. Daß alle Forts durch sehr gute Straßen unter sich und mit dem Hauptplatz verbunden sind, das versteht sich von selbst; einige derselben sind durch die Eisenbahn, welche sie vertheidigen, in unmittelbare Verbindung gebracht.

So ist Verona, wenn man die beiden Castelle San Felice und San Pietro mit einrechnet, auf der linken, östlichen, Seite mit 12, auf der rechten, westlichen, Seite mit 16, also im Ganzen mit 28, großentheils ganz selbstständigen Forts umgeben, die sich alle gegenseitig unterstützen.

Die Vertheidigungsfähigkeit dieses Systems ist für sich klar. Wer dem Platz sich nähern will, muß die Reihen der Festen durchbrechen; jede einzelne aber erfordert einen förmlichen Angriff, je nach Umständen selbst die Anwendung von Minen, und es würde lange Zeit währen bis dieser Durchbruch ausgeführt und der Angriff auf die unmittelbare Umfassung der Stadt möglich wäre. Dieser Angriff aber wäre wieder eine schwere, blutige Arbeit, die nur sehr langsam vorrücken könnte, selbst wenn man eine vollkommene Einschließung zu Stande gebracht hätte.

Die Befestigung von Verona ist ein Offensivsystem; die ganze Anlage ist auf Angriffshandlungen berechnet. Verona ist ein befestigtes Lager im großen Styl. Eine bedeutende

Armee kann unangreifbar lagern in dem großen Raum, welchen die Werke einschließen; sie findet alle Bedürfnisse in dem Platz und sie kann gewissermaßen in Schlachtordnung aus ihrem Lager herausbrechen, um sich auf jeden beliebigen Punkt zu werfen.

Zwei und eine Meile oberhalb Verona, wo sich das Hügelland zwischen der Etsch und dem Garda-See ausdehnt, vorwärts der Stellung von Rivoli und seitwärts von Peschiera liegt die Stellung von Pastrengo. Sie ist eine Platte schroff, fast senkrecht in das Etschthal abfallend, von einem Bogen von Höhen umgeben, wie ein natürlicher Brückenkopf vor einem Uebergang über den reißenden Fluß. Die Straße auf dem gangbaren Hochland gibt Gelegenheit, sich zwischen dem See und der Etsch einzuschieben und das hatten die Piemontesen versucht, als sie nach der Schlacht von Solferino auf dem linken Ufer des Mincio sich vor Peschiera festgesetzt hatten. Am 29. April 1848 hat der Feldmarschall Wocher rühmlich bei Pastrengo gefochten; er hätte gegen die große Uebermacht seine Stellung behauptet, wenn diese nur durch einige Verschanzungen verstärkt gewesen wäre. Jetzt ist sie durch permanente Werke gesichert. Pastrengo ist kein geschlossener Ort; er besteht aus zerstreuten einzelnen Häusern, sog. Cascinen; die Kirche steht auf einer sanften Höhe ziemlich allein; rechts und links dieser Kirche auf den Kuppen der Hügel sind vier starke geschlossene Forts mit bedeckten Räumen und mit Reduits erbaut. Mit gezogenen Geschützen reichlich ausgerüstet — das Fort Leopold hat deren sechszehn — beherrschen sie den umliegenden Boden und haben von direktem Feuer nur wenig zu fürchten. Diese Forts bilden nun eine stark befestigte Stellung, welche den Raum zwischen der Etsch und dem Garda-See sperrt, und somit einen wichtigen Bestandtheil des großen Befestigungs-Systemes ausmacht.

Für den Angriff auf Venetien könnte möglicher Weise eine Umgehung in der Art versucht werden, daß der Feind

nach und nach ein beträchtliches Corps in das Etschthal brächte, um in der rechten Flanke des Vertheidigungsraumes allerlei Verlegenheiten zu bereiten. Diese wären groß genug, wenn er auch nur die Verbindung mit Tyrol unterbräche sowohl für die Zufuhren welche daher kommen sollen, als für jede Bewegung welche die Vertheidigung nach der obern Etsch machen wollte. Ich habe oben schon der Stellung auf der Corona und der Stellung von Rivoli erwähnt. Seit der Schlacht vom 14. und 15. Januar 1797 ist diese zur großen Berühmtheit gekommen; aber Napoleon in seiner Beschreibung des Kriegsschauplatzes von Oberitalien erklärte sie nicht für eine gute, und der „alte Veteran" (Schönhals) meint, die Stellung von Rivoli habe ihren unverdienten Ruf nur allein durch den Sieg erlangt, welchen Bonaparte hier erfochten. Die Höhen, welche von den Bergen von San Marco gegen den zurückgezogenen Fuß des Monte Baldo ausgehen und sich gegen Caprino verflachen, geben eine Aufstellung, offenbar vortheilhafter für denjenigen, welcher sich gegen den Feind, der aus Tyrol kömmt, vertheidigt, oder welcher eine Umgehung versucht, als für denjenigen, welcher den Raum zwischen dem Mincio und der Etsch vertheidiget. Für diesen aber hat das sog. Plateau von Rivoli eine große Wichtigkeit deßhalb, weil es die Straße auf dem linken Ufer der Etsch so vollkommen beherrscht, daß die Verbindung selbst für einzelne Männer gefährdet ist. Jeglicher, der einmal auf der Eisenbahn von Botzen nach Verona gefahren, muß bemerkt haben, wie der Zug über eine Fallbrücke durch ein Thor ging, kurz bevor er die Ebene erreichte. Nun das Thor ist die Klause, welche die Schlucht von der einen Bergwand bis zu dem eng eingeschlossenen reißenden Fluß ausfüllt. Ueber dieser Klause liegt nun die Feste Ceraino, welche das Thal beherrscht und zwei andere, welche die Platte von Rivoli bestreichen. Diese Werke von Ceraino und die Stellung von Rivoli sind demnach dem mittleren Theile des Vertheidigungsraumes auf dessen nördlicher Seite unmittelbar vorgelegt.

Auf der südlichen Seite liegt Rovigo von einem Arm der Etsch (Adigetto) durchflossen, mit alten Gräben und Festungswerken umgeben; ein doppelter Brückenkopf für den Uebergang der wichtigen Straße von Ferrara nach Padua. Auch diesen Punkt hat man verstärkt. Man hat vorliegende Erdwerke gebaut, welche gute steinerne Thürme als Reduits erhalten sollen.

So hast Du nun, mein Freund, das berühmte Festungsviereck in Venetien. Die nördlichen Ecken desselben sind Peschiera und Pastrengo, die südlichen Mantua und Legnago. Die westliche Seite ist der Mincio und ein kleines Stück Po, die östliche Seite ist die Etsch und an dieser in der obern Hälfte des Abschnittes ist Verona der Centralpunkt des ganzen Systemes. Von diesem ziehen Eisenbahnen an drei Spitzen des Viereckes nach Pastrengo, nach Peschiera und nach Mantua. Dem Viereck vorgeschoben sind auf der Nordseite die Forts von Ceraino und auf der Südseite Rovigo. Etwa zehn Meilen rückwärts des Festungsviereckes liegt das mächtige Venedig.

Dieses System, welches man das venetianische Festungsviereck nennt, ist durch seine natürliche Lage sowohl, als durch die künstlichen Anlagen ein vortreffliches System; weil man aber nicht als Sachkenner erscheint, wenn man nicht etwas zu tadeln weiß, so muß ich denn allerdings auch einen Tadel aussprechen. Ich sage, das System ist nicht vollständig. Legnago hat nicht die nöthige Stärke, um mit Mantua die Niederung beherrschen und die untere Etschlinie sperren zu können. Dem wichtigen Rovigo scheint man eine zu geringe Sorgfalt zu widmen; denn es enthält die einzige brauchbare Straße, welche von der italienischen Festungsgruppe in die venetianische Ebene und von dort zu den rückwärts liegenden Verbindungen der Oesterreicher führt. Daß man die Uebergänge bei Monzambano und Goito nicht durch permanente Werke gedeckt hat, das kann man nicht als einen Fehler betrachten, aber sehr nützlich wären eine oder einige gute Bat-

terien, welche den Uebergang und den vorliegenden Boden auf der rechten Seite des Mincio bestrichen. Wenn sie auch nichts zur Folge hätten, als daß sie den Angreifer zwängen, einen andern Uebergangspunkt zu wählen, so wäre schon ein bedeutender Nutzen geschafft. Uebrigens kann man dieß wie noch vieles Andere der Einsicht des commandirenden Generals für seine Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges überlassen. Ein wirklicher großer Mangel des Systemes ist der Mangel einer Eisenbahn, welche Legnago mit Verona und wohl auch mit Mantua unmittelbar verbände.

Sieh' doch, am frühen Morgen hab' ich angefangen zu schreiben, und dann bin ich den Tag über auf den Beinen oder in dem Wagen gewesen, bergauf und bergab; jetzt bin ich in der tiefen Nacht des Schreibens so müde, daß es mir schwer wird zu sagen: Lebe wohl!

Dein N. N.

XXIV.

Zusammenfassung über die italienische Vertheidigungsstellung Oesterreichs.

Genua 1. Oktober 1863.

Dieses Genua ist prächtig. Die Sonne lacht heiter vom Herbsthimmel; das Meer glänzt, wie ein Saphir, und wenn ich durch das Thal des Besagno nach der Madonna del Carpi gehe, so seh' ich Alles noch in dem wundervollen Schmucke des Spätsommers. Doch alle Mittheilungen über das schöne Genua muß ich vorerst vertagen, denn ich bin ja mit Venetien noch nicht zu Ende. Wieder einmal hab' ich die Rechnung

ohne den Wirth gemacht; ich habe bis in die Nacht herein geschrieben und noch mangelt der Schluß. Das Festungsviereck hab' ich jetzt vollkommen satt; aber, von Jugend auf daran gewöhnt, das Angefangene zu Ende zu bringen, will ich jetzt mit der Sache fertig werden, und müßt ich auch noch einmal das Feengärtlein in dem Caffee della Concordia versäumen. Ich will nicht wieder an einem andern Ort meinen Apparat um mich herumlegen und mich mit Betrachtungen abquälen. Es drängt mich, Dir von neuen Eindrücken zu sprechen und die Eindrücke, die ich hier empfange, sind mannigfaltig, einerseits schön und groß und andererseits kleinlich und mitunter fast lächerlich.

Doch schnell jetzt zu dem Raum zwischen dem Mincio und der Etsch.

Eine Stellung oder eine Befestigung mag stark und unangreifbar heißen, sie vertheidigt sich nun einmal nicht selber. Eine jegliche Einrichtung, das Waffenmaterial nicht ausgenommen, ist eben nur ein Hilfsmittel, welches Verstand und Thätigkeit benützen muß. Das Festungsviereck hat keine geheimnißvollen Kräfte; es ist nur ein günstig gelegener und ein günstig gestalteter Landstrich, dessen natürliche Vertheidigungsfähigkeit von den künstlichen Anstalten erhöht und nutzbar gemacht werden soll. Aber gerade die Verwendung der Anstalten, die Benützung der günstigen Verhältnisse ist ein schweres Geschäft, dessen Ausführung ein sicheres Urtheil, große Thätigkeit, festen Entschluß fordert, verbunden mit einem besonderen Talent. Ohne diese würden die großen Anstalten nichts helfen; Ungeschick und Lahmheit würden mit den besten Truppen das Festungsviereck nicht halten gegen einen Feind, der große Hilfsmittel besitzt und diese gewandt und entschlossen verwendet.

Der nördliche Theil der penninischen Halbinsel ist der Boden, auf welchem man seit mehr als anderthalb Jahrtausenden die europäischen Händel ausgefochten hat und der schmale, nur 14 Meilen lange Raum von dem oberen Ende

des Garda-Sees bis zu dem Eintritt des Mincio in den Po ist ein classischer Boden. Gehen wir nur um siebzig Jahre zurück, so finden wir die Kämpfe für die Erhaltung des europäischen Staatensystemes, wie es sich im Lauf von vier Jahrhunderten entwickelt hat. In allen Feldzügen des Revolutionskrieges bis zum J. 1809 können wir lernen, wie man den Vertheidigungskrieg nicht führen soll, und nur in dem Feldzug von 1848 hat Radetzky gezeigt, wie man solchen Krieg führen muß. Der alte Degen war in übler Lage; seine Feinde waren ihm überlegen, er hatte keine Mittel und sein Stützpunkt war nur das schlechtbefestigte Verona, aber was ihm zu Gebot stand, das hat er als ein Meister benützt. Er hat den hochmüthigen Feind aus Venetien herausgeworfen, er hat ihn fast vor den Thoren seiner eigenen Hauptstadt geschlagen; er hat die österreichische Monarchie und mit dieser den Bestand der europäischen Staatenordnung gerettet. Was würde dieser Mann mit den heutigen Anstalten ausrichten?

Aus der Geschichte der Feldzüge muß man eigentlich die Führung des Krieges auf einem bestimmten Boden studiren; aus dem Gang der einzelnen Ereignisse, aus den Beweggründen der Handlungen und aus den scheinbaren Zufälligkeiten sollte man die allgemeinen Gesetze und Regeln herausklügeln. Das ist jedoch nicht leicht; denn das Genie handelt nach Eingebungen und es benützt unberechenbare Zufälle, die es nicht herbeigeführt hat. Ich halte nicht viel auf das Verfahren, welches strategische Combinationen auf Voraussetzungen gründet, die niemals oder doch anders eintreffen als man sie gedacht hat; aber gewisse große Züge gibt es, die in ihrer Hauptrichtung immer bestehen, weil die Natur sie vorgezeichnet hat.

Die Wirkung des Festungsvierecks ist eigentlich schon festgestellt durch die allgemeinen Grundsätze der Vertheidigung; die Einzelnheiten kann nur der liebe Gott zum Voraus wissen. Auf die Geschichte der früheren Kriege kann ich mich nicht einlassen; in meiner Stube in dem Gasthaus zu den

„vier Nationen" in Genua hätt' ich dafür nicht Mittel und nicht Zeit und so will ich denn meine schon zu langen Erörterungen mit einigen anspruchslosen Bemerkungen schließen.

Sieh' den kleinen Landstrich noch einmal auf der Karte; erinnere Dich meiner unvollkommenen Schilderung desselben und denke Dir, wenn Du kannst, Bewegungen und Gefechte auf diesem Landstrich. Sind die Wasserzüge festgestellt, so sieht der Kriegsmann zuerst auf die Straßen. Wollt' ich Dir das ganze Netz der Wege zwischen dem Mincio und der Etsch auseinander klauben, so würd' ich Dich nutzlos verwirren und darum sieh' nur auf die Hauptstraßen, welche den Raum des Festungsviereckes durchsetzen. Du findest da die große Straße und die Eisenbahn, welche in östlicher und nordöstlicher Richtung von Brescia nach Verona zieht, dort die Etsch überschreitet und sich über Vicenza nach Venedig fortsetzt. Du findest ferner den Zug, welcher etwa von Parma über Mantua nach Legnago und dort die Etsch übersetzend über Este nach Padua zieht, um sich nach verschiedenen Richtungen zu verzweigen. Und endlich findest Du noch die große Straße, welche von Mantua nach Verona führt, in das Etschthal eintritt, immer in nördlicher Richtung sich über die Hochalpen fortsetzt, und neben dieser Straße siehst Du die Eisenbahn, welche die unmittelbare Verbindung von Mantua mit Verona, Peschiera bis Botzen herstellt, leider aber noch nicht über den Kamm des Alpengebirges bis in das Innthal fortgesetzt ist. Diese Straßen sind eigentliche Operationslinien, an welchen die festen Plätze als Stützpunkte der Vertheidigung liegen.

Zwischen diesen großen Zügen sind die zahlreichen Verbindungen nur Manöverlinien oder Colonnenwege, deren Eigenthümlichkeiten allerdings einen großen Einfluß auf die Operation ausüben können. Ich möchte Dir gern eine Vorstellung dieser Eigenthümlichkeiten geben. In dem Hügelland sind die Wege oft nicht ohne Beschwerde. Auf den unbewachsenen Höhen, auf den wenig fruchtbaren Rändern und

Abdachungen des Hochlandes und wohl auch in den Wiesengründen der flachen Mulden sind sie offen, aber in den schönen Feldern sind sie fast immer verdeckt. In der Ebene sind im Allgemeinen die Wege nicht schlecht, sie sind mit Alleen bepflanzt und oft sind breite Graben längs derselben gezogen; die marschirende Colonne ist mehr oder weniger an den Weg gebunden und es ist oft schwer sie zu einem Gefechte schnell zu entwickeln. Geht man von der Straße herab auf das Feld, so ist man fast übler daran als im dichten Wald. Man sieht nur wenige Schritte vor sich, jede Fernsicht ist verdeckt durch Bäume und Büsche und Pflanzungen aller Art; will man vorwärts gehen oder seitwärts sich ausdehnen, so stößt man auf Graben und Hecken, die Rebenguirlanden schließen den Raum zwischen den Bäumen oder starke Trockenmauern umfassen die Felder, und den Durchgang durch diese Hindernisse muß man suchen oder man muß ihn erst machen. Sind die Baumreihen auf den Feldern mit der Richtung der Truppenbewegung parallel, so sieht man nicht viel und laufen sie senkrecht, so sieht man eben gar nichts. Man geht vorwärts, man merkt nichts von einem Feind und plötzlich fährt dem unbedachtsamen Vorgehenden das Feuer des versteckten Gegners in das Gesicht. Vorhut und Seitenpatrouillen müssen weit von der Colonne sich entfernen; beide haben einen sehr beschwerlichen Dienst. In den Reisfeldern freilich, wenn man weiter abwärts in der Ebene ist, sieht man schon weit vor sich hin, aber in diesen Reisfeldern kann man nicht marschiren, nicht lagern und nicht fechten.

Gefechtsstellungen findet man auf dem trockenen Boden; am meisten bestimmt sind sie in dem Hügelland, wie denn auch in diesem am meisten gefochten worden ist. Die Stellungen werden oft bedingt durch die massig gemauerten Gebäude und durch die Orte, besonders wenn sie Umfassungsmauern haben und Ueberreste von Schlössern; die ummauerten Kirchhöfe auf beherrschenden Höhen sind, ich mein es schon früher bemerkt zu haben, gelegentliche Befestigungen oder können dazu gemacht

werden und jeder größere Pachthof mit seiner Umfassung ist ein haltbarer Posten.

Bemerkst Du nun, daß der reiche Boden den Truppen überall Hilfsmittel gibt, welche der Vertheidiger dem eindringenden Feinde zu entziehen vermag, so wird es Dir klar seyn, daß dieser Landstrich der Vertheidigung nicht ungünstig ist. Den Prinzen Eugen und den Erzherzog Karl ausgenommen, haben die österreichischen Feldherrn, wo sie keck hätten angreifen müssen, sich immer in der Defensive gehalten. Dieser traditionelle Fehler der österreichischen Kriegführung findet seine Entschuldigung in dem allgemeinen Charakter von Oberitalien, denn aus Napoleons nachgelassenen Schriften kannst Du ersehen, daß im Allgemeinen das Kriegsfeld in Oberitalien dem Angriff günstiger ist als der Vertheidigung. Das Festungsviereck gleicht die Verhältnisse aus; es nimmt dem Angriff sein Uebergewicht.

Von allen Linien, welche Venetien mit Oesterreich verbinden, liegt am meisten westlich die Straße des Etschthales. Alle ändern liegen rückwärts dieses Flusses. Steht ein Heer in dem Festungsviereck, hat es den Mincio vor der Front, lehnt es den rechten Flügel an den Garda-See und den linken an den Po, so steht es vorwärts aller Verbindungen mit Deutschland, und wenn etwa die Franzosen auf deutschem Boden zur Donau vorrückten, so wäre ihre Operationslinie von Tyrol aus bedroht und ihr Krieg wäre getrennt. Das ist die große strategische Bedeutung der Mincio-Linie, und ich spreche diese Bedeutung nicht allein und auch nicht zum erstenmal aus. Die Befestigungen haben die erste Aufstellung an dem Grenzfluß bestimmt, aber man müßte diese Aufstellung nehmen, auch wenn jene Anstalten gar nicht oder nur sehr ärmlich beständen. Denn auf dem linken Ufer der Etsch hätte man die Verbindung mit Tyrol und somit jene große strategische Beziehung aufgegeben. Ein Angriff, hinter der Etsch abgeschlagen, wäre dem Vertheidiger ein Sieg ohne Folgen, denn er könnte nicht sogleich zur Offensive übergehen, der An-

greifer dagegen könnte auf dem rechten Etschufer wieder eine Schlacht anbieten oder annehmen und zwar unter sehr günstigen Verhältnissen.

Ist es festgestellt, daß große Kriegsoperationen weder in dem Alpenland noch im Niederland ausgeführt werden können, so ist es gewiß, daß der Vertheidiger, im Festungsviereck stehend, nicht umgangen werden kann. Der Lauf des Mincio, von dem Garda-See bis zu den unteren Seen, sieben Meilen lang, ist demnach die erste Vertheidigungslinie, deren oberer Theil sehr schwach ist und der untere sehr stark. Die natürliche Stärke und die Wirkung von Mantua entziehen die untere Hälfte dem Angriff, und so bleibt der Vertheidigung nur noch eine Erstreckung von drei und einer halben Meile in der Front. Weil nun diese Erstreckung sehr viele Uebergangsstellen enthält, so ist die angegebene Länge für eine taktische Stellung zu groß, aber nicht zu groß für die mittelbare Vertheidigung und für Manöver welche von den Waffenplätzen ausgehen. Der beste Uebergang für den Angreifer ist Monzambano, aber dieser ist nur eine schwache Meile unterhalb der Werke von Peschiera, unter deren Schutze der Vertheidiger seine Angriffs-Colonnen bilden und zu rechter Zeit und mit überlegener Kraft auf die übergehenden oder die übergegangenen Feinde herfallen kann. Der Angreifer ist nicht Herr des Mincio, so lang er nicht Peschiera besitzt.

Dem Mincio fließt die Etsch beinahe parallel, die größte Entfernung des einen Flusses von dem anderen beträgt höchstens vier Meilen. Steht nun der Vertheidiger noch auf der rechten Seite der Etsch, so kann er Viel oder Wenig an jeglichen Punkt des Mincio werfen, er bedarf keiner langen Vorbereitungen; die kurze Entfernung hebt jede taktische Schwierigkeit und jede Gunst des Zufalles kann den Vertheidiger wieder in den Besitz seiner ersten Linie bringen. Die Etsch vertheidigt den Mincio, aber Verona hält die Etsch und beherrscht sie.

Wäre Verona nicht, so würde eine verlorene Schlacht, vielleicht ein unglückliches Treffen, den Vertheidiger über die Etsch treiben und über diese käme er so leicht nicht mehr herüber. So lange Verona gehalten wird, ist selbst ein Durchbruch des Raumes, ist das Vorrücken gegen Vicenza nicht entscheidend. Im Jahre 1848 hat Radetzky geschworen, daß die Piemontesen keinen Fuß auf das Glacis des Platzes setzen sollen und er hat deßhalb die Schlacht von Santa Lucia geschlagen. Ohne den Besitz von Verona hätte er nimmermehr den Contremarsch von Mantua nach Vicenza unternehmen können, den kühnen Marsch der so erfolgreich gewesen. Peschiera, ein jämmerlich Nest, war damals verloren und Verona war ein schwach befestigter Platz. Noch immer seh' ich den „alten Veteranen" vor mir, wie er im J. 1850 zu Frankfurt in der neuen Mainzer Straße mir die Bedeutung von Verona erklärte. „Fragen Sie mich als Ingenieur", sprach der alte Herr, „so sag' ich, es ist ein schwacher Platz; fragen Sie mich als Strategen, so sag' ich, man kann die Wichtigkeit des Platzes nicht hoch genug anschlagen. Ohne Verona hätten wir keine Quadratmeile in Italien behalten."

Jetzt sind Peschiera und Verona große Waffenplätze, welche in der innigsten Wechselwirkung stehend, eine große Bodenstrecke unmittelbar und noch eine größere mittelbar oder strategisch beherrschen. Wenn der Angreifer über den Mincio geht, so muß er den Aufmarsch in dem Wirkungskreis dieser Plätze vollziehen, und in diesem kann der Vertheidiger ohne besondere Vorbereitung tüchtige Stöße führen; er kann, ohne eine Hauptschlacht zu wagen, jegliche Bewegung des Feindes stören, seine Absicht durchkreuzen und verwirren, und so kann er den günstigen Augenblick für einen entscheidenden Schlag herbeiführen. So lange die Oesterreicher Peschiera und Verona halten, so lange kann ein feindliches Heer wohl den Uebergang über den Mincio erzwingen, aber es kann sich nicht an der Etsch festsetzen und noch weniger kann es in die venetianische Ebene durchbrechen.

Im Krieg sind viele Dinge möglich, an die vorher kein Menschenkind denkt, aber gewisse Fälle sind eben wahrscheinlich; man mag wohl fragen, was unter gegebenen Umständen ein Heerführer thun würde, und so dürfen wir denn fragen: was wird eine italienische oder eine französisch-italienische Armee thun, wenn die Oesterreicher das Festungsviereck besetzt halten, wenn sie von ihren Waffenplätzen ausgehend jeden Augenblick beliebige Kräfte an den obern und an den untern Mincio zu werfen vermögen? Je nun, die Italiener und Franzosen werden leichte Truppen in das Alpenland werfen, sie werden dort den Oesterreichern in ihrer rechten Flanke Verlegenheiten schaffen; sie werden versuchen, sich in dem Etschthal festzusetzen; sie werden auf der andern Seite vielleicht Demonstrationen an dem untern Mincio machen und vor Mantua erscheinen. Aber ernstlich werden sie nur an dem obern Mincio einbrechen. Sie werden suchen, die Oesterreicher zu theilen, ihren linken Flügel nach Mantua, ihren rechten nach Verona zu werfen, sich auf den Höhen des Hügellandes festzusetzen, und sich der Straße und der Eisenbahn zu bemächtigen, und sie werden Peschiera einschließen.

Ist der österreichische Heerführer der rechte Mann, so werden die Feinde das Alles nur mit großen Opfern erreichen, und erst wenn sie eine Schlacht gewonnen, könnten sie Peschiera angreifen. Hier müßte sich ein furchtbarer Kampf entspinnen; denn die Eingedrungenen müßten es nehmen um jeden Preis, die Oesterreicher müßten es halten mit Anstrengung aller Kräfte. Könnten die Italiener aber oder selbst die Franzosen eine Belagerung führen, wenn, nur drei Meilen von ihnen, eine Armee unangreifbar aber kampffertig, in dem Lager von Verona stünde, bereit in jedem Augenblick in Schlachtordnung hervorzubrechen? Ein tüchtiges Corps unter einem tüchtigen Führer in der Stellung von Pastrengo könnte unaufhörlich die Blokade oder die Belagerung stören, könnte Truppen, Material und Lebensmittel in den Raum

der Werke bringen, könnte die Ausdehnung gegen die Etsch hin unmöglich machen und viele Unternehmungen hindern. Würden die Belagerer aber diese stark befestigte Stellung angreifen mit Verona im Rücken? Von Verona aus könnten entscheidende Angriffe ausgehen und mißlänge der erste und der zweite, je nun so gelänge der dritte oder der vierte; denn eine wackere Armee wird nicht entmuthiget, wenn sie eine unangreifbare Stellung und darin alle ihre Bedürfnisse unmittelbar hinter der Schlachtlinie hat.

Die Höhen von Sonna und Sommacampagna geben die Stellung welche die Belagerungsarmee wahrscheinlich einnehmen würde, um ihre Unternehmung zu decken. Aber fast noch in dem Bereich der äußersten Werke von Peschiera, könnte sie sich schwer auf diesen Höhen festsetzen und wäre ihr dieß gelungen und hätte sie die Stellung verschanzt, so wäre sie eben in die Defensive geworfen; sie könnte das Ausbrechen aus Verona nicht hindern und die Stellung von Pastrengo würde ihr gewaltige Unannehmlichkeiten bereiten. Würde vielleicht auch einmal die Verbindung mit Verona verlegt, so könnte eben diese Stellung schnell Truppen und Material aus Tyrol erhalten und die Belagerungsarmee hätte immer, wenn nicht einen thätigen Feind, so doch zunächst vor ihrer Flanke eine Barre, welche ihr jede Ausdehnung verschlöße. Sollte der feindliche Heerführer die Stellung von Pastrengo zugleich angreifen; sollte er dadurch vielleicht den österreichischen Feldherrn zu einer Schlacht verleiten wollen, deren Verlust diesem das Etschthal entrisse? Pastrengo kann sich schon einige Zeit halten und der österreichische Heerführer kann unter allen Umständen selbstständig handeln. Will sein Gegner eine Schlacht: er kann sie vermeiden; will der Gegner keine Schlacht: er kann sie herbeiführen.

Wenn Beharrlichkeit und Geschick in dem Besitz großer Mittel die nöthigen Opfer nicht scheut, und wenn diese Opfer die Kräfte nicht erschöpfen, so muß zuletzt wohl jede Vertheidigung ihr Ende erreichen. Wäre aber auch Peschiera

gefallen, so müßte die Stellung von Pastrengo und weiter oben müßten die Festen von Ceraino den Feind von der obern Etsch abhalten, und wären auch diese Festen gefallen, so wäre noch nichts entschieden, so lang der Vertheidiger noch Verona und seine Werke im Besitz hat. Diesen von dort abzutreiben und Verona lahm zu legen, das müßte nun das Ziel des Angriffs seyn und dafür würde nun der furchtbare Entscheidungskampf geschlagen. Würden die Abhänge des hügeligen Hochlandes auch nicht eine zweite Schlacht von Custozza sehen, so müßten die Feinde die Werke von Verona angreifen; sie müßten diese in Besitz nehmen und das wäre, ich hab' es oben erwähnt, eine furchtbar blutige Arbeit; es möchte lange Zeit währen ehe diese letzte Periode einträte, und welche Zwischenfälle würden in der langen Zeit sich einstellen, welche könnte eine geschickte Vertheidigung herbeiführen? An Euere diplomatischen Kunstgriffe habe ich schwachen Glauben, und wenn ich auch zugestehen muß, daß eine hartnäckige Vertheidigung auch politische Zwischenfälle herbeiführen könnte, so rechne ich doch mehr darauf, daß der Angreifer Blößen geben, daß er am Ende erschöpft werden müsse und daß ein geschickter Gegner die Blößen und die Erschöpfung benützte. Wie lange hätten die Franzosen und die Engländer vor Sebastopol noch aushalten können? Sebastopol aber war im Vergleich mit Verona ein schlechter Platz und die Russen haben die einzige zweifelhafte Schlacht von Balaklava geschlagen. Begreiflicherweise kann man solche Zwischenfälle nicht zum Voraus errathen, aber sieh, es gibt bei alldem doch gewisse Haltpunkte für Wahrscheinlichkeiten. Der Angreifer würde, um an dem untern Mincio gesichert zu seyn, wenigstens zum Schein wohl auch Mantua einschließen. Würde er dazu eine bedeutende Heeresabtheilung verwenden, so würde er seine Hauptmacht schwächen und dem Gegner Gelegenheit zu tüchtigen Stößen geben. Würde er zu dieser Einschließung nur eine mäßige Truppenmasse verwenden, so würde die Einschließung nichts helfen; die Truppen wären ausgesetzt und vereinzelt, sie könnten zer-

sprengt oder vernichtet werden, besonders wenn eine Eisenbahnverbindung von Verona über Legnago nach Mantua zöge.

Die Schwierigkeiten eines Angriffes in dem untern Abschnitt des Vertheidigungsraumes, d. h. unterhalb des Ausflusses des Mincio hab' ich Dir früher schon angedeutet. Das Festungsfünfeck der Italiener, Pizzighetone, Piacenza, Pavia, Alessandria und Casale, würden freilich der Unternehmung eine schöne Grundlage geben, aber die natürliche Beschaffenheit des Bodens könnten sie nun einmal nicht ändern. Wenn der Boden nicht so wäre, wie er wirklich ist, so könnten die Italiener allerdings über den Po gehen; sie könnten nach links abschwenken um zwischen Legnago und Mantua einzubrechen, oder sie könnten in die venetianische Ebene vorgehen. Auch ohne natürliche Hindernisse würde die Wirkung der beiden Plätze das Manöver zu einem sehr zweifelhaften machen. Wenn aber die Franzosen oder die Italiener, diesen natürlichen Hindernissen trotzend, wirklich über den Po gingen, wenn alle Verbindungen von unzähligen Wassern durchschnitten und die einzelnen Abtheilungen getrennt wären und wenn aus Mantua der Vertheidiger sich zwischen diese Abtheilungen würfe: in welche Lage würden die Angreifer gerathen? Wäre nicht eine furchtbare Katastrophe die Wahrscheinlichkeit?

Siehst Du auf Deine Karte, so kannst Du, ohne ein Kriegsmann zu seyn, mit Recht fragen: muß man Venetien denn nothwendig von Westen her angreifen? Die Italiener haben eine Seemacht, welche der österreichischen wenigstens nach Anzahl der Schiffe, der Geschütze und der Größe der Lästigkeit entschieden überlegen ist. Käme nun dazu eine bedeutende Abtheilung der französischen Flotte, so könnte die österreichische die See nicht mehr halten. Die feindliche Flotte, sagst Du, könnte nun oberhalb Venedig an der Mündung des Isonzo oder irgendwo in Istrien ein beträchtliches Heer an das Land setzen; dieses hätte die Flotte zur Basis und

von dieser aus könnte es sich der Verbindung nach Innerösterreich bemächtigen; es könnte das Festungsviereck im Rücken angreifen, während die Schiffe Venedig von der Seeseite einschlößen. O ja, mein Freund, bei einer ungeheuern Uebermacht könnte dieses freilich wohl gelingen, aber die Sache hätte doch ihre Bedenken. Wäre die Uebermacht nicht fabelhaft groß, so würden die Oesterreicher denn doch wohl eine ordentliche Reserve am rechten Ort aufstellen; die französischen und italienischen Schiffe könnten sich nicht unsichtbar machen, sie könnten auch nicht schnell, wie der elektrische Funke, von ihrem Hafen zu dem Landungsplatz fliegen; die österreichischen Kreuzer würden sie doch wohl auch gewahren und die Landung würde so ganz leicht nicht vor sich gehen. Würde die gelandete Armee dort die Grenzen des deutschen Bundes betreten, so müßte sich dieser doch auch rühren, und wäre die Bundesarmee in Deutschland beschäftigt, je nun, so bestünde in Italien die ungeheure Uebermacht nicht, die Oesterreicher hätten größere Massen dahin geworfen, die Franzosen aber hätten ihre Kräfte getheilt. Nun, wenn wir auf den deutschen Bund auch nicht rechnen, so ist doch die Sache so leicht nicht gethan. Die gelandete Armee, ehe sie das Festungsviereck im Rücken angreifen könnte, müßte Venedig nehmen oder wenigstens einschließen; was aber der Angriff auf Venedig oder dessen Einschließung bedeutet, das hab' ich in einem frühern Briefe erörtert. Die ganze gelandete Armee würde dazu kaum genügen, und wäre sie auch stark genug, so wären immer die Kräfte des Angreifers getheilt, und zwischen den Abtheilungen stünde der Vertheidiger gesammelt und eng concentrirt, deßhalb bei guter Führung jeder einzeln überlegen und gestützt auf seine festen Plätze, könnte er eine jede einzeln schlagen. Allerdings setzt das eine vortreffliche Führung voraus.

Würde das Festungsviereck von der einen Seite angegriffen oder von der andern, der Angriff findet jede im Vertheidigungsstand. Die Befestigungen von Ceraino sperren

das Etschthal unten und oben und sie decken den Rücken der Stellung von Pastrengo; Peschiera schützt den obern Mincio, Mantua und Legnago vertheidigen die südliche Seite — der Stützpunkt von allen ist das mächtige Verona.

Ich habe Dir die Vertheidigungsfähigkeit eines großen Systems bezeichnet. Ich bin wohl sehr ausführlich gewesen und doch lange nicht so ausführlich, als es der Gegenstand erfordert und als es dessen Wichtigkeit verdient. Auf diesem Bodenabschnitt wird Oesterreich für seine Stellung kämpfen, auf dieser Strecke des italienischen Bodens und auf den beiden Meeren, welche Italiens Küsten bespülen, wird sich das Schicksal von Europa entscheiden, hier wird das Blut von Tausenden eine neue Aera des europäischen Staatensystems schaffen und der Donner der Geschütze wird sie verkünden.

So, jetzt bin ich fertig. Gott sei gelobt! Nun geht die Reise heimathwärts, den Alpen zu. Ich werde über Mailand zurückgehen und höchstens am Comer-See noch einen kurzen Aufenthalt machen. Nun lebe wohl!

Dein N. N.

XLIX.

Napoleon III. und Cäsar.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst!“ Dieses Wort Göthe's findet auf die Napoleone vollkommen Anwendung. Der Geist Cäsars scheint in ihnen wieder erstanden zu seyn: der erste Napoleon betrachtete schon mit Vorliebe den großen Römer als sein Vorbild; der jetzt regierende aber ist von der Richtigkeit dieses Vergleichs so sehr überzeugt, daß er nicht bloß für seine politische Thätigkeit sich den Cäsar zum Muster genommen, sondern sich sogar entschlossen hat, wie Homer dem Achill durch die Ilias, so dem Cäsar durch seine Geschichte ein ewiges Denkmal zu setzen. Der jüngste Kaiser von Volkes Gnaden bringt dem ersten Kaiser von Volkes Gnaden seine Huldigung dar. Und in der That ist die Aehnlichkeit zwischen Napoleon III. und Cäsar, wir mögen die persönlichen oder die politischen und socialen Verhältnisse betrachten, eine wahrhaft überraschende.

Wie Cäsar die Aufmerksamkeit des römischen Volks zuerst dadurch auf sich zog, daß er seinen großen Onkel Marius wieder zu Ehren brachte, den Marius der vom Bauernsohne sich zum Consulat und zum Oberbefehl über die römischen Heere emporschwang und Rom zweimal vom Rande

des Abgrunds zurückriß, zuerst durch seinen Sieg über Jugurtha und nachher durch seine Vernichtung der Cimbern und Teutonen, die schon eine Reihe römischer Heere und Feldherrn in wildem Siegeslaufe vertilgt hatten — den Marius der auch als Vorkämpfer des armen und geknechteten Volks gegen die Oligarchie der reichen Nobilität sich Ruhm und Dank erwarb, zuletzt aber seinen Namen mit Fluch bedeckte durch seine Rachgier und Mordlust: ebenso hat Napoleon III. in der Größe seines Onkels die Quelle seiner eigenen Größe erkannt und alle Sorgfalt darauf verwendet, die befleckten Lorbeern des ersten Napoleon zu reinigen, ihn durch Wort und Schrift und Poesie als den großen Genius des 19. Jahrhunderts, als den edelsten Wohlthäter nicht bloß Frankreichs, sondern der ganzen europäischen Menschheit darzustellen. So ist es den beiden Neffen gelungen, durch die Größe ihrer Onkel die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, durch Hervorhebung der Verdienste ihrer Onkel sich selbst zum Gegenstand der Sehnsucht für die Unterdrückten zu machen und die Hoffnung in denselben zu erwecken, daß sie — die Neffen — dazu berufen seien, die durch feindliche Gewalt unterbrochenen Werke der großen Vorgänger wieder aufzunehmen und zu vollenden. Wie nun Cäsar als Erbe des Namens und der politischen Richtung des Marius die Hoffnung und Stütze des bedrückten Volks wurde gegen die allmächtige Geldoligarchie, wie er als Vorkämpfer des Volks immer höher und höher stieg, bis er als Herr über Alle gebot; so ist auch Napoleon III. als Erbe des glänzenden Namens und als Hauptvertreter der Ideen des Kaiserthums von dem französischen Volke zum Präsidenten der Republik und kurze Zeit nachher zum Kaiser erhoben worden.

Beiden Neffen kamen aber auch die politischen und socialen Verhältnisse ihrer Zeit sehr günstig entgegen. In Rom war es eine übermüthige, schwelgerische und zugleich an geistiger und moralischer Kraft traurig verarmte Nobilität, welche alle Macht des Staates, alle Aemter, alle Provinzen, alle Ein-

künste und Quellen des Reichthums als ihre Domäne ansah und das Volk, d. h. die durch langen Kriegsdienst und durch Raub und Plünderung der Großen herabgekommenen römischen Bürger als Proletarier verachtete, nur bei den Wahlen ihm schmeichelte und um dessen Zorn zu beschwichtigen, von Zeit zu Zeit Spiele und Feste und Brodspenden ihm hinwarf. Ueber diese verkommene und die nöthigsten politischen und socialen Reformen hartnäckig und grausam bekämpfende Nobilität sich zu erheben war Cäsars Plan und er erreichte denselben durch consequente Vertretung der Interessen des Volkes, durch Vertheilung großer Ländereien an arme Bürger, durch Verleihung des römischen Bürgerrechts an treue Städte und Alliirte und endlich durch die Heranbildung einer großen und unüberwindlichen, nur ihm ergebenen Armee, mit welcher er die letzten Versuche der herrschenden Oligarchie, sich in der Macht zu erhalten, in blutigen Schlachten erstickte. Und als Napoleon III. seine öffentliche Laufbahn begann, da war das französische Volk in seiner unendlichen Mehrheit voll Ekel gegen die unter Louis Philipp gehätschelte und großgezogene Herrschaft der Bourgeois; die heiligsten Interessen wurden von diesen Geldmenschen höhnisch mit Füßen getreten, der ganze Staat mit allen seinen Hilfsquellen war eine Domäne der Reichen geworden; an der Börse wurde das Mark des Volkes und Landes dem Meistbietenden verkauft; wer nicht reich war, konnte nicht in die Deputirtenkammer eintreten, konnte nicht zu den hohen und reichdotirten Staatsämtern gelangen, konnte sich nicht bei den täglich sich mehrenden Quellen des Reichthums, den industriellen und Börsen-Manövern betheiligen. Höhnisch riefen die Reichen, die im Besitz der Macht und aller möglichen Freiheiten schwelgten, den armen Mitbürgern zu: „Werdet reich, Niemand verbietet euch dieß, und wenn ihr reich seid, so genießt ihr die nämlichen Rechte und Freiheiten wie wir!“ Aber wie reich werden ohne Capital? Und das Capital war im Besitz der herrschenden Kammerhelden und Börsenmänner. Wer mag sich nun

wundern über den tiefen Groll der arbeitenden Classen in Frankreich unter dem Gefühl ihrer täglich wachsenden Armuth, Unmacht und Unfreiheit! Da erhob sich die empörte Nation und warf in wenigen Stunden die drückende Sklaverei ab, zerbrach das harte Joch des „Bürgerkönigs" und seiner Börsenmänner und Kammerhelden und verlangte auch für die ärmeren Bürger, für die Bauern, Arbeiter und Soldaten Gleichheit der politischen Rechte und Theilnahme an den Wohlthaten des Staates. Aber die Republik vergaß bald die kräftigen Fäuste, denen sie ihr Daseyn verdankte; die Bourgeois wollten in das Geleise des Bürgerkönigs zurückkehren und durch ihre Börsenherrschaft und die wiedererrungene Majorität in der Nationalversammlung den alten Druck auf die Nation ausüben: da erhob diese den Mann, dessen Name sie an die frühere Größe Frankreichs erinnerte. Sie vergaß das harte Regiment des ersten Napoleon und dachte nur daran, daß er ein wahrer Kaiser und Herr war, daß er das schwer mißhandelte Frankreich mit kräftiger Faust aus den Krallen der räuberischen und bluttriefenden Revolutionsmänner herausriß und die ganze Welt mit dem Ruhm seiner Thaten erfüllte; von dem Neffen und Erben dieses Mannes erwartete die Nation dieselbe Thatkraft, darum wählte sie ihn zum Schrecken der Bourgeois und zum Entsetzen der „liberalen" Kammermajorität zum Kaiser von Frankreich. Und eingedenk seiner Wähler hält Napoleon III. den Hochmuth der auf ihren Reichthum und ihre eingebildete Bildung und Aufklärung pochenden Geldmänner und Advokaten mit energischer Hand nieder und denkt nicht daran, seine Herrschergewalt ihnen zu Füßen zu legen, wie der schwache Louis Philipp zu seinem und seines Hauses Unglück gethan. Das ist denn auch die Quelle aller Schmähungen und Lästerungen, womit Napoleon III. seit einigen Jahren von den Geldmenschen, den Freimaurern und revolutionssüchtigen Advokaten Frankreichs, ja von den „Liberalen" aller Völker Europas bedeckt wird. Und als Napoleon endlich mit seinem längst angekündigten

Werk über Cäsar hervortrat, da fielen diese Todfeinde seines kaiserlichen Regimentes wie hungrige Löwen darüber her und zogen es herab in den Koth und selbst die unleugbarsten Vorzüge des Buches fanden keine Gnade in ihren Augen, denn in dem Schriftsteller Napoleon wollten sie den Kaiser Napoleon geißeln und höhnen.

Die Geschichte wird einstens auch über diesen Mann ihr Urtheil aussprechen, und wir wollen demselben nicht vorgreifen. So viel aber glauben wir dennoch bemerken zu dürfen, daß wir ebensowenig zu den unbedingten Bewunderern und Lobrednern, als zu den fanatischen Gegnern Napoleons III. gezählt werden wollen. Wir können ihn nicht unbedingt bewundern und preisen, denn gar Vieles hat er gethan, um sich die Gunst der „liberalen" Partei zu erkaufen, und dabei göttliches und menschliches Recht mit Füßen getreten. Unter dem Jubel der liberalen Partei hat er dem Papst die schweren Leiden bereitet, die noch heute kein Ende gefunden; unter dem jauchzenden Beifallsgeschrei der Liberalen und Revolutionäre Europas hat er Oesterreich mit Krieg überzogen und an Oesterreichs Stelle seine Creatur Viktor Emanuel zum Oberherrn Italiens gemacht; den Liberalen zu lieb hat er gegen den klaren Wortlaut des Züricher Friedens die italienischen Herzogthümer, ferner Neapel und Sizilien, endlich sogar die größten und schönsten Provinzen des Kirchenstaates, dieses Gemeingutes aller Katholiken der Welt, dem raubgierigen Piemont in den Rachen geworfen; den Liberalen zur Freude hat er endlich die September-Convention abgeschlossen, um den Papst durch beständige Drohung seinen Zwecken dienstbar zu machen. Das waren und sind die Mittel Napoleons, um sich den Beifall der liberalen und unchristlichen Welt zu verschaffen, und so lange er diese Mittel ausschließlich spielen ließ, so lange ertheilte ihm der servile Liberalismus für all seine Handlungen, sie mochten auch noch so tyrannisch und ungerecht seyn, in freudiger Rührung die Generalabsolution. Ja selbst die Napoleon'sche Politik seinen

Franzosen gegenüber fand als vernünftig und gerecht den Beifall des liberalen Europa, während dieselbe Politik jetzt, da der Kaiser nicht mehr so blindlings dem liberalen Commandowort sich zu fügen scheint, als die wahnsinnigste und grausamste dem Haß aller „Freisinnigen“ der Welt ausgesetzt wird. Napoleon hat nun Gelegenheit, sich von der Aufrichtigkeit und Treue seiner liberalen Verehrer zu überzeugen; es geht ihm nicht anders als allen Monarchen, die dem Lob und den Schmeicheleien des Liberalismus ihr Ohr leihen; so lange ein Souverain diesen Stimmen willenlos folgt und eine Stütze seines Thrones nach der andern zerstört, so lange wird er als Mann des Fortschritts und der Freiheit gepriesen; macht er aber einmal den leisesten Versuch, sich zu emancipiren und die wahren Interessen seines Reiches zu fördern, alsbald verfällt er der Vehme des liberalen Europa und keine Lüge und keine Verleumdung ist seinen früheren Schmeichlern zu schlecht, um ihn zu einem Gegenstand des Abscheus zu machen.

So wenig wir nun den französischen Kaiser unbedingt loben können, ebensowenig lassen wir uns von der modernsten Parole des Hasses beherrschen. Uns erscheint er als ein Werkzeug der Vorsehung, welches als Mensch den menschlichen Fehlern und Leidenschaften unterworfen ist, aber große und unleugbare Verdienste um Frankreich zunächst, dann aber auch um die christliche Welt überhaupt sich erworben hat. Die gegenwärtige Generation hat ein entsetzlich kurzes Gedächtniß, denn wie könnte sie sonst die Lage Frankreichs in der Juni-Schlacht des J. 1848 so gänzlich vergessen haben? War damals nicht ein fürchterlicher Einblick gestattet in die rollenden Donner der Tiefe der französischen Gesellschaft! Wie rasend und verzweifelt zeigte sich der Haß der Arbeiter und Proletarier in Paris gegen die höheren und vermöglichen Classen! Hat je Frankreich in einer Feldschlacht so viele Soldaten, Offiziere und Generäle verloren als in jenem blutigen Kampf gegen die von rasenden Communisten besetzten Barrikaden?

Man mag nun über Napoleon III. urtheilen wie man will, so viel ist gewiß, daß unter seiner Regierung die armen und arbeitenden Classen nie mehr einen solchen Verzweiflungskampf wiederholt haben, und nicht durch brutale Gewalt, sondern durch sorgfältige Berücksichtigung ihrer Interessen und Wünsche, durch Förderung des Handels und der Industrie hat er diese Millionen zur Ruhe gebracht und im Gehorsam erhalten. Napoleon hat aber auch der französischen Nation überhaupt ihren Nationalstolz wieder gegeben und sie auf ein großes, für die ganze Zukunft erfolgreiches Feld politischer Thatkraft geführt: er hat den Stolz der Russen gebrochen, die sich in frechem Uebermuth schon für die Herrn der abendländischen Völker ansahen; er hat China dem europäischen Verkehr und der christlichen Mission wieder geöffnet; er hat in Cochinchina festen Fuß gefaßt und der französischen Cultur einen breiten Stützpunkt zur Ausbreitung in Hinter-Indien geschaffen; er hat endlich Mexiko den Händen des räuberischen Parteigängers Juarez entrissen und eine feste politische Ordnung dort angebahnt, die dieses reiche, aber bisher so unglückliche Land in den Kreis der Culturstaaten hereinziehen kann. Die Pflege der religiösen und kirchlichen Interessen, welche wie die Geschichte aller Völker beweist, allein im Stande ist, der französischen Nation dauernden Segen und Ruhe zu geben, hat Napoleon allerdings nicht so begünstigt und gefördert, wie die Pflicht eines christlichen Monarchen verlangt, aber auch — wie Jedermann zugeben muß — nicht so böswillig bekämpft und allen Einfluß der Religion auf Schule und Unterricht verhindert und alle kirchliche Freiheit und Schöpferkraft als Sklave des Voltärianismus und Freimaurerthums niedergedrückt, wie sein Vorgänger Louis Philipp, der „liberale" König der Bourgeois.

Wir fühlen uns also bei Beurtheilung des Beherrschers von Frankreich ebenso frei von Haß und Geringschätzung, als von allzu großer Bewunderung und Vorliebe, und sind fest entschlossen, auch bei Besprechung seines geschichtlichen Werkes

diese Objektivität unseres Standpunktes keinen Augenblick zu verlassen.

I. Die Vorrede.

Wenn wir die Vorrede des Werkes den zwei Büchern des ersten Bandes dem Werthe nach gleichstellen, so folgen wir nicht nur unserem persönlichen Gefühle, sondern die öffentliche Meinung in ganz Europa hat ihr denselben, ja einen noch höhern Werth beigelegt. Viele Organe der Presse begnügten sich damit die Vorrede ihren Lesern mitzutheilen und entweder über die Maßen zu loben oder mit fanatischer Wuth zu verdammen; aller andere Inhalt des ersten Bandes ist ihnen gleichgiltig und fremd geblieben. Mit Recht erblickt man in der Vorrede Napoleons zu seinem Cäsar das Programm seiner politischen und socialen Beurtheilung der innern und äußern Verhältnisse Frankreichs; und der Umstand, daß diese Vorrede nicht erst wenige Tage vor der Publikation des ersten Bandes geschrieben wurde, sondern das Datum des 20. März 1862 trägt, beweist uns, daß Napoleon dieselbe reiflich durchdacht und als Dokument seiner innersten Ueberzeugung dem Werke vorangestellt hat.

„Die historische Wahrheit — so beginnt der kaiserliche Geschichtschreiber — sollte ebenso heilig seyn wie die Religion. Wenn die Lehren des Glaubens unsere Seele über die irdischen Interessen erheben, so flößen uns die Lehren der Geschichte ihrerseits die Liebe zum Schönen und zum Gerechten ein und Haß gegen das, was die Fortschritte der Menschheit verhindert. Diese Lehren erfordern aber, um nützlich zu werden, gewisse Bedingungen: die Thatsachen müssen mit strenger Genauigkeit wiedergegeben, die politischen oder socialen Veränderungen müssen philosophisch entwickelt werden, der anziehende Reiz der Einzelheiten aus dem Leben der Männer der Geschichte darf nicht die Aufmerksamkeit von ihrer politischen Rolle abwenden und ihre providentielle Mission in

Vergessenheit bringen" *). Nach kurzem Hinweis auf viele Geschichtschreiber, die ohne Pragmatismus die Ereignisse coordinirt neben einander stellen gleich dem Maler, der bei Darstellung der Naturerscheinungen sich nur um ihre malerische Wirkung bekümmert, fährt der Verfasser also fort: „Welches ist aber bei der Geschichtschreibung das Mittel zur Wahrheit zu gelangen? Es ist die Befolgung der Gesetze der Logik. Halten wir zuerst die Wahrheit fest, daß eine große Wirkung immer aus einer großen, nie aus einer kleinen Ursache hervorgehen konnte; anders ausgedrückt: ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß hat nie wichtige Resultate zur Folge ohne eine präexistirende Ursache, die gestattet hat daß dieses unbedeutende Ereigniß eine große Wirkung hervorbrachte. Der Funken facht nur dann einen Brand an, wenn er in vorher schon aufgehäuften Brennstoff hineinfällt." Nachdem der Verfasser diese Wahrheit durch ein Citat aus Montesquieu bekräftigt, wendet er sie auf die römische Republik an mit folgenden Worten:

„Wenn die Römer nahezu 1000 Jahre lang immer siegreich aus den härtesten Prüfungen und den schwersten Gefahren hervorgegangen sind, so geschah es weil eine allgemeine Ursache existirte, die sie immer zu Siegern über ihre Feinde gemacht und bewirkt hat, daß Niederlagen und theilweises Unglück nicht den Fall ihres Reiches nach sich zogen. Wenn die Römer, nachdem sie der Welt das Beispiel eines durch die Freiheit sich constituirenden und wachsenden Volkes gegeben, seit Cäsar sich blindlings in die Sklaverei zu stürzen scheinen, so liegt der Grund darin, daß eine allgemeine Ursache existirte, welche es der Republik durch die Macht des Schicksals unmöglich machte, zur Reinheit ihrer alten Institutionen zurückzukehren; es geschah, weil die neuen Bedürfnisse und In-

*) Wir erlauben uns zu bemerken, daß wir alle wörtlichen Citate in diesem und in den zwei folgenden Artikeln selbstständig und ohne Benützung irgend einer der vorhandenen deutschen Uebersetzungen, aus dem französischen Originaltext bearbeitet haben.

teressen einer in der Entwicklung begriffenen Gesellschaft andere Mittel zu ihrer Befriedigung verlangten. Wie die Logik uns in den wichtigen Ereignissen den Grund ihrer entscheidenden Wichtigkeit nachweist, ebenso muß man in der langen Dauer einer Institution den Beweis ihrer Güte, und in dem unbestrittenen Einfluß eines Mannes auf sein Jahrhundert den Beweis seines Genies anerkennen. Die Aufgabe besteht also darin, das Lebenselement aufzusuchen, das die Kraft der Institution bildete, wie die vorherrschende Idee, die das Handeln des Mannes bestimmte."

Nach wiederholter Verwerfung jener Geschichtschreiber, welche die Ereignisse früherer Zeiten ohne Rücksicht auf ihre Wichtigkeit sammeln und darstellen, und unter Hinweisung darauf, daß nicht die kleinliche Analyse der römischen Organisation uns die Dauer dieses großen Reiches begreiflich mache, sondern die tiefe Prüfung des Geistes seiner Institutionen, geht der Verfasser auf den Gedanken über, der in dem vorliegenden Bande in verschiedenen Variationen immer aufs neue wiederkehrt, der also recht eigentlich der Kerngedanke Napoleons genannt werden muß.

„Wenn außerordentliche Thaten einen hervorragenden Genius bezeugen, was kann dem gesunden Verstand mehr widersprechen als ihm alle Leidenschaften und alle Gefühle der Mittelmäßigkeit zuzuschreiben? Was ist unrichtiger, als die Ueberlegenheit solcher privilegirter Wesen nicht anzuerkennen, die von Zeit zu Zeit in der Geschichte erscheinen als glänzende Leuchtthürme, um die Finsterniß ihrer Zeit zu zerstreuen und die Zukunft zu beleuchten? Diese Ueberlegenheit leugnen hieße übrigens der Menschheit Unrecht thun, indem man sie für fähig hielte, auf lange Zeit und freiwillig einer Herrschaft sich zu unterwerfen, die nicht auf einer wahren Größe und auf einem unbestreitbaren Nutzen beruhte. Laßt uns logisch seyn und wir sind gerecht!"

Daß die bisherigen Geschichtschreiber Cäsars, namentlich die alten, nicht auf diesem Standpunkt absoluter Bewunderung gestanden, sondern an Cäsar wie an andern Männern der Geschichte menschliche Leidenschaften und Schwachheiten er-

blickt und der Nachwelt überliefert haben, darüber zeigt sich der kaiserliche Panegyriker unverkennbar entrüstet, indem er sich also ausspricht:

„Nur zu viele Geschichtschreiber finden es leichter, die genialen Männer herabzuziehen als sich selbst durch eine edle Begeisterung zu ihrer Höhe aufzuschwingen, indem sie in deren großartige Pläne eindringen. So in Betreff Cäsars: anstatt uns zu zeigen, wie Rom durch die Bürgerkriege zerrissen, durch Reichthum verdorben ist und seine alten Institutionen mit Füßen tritt, wie es von mächtigen Völkern, den Galliern, Germanen und Parthern bedroht, unfähig ist sich zu erhalten ohne eine stärkere, dauerhaftere und gerechtere Centralgewalt; anstatt, sage ich, dieses getreue Gemälde uns zu entwerfen, stellt man uns Cäsar dar wie er von seiner Jugend an schon an die höchste Gewalt denkt. Wenn er sich Sulla widersetzt, wenn er mit Cicero uneinig ist, wenn er sich mit Pompejus alliirt, so geschieht es in Folge dieser berechnenden Arglist, die Alles errathen hat, um Alles sich dienstbar zu machen; wenn er sich auf Gallien stürzt, so geschieht es um sich durch Plünderung Schätze zu erwerben oder treuergebene Soldaten; wenn er das Meer übersetzt, um die römischen Adler in ein unbekanntes Land zu tragen, dessen Eroberung jedoch die Eroberung Galliens sichern soll, so geschieht es, um daselbst Perlen zu suchen, die man in den britischen Meeren zu finden glaubte. Wenn er nach Besiegung der furchtbaren Feinde Italiens jenseits der Alpen einen Feldzug gegen die Parther beabsichtigt, um die Niederlage des Crassus zu rächen, so geschieht es, wie gewisse Geschichtschreiber sagen, weil die Thätigkeit seiner Natur zuträglich und seine Gesundheit im Felde besser war; wenn er von dem Senat einen Lorbeerkranz mit Dank annimmt und ihn mit Stolz trägt, so geschieht es, um seine Glatze zu bedecken; wenn er endlich ermordet worden ist von denen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, so geschieht es, weil er sich zum König machen wollte — als wäre er nicht für seine Zeitgenossen ebenso wie für die Nachwelt größer als alle Könige! So lauten seit Sueton und Plutarch die armseligen Deutungen, die man den edelsten Dingen zu geben für gut findet."

Nach dieser Zurückweisung der kleinlichen Geschichtschreiber, aus denen übrigens der kaiserliche Verfasser dennoch den Stoff

zur Verherrlichung seines Helden, wie die häufigen Citate beweisen, geschöpft hat, so daß die „armseligen“ Menschen doch auch Sinn und Verständniß für die großen Thaten Cäsars gehabt haben müssen, wirft Napoleon die Frage auf: „An welchem Zeichen kann man die Größe eines Mannes erkennen?“ — und beantwortet sie also: „An der Herrschaft seiner Ideen, wenn seine Principien und sein System triumphiren trotz seines Todes oder seiner Niederlage! Ist es nicht in der That das Eigenthümliche des Genius, das Nichts zu überleben und seine Herrschaft über die künftigen Generationen auszudehnen? Cäsar verschwindet und sein Einfluß gewinnt noch mehr als zu seinen Lebzeiten die Oberhand. Jahrhunderte lang genügte es, der Welt zu sagen, das sei der Wille Cäsars gewesen und es gehorchte die Welt!“

Konnte man schon aus dem bisherigen sicher genug auf die Absicht des kaiserlichen Verfassers schließen, so spricht er sich jetzt offen und mit größter Entschiedenheit darüber aus:

„Das Bisherige zeigt hinlänglich den Zweck, den ich mir bei Abfassung dieser Geschichte vorsetze. Dieser Zweck ist nachzuweisen daß, wenn die Vorsehung Männer erweckt wie Cäsar, Karl d. Gr., Napoleon, es geschieht um den Völkern den Weg zu zeigen, den sie einschlagen müssen, und mit dem Siegel ihres Genius eine neue Aera zu bezeichnen und in wenigen Jahren die Arbeit mehrerer Jahrhunderte zu vollenden. Glücklich die Völker, die sie begreifen und ihnen folgen; unglücklich die welche sie verkennen und bekämpfen. Sie machen es wie die Juden, sie kreuzigen ihren Messias; sie sind blind und schuldig: blind — denn sie sehen nicht die Unmacht ihrer Anstrengungen, um den definitiven Triumph des Guten zu verhindern; schuldig — weil sie nur den Fortschritt verzögern, indem sie seiner raschen und fruchtbaren Anwendung Hindernisse bereiten. In der That weder die Ermordung Cäsars noch die Gefangenschaft auf Sankt Helena waren im Stande, zwei volksthümliche Sachen (causes populaires), die durch einen mit der Maske der Freiheit sich bedeckenden Bund gestürzt wurden, unwiederbringlich zu zerstören. Brutus hat durch Cäsars Ermordung

Rom in die Schrecken des Bürgerkrieges gestürzt; die Alleinherrschaft des Augustus hat er nicht verhindert, aber die eines Nero und Caligula möglich gemacht. Die Verbannung (ostracisme) Napoleons durch das verschworene Europa hat ebensowenig die Wiedererstehung des Kaiserreiches verhindert, und doch wie fern sind wir von der Lösung der großen Fragen, von der Beruhigung der Leidenschaften, von der gerechten Befriedigung, welche das erste Kaiserreich den Völkern gegeben hat! — Auch bewahrheitet sich täglich seit 1815 die Prophezeiung des Gefangenen von Sankt Helena: „Wie viel Kampf, Blut und Jahre wird es wieder*) kosten, damit das Glück, das ich der Menschheit verschaffen wollte, sich verwirklichen kann.“

Diese Worte der kaiserlichen Vorrede enthalten, wie jeder Leser gewiß zugeben wird, manche schöne und erhabene Gedanken, aber noch mehr gewagte und in der Form, wie sie dargestellt sind, unrichtige und dem unparteiischen Urtheil der Geschichte widersprechende Behauptungen. Die erste Frage ist offenbar die: kommen in der Geschichte solche Männer vor, die absolut groß und vollkommen genannt werden dürfen, wie Napoleon den Cäsar behandelt? Die Antwort lautet entschieden: Nein! Das Maß der geistigen und moralischen Kräfte des Menschen ist — weil und so lange wir Menschen sind — immer ein beschränktes, und wenn ein Mann in der einen Richtung des geistigen und moralischen Lebens sich weit über alle Zeitgenossen erhebt, so ist er in andern Beziehungen ganz gewiß nicht frei von Fehlern, Leidenschaften und Gebrechen; denn wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wenn nun die alten Geschichtschreiber von Cäsar berichten, daß er kolossale Schulden gemacht, um das Volk bei guter Laune zu erhalten und durch dessen Sympathien sich Macht und Einfluß und zuletzt große und einträgliche Provinzen

*) Dem französischen Wort „encore“ entspricht — dem Gedankengang gemäß — das deutsche Wort „wieder“ mehr als das Wort „noch“.

zu verschaffen, und wenn sie beifügen, eine Hauptursache des Kriegs gegen die Gallier sei Cäsars Verlangen nach Geld und Beute gewesen, um seine Schulden zu zahlen, um seine bisherigen Creaturen in Rom sich zu erhalten und neue Anhänger unter den käuflichen Großen sich mit schweren Summen zu erkaufen — haben etwa diese in antiker Aufrichtigkeit die Sache erzählenden Classiker dadurch die schweren Vorwürfe Napoleons verdient? Daß Cäsar nicht die besten und edelsten Gründe zum Krieg gegen die mit Rom lange Jahre in guter Nachbarschaft lebenden Gallier hatte, zeigt uns Cato's Antrag im römischen Senat, man müsse den Cäsar, anstatt ihn wegen seiner gallischen Siege durch Dankfeste zu belohnen, vielmehr an die Gallier ausliefern, da er einen ungerechten Krieg gegen sie führe. Die transalpinischen Gallier waren überhaupt für Rom bei weitem nicht so gefährlich, als in neuester Zeit die Sache oft dargestellt wird: ihre durchaus mangelhafte politische Organisation, ihre Zersplitterung in mehrere unter eigenen Fürsten stehende Stämme, ihre beständige Eifersucht und Feindschaft unter einander, ihre unvollkommene, halbbarbarische Bewaffnung und Kriegführung, Alles machte sie zu einem Angriff auf das Gebiet der mächtigen Republik unfähig. So wenig das heutige Frankreich von den in verschiedene Stämme und Staaten gespaltenen Deutschen einen Angriff zu fürchten hat, ebensowenig bedrohten die alten Gallier das römische Reich. Das wußte man auch in Rom, daher die Nachricht von dem ersten Siege Cäsars über die Gallier eine sehr mäßige Freude bei allen Ständen erweckte. Wenn nun die alten Geschichtschreiber, namentlich Sueton, dieser in Rom damals herrschenden Ueberzeugung Ausdruck verliehen und dem gallischen Krieg Cäsars egoistische Motive unterschieben, haben sie etwa dadurch die Pflicht des unparteiischen Historikers verletzt? Wir sind weit entfernt, die in manchen Stücken allerdings kleinliche Beurtheilung Cäsars von Seite der Classiker für die richtige zu halten; aber ebenso sehr protestiren wir dagegen, alles was

Cäsar gesprochen und gethan und alle seine Motive für absolut vollkommen, für genial, für unangreifbar zu halten und alle Römer, die ihn im Senat, auf dem Forum und auf den Schlachtfeldern bekämpften, für beschränkte, egoistische und verblendete Menschen zu erklären, für Don Quixote's und Sancho Pansa's, wie Mommsen sich auszudrücken für gut fand. Cäsar war ein genialer Mann, der größte Feldherr und Staatsmann der römischen Geschichte, das ist nicht wohl zu leugnen; aber ein großer Mann war er nicht, denn zu der Größe eines Mannes gehört nicht bloß geistige Ueberlegenheit, Feldherrngenie, außerordentliche Willenskraft und angebornes Herrschertalent, sondern ein wesentliches Erforderniß ist auch die sittliche Würde. Diese aber besaß Cäsar weniger als viele seiner politischen Gegner; die einstimmigen Berichte der Alten über sein skandalöses Verhältniß zu König Nikomedes, über seine endlosen Buhlereien und Ehebrüche, über die Spottlieder seiner Soldaten auf ihn, über die Ausschweifungen aller Art, die er seinen Soldaten außer dem Dienst erlaubte, über seine totale Gleichgiltigkeit gegen die moralischen Eigenschaften seiner Anhänger — all diese Berichte kann weder Napoleon noch Mommsen vernichten oder durch gesuchte Deutung entkräften. Es heißt die ganze Geschichte auf den Kopf stellen, wenn man den hervorragenden Männern, die Großes gethan und sich auf den Gipfel politischer Macht emporgeschwungen haben, mit Rücksicht auf diese erstiegene Höhe einen Freibrief für alle egoistischen, grausamen und unmoralischen Handlungen ausstellen müßte. Der kaiserliche Verfasser erinnert in dem ersten Buch dieses Bandes öfters an den schönen Satz: „noblesse oblige, ne dispense pas!“; ebenso urtheilt auch die Geschichte von den zu einer außerordentlichen Mission berufenen Männern. Vor ihrem Richterstuhle erscheinen die Menschen so wie sie wirklich sind, entkleidet der blendenden Hülle großer Macht und glänzender Erfolge; die moralischen Motive und die Mittel und Werkzeuge, die sie benützten, werden von ihr geprüft, und das

Gute und Nützliche was sie gethan, wird mit dem Bösen und Verderblichen, das von ihnen ausging, verglichen und nach dem Resultat das Urtheil gefällt.

Daß die Vorsehung oft Männer beruft, um Großes auszuführen und neue fruchtbare Ideen in die Welt hineinzuwerfen oder die von unreinen und falschen Zeitströmungen erdrückten Ideen des Wahren, Guten und Schönen wieder zu neuem Leben zu erwecken — wer möchte dieß leugnen? Spricht doch die Geschichte, die heilige sowohl als die profane, zu laut und deutlich für diese Thatsache, als daß man sie in Zweifel ziehen könnte. Dahin rechnen wir z. B. einen Alexander, Constantin, Theodosius, ferner den großen Kaiser Karl, Otto I., Barbarossa, Rudolf von Habsburg; und unter den Kirchenfürsten Leo den Ersten, Gregor den Ersten und Siebenten und Innocenz den Dritten*). Was ist nun nach dem Zeugniß der Geschichte das Kennzeichen der wahrhaft großen Männer? Offen gesagt, es ist der unleugbare Schutz Gottes, der ihre Person begleitet, und der Segen Gottes, der ihre Gedanken und Werke durchdringt, daß sie wie Sauerteig ihre in Fäulniß übergegangene Mitwelt zu neuem Leben und Streben nach den edelsten geistigen und sittlichen Gütern erwecken. Wir wollen dieß, da der Raum uns nicht gestattet, es an all den genannten zu thun, nur an Alexander und Karl in kurzen Zügen nachzuweisen versuchen. Augenscheinlich ist der jugendliche Held Alexander ein Werkzeug der Vorsehung, da er mit geringer Macht das große Werk unternahm, die in politische und moralische Fäulniß versunkene Monarchie des Darius zusammenzustürzen, die asiatischen Völker aus uralter Sklaverei zu erlösen und die griechische Cultur, die zu Hause keinen fruchtbaren Boden mehr fand, über die unermeßlichen Länder des Orients zu verbreiten.

*) Wir sind weit entfernt, auf Vollständigkeit dieser Aufzählung Anspruch zu machen; es ließen sich noch viele ausgezeichnete Männer ohne Mühe den genannten beifügen.

Und weil ihm dieses große Werk so sehr gelungen ist, daß auf Jahrhunderte hinaus Asien vom griechischen Geiste erfüllt erscheint, weil er neue Städte an trefflich gewählten Punkten gegründet und ihnen die freieste Verfassung gegeben und eben dadurch die persönliche Kraft in Millionen zu frischer Thätigkeit spornte; weil er seinen Namen weder durch Plünderung noch durch brutale Bedrückung der Besiegten befleckte, so daß er heute noch als der große Held und edle Ritter in den orientalischen Liedern besungen wird, darum hat ihm die Geschichte den Namen „der Große" gegeben. Und Kaiser Karl wird der Große genannt, weil er die segenspendende Kraft der Kirche und ihrer Organe erkannte und darum ihr Wachsthum in weiten Gauen seines Reiches ohne kleinliche Eifersucht förderte; weil er die ewig wahren und fruchtbaren Ideen des Christenthums auch in seine politische und bürgerliche Gesetzgebung aufnahm und dadurch zu der großen geistigen Blüthe der folgenden Generationen den Grund legte. Groß war er auch darum, weil er in richtiger Erwägung der schweren Gefahren, die sein Reich und die aufkeimende christliche Cultur durch die heidnischen Sachsen und die fanatischen Araber bedrohten, die schwersten Kriege nicht scheute, um die Araber bis an den Ebro zurückzudrängen und die Sachsen zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Dadurch vollendete er das große Werk der Christianisirung der Deutschen, und die Sachsen sind von da an keine Bundesgenossen der Feinde der deutschen Nation wie bisher, sondern stehen getreu zum Reiche und schon hundert Jahre später sind sie die Träger und Stützen der deutschen Königsgewalt und zeigen sich als Vorkämpfer der deutschen Nation und des Christenthums gegen die treulosen Byzantiner und gegen die fanatischen Araber.

Solche Verdienste, die auf Jahrhunderte der Sache der Civilisation einen unaufhaltsamen Fortschritt geben, belohnt die Geschichte mit dem Ehrennamen „der Große". Wenn aber

ein Mann von persönlichem Ehrgeiz gestachelt alle bestehenden Schranken durchbricht, die alten Gesetze und Institutionen mit Füßen tritt, Kriege beginnt nicht zur Rettung des Vaterlandes gegen gefährliche Feinde, sondern aus Beutelust und Herrschgier, und die Gelegenheit dazu willkürlich herbeizieht, und endlich die Waffen gegen das eigene Vaterland kehrt und sie nicht früher ablegt, als seine Feinde vollständig vernichtet ihm zu Füßen liegen und alle Gewalt in seiner kühnen Faust vereinigt ist: ein solcher Mann mag der Abgott seiner ganzen Zeit werden und Millionen Anbeter und Bewunderer zählen, er mag seine Thaten durch die triftigsten Gründe zu rechtfertigen suchen, die Geschichte versagt ihm den Beinamen des Großen, denn die Geschichte liebt die Coriolane nicht. Die Vorsehung läßt einem solchen Mann allerdings oft einen großen Spielraum seiner Thätigkeit; es geschieht aber zur Züchtigung der Völker, die Gottes Zorn auf sich geladen haben. Und eben dieß war die providentielle Mission Cäsars: die erbärmliche römische Nobilität, die wie Drohnen mit dem Mark der Provinzen sich mästete und durch ihre maßlose Verschwendung und Lüderlichkeit die Sitten aller Völker vergiftete, mußte nach dem Willen der Vorsehung gerade durch Einen aus ihrer Mitte gestürzt, auf den Schlachtfeldern decimirt und für alle Zukunft unfähig gemacht werden, die nur zu lange occupirte Herrschaft wieder zu erobern. Und eben diese Mission hat Cäsar erfüllt und zwar unter unverkennbarem Beistand höherer Mächte; dann aber ließ ihn Gott fallen, denn, wie der kaiserliche Schriftsteller pag. 339 sehr geistreich bemerkt, „ein dauerndes Gut kann nie aus unreinen Händen hervorgehen!“

Die „Ideen“ Cäsars, welche Napoleon so außerordentlich betont und als den schlagenden Beweis seiner Größe darstellt, sind nach der Ueberlieferung der Classiker nicht so sehr die Ideen Cäsars als der demokratischen Partei überhaupt. Der edle und großartige Geist des Cajus Gracchus, der sich

mit ungetheilter Manneskraft und mit dem Feuereifer eines Helden der Volkssache annahm und Blut und Leben ihr weihte, hat die von Napoleon dem Cäsar zugeschriebenen Ideen nicht bloß als die richtigen Mittel zur Hebung des Volkes erkannt und in seinen Reden wiederholt ausgesprochen, sondern er war auch nahe daran, sie zu verwirklichen. Mommsen hat das Verdienst, die staatsmännische Größe des Cajus Gracchus nach allen Seiten gebührend erfaßt und beleuchtet zu haben, während Napoleon, als fürchtete er durch gerechte Verherrlichung des großen Tribunen seinen Helden in Schatten zu stellen, mit Aufzählung der bekanntesten Thaten und Anträge des Cajus Gracchus sich begnügt, aber am Schlusse doch die Bemerkung beifügt (pag. 219), die Gracchen hätten zur Durchführung ihrer Reformen eine Armee zu ihrer Verfügung haben sollen! Das ist es aber, was Cäsar als absolut nothwendig erkannte, darum ging seine ganze Politik dahin, sich eine solche Armee zu verschaffen; und daß ihm dieses gelang, beweist eben, daß Cäsar weit entfernt war von der jugendlichen Schwärmerei seiner großen Vorgänger, die alle ihre Hoffnung auf die Treue des Volks setzten, sondern in kalter Berechnung und nüchterner Beurtheilung seiner Gegner sowohl als seiner demokratischen Anhänger sich selbst die Garantie seiner Herrschaft zu schaffen suchte.

Wenn man also, um auf den Hauptgedanken Napoleon's zurückzukommen, zugeben muß, daß die Vorsehung von Zeit zu Zeit außerordentliche Männer berufe, denen die Völker zu ihrem eigenen Wohl gehorchen müssen, so wird der Untersatz, d. h. die Frage wer ein solcher Mann der Vorsehung sei, immer viel Streit veranlassen. Denn wenn der Verfasser den Cäsar und Napoleon dahin rechnet, so können wir ihm nur theilweise und unter Vorbehalt beipflichten. Da wir über Cäsar unsere Ansicht schon ausgesprochen, so bleibt uns nur noch von dem ersten Napoleon zu sprechen übrig. Anfangs war Napoleon augenscheinlich von der Vorsehung

begünstigt: er sollte die abscheulichen Ausschweifungen der französischen Revolution, die gegen Gott, gegen Religion und Kirche, gegen alles Privat- und Völkerrecht ihr freches Haupt erhoben und die blutigsten Greuel verübt hatte, züchtigen und der französischen Nation Ruhe, Frieden und Ordnung, und der christlichen Nation die Freiheit wieder verleihen. Dieß ist ihm rasch und unter sichtbarem Schutz Gottes gelungen. Daß er nun aber den Frieden, den er der ganzen europäischen Welt geben konnte, nicht gab, daß er Krieg an Krieg reihte, daß er die Besiegten durch harte Bedingungen des Friedens noch mehr zu Boden warf als durch die Schlachten, daß er durch die französischen Intendanten den Besiegten das Mark aus dem Gebein pressen ließ und sie zur Verzweiflung trieb: das war gegen seine von Gott empfangene Mission, er wurde aus einem Werkzeug der göttlichen Gnade eine furchtbare Gottesgeißel und endlich von dem schwer mißhandelten Europa, selbst unter freudigem Zuruf der aufs äußerste erschöpften Franzosen, gestürzt. Wie nun der kaiserliche Verfasser das verletzende Wort gebrauchen konnte, „von dem mitverschworenen Europa“ sei Napoleon gestürzt und verbannt worden, das läßt sich schwer begreifen. Ist denn die gerechte Nothwehr gegen langjährige Unterdrückung Verschwörung zu nennen? Hat etwa das Napoleonische Regiment in Deutschland, Spanien, Italien den Stempel providentieller Berechtigung und nicht vielmehr das Siegel der brutalsten Gewalt an sich getragen?

Wenn der Verfasser am Schluß seiner Vorrede triumphirend erklärt, daß das Kaiserreich trotz des vom „verschworenen“ Europa gegen den ersten Napoleon ausgesprochenen „Ostracismus“ wieder erstanden sei, so können wir ihm nicht widersprechen, aber der neue Kaiser soll nicht vergessen, daß „durch Gott die Könige regieren“! Auch weiß er recht wohl, wie viel zu seiner Erhebung sein eigenes Verdienst, und wie viel der Zauber seines Namens und die unglückselige Politik

seiner Vorgänger auf dem französischen Thron beigetragen haben mochte, und welchen Dank er seinem Freund Palmerston und der Uneinigkeit der europäischen Kabinete schuldig ist. Unbegreiflich aber und zum Widerspruch direkt herausfordernd ist der Schmerzensruf des Verfassers, daß „wir noch so fern seien von der Lösung der großen Fragen, von der Beruhigung der Leidenschaften, von der gerechten Befriedigung, welche das erste Kaiserreich den Völkern gegeben hat!"

Welches war denn die Befriedigung, welche Napoleon den Völkern gegeben? Wir kennen nur Ein Volk, das von ihm vorübergehende Befriedigung erhielt: es sind die Franzosen; sie wurden einige Jahre lang durch Kriegsruhm berauscht und mit der Beute der bezwungenen und geplünderten Völker bereichert. Als aber der Rausch verschwunden war und die Nation über ihre innere Lage nachzudenken begann, da fühlte selbst Frankreich sich nicht glücklich unter dem eisernen Joche Napoleons, wie tausend Zeugnisse der damaligen Zeit unwiderleglich beweisen. Erst die ununterbrochene Verherrlichung der Napoleon'schen Periode durch die späteren Dichter und Schriftsteller, die den Bourbonen damit Aerger bereiten wollten, und die eifrigste Verbreitung der „Napoleon'schen Ideen" gab dem ersten Napoleon jenen Ruhmesglanz, der ihn in neuester Zeit wieder umstrahlt und ihn als Wohlthäter der Völker darstellt. — Welche „Beruhigung der Leidenschaften" hat Napoleon den Völkern gegeben? Wir wissen aus der Geschichte und aus dem Mund unserer Väter, daß Napoleon mit Absicht und in verletzendster Weise alles Herkommen, alle Rechtsgewohnheiten, alle Gesetze und Sitten der bezwungenen Völker mit Füßen trat; wir wissen, daß er jede Regung patriotischen Sinnes erbarmungslos niederschlug; wir wissen endlich, daß er als Todfeind aller „Ideologen" jede Begeisterung für ideale, geistige und wissenschaftliche Güter für thörichte Schwärmerei ansah und aus allen französischen Schulen verbannen ließ. Waren etwa die franzö-

fische Centralisation und Bureaukratie, diese unträglichen Mordinstrumente gegen alle Selbstständigkeit in Staat und Gemeinde, in Schule und Unterricht, die der allmächtige Kaiser durch seine französischen Beamten überall einführen ließ, die völkerbeglückenden „Ideen“ des ersten Napoleon? War etwa das Heer der französischen Spione und geheimen Agenten, die sich über alle von Napoleon direkt oder indirekt beherrschten Länder Europa's ergoßen, mit der Verbreitung dieser „Ideen“ beauftragt?

Welche große Frage hat endlich der erste Napoleon gelöst? Auch nicht eine einzige! Durch sein Schwert hat er jeden Knoten, der ihm unangenehm war, zerhauen, aber gelöst hat er keinen. Durch Waffengewalt schmetterte er seine Gegner nieder, wenn sie seinem Machtwort nicht folgten; aber sobald die besiegten Völker und Staaten wieder zu Athem kamen, begann der Kampf aufs neue und heftiger als vorher. Napoleon lebte in der unglückseligen Täuschung, in welche ihn seine grenzenlose Menschenverachtung hineinriß, es seien die europäischen Völker ebenso willenlose Sklavenhorden, wie die barbarischen asiatischen Stämme, es könne also in Europa ebenso leicht die Universalmonarchie hergestellt werden, wie in Asien in alter und neuer Zeit. Daher seine brutale Mißhandlung der Völker, daher seine Wuth über jeden Versuch einer Volkserhebung! Aber endlich hat ihn doch gerade die Volkserhebung gestürzt. Europa ist nun einmal nicht zu einem Universalreich geschaffen; ebendarin liegt seine Größe und das Palladium seiner Weltherrschaft. Wäre Europa einmal so heruntergekommen, um ein Universalreich zu bilden, sei's ein französisches oder ein deutsches oder ein russisches, so wäre es dem Untergang und der Verödung verfallen, wie das früher so blühende Asien. Denn nur dieses großartige und in der ganzen Geschichte sonst nirgends erscheinende Ringen und Wetteifern der politisch selbstständig und ebenbürtig einander gegenüberstehenden

europäischen Culturstaaten hat es bisher möglich gemacht, jene wunderbare Fülle von geistigen und materiellen Kräften zu erzeugen, jene zahllosen Entdeckungen und Fortschritte in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit ins Leben zu rufen, welchen Europa seine Herrschaft über die civilisirte und barbarische Menschheit aller Welttheile verdankt. So wie aber Ein Volk oder Ein Staat in Europa alle andern als Unterthanen an seinen Triumphwagen spannt, so absorbirt das dominirende Volk die Kraft der Besiegten, hemmt und stört ihre naturgemäße Entwicklung in geistiger und materieller Beziehung, und bald wäre Europa von andern Welttheilen abhängig und müßte dem politischen und socialen Untergang mit Riesenschritten entgegeneilen. Wenn also der kaiserliche Geschichtschreiber allenfalls glaubt, durch Gründung des französischen Universalreichs habe der erste Napoleon die „großen Fragen" gelöst, so ist er nach unserer innigsten Ueberzeugung in einem schweren und möglicherweise verhängnißvollen Irrthum befangen.

L.

Die negative Kritik des neuen Testamentes und ihre Berufung auf den Galaterbrief.

Erster Artikel.

Kaum hat jemals ein Buch so großes Aufsehen und solch' allgemeine Sensation erregt, als das „Leben Jesu" von Renan. Uns schien in der Größe und Allgemeinheit dieser Sensation etwas Tröstliches zu liegen; denn einmal ließ sie erkennen, daß die Person und Geschichte unseres göttlichen Erlösers für die Masse der Christen noch etwas Hochwichtiges und keineswegs etwas Gleichgiltiges sei, wofür sich Niemand mehr stark interessirt; sodann glaubten wir daraus, daß Renans Buch so allgemeines Aufsehen erregte, mit Sicherheit erschließen zu dürfen, die schlechten Grundsätze, welche die negative Bibelkritik in Deutschland seit einem Jahrhundert ausheckte und in den mannigfachsten Gestalten zu Tage förderte, haben verhältnißmäßig nur eine geringe Verbreitung gefunden, seien namentlich nicht in die Massen der Gläubigen herabgedrungen; denn sonst hätte man über Renans Buch nicht so allgemein erstaunt seyn können, da ja diese negative Kritik dasselbe und noch Schlimmeres als Renan schon längst und mit ungleich größerem Schein von Gründlichkeit behauptet und wie ein

neues Evangelium hingestellt hat. Wer die Geschichte der außerkirchlichen Exegese und Bibelkritik etwas genauer kennt, wurde sicherlich durch Renans Machwerk nicht sehr überrascht, sondern erkannte darin nur eine der vielen giftigen Früchte, welche das reformatorische Princip der schlechthin freien Schriftforschung schon getragen hat, eine Frucht, viel weniger gefährlich und für eigentlich Gebildete viel weniger lockend und verführerisch, als manche andere, welche wir in den letzten Jahrzehnten unter den Protestanten in Deutschland wachsen und reifen sahen.

Schon Luther legte, unbekümmert nicht bloß um die Autorität der Kirche, sondern auch um Geschichte und Ueberlieferung, einen ganz subjektiven, rein individuellen Maßstab an die heil. Schriften des N. T. an. Den Brief Jakobi erklärte er als „ströhern" und eines Apostels unwürdig, lediglich weil er seiner Lehre von der sola fides schnurstracks entgegen war; deßgleichen setzte er die Apokalypse und mehr oder weniger auch den Brief Judä und den Hebräerbrief tief unter die andern neutestamentlichen Bücher, besonders unter den Römer-, Galater-, Epheser- und ersten Petrusbrief herab, weil sie zu wenig evangelische Art haben; auch die Synoptiker stellt er weit unter das Johannisevangelium; „weil *letzteres* gar wenig W e r k e von Christo, aber gar viel seiner Predigten schreibt, wiederum die drei andern Evangelisten viel seiner Werke, wenig seiner Worte beschreiben, ist Johannisevangelium das einzige, zarte, rechte Hauptevangelium, und denen andern dreien weit vorzuziehen und höher zu heben." (Walch'sche Ausgabe Bd. XIV S. 104.). Diesen exclusiven Maßstab des subjektiven Bewußtseyns brauchte man nur von einem andern, dem rein rationalistischen Standpunkt aus an die heil. Schriften anzulegen und mit mehr Schärfe und Consequenz zu handhaben, als Luther es that, und man konnte, ja mußte zu den Resultaten gelangen, welchen wir bei Reimarus (Wolfenbüttler Fragmentist), Semler u. s. w. und neuestens bei der Tübinger Schule und Herrn Renan begegnen.

Die nachlutherischen Theologen sahen bald ein, daß Luthers Subjektivismus in Sachen der heil. Schrift leicht auf einen Ruin des positiven Christenthums hinausführen könnte. Die Schranke, welche den Ausschreitungen des Subjektivismus durch die Autorität der Kirche gezogen ist, hatten sie niedergerissen und wollten sie nicht mehr aufrichten, darum erfanden sie neue Schranken, indem sie behaupteten, jedes Wort der heil. Schrift sei unmittelbar vom heil. Geiste inspirirt (Verbalinspiration), und daher ein Buch derselben so heilig und unantastbar wie das andere, und indem sie verlangten, daß die heil. Schrift nach der analogia fidei oder den confessionellen Glaubenssymbolen ausgelegt werde. Es läßt sich denken, daß die von Menschen um die heil. Schrift gezogene Schranke sich nicht auf die Dauer als haltbar erweisen konnte, und daß man protestantischerseits früher oder später mit dem von Luther proklamirten Princip freier Schriftforschung wieder vollen Ernst machen werde. So that es in ausgedehntester Weise schon der Wolfenbüttler Fragmentist und bahnbrechend Joh. Salomo Semler, den man als den eigentlichen Vater der negativen Bibelkritik zu betrachten hat. Gleich Luther sein subjektives Bewußtseyn als einzigen Maßstab an die heil. Schrift haltend fand er, daß keines der neutestamentlichen Bücher inspirirt und daß deren Kanon erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts entstanden sei; man meint den Tübinger Baur zu hören, wenn Semler aus dem Galaterbriefe deducirt, daß in der ersten christlichen Zeit ein Kampf zwischen Petrinismus und Paulinismus bestanden, und daß erst die Unions-Partei der Katholiker, welche jenen Kampf zu beendigen suchte, durch Zusammenfassung von vier Evangelien, den Briefen des Paulus und anderer Apostel, der Apostelgeschichte und der Apokalypse den gegenwärtigen Kanon allmählig zu Stande gebracht habe. Einige der neutestamentlichen Schriften erklärte Semler als ganz, andere als theilweise unächt, und wenn er in Zerreißung und Aechtung des N. T. noch nicht so weit ging, als die negative Kritik

unserer Tage, so ist daran wahrlich nicht sein Princip sondern lediglich die altbergebrachte, auch im Protestantismus noch bewahrte heil. Ehrfurcht vor den kanonischen Büchern schuld, eine heilige Scheu, welche Semler noch nicht so ganz zu überwinden vermochte, wie dieß einer frivolen geistigen Nachkommenschaft nach und nach gelang.

Wir brauchen für unsern Zweck all' der gewaltsamen Torturen nicht zu erwähnen, welche im 18. und 19. Jahrhundert sowohl in exegetischer (rationalistische, moralische, mythische Auslegung) als in kritischer (Hypothesen von einem außersynoptischen schriftlichen und von einem außersynoptischen mündlichen Urevangelium in den verschiedensten Formen, Marcus-Hypothese, Annahme eines schöpferischen, d. i. erdichteten Urevangeliums, Hypothesen bezüglich der *λόγια* des Papias u. s. w.) Hinsicht an den kanonischen Evangelien vorgenommen wurden; die protestantische Wissenschaft hat selber und zwar oft ein unerbittliches Gericht über all' diese Hypothesen und Torturen gehalten, und dadurch uns Katholiken eine wahre Tantalusarbeit erspart.

Die Grundfrage, um welche sich gegenwärtig die biblisch kritischen Untersuchungen der Protestanten bewegen, ist die Frage nach der Aechtheit der neutestamentlichen Schriften, der Evangelien insbesondere. Sind alle neutestamentlichen Schriften ächt, d. h. von den Verfassern, welchen sie beigelegt werden? Lassen sie sich in die Geschichte des frühesten Christenthums einreihen, oder tragen sie inhaltlich das Gepräge einer spätern Zeit? Und wenn, nach innern Gründen zu urtheilen, nicht alle ächt sind, welche sind unächt? wann und aus welchen Tendenzen wurden diese verfaßt? aus welchen Quellen haben sie geschöpft?

In Beantwortung dieser Grundfrage mit ihren Einzelnfragen stehen sich dermalen unter den protestantischen Theologen zwei Hauptparteien gegenüber, die Orthodoxen, welche auf Grund der uralten Ueberlieferung das ganze neue Testament für ächt halten, und die sogenannte Tübinger Schule,

deren Meister Ferdinand Christian Baur war, und deren Angehörige (Schwegler, Zeller, Hilgenfeld, Volkmar, früher auch Ritschl) nach dem Vorgange ihres Meisters den größern Theil der neutestamentlichen Schriften als unächt, weil inhaltlich nicht in die Zeit passend erklären, in welcher deren angebliche Verfasser gelebt haben. Der Kampf gegen diese Schule und deren weittragende Principien ist noch lange nicht ausgekämpft, wie jeder weiß, welcher die neueste exegetisch-kritische Literatur der Protestanten kennt; daß auch die Männer der katholischen Wissenschaft an diesem Kampfe sich betheiligen wie das Schegg, Haneberg, Reischl, Bisping, Sepp, Maier u. A. bald mehr bald weniger direkte gethan haben, erscheint uns als höchst wünschenswerth. Mit großer Freude haben wir namentlich den jüngst erschienenen Commentar Reithmayr's zum Galaterbriefe begrüßt, jenem Briefe, aus welchem die Tübinger Schule ihre bedeutendsten Waffen für den Kampf gegen die Aechtheit der Evangelien sowohl als der Apostel-Geschichte und der mehreren neutestamentlichen Briefe fort und fort hernimmt.

Nach Baur nämlich (der Apostel Paulus S. 258) macht der Galaterbrief den Eindruck eines noch ganz frischen Parteikampfes, und ist er die wichtigste historische Urkunde, um die ursprüngliche und wahre Stellung des Apostels Paulus zu den ältern Aposteln (Petrus, Jakobus, Johannes) kennen zu lernen. Diese Stellung sei eine schroff gegensätzliche gewesen, und der Kampf zwischen den beiderseitigen Lehrrichtungen, zwischen Petrinismus und Paulinismus, zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum habe bis tief ins zweite Jahrhundert herein gedauert. Unsere kanonischen Evangelien und die Apostelgeschichte seien Tendenzschriften, zu dem Zwecke verfaßt, um in den heißen Kampf der urchristlichen Parteien einzugreifen, den Gegensatz zwischen der urapostolischen und Paulinischen Richtung mehr und mehr auszugleichen, eine Ausgleichung die endlich gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in der katholischen Kirche geglückt sei. Als Tendenzschriften

von wenigstens vorwiegend apologetischer Bestimmung mußten begreiflicherweise sowohl Evangelien als Apostelgeschichte des rein historischen Charakters entkleidet werden; auch konnte Baur sie nicht mehr von jenen apostolischen Männern verfaßt seyn lassen, welchen die Tradition sie beilegt, mußte vielmehr deren Abfassung in die Zeit der behaupteten allmähligen Ausgleichung zwischen Paulinismus und Petrinismus, in die Jahre 130—170 n. Chr. herabdatiren. Außer den Evangelien und der Apostelgeschichte hat Baur auch noch zehn Paulinische Briefe als unächt und einer spätern Zeit angehörig erklärt, lediglich aus dem Grunde, weil in ihnen der specifische Gegensatz zwischen Petrus und Paulus, zwischen Juden- und Heidenchristenthum nicht zu Tag trete, wie dieß im Römerbrief, in den beiden Corintherbriefen und am originellsten und ausgeprägtesten im Galaterbriefe der Fall sei. Und so ließ denn der Tübinger Marcion außer der „judenchristlichen Apokalypse" nur noch vier Paulinische Briefe als ächt gelten; alle übrigen neutestamentlichen Schriften erklärte seine Tendenzkritik, die ganz und gar auf einer falschen Auslegung des Galaterbriefes ruht, als unächt.

Zwar hat Hilgenfeld, einer der gewandtesten Anhänger des Tübinger Altmeisters, zugestanden, daß die Baur'sche Kritik des neuen Testamentes über das rechte Maß hinausgegangen sei und dem kirchlichen Glauben zu tiefe Wunden geschlagen habe; allein im Wesentlichen theilt auch er den kritischen Standpunkt seines Meisters. „Immer — so äußert er sich in seiner neuesten Schrift „der Kanon" S. 179 ff. — bleibt der durch Baur gebahnte Weg, die neutestamentlichen Schriften als Denkmäler des urchristlichen Entwicklungsganges zu begreifen, der einzig richtige. Ein ursprünglicher Gegensatz des urapostolischen Judenchristenthums und des Paulinischen Heidenchristenthums, welcher durch die katholische Kirche überwunden ward, ist wirklich der Schlüssel für das geschichtliche Verständniß des neuen Testamentes;" und etwas weiter unten: „wie man zu einer geschichtlichen Einsicht in die Ent-

stehung des neutestamentlichen Schriftkanons überhaupt nur durch den ursprünglichen Unterschied des urapostolischen und Paulinischen Christenthums gelangen kann: so hellt sich auch die Entstehung der einzelnen Schriften des N. T. nur durch dieselbe Grundansicht auf. Und können diese Schriften bei solcher Betrachtung auch nicht mehr, wie sie der altkirchliche Kanon darstellt, als harmonische Denkmäler der gesammtapostolischen Lehre, oder wie sie die altkirchliche Dogmatik auffaßt, als wunderbare Eingebungen des heiligen Geistes gelten: so werden sie doch nun erst recht zu lebendigen Erzeugnissen des urchristlichen Geistes und seiner geschichtlichen Entwicklung" (S. 185; vergl. Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie Jahrg. 1858 S. 55 ff.). Im Einzelnen hält Hilgenfeld außer dem Römerbriefe (mit Einschluß von Cap. 15 und 16), dem Galaterbrief und den beiden Corintherbriefen auch noch den ersten Thessalonicherbrief, dann den Philipper- und Philemonbrief für ächt; die Evangelien gelten ihm zwar nicht als ächt, sind aber doch viel früher verfaßt, als nach Baur, nämlich das sogenannte Matthäus-Evangelium (überarbeiteter Urmatthäus) ungefähr 74, das Markus- und Lukasevangelium jedenfalls noch vor Ablauf des ersten Jahrhunderts, das heidenchristliche Johannisevangelium aber erst circa 130 n. Chr. Mit aller Energie und großem Aufwande von Scharfsinn behauptet Hilgenfeld bis in die jüngsten Tage herab, wie er es schon vor mehr als einem Decennium in seinem Commentar zum Galaterbrief gethan, daß zwischen Paulus und den Uraposteln ein „principieller", dogmatischer Gegensatz bestanden habe, daß letztere im schneidenden Widerspruch zu Paulus die Beschneidung (nebst Beobachtung der Legalien) als nothwendig betrachtet haben, um des vollen Heiles in Christo theilhaftig, ein vollbürtiger Bürger des Reiches Christi werden zu können; die Apostelgeschichte, zufolge welcher Paulus und die Urapostel ganz gleiche Grundsätze festgehalten hätten (vergl. besonders Cap. 15), stehe im grellsten Widerspruch mit den Angaben

des Galaterbriefes und könne daher unmöglich ächt seyn (vgl. Zeitschrift Jahrg. 1858—1860).

Noch viel weiter als Hilgenfeld gehen in Urgirung und Ausbeutung des angeblichen Gegensatzes zwischen Paulus und den Uraposteln Volkmar und Schulze, welche in unsern synoptischen Evangelien nur noch eine mit allerlei Traditionen untermischte „didaktische Poesie“ im Interesse des Paulinismus, „Erzeugnisse des Paulinischen Christenthums in seinen verschiedenen Kampf- und Vermittlungsstadien“ erblicken.

Aus dem Gesagten dürfte sattsam erhellen, wie hochwichtig die Auslegung des Galaterbriefes für die Geschichte des Urchristenthums und sofort für die Kritik des neutestamentlichen Kanon sei. Je nachdem Einer den Galaterbrief auslegt, wird auch seine Auffassung der ältesten Kirchengeschichte und seine Ansicht vom Kanon des N. T. ausfallen. Besonders wichtig ist das zweite Capitel des genannten Briefes; daher dürfte es wohl als gerechtfertigt erscheinen, wenn wir den Lesern der Histor.-polit. Blätter demnächst in kurzen Zügen darthun, wie Professor Reithmayr, der neueste katholische Ausleger des Galaterbriefes, zunächst dieses zweite Capitel, sofern es für die Geschichte des Urchristenthums und die Geschichte des Kanon wichtig ist, aufgefaßt und ausgelegt hat.

Zweiter Artikel.

(Reithmayr's Commentar zum Galaterbrief.)

In den galatischen Gemeinden, welche von Paulus zum Christenthume bekehrt und die vorwiegend heidenchristlich waren, hatten zelotische, wahrscheinlich aus Palästina gekommene Judenchristen die Ansicht zu verbreiten gewußt, Paulus stehe mit seiner Heilslehre, mit seiner völligen Beiseitehaltung des mosaischen Gesetzes ziemlich allein, sein Evangelium sei nicht das wahre, vollständige Evangelium, und er kein wahrer, den

andern ebenbürtiger Apostel. Um des Heiles in Christo, um der vollen Verheißung theilhaftig werden zu können, müsse man beschnitten, durch die Beschneidung unter den Samen Abrahams aufgenommen seyn und das mosaische Gesetz (in wie weit, ist nicht klar ersichtlich) beobachten. Durch die Verbreitung solcher Grundsätze war es den Judaisten gelungen, der Galater unbedingtes Vertrauen in Pauli Person und Autorität sowie ihren Glauben an das von ihm verkündigte Evangelium zu erschüttern. Hievon in Kenntniß gesetzt, erließ Paulus die in Rede stehende Encyclika an die Galater, in welcher er zuerst darthut, sein Evangelium, das man als unlauter verdächtigen wolle, habe er unmittelbar von Christus und nicht von Menschen, auch nicht von den andern Aposteln empfangen (Cap. I, 11—24); im zweiten Capitel sodann beweist er aus den schlagendsten Thatsachen, daß sein Evangelium mit dem der andern Apostel, in specie mit dem der Großapostel Petrus, Jakobus und Johannes identisch sei. Die moderne kritische Exegese faßt nun freilich in ihrem besonderen Interesse den Zweck und die Bedeutung des zweiten Capitels im Galaterbriefe ganz anders auf, erblickt in selbem einen Nachweis des Apostels, daß er sich den Altaposteln gegenüber jederzeit unabhängig gerirt, ihnen bei jeder Gelegenheit entschieden opponirt, sie dadurch zu Concessionen vermocht und somit seinen selbstständigen Standpunkt vollkommen gewahrt habe. Allein wie paßt das in den Zusammenhang des Briefes? Gerade das hatten die judaistischen Gegner betont und gerade das hatte die Galater an Paulus und seinem Evangelium irre gemacht, daß er mit den Alt- und Großaposteln in Theorie und Praxis nicht zusammenstimme, ein Sonderevangelium habe. Hieße nun das nicht den Gegnern in die Hände arbeiten und die Galater mit Gewalt von sich stoßen, wenn Paulus im fraglichen zweiten Capitel erklärt hätte: ja, ich habe ein Sonderevangelium, und habe es den Uraposteln gegenüber zu wiederholtenmalen mit aller Energie geltend gemacht! Forderte nicht vielmehr eine gesunde Logik unter

den bestehenden Verhältnissen von Paulus den Nachweis, daß die angebliche Differenz zwischen ihm und den andern Aposteln, zwischen seinem und ihrem Evangelium nicht bestehe, daß vielmehr sein κήρυγμα mit dem ihrigen im Wesentlichen identisch sei? Reithmayr ist daher unstreitig im vollsten Rechte, wenn er S. 111—12 den Zweck der ganzen Exposition im zweiten Capitel also bestimmt: „ihr (der Exposition) Ziel ist, mit Thatsachen darzuthun, daß die vorgebliche Verschiedenheit zwischen ihm, dem Heidenapostel, und den angerühmten Häuptern von Judäa nicht bestehe. Der in der Kirche Alles vorsehende und leitende Geist Gottes hatte es rechtzeitig und zwar eben aus Anlaß der Gegenbestrebungen so gefügt, daß eine Collation des Evangeliums zu Jerusalem wirklich vorgenommen wurde zur allseitigen Sicherung dafür, daß des Heidenapostels Wort und Werk in der Einen Wahrheit Gottes gegründet sei. Die verbale Vorlegung war begleitet von der That, indem ein Unbeschnittener zur Verhandlung mit beigezogen wurde. Das faktische Ergebniß aber war, daß Paulus Evangelium ohne Veränderung anerkannt und dessen Specialapostolat förmlich solemnisirt wurde. Diese Deduktion lieferte den stringenten Beweis wider die galatischen Aufwiegler, daß das fragliche Evangelium, weil eines mit dem der Juden-Apostel, das Evangelium Christi sei. Noch mehr, es ergab sich ihm bald auch noch Gelegenheit, eben dasselbe (Evangelium) gegen die momentane Gefahr einer Verdunklung und Beeinträchtigung wider den angesehensten aller Apostel zu vertreten. Der antiochenische Conflikt mit Petrus wirft mehrseitig das klarste Licht auf die von unserm Schreiben verfochtene Sache." Dieß die einzig richtige Auffassung des Zusammenhanges und Gesammtinhaltes unseres fraglichen zweiten Capitels!

Das Einzelne dieses Capitels betreffend, so thut Reithmayr sehr überzeugend dar, daß in Vers 1—10 vom Apostel-Concil die Rede sei, und der Bericht unseres Briefes hierüber mit den einschlägigen Angaben der Apostelgeschichte (15, 1 ff.)

durchaus nicht im Widerspruch stehe. „Die Erzählung des Lukas (in der Apostelgeschichte Cap. 15), wornach die Antiochener den Paulus und Barnabas nach Jerusalem abordneten, schließt die Angabe des Paulus (Gal. 2, 2), welche die Reise auf eine Apokalypse zurückführt, nicht im Geringsten aus. Der prophetische Geist verkündigte, und die Antiochener vollzogen dieſesmal wie früher Apostelg. 11, 29. 13, 2. Ja, diese Mitwirkung der Kirche (zu Antiochia) zu dem Vollzug der Offenbarung verlieh der Sache, die dadurch recht eigentlich zur Gemeindesache erhoben ward, eine Art Solemnisation; zugleich auch die höchste Bedeutung Angesichts der Kirche zu Jerusalem, in welcher Paulus und Barnabas demzufolge gewissermaßen mit der ganzen antiochenischen Kirche hinter sich auftraten. Unter dieser Voraussetzung fällt zugleich neues Licht auf den eigentlichen Fragepunkt der Exposition. Groß war der von judaistischer Seite angeregte Sturm in Antiochia (Apostelg. 15, 2); gleichwohl hielt es Paulus — so vollkommen sicher war er seines Apostolates und seines *κήρυγμα* — nicht für erforderlich, zur Lösung der brennenden Frage an die Auktorität der Altapostel in Judäa zu recurriren, und sich von daher, um den Lehrgegnern den Mund zu stopfen, sein Evangelium confirmiren zu lassen. Es bedurfte für ihn eines äußern und direkten Geheißes des Geistes, um auf dem Wege den Streit in der von den Judaisten angerufenen Instanz zur Entscheidung zu bringen." Mit Recht betont es Reithmayr gegenüber Bisping u. A. gar sehr, daß Paulus an der Aechtheit seines Evangeliums, das er unmittelbar von Christus empfangen und durch dessen Verkündigung er schon die wunderbarsten Resultate erzielt hatte, auch nur einen Augenblick habe zweifeln und sofort bei seiner Jerusalemsreise habe beabsichtigen können, an der Zustimmung der Altapostel die Aechtheit seines Evangeliums zu prüfen und zu bewähren. Ganz consequent und philologisch völlig berechtiget (vergl. I. Thess. 3, 5; dagegen Hilgenfeld „Kanon" S. 196) nimmt daher Reithmayr das viel erörterte *„μή πως εἰς κενὸν τρέχω*

(Indicativ) ἢ ἔδραμον mit der großen Mehrzahl griechischer und lateinischer Väter im Sinne einer Frage. „Hatten die judaistischen Zeloten Recht, dann war alle seine (Pauli) Arbeit, die vergangene (ἔδραμον) und die weiter fortgesetzte (τρέχω), unter den Heiden eine frucht- und werthlose.“ „Ob dem so sei, darüber sollten, auf die geschehene Vorlegung und Einsichtnahme hin, zur Erklärung getrieben jene für die Uebrigen maßgebenden Autoritäten (die Großapostel) sich nun mit aller Bestimmtheit aussprechen. Das also war der Grund und das durch die Vorsehung vorgesteckte Ziel der ganzen Verhandlung (zu Jerusalem). Nicht etwa Unsicherheit in seinem eigenen κήρυγμα, nicht das empfundene Bedürfniß einer ihn vergewissernden Lehrautorität, nicht auch die erwachte Besorgniß, sein Werk möchte verlorene Mühe seyn — nichts von alle dem; sondern einzig das Bestreben, die *offene* Mitanerkennung seines Evangeliums, welches nichts von Beschneidung enthielt, gegenüber etlichen Dissentirenden, an und von competenter Stelle hervorzurufen und zu erwirken, leitete nach dem Geheiße des Geistes die Schritte des Paulus nach Jerusalem, und bestimmte ihn, seine Predigt zur Mitwissenschaft den Häuptern vorzulegen. So alle Griechen und Lateiner der frühern Zeit“ (123—24).

Um den beliebten Widerspruch zwischen Gal. Cap. II und Apostelg. Cap. XV zu verfestigen, behaupten Baur und seine Schüler, im Galaterbrief sei nur von einer Vorlegung des Evangeliums Pauli in einer Privatconferenz mit den Aposteln die Rede, während nach der Apostelgeschichte öffentliche Verhandlung und Beschlußfassung stattgefunden habe, was — wenn es wahr und nicht vom Verfasser der Apostelgeschichte fingirt wäre — Paulus den Galatern gegenüber unmöglich hätte verschweigen können. Dem gegenüber zeigt nun Reithmayr sehr gründlich, daß, gerade so wie in der Apostelgeschichte, auch im Galaterbrief von einer doppelten Conferenz zu Jerusalem, einer öffentlichen (Apostelg. 15, 4. 5.) und einer privaten (Apostelg. 15, 6 ff.) die Rede sei; das

ἀνεθέμην αὐτοῖς (Gal. 2, 2) könne sich nach dem Zusammenhang der Stelle (vergl. 1, 22) nur auf die Christen, auf die gesammte Christengemeinde in Jerusalem und nicht speciell auf die *δοκοῦντες* beziehen, welche durch die Partikel *δὲ* von den *αὐτοὶ* ausdrücklich unterschieden werden, und denen Paulus sein Evangelium noch eigens (*κατ' ἰδίαν* sc. *χώραν*) d. i. in gesonderter Versammlung (Apostelg. 15, 6 ff.) vorgelegt habe. Im vollsten Einklang mit der Apostelgeschichte versteht Reithmayr der gewöhnlichen Auffassung gegenüber unter den *δοκοῦντες* Gal. 2, 2. 6 nicht bloß die Apostel oder gar bloß die drei Großapostel, die *στύλοι ἐκκλησίας*, sondern die versammelten Apostel sammt den „vornehmsten und gefeiertsten Führern der heimischen Kirche" (*ἄνδρες ἡγούμενοι*, Apostelg. 15, 22), den Presbytern Silas, Judas Barsabbas und andern, deren Namen in den heil. Urkunden nicht genannt werden.

Am stärksten wurden von der Baur'schen Schule die Verse 2, 3 — 5 gegen die Aechtheit der Apostelgeschichte und für den Zweck, die christliche Urgeschichte zu trüben, in Anspruch genommen. Man sagte, nach den eben citirten Versen des Galaterbriefes seien es die Apostel selber sammt der jerusalemischen Gemeinde, welche bei Gelegenheit des Apostel-Concils den Heidenchristen Titus zur Beschneidung haben zwingen wollen, ohne Zweifel, weil sie dieselbe für nothwendig zur Erlangung des Heiles in Christo hielten, während nach dem parallelen Berichte der Apostelgeschichte gerade auf jenem Concil, und zwar durch die Apostel, deren Beschluß die ganze jerusalemische Gemeinde acceptirte (15, 22), aufs feierlichste erklärt wurde, die Beschneidung sei für die Heidenchristen durchaus nicht nothwendig. Das sei ein offenbarer Widerspruch. Die deßbezüglichen Angaben des Galaterbriefes enthalten das Wahre, die Apostelgeschichte aber habe in ihrer irenischen Tendenz den wahren Hergang beim Apostel-Concil entstellt.

Dem gegenüber thut nun Reithmayr, hierin von den

meisten neuern Exegeten abweichend, mit überzeugenden Gründen dar, der Vorfall mit Titus sei nicht nach Jerusalem sondern nach Antiochia zu verlegen, woraus sich dann von selbst ergibt, daß der Versuch, den Titus zur Beschneidung zu zwingen, nicht von den Aposteln und der Gemeinde in Jerusalem, sondern von den judaistischen Eindringlingen in Antiochia, von παρειςάκτοις ψευδαδέλφοις ausging. Wir müßten zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir die bezügliche eben so überraschende als gründliche Exposition Reithmayrs hier des Einzelnen besprechen; nur den Grundgedanken wollen wir ausheben, den der Verf. S. 125 folgendermaßen formulirt: „Nachdem Paulus Alles, was auf die Theilnehmer der Reise (zum Apostelconcil), auf deren Anlaß und Zweck Bezug hat, und was ausgeführt wurde, summarisch erzählt hat (2, 1—2), greift er zurück auf eine concomitante Thatsache, welche selbstredend, beweisend und belehrend war für den vorgesteckten Zweck — die Thatsache, daß bei diesem Anlasse (der Reise zum Concil nach Jerusalem) nicht einmal der eigene Begleiter, der Heide Titus angehalten wurde, sich der Beschneidung zu unterziehen. Der Ort aber, welchen der Apostel dabei im Sinne hat, war nicht die Kirche zu Jerusalem, sondern jene zu Antiochia, von wo er aufgebrochen ist. Die V. 4—5 beschriebenen Verhältnisse scheinen zwingend, von Jerusalem als Ort des Zwangsversuches zu abstrahiren." Baur selber schon hat eingesehen, daß man unter den παρειςάκτοις nur die judaistischen Spione in Antiochia, und nicht extreme Judenchristen überhaupt, als „ungehörige, illegitime Glieder der Christenheit" (Hilgenfeld) verstehen könne, verlegt aber gleichwohl den Zwangsversuch nach Jerusalem, um ihn den Uraposteln zuschieben zu können, nicht einsehend, daß Paulus den Galatern gegenüber auf einen solchen Zwangsversuch Seitens der Urapostel vernünftigerweise unmöglich hätte hinweisen können, ohne sie in ihrer Meinung zu bestärken, zwischen Paulus und den Uraposteln bestehen in Wahrheit wesentliche Differenzen, die Urapostel

fordern in der That die Beschneidung der Heiden, und Paulus habe die des Titus nur durch trotzigen Widerstand zu verhindern gewußt. S. 126—27 legt Reithmayr den Gesammtzusammenhang der schwierigen Verse 1—5 des zweiten Capitels sehr präcis also dar: „Er ging, erzählt der Apostel, nach Jerusalem, weil der prophetische Ausspruch es bestimmte; er legte in der allgemeinen Versammlung, separat aber in der Zusammenkunft der Angesehenen sein Heidenevangelium vor, weil der Geist es gebot: aber (ἀλλ' οὐδέ) das war auch Alles, mehr als dieses wurde nicht concedirt, in der Sache selbst, auch da wo Rücksichten es dringend zu verlangen schienen, nicht, auch nicht für einen Moment, nachgegeben. Es schien bei der bevorstehenden Reise (nach Jerusalem), sofern Titus daran Antheil nehmen sollte, ein Gebot der Nothwendigkeit, der auf die Verhältnisse in Jerusalem zu nehmenden Rücksicht, daß Titus, um mit den Gläubigen daselbst zu verkehren, sich zur Beschneidung bequeme. Die aus der Fremde Hergekommenen (παρείσακτοι) stellten auch das Ansinnen: aber vergeblich, trotz des dringenden Anlasses ward Titus nicht angehalten" (sich vor Antritt der Jerusalemsreise beschneiden zu lassen).

Auch den Umstand, daß im Galaterbriefe auf den hochwichtigen Beschluß des Apostelconcils in Sachen der Legalien (Apg. 15) nicht Bezug genommen wird, hat die moderne Kritik gegen die Aechtheit und den historischen Charakter der Apostelgeschichte gar sehr ausgebeutet. „Im Briefe an die Galater bekämpft der Apostel judaisirende Gegner, welche den Christen der galatischen Gemeinde die Beschneidung als nothwendige Bedingung der Seligkeit aufdringen wollten. Was lag nun hier näher, als die Berufung auf jenen Beschluß? Wodurch konnten jene Gegner besser zurückgewiesen werden, als durch einen in Jerusalem selbst gefaßten Beschluß, durch welchen die Beschneidung für ein eben so unerträgliches als unnöthiges Joch erklärt worden war? Ja, man muß sogar sagen, daß es für den Apostel schlechthin nothwendig war,

wenn er einmal auf jene Verhandlungen so speciell zurückging, in einem Falle, auf welchen sie so ganz ihre Anwendung fanden, einen solchen Beschluß nicht unerwähnt zu lassen." (Baur a. a. O. S. 134. Hilgenfeld, Jahrbücher f. wissensch. Theologie 1. Bd. S. 81. ff.) Da nun Paulus, so folgerte man weiter, auf jenen in der Apostelgeschichte mitgetheilten Beschluß des Apostelconcils im Galaterbriefe Cap. II. nicht Bezug nimmt, so kann ein solcher Beschluß auch nicht existirt haben, und entbehrt somit der einschlägige Bericht in der Apostelgeschichte (Cap. 15) des historischen Charakters, woraus sich dann von selbst ergibt, daß sie nicht Werk eines Schülers Pauli, sondern Tendenzprodukt einer spätern Zeit sei.

Auf diese für den ersten Anblick ziemlich bestechende Argumentation hat nun zwar Reithmayr in seinem Commentare nicht speciell und direkte Rücksicht genommen; allein es finden sich daselbst gleichwohl mehr als hinreichend viel Data, um ihr gründlich begegnen zu können. Wir verweisen in diesem Betreff zunächst auf §. 4 der Prolegomenen, wo sich Reithmayr über die Zustände unmittelbar nach dem Apostelconcil folgendermaßen ausspricht: „Den (jüdischen) Zeloten, welche die Forderung (bezüglich der Heidenchristen) überspannt, und so weit sie dieselbe überspannt hatten, ward (auf dem Apostelconcil) Unrecht gegeben, und den Heidenchristen ihre Unabhängigkeit vom Gesetze gewährleistet und verbrieft. In Ansehung der Judenchristen aber ließ man die Sache beim Stande wie vorher, d. h. bei der bisherigen Observanz. Dieses trug seine Folgen. Dadurch ermuntert und, wie man wenigstens meinte, auch berechtiget, war man Seitens der Judenchristen in Jerusalem seitdem nur noch mehr darauf erpicht, in Betreff der Judengläubigen in den auswärtigen Gemeinden keinerlei Concession zu machen, kein Ablassen vom Gesetze zu dulden. Es schlichen sich daher solche beobachtende Emissäre auch nach dem Apostelconcil allenthalben in die Paulinischen Kirchen ein, um sie auszuspioniren und zu beknechten. Galt nun auch nach wie vor ihr Eifer

vor Allem der Erhaltung ihrer Volksgenossen beim Gesetze, so streckten sie doch ihren Einfluß bald wieder weiter aus. Während sie ihre Opposition gegen ein Abgehen dieser vom Gesetze rechtfertigten, suchten sie wie nothgedrungen ihren Aufstellungen nebenher auch Angesichts der Heidenchristen eine zureichende Begründung und wenn möglich Anerkennung zu verschaffen. So führte die Sachlage, wie der apostolische Synodalbeschluß sie belassen hatte, bei dem ungeschwächten Eifer für die Legalien auf dieser Seite in nothwendiger Consequenz zu einer fortgesetzten Polemik wider Paulus und dessen Lehre und zum rastlosen Bestreben, auf dem Wege, wenn auch nicht mehr des ein für allemal abgewiesenen Zwanges, doch der einschmeichelnden, mitunter imponirenden Ueberredung (Röm. 16, 17. ff.) successiv die Heidenchristen an sich und zu ihren angepriesenen Legalien hinüber zu ziehen." (S. 11—12.) „Solche Sendlinge nun fanden sich nach der Visitation der galatischen Kirchen auch bei diesen ein. Waren auch der Judenchristen in denselben da und dort kaum eine Handvoll, so genügte jenen auch ein Minimum, um sich mit einem Scheine des Rechtes einzumischen und geltend zu machen. Wie anderwärts beschränkten sie sich aber auch hier nicht, ihre Volksangehörigen zu überherrschen, sie suchten auch dem heidenchristlichen Theile beizukommen. Bei der vorher enge geschlungenen Verbindung (zwischen den galatischen Juden- und Heidenchristen) war ihr Erfolg um so leichter und sicherer. Hielt der judenchristliche Theil, durch die Autorität der Ankömmlinge aus Jerusalem eingeschüchtert, wieder streng an den Ritualien, so zog dieser eine Theil des compacten Ganzen bald auch den andern hinter sich nach. Die Galater leisteten wenig Widerstand. Neulinge im Glauben, wie sie waren, dabei einfältig, gutmüthig, unbeständig und leicht zugänglich dem Worte, kostete es keine sonderliche Mühe, sie herum zu bringen. Sahen sie ihre jüdischen Brüder die heiligen Tage, Feste u. s. w. mit Religiosität nach alter

Sitte feiern, so thaten sie nun auch mit und hielten sich an den jüdischen Kalender. Sie begriffen nicht, wohin eine solche Accommodation führe. Der Beredsamkeit der Judaisten gebrach es nebenbei nicht an Gründen, ihnen diese ihre väterlichen Ueberlieferungen als einen beneidenswerthen Vortheil, den Mangel derselben als einen positiven, heilsgefährlichen Nachtheil darzustellen (Gal. 4, 17) und selbe so indirekt aufzubringen."

War die Situation unter den Galatern diese, wie Reithmayr ganz im Einklang mit dem Inhalt des Briefes, in Obigem sie uns schildert, so begreifen wir unschwer, warum Paulus sich den Judaisten gegenüber in unserem Briefe nicht auf den fraglichen Beschluß des Apostelconcils beruft.

Die Aechtheit dieses Beschlusses, den die Galater zweifelsohne schon längst kannten, und mit dem sie daher Paulus nicht erst in unserem Briefe bekannt zu machen brauchte, wurde von den Judaisten gar nicht in Frage gestellt; ja noch mehr, die Judaisten erkannten selbst in gewissem Sinne die Berechtigung dieses Beschlusses in Beziehung auf die Heidenchristen, nur gaben sie ihm unter stetem Hinweis auf die Praxis der Altapostel eine solche Deutung, daß die Legalien gleichwohl auch für die Heidenchristen wenigstens als relativ nothwendig, als nothwendig zur Erlangung des vollen Heiles in Christo, der vollen Kindschaft Abrahams, erschienen. Was hätte nun unter solchen Verhältnissen eine Berufung auf den Beschluß des ersten Concils genützt, mit dem die schlauen Judaisten den Galatern gegenüber sich ganz in ihrem Sinne zurecht zu setzen wußten? Hätte Paulus in unserem Briefe vielleicht als authentischer Interpret des Beschlusses auftreten sollen? Hätten die Judaisten nicht auch gegen eine solche Auslegung wieder excipiren und reclamiren können? War es unter solchen Verhältnissen — zumal für einen Lehrer von der Selbstständigkeit und Auctorität Pauli — nicht das Allernatürlichste, die Gegner ex intimis principiis, ex fundamento

religionis christianae anzugreifen, wie es in unserem Briefe in glänzendster Weise geschieht? Ganz gewiß! — Nicht unerwähnt aber durfte Paulus lassen, was zwischen ihm und Petrus in Antiochia vorgefallen war, weil ja die Judaisten sich den Galatern und dem Beschluß des Apostelconcils gegenüber stets auf die Praxis der Großapostel, in specie des Petrus beriefen, jener Vorfall aber ein thatsächlicher Beweis dafür war, daß Petrus selber in praxi anerkannt habe, was in Jerusalem erklärt worden war, nämlich die Haltung des Gesetzes sei zur Erlangung des Heiles für Niemanden, auch nicht für die Judenchristen nothwendig.

Ganz treffend motivirt Reithmayr die Erwähnung des Vorfalles zu Antiochia im Briefe an die Galater also: „Die Galater wurden hiemit zwei Dinge inne: 1) daß auch Petrus gelegentlich mit Heidenchristen frei verkehrte, und — obschon Jude von Geburt — über die Legalien als unverbindlich für die Christen überhaupt unbedenklich sich wegsetzte; 2) daß, wenn er sich hinwiederum daran hielt, dieses ihm nicht von seinem Glauben und Gewissen, sondern von Rücksichten, hier von der Furcht dictirt wurde, es möchte ein größeres Uebel, ein Aufruhr der Gesetzeseifrigen darüber zum Ausbruch kommen. Beides aber bewies für die Lehre des Paulus und wider die galatischen Sprecher.“ (S. 154). In diesen Worten ist zugleich in nuce schon die ganze sehr gelungene Auslegung enthalten, welche Reithmayr den Versen 11—14 des zweiten Capitels gibt. Wir können hier leider nicht des nähern auf sie eingehen, sondern nur bemerken, daß sie unstreitig zu den schönsten und gediegensten Partien des ganzen Commentars gehört, und daß uns von den zahlreichen Auslegungen der vielerörterten, schwierigen Stelle noch keine so allseitig befriedigt hat wie die Reithmayr'sche. Wie grell stechen gegen die ganz ungezwungenen Deutungen, welche Reithmayr dem „ὑπόκρισις, ἐθνικῶς ζῇς, ἀναγκάζεις“ u. s. w. gibt, die Auslegungen ab, welche sich hierüber bei

den negativen Kritikern der Neuzeit finden, und welche nur zu deutlich die vorbestimmte Absicht verrathen, Unächtheit der Apostelgeschichte und principielle Entzweiung zwischen Paulus und den übrigen Aposteln nachzuweisen. So hätte nach Hilgenfeld der Apostel Paulus mit dem ἐθνικῶς ζῆν an Petrus nur die Abweichungen von der positiven jüdischen Gesetzlichkeit in einigen untergeordneten Punkten, die christlichen Modifikationen des mosaischen Gesetzes gemeint, denen selbst das strengere Judenthum sich nicht ganz habe entziehen können; der Vorwurf der ὑπόκρισις Seitens Pauli sei zu hart (natürlich, weil ein gewaltiges Argument für die Aechtheit des 15. Capitels der Apostelgeschichte in ihm liegt!), da sich Petrus nur eine innere Inconsequenz (Combinirung jüdischer und christlicher Grundsätze) nicht aber hypokritische Verläugnung besserer Einsicht habe zu Schulden kommen lassen u. s. w. Wo bleibt da die vielgepriesene philologische Treue und Schärfe der außerkirchlichen Exegese?

Aus den bisherigen Mittheilungen dürfte zur Genüge erhellen, daß der Reithmayr'sche Commentar für das historische Verständniß des Galaterbriefes und für den Zweck richtiger Orientirung über den anfänglichen Kampf zwischen Juden- und Heidenchristenthum von großer Wichtigkeit sei. Noch bedeutsamer scheint er uns für das dogmatische Verständniß des Briefes zu seyn. Mit eben so viel Gründlichkeit und Präcision als wohlthuender Wärme und Pietät legt der Verfasser im engsten Anschluß an den Text des Briefes die Paulinische Lehre von den Gesetzeswerken, vom Glauben und seiner Stellung im Rechtfertigungsprocesse, von der mystischen Kreuzigung und Auferstehung mit Christo im Sakrament der Wiedergeburt, von der Gotteskindschaft, von der πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη u. s. w. in wahrhaft begeisternder Form dar. Wir kennen in der neuern katholischen Literatur kein anderes exegetisches Werk, welches einen so tiefen Einblick in das Grunddogma des Christenthums von

der Rechtfertigung, ein so zartes und zugleich klares Verständniß der einschlägigen Paulinischen Lehrpunkte verriethe, wie der Reithmayr'sche Commentar zum Galaterbriefe.

Dieser Commentar ist eben durchweg an der Hand der Väter bearbeitet; aus diesen lautersten, nie versiegenden Quellen ächt kirchlichen Schriftverständnisses hat der Verfasser mit Meisterhand geschöpft, und hat dabei nie versäumt auch allen Anforderungen gerecht zu werden, welche man an den Exegeten unserer Tage vom kritischen, streng wissenschaftlichen Standpunkte aus mit Recht stellt.

Doch wir wollten keine eigentliche Recension des fraglichen Buches schreiben, sondern lediglich auf dessen Bedeutung für die rechte Auffassung der Geschichte des Urchristenthums und sofort für die Kritik der neutestamentlichen Schriften aufmerksam machen, und nachdem wir dieß nunmehr in Kürze gethan, schließen wir unser Referat mit dem Wunsche, der Herr Verfasser möge die leider so spärliche exegetische Literatur der Katholiken recht bald mit einem Commentar über die Johanneischen Schriften bereichern.

LI.

Napoleon III. und Cäsar.

II. Das erste Buch.

Dieses in sechs Capitel zerfallende Buch behandelt die Geschichte Roms von der Gründung bis auf die Zeit Cäsars; allein eben deßwegen weil so viel Stoff auf den verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt ist, wird es nicht an solchen fehlen, die manches Wichtige vermissen, während Andere dieses ganze Buch als überflüssig bezeichnen dürften.

Das erste Capitel beginnt mit den schönen Worten Montesquieu's: „Bei der Entstehung der Gesellschaften sind es die Häupter der Republiken, welche die Verfassung schaffen; nachher ist es die Verfassung, welche die Häupter der Republiken heranbildet." Napoleon behandelt nun, ohne in den burschikos absprechenden Ton Mommsens zu verfallen, in kurzen Zügen die Geschichte der römischen Könige und deren große Verdienste um die Gründung des Staats und um die politische, religiöse und sociale Ordnung desselben. Die häufigen und genauen Citate und erklärenden Anmerkungen beweisen, daß der Verfasser den Stoff vollständig beherrscht, eine ungewöhnliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Quellen besitzt und sich in alle Organe des römischen Staatslebens tüchtig hineingelebt hat. Die Darstellung ist klar,

elegant und auch für Nichtphilologen verständlich. Auf letztere, jedenfalls die Mehrzahl seiner Leser, hat Napoleon wie in dem ganzen Werke, so namentlich in diesem Capitel mit Recht große Rücksicht genommen, daher die specifisch-römischen Elemente des Staats- und Volkslebens: die gentes, tribus, classes, census, comitia und zwar die drei Arten derselben comitia curiata, centuriata, tributa, ferner die Zusammensetzung und die Rechte des Senates und sein Verhältniß zur Königsgewalt ausführlich erklärt werden; insbesondere ist die hohe Wichtigkeit der servianischen Verfassung nach allen Seiten richtig erfaßt und kräftig betont. Auch die Bedeutung des Religionswesens in Rom, namentlich die Auspicien und Augurien, und die ächt römische Durchdringung aller politischen und socialen Verhältnisse durch die Religion ist richtig erkannt und beleuchtet. Die große Reinheit des römischen Familienlebens ist der Aufmerksamkeit des Verfassers nicht entgangen; offenbar liegt in demselben eine der wichtigsten Quellen der unerschöpflichen römischen Thatkraft und politischen Größe. Der Verfasser schließt dieses Capitel mit den treffenden Worten: „So ist Rom im dritten Jahrhundert seines Bestehens, durch seine Könige mit allen Keimen der Größe, die sich in der Folge entwickeln werden, gegründet. Der Mensch hat die Institutionen geschaffen; wir wollen jetzt sehen, wie die Institutionen die Menschen bilden werden."

Das zweite Capitel beginnt der Verfasser mit folgenden inhaltschweren Worten, die jede mit einer bestehenden Regierung unzufriedene Partei leicht als Motto benützen könnte, möglicherweise sogar gegen des Verfassers eigenes Regiment: „Die Könige werden vertrieben aus Rom. Sie verschwinden, weil ihre Mission erfüllt ist. Es besteht, könnte man sagen, in der moralischen Ordnung ebenso wie in der physischen ein höchstes Gesetz, welches den Institutionen wie bestimmten Wesen eine vom Schicksal bestimmte Grenze anweist, die durch das Ende ihres Nutzens bezeichnet ist. So lange dieses Ende nicht gekommen, gewinnt nichts Entgegengesetztes die

Oberhand: Verschwörungen, Empörungen — Alles scheitert an der unwiderstehlichen Gewalt, welche das was man stürzen möchte, aufrecht erhält. Wenn dagegen ein scheinbar unerschütterlicher Zustand der Dinge aufhört den Fortschritten der Menschheit nützlich zu seyn; so ist weder die Macht der Ueberlieferungen, noch der Muth, noch die Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit im Stande, auch nur um einen Tag den vom Schicksal beschlossenen Fall zu verzögern" (pag. 23) *).

Gegen diesen Fatalismus müssen wir im Interesse der Menschheit protestiren. Abgesehen davon daß auf die Frage, was ist der Nutzen des Staats, was ist dessen wahrer Fortschritt? jede Partei ihre eigene, der gegnerischen durchaus widersprechende Antwort bereit hält, so daß erst die künftigen Generationen im Licht der Geschichte die rechte Antwort auffinden können; davon abgesehen belehrt uns jedes Blatt der Geschichte, daß über Dauer oder Fall der Regierungen, der Monarchien sowohl als der Republiken, nicht die proteusartigen Begriffe des Nutzens und Fortschritts entscheiden, sondern die göttliche Vorsehung. So lange die Regierung das Wohl der Unterthanen in ehrlichem Streben zu fördern sucht, den ewigen Gesetzen der göttlichen Gerechtigkeit gehorcht und sich nicht im Besitz der Gewalt über alle Rücksichten auf Herkommen, Recht und Gesetz hinwegsetzt: so lange wird sie von der Vorsehung, wie tausend Beispiele zeigen, beschützt und getragen. Wenn aber ein Monarch alle Schranken von Scham, Zucht und Sitte mit Füßen tritt, wenn er in eigener Person und durch seine übermüthigen Prinzen das größte Aergerniß gibt, wenn er die Häupter der mächtigsten Familien, die ebenso die Pflicht wie den Muth haben ihm ent-

*) Es ist auffallend daß der Verfasser mit diesen Worten über die in jeder Hinsicht merkwürdige Regierung des Tarquinius Superbus, dieses Originals aller Despoten, hinwegeilt, während doch Livius gerade diesen König meisterhaft und lebhafter als alle Vorgänger charakterisirt hat, cfr. Livius I, 49 und 56.

gegen zu treten, ihn auf die bestehenden Rechte und Satzungen hinzuweisen, in brutaler Weise mit Verbannung und Tod bestraft, wenn er das Mark des Volkes zu kolossalen Bauten verschwendet und Kriege führt, um das eigene Volk zu beschäftigen, nicht um äußere Gefahr abzuwehren: wer mag sich dann wundern, daß die Vorsehung endlich einem solchen Treiben ein Ziel setzt? Eben deßwegen, weil die Vorsehung den römischen Staat unleugbar beschützte, worin wir dem Verfasser vollkommen beipflichten, konnte sie die grausame und tyrannische Regierung des stolzen Tarquiniers nicht länger dulden. Ein römisches Volk im spätern Sinn gab es damals noch nicht, denn die Plebs war von dem Genuß des Vollbürgerthums noch sehr weit entfernt; die Patricier allein bildeten den Kern der Bürgerschaft und des Staats: da nun der despotische König gerade die Patricier unaufhörlich decimirte, also die der Zahl nach ohnedieß nicht bedeutende Kernbevölkerung schwächte, so war seine Regierung bei allem äußern Glanz doch in der That dem Fortbestand des Reichs sehr gefährlich; darum wurde auch das ganze Haus des übermüthigen Herrschers mit ihm selber vertrieben. Die Vorsehung ließ der durch den Angriff auf die Keuschheit der edeln Lucretia hervorgerufenen Empörung ihren Lauf, Rom wurde aus einer Monarchie in eine Republik verwandelt und das von dem vertriebenen König so hart bedrückte Patriciat zeigte sofort, da es die Regierung der Republik übernahm, eine reiche Fülle der glänzendsten Tugenden, wie der Verfasser selbst wiederholt und nachdrücklich hervorhebt. Den Vorzug der aristokratischen Regierung vor der monarchischen in einem sich selbst entwickelnden und wachsenden Staat hebt der Verfasser treffend hervor: „das aristokratische Regiment hat den Vorzug vor der Monarchie, daß es unbeweglicher ist in seiner Dauer, consequenter in seinen Planen und den Ueberlieferungen getreuer, und daß es Alles wagen kann, weil da wo sich die Verantwortlichkeit auf eine große Anzahl vertheilt, Niemand persönlich verantwortlich ist“ (pag. 24).

Nicht deßwegen war die Königsgewalt gestürzt worden, um die Centralgewalt zu schwächen und der Magistratur nur einen Schatten von Macht einzuräumen; der Senat und das Patriciat erkannten wohl die unbedingte Nothwendigkeit einer starken und kräftigen Regierung, daher übertrugen sie den Beamten für die Dauer des Amtes eine unumschränkte Gewalt, die nur durch die Rücksicht auf die Pflicht der Verantwortlichkeit nach Niederlegung des Amtes gemildert war. Sehr wahr ist darum die Bemerkung des Verfassers über den Unterschied der altrömischen und modernen Stellung der Magistratur: „Heutzutage haben unsere constitutionellen Gewohnheiten das Mißtrauen gegen die Amtsgewalt als Princip aufgestellt, zu Rom war es das Vertrauen. In unsern modernen Gesellschaften ist der Träger jeder Auktorität, wie sie auch heißen mag, immer durch mächtige Bande gehemmt; er gehorcht einem bestimmten Gesetze, einem kleinlichen Reglement, einem Höheren; der Römer dagegen fühlte sich, seiner eigenen Verantwortlichkeit allein überlassen, frei von jeder Fessel; er gebot als Herr in dem Kreis seiner Befugnisse" (pag. 26).

Die kluge Politik der Patricier wird nun treffend geschildert: überzeugt, daß „eine Kaste, die nicht durch neue Elemente erneuert wird, verschwinden muß und daß die absolute Gewalt, sie mag einem einzelnen Mann oder einer Classe von Individuen angehören, zuletzt immer gleich gefährlich wird für den, der sie ausübt", verstärkten und erfrischten sie ihren Stand immer wieder durch Aufnahme neuer Mitglieder theils aus den benachbarten Städten, theils aus den reichen und hervorragenden Plebejern, zugleich machten sie der Plebs von Zeit zu Zeit Concessionen, um ihre politische Unmacht weniger drückend erscheinen zu lassen. Am wichtigsten aber war dennoch die große geistige und moralische Kraft, welche die Patricier fortwährend entwickelten, so daß sie einerseits die Anerkennung der Plebs sich erzwangen, andererseits für jede Funktion sich tüchtig erwiesen und das Staatswohl be-

förderten. Nichtsdestoweniger war die Lage der Republik eine bedenkliche, denn rings von Feinden umgeben hatte sie zugleich im Innern mit der stets wachsenden Unzufriedenheit der politisch geknechteten Plebs zu kämpfen, die nicht bloß an Kopfzahl stets anwuchs, sondern auch durch größte Tapferkeit in den unaufhörlichen Kriegen sich die gerechtesten Ansprüche auf bürgerliche Gleichstellung mit den Patriciern und auf Theilnahme an den hohen Staatsämtern erworben hatte. Ausführlich behandelt nun der Verfasser, an die Quellen sich anschließend, die Einsetzung des hochwichtigen Volkstribunals, dieser Citadelle der Plebs; zählt die ursprünglichen Rechte desselben und ihre fortdauernde Vermehrung auf; schildert sodann die Entstehung des Decemvirats zur Abfassung geschriebener Gesetze, und den gewaltsamen Sturz der tyrannischen Männer. Die großen und entscheidenden Kämpfe der Plebs unter den energischen Tribunen Licinius Stolo und Sextius um das höchste Ziel ihrer Wünsche, das Consulat, sind lebhaft und treffend besprochen, die Forderungen als gerecht und für beide Parteien annehmbar dargestellt, und der Verfasser bewährt in dem ganzen, geistvoll geschriebenen Abschnitt eine rühmliche Objektivität und staatsmännisches Urtheil. In seinem Ueberblick über diese hochwichtige Krisis der Republik hebt er ganz richtig hervor, daß die Gleichheit der Rechte principiell endlich erreicht sei, aber das Patriciat suchte auf jede Weise den Plebejern die Ausübung ihres Rechts zu erschweren und hatte das gewaltige Schwert der Diktatur stets bei der Hand, denn in der kurzen Periode vom Jahr 390 bis 416 der Stadt (364 bis 338 v. Chr.) wurden nicht weniger als 18 Diktatoren ernannt. Sehr passend vergleicht der Verfasser den damaligen Zustand Roms mit der Lage des englischen Staats vor der Wahlreform, wo die Gleichheit der politischen Rechte für alle Bürger auch formell bestand, aber faktisch der Adel durch die „verrotteten Burgflecken" die Parlamentswahlen und eben hiedurch den Staat selbst beherrschte; dann fügt er die wohl zu beachtenden Worte bei:

„Wir sind weit entfernt, den römischen oder englischen Adel zu tadeln, daß er sein Uebergewicht durch alle Mittel der Gesetze und der Gewohnheiten sich zu erhalten bestrebt war. Die Macht sollte den Patriciern so lange bleiben, als sie sich derselben würdig zeigten, und man muß es anerkennen, ohne ihre Ausdauer in derselben Politik, ohne jene politische Weisheit, ohne jene strenge und unbeugsame Tugend — das charakteristische Merkmal der Aristokratie — wäre das Werk der römischen Civilisation nicht erfüllt worden" (pag. 55).

Ehe nun der Verfasser die Eroberung Italiens durch die Republik zu erzählen beginnt, macht er im Anfang des 3. Capitels seine Leser mit dem Kriegsschauplatz bekannt; er gibt eine topographische und ethnographische Beschreibung Italiens, die vielen Stämme, die Ober- Mittel- und Unteritalien bewohnten, werden mit großer Sachkenntniß geschildert, ihre Stimmung Rom gegenüber kräftig hervorgehoben und namentlich die tapfern und freiheitsstolzen Samniter mit Wärme und Bewunderung charakterisirt. Die Frage, wie es der kleinen Republik möglich war, diese vielen kriegerischen Völker nach und nach zu bewältigen, beantwortet der Verfasser mit folgenden Worten: „Die Völker, die Rom umgaben, kriegerisch und stolz auf ihre Unabhängigkeit, hatten weder dieselbe Einheit, noch dieselbe Triebfeder, noch dieselbe mächtige aristokratische Organisation, noch dasselbe blinde Vertrauen auf ihre Bestimmung. Man entdeckte an ihnen mehr Selbstsucht als Ehrgeiz. Wenn sie kämpften, so geschah es mehr zur Vergrößerung ihres Reichthums durch Plünderung, als um die Zahl ihrer Unterthanen zu vermehren. Rom triumphirte, weil es allein im Hinblick auf die Zukunft den Krieg führte — nicht um zu zerstören, sondern um zu erhalten, und weil es nach der materiellen Eroberung immer auf die moralische Eroberung der Besiegten bedacht war" (pag. 61). Mit Recht hebt der Verfasser auch die geographische Lage Roms hervor, wodurch es der Republik möglich war, eine Landmacht und zugleich eine Seemacht zu werden; denn bei

der Nähe des Meeres mußten die reichen Gegenden an dem Gestade des Mittelmeers ohne Schwierigkeit in seine Gewalt kommen; und die umliegenden Bergvölker konnte es dadurch unterwerfen, daß es nach und nach alle Thäler besetzte. Die politische Weisheit des Senats verstand es zugleich, die Besiegten durch Verleihung von verschiedenen Rechten und Privilegien in das römische Interesse zu ziehen, und der Verfasser hat die Bedeutung und die Abstufungen dieser Privilegien mit Sorgfalt behandelt. Dahin gehören das jus connubii, das jus commercii, das jus municipii in seinen 3 Graden, ferner die praefecturae, die Rechtsverhältnisse der Lateiner und der übrigen foederati, insbesondere aber die höchst wichtigen Colonien. Weder bei den Griechen, noch bei irgend einem andern außeritalischen Culturvolk haben die Römer ihre Colonialpolitik geholt, sie ist vielmehr, von einigen Spuren derselben bei gewissen altitalischen Volksstämmen abgesehen, das eigenste Kind des römischen Genius und hat nicht nur zur Sicherung der gemachten Eroberungen, sondern wesentlich auch zur Romanisirung Italiens unendlich viel beigetragen. Die römischen Colonien, aus römischen Vollbürgern bestehend, waren sozusagen eiserne Arme, mit welchen Rom sein Gebiet und seine Eroberungen umschlang; es waren Waffenplätze und Citadellen für die Defensive und Offensive nach allen Richtungen; die lateinischen Colonien aber, mitten in Feindesland gegründet, waren die Vorposten und Bollwerke zur Bewachung des feindlichen Volkes, und wenn auch nicht von römischen Vollbürgern bewohnt, so waren sie doch theils aus Dankbarkeit für den vom Senat erlangten Besitz, theils aus Rücksicht für den mächtigen Schutz Roms der Republik treu ergeben. So gelang es Rom, in den Besiegten die lebhafteste Anhänglichkeit und einen wahren Wetteifer zu erwecken, sich um Rom verdient zu machen und dadurch neue Privilegien zu erlangen, und mit Recht sagt der Verfasser: „Es ist dieses allgemeine Verlangen, nicht das Privilegium zu zerstören, sondern selbst unter die Privilegirten



latinischen Colonien) sicherte
Rom war umgeben von einem
Zugänge nach Latium beherr
Campanien, Samnium, Etrur
sperrten. Ungleich in ihrer pol
über waren alle einander gleich
stützen mit Waffen und Manns
trosen und Schiffen. Zum Dank
dem eroberten Lande und gegen
der Nutznießung der Domänen d
sich die Leitung der auswärtigen
des Reiches ausschließlich vor.
nie in die Beschlüsse des Forum
den engen Grenzen ihrer Commu
tische Centralisation hat die all
schen Nationalität möglich gemach
hätten sich die verschiedenen Völker
die noch zerstörender sind als die
seitig geschwächt und Italien wär
dem doppelten Andrang der Gal
widerstehen. „Diese von Rom
zu regieren, war die beste, sagt

litik eines Camillus und Fabius;" auch hatten die über ganz Italien verbreiteten römischen und latinischen Colonien, die überall die römischen Sitten und die lateinische Sprache einführten, trefflich vorgearbeitet. Warum dieser im Wesen der Dinge liegende Fortschritt unterblieb, erklärt der Verfasser mit folgenden Worten: „Wenn Rom in den folgenden Jahrhunderten es nicht verstand, den günstigen Augenblick zu ergreifen, um die in den Geistern schon vollzogene Assimilirung zu einer Thatsache zu machen, so liegt die Schuld an dem Preisgeben der Principien der Gerechtigkeit, welche den Senat während der ersten Jahrhunderte der Republik geleitet hatten, und insbesondere an der Corruption der Großen, in deren Interesse es lag, die untergeordnete Stellung der Alliirten fortdauern zu lassen. Wäre das Bürgerrecht zur rechten Zeit auf alle Italioten ausgedehnt worden, so hätte es der Republik eine neue Kraft verliehen; aber die hartnäckige Verweigerung desselben wurde die Ursache der von den Gracchen begonnenen, von Marius fortgesetzten, vorübergehend von Sulla erstickten und von Cäsar beendigten Revolution" (pag. 87). — Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, allein es ist dieß eine mit dem Anwachsen des Reichthums in dem Privatbesitz verbundene, fast überall sich wiederholende Folge: zu großer Reichthum macht taub und gleichgiltig gegen die dringendsten Reformen des Staats und erzeugt die gefühlloseste Selbstsucht; das Hauptstreben der Reichen geht mit ängstlicher Sorge dahin, an dem bestehenden Zustand der Dinge, wenn er auch noch so schlecht wäre, ja nicht rütteln zu lassen. Wo immer die Reichen den Staat beherrschen, da hören alle, auch die gerechtesten und nöthigsten Reformen auf, jeder Versuch schon erweckt den Haß der reichen Machthaber; von den höheren civilisatorischen Pflichten des Staates ist vollends gar keine Rede mehr. Die Noth der Armen, der politisch Geknechteten mag noch so groß seyn, die Reichen bekümmern sich nicht um sie und werfen ihnen nur dann, wenn ein Akt der Verzweiflung zu fürchten ist, ein armseliges Bettelbrod hin. Nicht

bloß im alten Rom war es so, auch in unseren vielgepriesenen modernen Culturstaaten ist es vielfach nicht anders; und wie in Rom die politischen Kämpfe in sociale und communistische übergingen, bis endlich Cäsar die Gährung zu seinen Gunsten benützte, so ist in der neuesten Zeit der an die Stelle des Geburtsadels getretenen Geldoligarchie und des täglich sich vergrößernden Fabrikproletariats der sociale Kampf schon so nahe gerückt, daß wie in Rom so auch bei uns die annona d. h. der Kornpreis eine Hauptsorge der Regierungen bildet und eine Theurung eine schwere Katastrophe herbeiführen müßte.

Da Rom nach Eroberung Italiens mit Riesenschritten der Weltherrschaft zueilte, die damalige Welt aber wesentlich in den Uferländern des Mittelmeeres bestand, so gibt der Verfasser im 4. Capitel eine sehr interessante und von großer Gelehrsamkeit zeugende Beschreibung des Mittelmeerbeckens. Nordafrika, Spanien, Südfrankreich, Illyrien, Epirus, Griechenland, Macedonien, Kleinasien, Syrien, Aegypten und die Inseln des Mittelmeeres werden der Reihe nach geschildert und die Höhe der Civilisation, die Zahl der Bevölkerung, die Stärke der Kriegsmacht zu Land und zur See, insbesondere aber die natürlichen und die durch Kunst, Handel und Industrie geschaffenen Hilfsquellen der Länder ausführlich und mit Anführung sehr vieler Citate dem Leser vor Augen gelegt. Der Verfasser bewegt sich, wie man wohl fühlt, so recht in seinem Elemente; wir halten darum dieses Capitel für eines der schönsten und lehrreichsten des ganzen Werkes und anerkennen mit Bewunderung die Eleganz der Sprache bei einer sich durchaus gleich bleibenden Ruhe und Gründlichkeit. Das Schlußwort des Verfassers am Ende dieses Capitels dürfte, so harmlos es auch ausgedrückt ist, doch eine besondere Beachtung verdienen: „Diese kurze Beschreibung der Uferländer des Mittelmeeres, zwei bis drei Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung, läßt den blühenden Zustand der verschiedenen Völker, welche dieselben bewohnten,

hinlänglich durchblicken. Die Erinnerung an solche Größe erweckt den sehr natürlichen Wunsch, es möchte von jetzt an die Eifersucht der Großmächte den Orient nicht länger verhindern, den Staub von zwanzig Jahrhunderten abzuschütteln und für das Leben und die Civilisation neu zu erstehen" (pag. 140). Wir sagen von Herzen Ja und Amen dazu und sind überzeugt, daß wenn Napoleon III. die armselige Krämerpolitik Englands so schach und matt zu legen versteht, daß sie seine schon öfters angeregten orientalischen Plane nicht länger zu durchkreuzen und das türkische Schoßkind zu schützen im Stande ist, die Weltgeschichte ihn unter die größten Männer zählen und sein Haupt mit einem unverwelklichen Lorbeerkranz schmücken wird. Kein Machthaber der civilisirten Menschheit hat aber auch, neben dem Kaiser von Oesterreich, in höherem Grade den Beruf und die Mittel zur Neubelebung des Orients, als der Kaiser des mächtigen und zu großen civilisatorischen Zwecken von der Vorsehung augenscheinlich berufenen Frankreich!

Nachdem der Verfasser sein prächtiges Bild des großen Kriegstheaters gezeichnet, beginnt er diese Kriege selbst zu erzählen: es ist der Riesenkampf mit Karthago und die Kriege mit Spanien, Macedonien und Syrien. Sehr treffend ist die geistvolle Vergleichung des karthagischen und römischen Volkes:

„Eine mächtige Aristokratie regierte in beiden Republiken, aber zu Rom gaben die Adeligen, unaufhörlich mit dem Volke vermischt, das Beispiel des Patriotismus und aller bürgerlichen Tugenden, während in Karthago die ersten Familien, durch den Handel bereichert, durch maßlosen Luxus verweichlicht, eine selbstsüchtige und habgierige Kaste bildeten, die von den übrigen Bürgern getrennt war. Zu Rom war der Ruhm die einzige Triebfeder, der Krieg die wichtigste Beschäftigung, der Kriegsdienst die erste Pflicht; zu Karthago brachte man dem Interesse, dem Handel Alles zum Opfer und die Vertheidigung des Vaterlandes wurde als eine unerträgliche Last den Söldnern überlassen: wenn die Armuth des Schatzes die Bezahlung des Soldes verzögerte, so empörten sich die Sol-

daten Karthago's und brachten den Staat in Gefahr, die Römer ertrugen Entbehrung und Noth ohne Murren aus reiner Liebe zum Vaterland. Die karthagische Religion machte aus der Gottheit eine eifersüchtige und schädliche Macht, die man durch entsetzliche Opfer besänftigen oder durch schändliche Handlungen ehren mußte, daher verdorbene und grausame Sitten. In Rom milderte der gesunde Sinn oder das Interesse der Regierung die Rohheit des Heidenthums und erhielt in der Religion moralische Ideen. Wie groß war vollends der Unterschied in der Politik! Rom hatte allerdings die umliegenden Völker durch Waffengewalt überwältigt, allein es hatte sich sozusagen Verzeihung für seine Siege erkauft, indem es den Besiegten ein größeres Vaterland und einen Antheil an den Rechten der Hauptstadt anbot. Zudem konnte es, da die Bewohner der Halbinsel im Allgemeinen der gleichen Race angehörten (?), leicht dieselben sich assimiliren. Karthago dagegen war fremd geblieben mitten unter den Eingebornen Afrika's, von denen es durch Abstammung, Sprache und Sitten getrennt war. Es hatte seine Herrschaft den Unterthanen und Tributpflichtigen verhaßt gemacht durch den Krämergeist und die Raubgier all seiner Agenten: daher häufige Empörungen, die mit unerhörter Grausamkeit erstickt wurden. Aus Mißtrauen gegen seine Unterthanen mußte es alle Städte seines Gebiets offen lassen, daß keine derselben der Stützpunkt einer Empörung würde. Rom dagegen umgab seine Colonien mit Wällen und die Mauern Placentia's, Spoleto's, Casilinum's, Nola's trugen wesentlich bei, den Siegeslauf Hannibals zu hemmen. Die Stadt des Romulus stand damals in der vollen Jugendkraft, während Karthago bei jenem Grad der Corruption angelangt war, wo die Staaten weder die sie entnervenden Mißbräuche zu ertragen im Stande sind, noch das Heilmittel, das sie erretten könnte. Rom gehörte also die Zukunft. Auf der einen Seite ein Volk von Soldaten, durch die Disciplin, Religion, Sittenreinheit in Schranken gehalten, beseelt von Liebe zum Vaterland und von treuergebenen Alliirten umringt; auf der andern Seite ein Volk von Kaufleuten mit lockern Sitten, ungehorsame Söldlinge und unzufriedene Unterthanen" (pag. 142).

Nach kurzer Darstellung der Kriege gegen die Illyrier und cisalpinischen Gallier geht der Verfasser auf den hoch-

wichtigen zweiten punischen Krieg über, der Rom in seinen Grundfesten erschütterte, aber zugleich die Weisheit der römischen Politik gegen die italischen Völker und Colonien glänzend erprobte; denn trotz der furchtbaren Niederlagen Roms blieben bei weitem die meisten Colonien und Bundesgenossen ihm treu und wiesen die lockendsten Versprechungen Hannibals ab. Die große Persönlichkeit dieses punischen Helden ist fast zu wenig in's Licht gestellt, was freilich in dem Streben des Verfassers, die Kraft und Standhaftigkeit des römischen Senats und die aufopfernde Hingebung aller Stände des Volks in Vordergrund zu stellen, seine Erklärung findet. Die Folgen dieses Krieges für Rom in politischer und administrativer Beziehung sind einläßlich besprochen, namentlich sind die zwei wichtigen Neuerungen hervorgehoben, daß die Consuln, die sich als Heerführer erprobt hatten, das Commando eine ganze Reihe von Jahren behielten, weil der jährliche Wechsel des Oberbefehls sich als sehr schädlich herausgestellt hatte; und daß durch die lange Dauer des Krieges gewissermaßen stehende Heere entstanden waren, denn die nämlichen Legionen hatten zehn Jahre in Spanien zugebracht, andere standen fast ebenso lange in Sicilien. Als nun der Krieg zu Ende ging, sah sich der Senat genöthigt, diesen Veteranen Scipio's für jedes Jahr ihres Dienstes zwei Morgen Land anzuweisen. Es war dieß ein bedeutungsvoller Vorgang, der später von den großen Parteihäuptern zu Gunsten ihrer getreuen Soldaten energisch benützt wurde. Auch erhielt während des Krieges der Ritterstand immer höhere Bedeutung durch die dem Staatsschatz geleisteten Vorschüsse und durch Uebernahme der Lieferungen an die Landarmee und die Flotte; der Senat hatte nicht mehr den Muth, die Ritter wegen Unterschleif zu bestrafen, theils aus Rücksicht auf deren Verdienste theils aus Furcht vor ihrem mächtigen Einfluß. Das Volkstribunat, dieses Palladium der plebejischen Gleichberechtigung, hatte seinen Zweck längst erreicht, „darum hörten die Tribunen auf, ausschließlich den Plebejerstand zu vertreten; sie wurden sogar

eine Stütze der Aristokratie, hatten Zutritt zum Senat, nahmen Theil an der Regierung und benützten ihre Autorität im Interesse der Gerechtigkeit und des Vaterlandes." So gerne wir die Wahrheit dieser Bemerkung des Verfassers zugeben, ebenso sehr sind wir überzeugt, daß die Schattenseite dieser Umwandlung des tribunicischen Amtes schärfer hätte betont werden dürfen; wir werden deßhalb später auf diesen Punkt zurückkommen. — Auch in den Comitien, fährt der Verfasser fort, war eine wichtige Aenderung vor sich gegangen: die Curiatcomitien, aus den patricischen gentes bestehend, die in den ersten Jahrhunderten alle Macht hatten und selbst den Königen das imperium d. h. die volle Herrschergewalt verliehen, waren zu einer reinen Formalität herabgesunken und hatten sich nur noch mit Fragen aus dem Gebiet der Auspicien und der sacra zu beschäftigen. Die Centuriatcomitien hatten zwar noch alle ihre Rechte behalten, allein ihre Eintheilung war verändert und der Tribus-Eintheilung angepaßt worden. Die hohe Wichtigkeit dieser Reform scheint uns nicht gebührend hervorgehoben, da der Verfasser mit fünf Zeilen darüber hinwegeilt. Der Zweck dieser vor dem Beginn des zweiten punischen Krieges jedenfalls schon vollendeten Reform war offenbar ein demokratischer: es galt durch neue Eintheilung der Centurien auf Grundlage der 35 Tribus das in der servianischen Classen- und Centurien-Eintheilung begründete Uebergewicht der Patricier, der Ritter und reichen Plebejer zu beseitigen. Denn nach der servianischen Eintheilung waren es insgesammt 193 Centurien, davon hatte die erste Classe mit Inbegriff der Patricier und Ritter nicht weniger als 98 Centurien, also ebenso viele Stimmen, so daß diese Classe die 4 andern weniger vermöglichen Bürgerclassen vollkommen beherrschte. Nach der neuen Eintheilung auf Grund der 35 Tribus bestand die Gesammtzahl der Centurien aus 350, (die Angaben schwanken zwischen 350 und 373) davon hatte die erste Classe nur 70 Centurien, ihr absolutes Uebergewicht war also gebrochen und den folgenden Classen ein wesentlicher

Einfluß auf die Wahlen und wichtigen Staatsangelegenheiten gesichert. Ferner besaßen nach der servianischen Verfassung die Rittercenturien allein die praerogativa, d. h. die zuerst stimmende Centurie; auch dieses Vorrecht wurde ihnen genommen, indem in Folge der Reform die zuerst stimmende Centurie zwar der ersten Classe verblieb, aber aus sämmtlichen 70 Centurien dieser Classe, nicht mehr aus den 18 Ritter-Centurien allein ausgeloost wurde. Wie wichtig diese Aenderung war, ergibt sich einerseits aus dem bekannten Glauben der Römer an alles Ominöse, andererseits aus vielen Stellen der Classiker, die theils direkt theils indirekt bezeugen, daß die zuerst stimmende Centurie alle andern nach sich zog.

Das eigentlich demokratische Element des römischen Staates lag in den Tributcomitien, in welchen ohne Rücksicht auf Vermögen und Geburt jeder Bürger gleiches Stimmrecht besaß. Diese — anfangs ohne alle politische Bedeutung — eigneten sich, je mehr der plebejische Stand an Macht und Recht wuchs, desto mehr Einfluß und politische Gewalt an und wurden der förmliche Kampfplatz der emporstrebenden Demokratie und die Schule der für Rom so verderblichen Demagogie. So hatte sich bei allem Anschein von Unbeweglichkeit der römischen Institutionen doch Alles wesentlich geändert und mit Recht bemerkt der Verfasser am Schluß dieses Abschnitts: „Dieser Schein von Unbeweglichkeit in Mitte einer im Fortschritt begriffenen Gesellschaft war ein Vortheil der römischen Sitten. Als gewissenhafte Beobachter der Ueberlieferung und der alten Gewohnheiten schienen die Römer nur das abzuschaffen, was sie ersetzten; sie übertrugen die alten Formen auf die neuen Principien und führten so Neuerungen ein ohne Erschütterung und ohne den Zauber der durch die Zeit geheiligten Institutionen zu schwächen."

Nach dieser Hinweisung auf die im Innern der Republik vorgegangenen Aenderungen und Fortschritte nimmt der Verfasser den unterbrochenen Faden der Kriegsgeschichte wieder auf. Der Krieg mit Philipp III. von Macedonien ist kurz

dargestellt, um so ausführlicher dagegen der Eindruck geschildert, den die „uneigennützige“ Freigebung der dem besiegten König entrissenen griechischen Städte, Völker und Inseln auf das bei den isthmischen Spielen versammelte Griechenvolk machte. Der Verfasser nahm beide Capitel des Livius (33, 32 und 33) in eleganter Uebersetzung in seinen Text auf — gewiß nicht ohne Absicht. Sollten etwa die Worte, die Livius den freudetrunkenen Griechen in den Mund legt: „es existire also ein Volk auf der Erde, das auf eigene Kosten, mit eigener Müh' und Gefahr Krieg führe zur Befreiung von Völkern, die sogar von seinen Grenzen und seinem Continente entfernt sind, das Meere übersetze, damit auf der ganzen Welt nicht eine einzige ungerechte Herrschaft bestehe!“ — an die Uneigennützigkeit Frankreichs erinnern, die im Jahre 1859 so laut proklamirt wurde? Allein wie diese französische Selbstverleugnung bald in einem andern Lichte erschien, als Savoyen und Nizza an das Kaiserreich „zurückfielen“ und das „freie“ Italien als ein an Händen und Füßen gebundener Vasall Frankreichs vor der Welt dastand, ebenso war auch die Uneigennützigkeit des römischen Senats von sehr kurzer Dauer. Nach dem Grundsatz: divide et impera! hat Rom diese griechischen Staaten und Völklein von Macedonien losgerissen und selbstständig gemacht, aber nur um sie alle einzeln durch die von Rom begünstigte römische Partei zu leiten und jede patriotische Regung im Keim zu ersticken.

An die Bezwingung des Macedoniers reihte sich nach kurzer Unterbrechung der Krieg gegen die einzige noch vorhandene Großmacht, die Rom das Gleichgewicht halten konnte: es war das große Seleucidenreich unter Antiochus III. Dieser Monarch hatte den größten Theil von Alexanders Erbe in Besitz, aber vom Genie Alexanders besaß er nur wenig; daher es den erprobten römischen Feldherrn und Veteranen leicht war, diesen Krieg rasch zu beendigen und den König zur Annahme der härtesten Friedensbedingungen zu zwingen. Da Rom in dieser Periode noch keine überseeischen Provinzen

machen wollte, so belohnte es seine treuen Alliirten, den König von Pergamum und die Republik Rhodus mit großem Landzuwachs aus den eroberten Gebieten. Kaum war dieser Krieg beendigt, so wurde Rom durch die Gallier und Ligurier in Oberitalien lebhaft beunruhigt, allein der Senat handelte rasch und ergriff im J. 574 der Stadt das grausame Mittel der Deportation: 47,000 Ligurier wurden nach Samnium verpflanzt und im J. 581 wurden andere Ligurier in das Land jenseits des Po übersiedelt. Jedes Jahr rückten die nördlichen Grenzen der Republik weiter hinauf und Heerstraßen und Colonien sicherten den Marsch der römischen Heere. Rom nahm das während des zweiten punischen Kriegs unterbrochene System der Sicherung seiner Macht in Italien durch Colonien und Heerstraßen sofort wieder auf und der Verfasser gibt uns pag. 178 ein sorgfältiges Verzeichniß der zwischen 488 und 608 der Stadt gegründeten römischen und latinischen Colonien, es sind nicht weniger als 21 römische und 11 latinische, von denen viele heute noch als blühende Städte fortleben.

Nun erzählt der Verfasser den letzten Krieg Roms zur Erlangung der Weltherrschaft, es ist der Krieg gegen Perseus von Macedonien. Die Macht dieses Königs, aber auch die schweren Fehler, die er als Feldherr und als Staatsmann beging, sind gebührend hervorgehoben, doch scheint uns das Motiv seines Krieges mit Rom zu einseitig römisch aufgefaßt. Das gerechte Verlangen des Perseus, die ihn auf allen Seiten, im Süden, Westen und Osten beengende und mit Verräthern und Spionen umgebende römische Obergewalt zu brechen, findet ebensowenig ein Wort der Anerkennung, als die grausame Anwendung des römischen Grundsatzes: divide et impera! auf Macedonien nach der Schlacht bei Pydna, indem das seit Jahrhunderten Ein Reich bildende Macedonien in vier politisch vollständig getrennte und alles gegenseitigen Verkehrs gänzlich beraubte Distrikte zerschlagen wurde, dem Verfasser ein Wort des Tadels entlockt; im Gegentheil führt

er, als wäre er vollständig damit einverstanden, die das Verfahren des Senats über die Maßen lobenden Worte des Livius (45, 18) vollständig an. Auch das Verfahren Roms gegen Epirus, dessen sämmtliche Einwohner theils getödtet theils als Sklaven verkauft wurden, und gegen den achäischen Bund, welcher Tausend seiner angesehensten Bürger als Geißeln nach Rom schicken mußte, wo die meisten in langer Gefangenschaft starben, findet kein Wort des Tadels, und doch waren es furchtbare Gewaltthaten. — Während nun offenbar schon hier eine wesentliche Veränderung der römischen Politik nach außen sich zeigte, datirt der Verfasser den traurigen Umschwung derselben erst aus der Periode zwischen dem Krieg gegen Perseus und dem dritten Krieg mit Karthago. Der schönen und geistvollen Darstellung dieses Umschwungs können wir übrigens unsern Beifall nicht versagen. Woher kommt dieser Umschwung? fragt der Verfasser und antwortet: „daher daß ein übermäßiges Glück die Nationen nicht weniger verblendet als Könige.“ (Hat der Neffe hier auch an seinen Onkel gedacht?) „Als die Römer auf den Gedanken kamen, Nichts könne ihnen mehr widerstehen, weil ihnen bisher Nichts widerstanden hatte, so hielten sie sich Alles erlaubt. Sie führten nicht mehr Krieg zum Schutz ihrer Alliirten, zur Vertheidigung ihrer Grenzen oder zur Sprengung der Coalitionen, sondern zur Vernichtung der Schwachen und zur Plünderung der Nationen . . . Vergebens suchte der Senat den großen Ueberlieferungen der Vorzeit zu folgen, er war nicht mehr stark genug, den individuellen Ehrgeiz zu zügeln; und dieselben Institutionen, welche früher die Tugenden aufblühen ließen, schützten von jetzt an die Laster des groß gewordenen Rom“ (pag. 186).

Nun tritt der Verfasser, vorsichtig zwar aber wohl verständlich, mit seinem Hauptgedanken hervor: „Das Heilmittel gegen dieses Ueberfluthen ungeregelter Leidenschaften wäre gewesen, einerseits die Eroberungslust zu mäßigen, andererseits die Zahl der Candidaten für die Macht dadurch zu

mindern, daß man ihr längere Daner gab. Allein damals fühlte das Volk allein, von seinem Instinkt geleitet, das Bedürfniß die Fehler der Verfassung zu verbessern, indem es den Männern seines Vertrauens die Auktorität erhielt. So wollte es den Scipio Afrikanus zum lebenslänglichen Diktator ernennen, während die angeblichen Reformatoren Porcius Cato, als Sklaven der alten Gewohnheiten und in dem Geist eines übertriebenen Rigorismus, Gesetze geben ließen, um demselben Mann zu verbieten, zweimal sich ums Consulat zu bewerben, und um das Alter, das zur Bewerbung um dieses Amt befähigte, weiter hinauszurücken" (pag. 188). Cato Censorius ist unseres Erachtens durchaus nicht in seinem wahren Werthe geschildert, indem der Verfasser fast nur Beispiele seiner übertriebenen Strenge anführt, davon aber schweigt, daß Cato Jahrhunderte lang als Muster eines großen und gegen sich wie gegen seine Mitbürger strengen Patrioten gefeiert wurde. In Perioden rasch überhand nehmenden Luxus durch schnell angewachsenen Reichthum ist es immer eine undankbare Aufgabe, sich dem Verderbniß entgegenzustemmen und die guten Sitten der Väter zu wahren; und wer solche Aufgabe übernimmt, weiß selbst am besten, daß er allein den Strom nicht aufzuhalten vermag; darum hat man aber nicht das Recht solche Männer zu verhöhnen, wie namentlich Mommsen gethan, sondern muß die Charakterfestigkeit bewundern und ihrem Streben, wenigstens so viel zu retten als möglich, Gerechtigkeit zollen. Daß die Einmischung des großen Censors in die „Toilette und den Luxus der römischen Damen" allerdings nicht sehr galant aber nicht ohne Grund war, zeigt schon ein flüchtiger Blick in Böttigers „Sabina" und Bekkers „Gallus", von Juvenal gar nicht zu reden. Und da die griechischen Schmarotzer in Rom hinter ihrer vielgerühmten Gelehrsamkeit einen totalen Mangel an Patriotismus und sittlicher Würde verbargen, wie konnten sie den ernsten, durch die harte Schule des Lebens gebildeten Altrömern großen Respekt einflößen? Die goldene Jugend dagegen fühlte sich

von der Feinheit der griechischen Sprache und Literatur sehr angezogen und wetteiferte im Besuch der drei bekannten Philosophen, welche Athen als Gesandte nach Rom geschickt hatte. Wenn nun Cato die Heimsendung dieser drei philosophischen Diplomaten beschleunigte, so handelte er jedenfalls seinen Principien gemäß. Auch ist es nicht richtig, daß Cato allein, wie der Verfasser andeutet, den Senat in die grausame Politik nach außen hineinriß: schon das Verfahren des Senats gegen die Ligurier, gegen Macedonien, Epirus und den achäischen Bund, zu einer Zeit da Cato noch ein junger Mann war, beweist eine große Härte und Unerbittlichkeit gegen die feindlichen Völker. Cato selbst war als Proprätor in Spanien nichts weniger als grausam, vielmehr zeigte er sich streng gegen die Römer und gerecht gegen die Spanier. Was Karthago betrifft, so hatte der Senat schon lange vor Cato dieser Stadt den Untergang geschworen, denn der auf Roms Gunst pochende Massinissa von Numidien durfte sich alle Frechheiten gegen die Nachbarrepublik erlauben, während diese ohne Einwilligung Roms keinen Krieg beginnen und keine Mißhandlung mit Waffengewalt abwehren durfte. Es war dieß ein unbeschreiblich qualvoller Zustand für einen früher so mächtigen Staat. Auch ohne Cato's berühmt gewordenes ceterum censeo mußte es zur Katastrophe kommen, welche übrigens Cato nicht mehr erlebte. Dieser dritte punische Krieg ist von dem Verfasser schön und lebhaft geschildert. Sehr zu beachten sind die Worte, die er seinem Bericht von der Empörung des von Demagogen aufgewühlten karthagischen Volks gegen den Senat, der sich der Entscheidung Roms unterwerfen wollte, beifügt: „Unglückselige Empörung! denn in Augenblicken einer äußeren Krisis richtet jede Bewegung des Volkes die Staaten zu Grunde, wie in Gegenwart des den vaterländischen Boden überströmenden Feindes jede politische Aenderung unheilvoll ist.“ Wir stimmen vollständig bei und wünschen von Herzen, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten möchten sich diese Worte tief einprägen, daß

sie nicht die unvermeidliche Entscheidung der deutschen Hauptfragen auf den Einbruch der Feinde verschieben!

Nach Vernichtung Karthago's schritt Rom unaufhaltsam auf der abschüssigen Bahn vorwärts: es genügte ihm nicht mehr, die Feinde zu demüthigen und zum Frieden zu zwingen; die gänzliche politische Vernichtung der Staaten rings um das Mittelmeerbecken war nun das Ziel. Das römische Reich hatte jetzt neun große und mächtige Provinzen, die von gewesenen Consuln und Prätoren mit unumschränkter Gewalt regiert wurden. Dadurch wurden diese höchsten Magistraturen ein Gegenstand des lebhaftesten Ehrgeizes; durch glänzende Festspiele suchten sich die Aedilen dem Volk zu empfehlen und dadurch ihre Erhebung zu sichern. Diese Spiele und Volksspenden erforderten aber einen kolossalen Reichthum: also waren nur die reichsten Bürger zur Candidatur um die höchsten Aemter befähigt und sie betrachteten dieselben und die damit verbundenen Statthalterschaften als eine förmliche Domäne ihres bevorzugten Amtes. Trotz aller Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz war also wieder eine große Ungleichheit entstanden. Die Nobilität, in welcher Plebejer und Patricier brüderlich zusammenwirkten, wie in gewissen modernen Staaten der historische Adel und die emporgekommenen Baumwollen- und Eisenbahnlords, beherrschten die Wahlen, die Aemter, den Senat und die Quelle des Reichthums — die Provinzen, und versperrten den verdienstvollsten „homines novi" den Zugang zu ihrer Machtstellung. Die großen Kämpfe des Volks gegen das Patriciat hatten aufgehört im betäubenden Lärm der gewaltigen Kriege und der glanzvollen Triumphe; und jetzt da Rom die Weltherrschaft erlangt hat, ist dieses siegreiche Volk selbst an den Siegeswagen der übermächtigen Großen gespannt und um die Frucht seiner Siege betrogen. Mit Recht schließt daher der Verfasser dieses ereignißreichste Capitel seines Werks mit folgenden Worten: „Das Mittelmeer ist ein römischer See geworden. Die Republik sucht vergebens ringsum nach einem ihrer Waffen würdigen Gegner.

Allein wenn von außen keine ernstliche Gefahr sie zu bedrohen scheint, so gibt es im Innern unbefriedigte große Interessen und unzufriedene Völker" (pag. 200).

Das sechste Capitel beginnt der Verfasser mit einem geistvollen Rückblick auf die römischen Tugenden der früheren Jahrhunderte, in welchen die gegenseitige Achtung der Stände blutige Conflikte fernhielt. „Aber von den ersten Jahren des 7. Jahrh. an bekamen die Dinge eine andere Gestalt und man sah bei jedem Vorschlag einer Reform, bei jedem Verlangen nach der Gewalt nur Aufstände, Bürgerkriege, Metzeleien und Proscriptionen." Nun beginnt der Verfasser eine — möchte man sagen — grau in grau gemalte Schilderung des römischen Sittenzerfalls, die aber leider nicht unwahr genannt werden kann. Was der alte Cato vorausgesehen, ist eben doch sehr schnell in Erfüllung gegangen: die nach Rom strömenden Griechen hatten, wie der Verfasser nun selbst scharf betont, alle ihre Sittenverderbniß und ihre Verachtung der alten Institutionen dahin mitgebracht und verbreitet. „Der Einfluß Griechenlands auf Rom war dem ähnlich, welchen das an Bildung überlegene aber moralisch verdorbene Italien im 15. und 16. Jahrhundert auf die Franzosen ausübte." Die Verführung des Lasters, fährt der Verfasser fort, ist unwiderstehlich, wenn es sich in Gestalt von Eleganz, Geist und Wissen darstellt. Wie in allen Uebergangsperioden hatten sich die moralischen Bande gelockert, der Geschmack an dem Luxus und die zügellose Liebe des Goldes hatte alle Classen ergriffen (pag. 203). Dieß beweist der Verfasser durch den Ausspruch des von Rom scheidenden Numidierkönigs Jugurtha: o die käufliche Stadt, bald würde sie untergehen, fände sie einen Käufer! Die Gründe dieser traurigen Verkommenheit werden nun im Ganzen richtig, wenn auch nicht erschöpfend aufgezählt; es waren folgende: die Abnahme der Landbevölkerung durch das Zusammenströmen in große Städte, namentlich nach Rom; das Verschwinden der Kleinbauern, dieser Kernsoldaten der römischen Heldenzeit; das maßlose Anwachsen des Grund-

besitzes in der Hand der wenigen Reichen — latifundia Italiam perdiderunt! — die Verdrängung der freien Feldarbeiter durch wohlfeilere Sklaven in Italien und Sizilien; das Ueberhandnehmen des Weidelandes und dadurch bewirkter Mangel an Brodfrüchten; die fortgesetzte Vorenthaltung des römischen Bürgerrechts gegen die italischen Bundesgenossen und ihre brutale Behandlung von Seite der römischen Machthaber; die rechtlich unsichere und entehrende Stellung der zahlreichen Freigelassenen, die Roms Proletariat noch vermehrten; der große Einfluß dieses täglich anwachsenden Stadtproletariats auf die Wahlen und in Folge davon fast regelmäßiger Wahlsieg der Reichen ohne alle Rücksicht auf Verdienst oder Befähigung; bei den Reichen selbst aber entstand durch die Gewißheit ihrer Wahl Gleichgiltigkeit gegen alle strenge Erziehung und wissenschaftliche, kriegerische und staatsmännische Bildung. Es war wirklich so wie der Verfasser sagt: „Es gab damals in Rom eine Aristokratie ohne Adel und eine Demokratie ohne Volk!" (pag. 207.)

Daß es aber so weit gekommen, darf der Nobilität nicht allein zur Last gelegt werden: die Volkstribunen, diese legitimsten Vertreter der demokratischen Interessen im edelsten Sinn, haben — was der Verfasser nicht genug geltend macht — durch strafbare Vernachläßigung ihrer Pflicht einen großen Theil der Schuld auf sich geladen. Es ging in Rom wie in anderen Staaten: die reich gewordenen Plebejer, aus denen die Volkstribunen gewählt wurden, bekümmerten sich wenig um die Noth ihrer Standesgenossen, sie wurden vielmehr, wie der Verfasser pag. 169 bemerkte, eine Stütze der Aristokratie. Weit entfernt, das licinische Ackergesetz zu erneuern und die adeligen Besitzer des Staatsackers zur Herausgabe des ungerechten Besitzes zu zwingen, um die verarmten Bürger wieder zu Kleinbauern zu machen, waren die gesetzlichen Vertreter der Plebs nur darauf bedacht, durch Begünstigung der Nobilität sich selbst den Eintritt in den Senat und den Weg zu den höchsten Aemtern

zu bahnen. Diejenigen Tribunen, welche sich endlich der armen Bürger annahmen, waren gerade solche Männer, in deren Adern das reinste Adelsblut floß: es sind die Gracchen, die Söhne der edeln Cornelia, die Enkel des großen Afrikanus, den das Volk zum lebenslänglichen Diktator hatte ernennen wollen!

Die Forderungen des Tiberius werden vom Verfasser mit Recht als gemäßigte bezeichnet, sie fanden aber dennoch bei der angegriffenen Nobilität den heftigsten Widerstand und es gelang ihr sogar, zum schlagenden Beweis, wie wenig die reichen Plebejer sich um die Pflichten des Volkstribunates bekümmerten, einen Collegen des Tiberius, den Octavius Caecina, in ihr Interesse zu ziehen, so daß er durch sein beharrliches Veto alle Beschlußfassung verhinderte. Daher entschloß sich Tiberius zu dem äußersten Mittel, zur Absetzung seines pflichtvergessenen Collegen. Das Ackergesetz wurde nun zwar durchgebracht, aber der Widerstand war nicht gebrochen; denn als sich Tiberius auch für das folgende Jahr zum Volkstribunen wählen lassen wollte und damit eine zweite gesetzwidrige Handlung beging, griffen die Senatoren und Ritter ihn an und erschlugen ihn mit 300 der Seinigen. Ganz schön bemerkt der Verfasser: „Tiberius wollte nur eine Reform und ohne es zu wissen, hatte er eine Revolution begonnen. Um sie aber durchzuführen, fehlten ihm die nöthigen Eigenschaften. Eine seltsame Mischung von Sanftmuth und Kühnheit, entfesselte er den Sturm und wagte nicht den Blitz zu schleudern“ (pag. 211). — Der Mann war unterlegen, aber die Sache blieb aufrecht; der Senat wurde durch die drohende Haltung des Volkes gezwungen, den erschlagenen Tiberius in der Ackervertheilungs-Commission durch Publius Crassus zu ersetzen. Die Ackervertheilung war aber eine sehr schwierige Sache, was der Verfasser nur vorübergehend andeutet, während dieser Punkt sicherlich die höchste Beachtung verdient, indem gerade die ungeheure Schwierigkeit des Ackergesetzes die edelsten und für das

Staatswohl begeisterten Männer wie den jüngern Afrikanus und seinen gelehrten Freund Lälius mit Abscheu gegen diese Maßregel erfüllte als die unfehlbare Veranlassung des Bürgerkriegs. Natürlich benützten die Reichen, vom siegreichen Senat unterstützt, diesen Umstand energisch, um die Ausführung des Ackergesetzes zu hindern; und sogar die italischen Bundesgenossen kamen ihnen hierin zu Hilfe, denn da Tiberius die Landanweisung nur auf die römischen Bürger bezog, so lag es im Interesse der Bundesgenossen dieß zu verhindern, um nach Erlangung des römischen Bürgerrechts die Wohlthat der Ackervertheilung mitgenießen zu können.

Zehn Jahre nach Tiberius betrat sein an Muth, Redekraft und staatsmännischer Genialität noch ausgezeichneterer Bruder Cajus als Vorkämpfer des Volks und als Rächer seines erschlagenen Bruders die tribunicische Laufbahn; die Furcht und der Haß der Reichen konnte seine glanzvolle Wahl nicht verhindern. So gerne wir nun anerkennen, daß der Verfasser die großartige Thätigkeit dieses Tribunen ausführlich besprochen, seine vielen Gesetze aufgezählt und (mit Ausnahme des richterlichen) treffend erklärt hat, können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß weder das Grundprincip noch die leitenden und originellen Ideen dieses außerordentlichen Mannes gebührend betont sind. Da der Verfasser in seiner Einleitung gerade die Fruchtbarkeit der Ideen eines Staatsmannes als das eigentliche Kriterium seiner Größe dargestellt hat, so hätte dieser Maßstab auf des Cajus Gracchus wirklich originelle politischen Conceptionen angewandt werden sollen; seine Gesetze würden dann nicht so, wie es wirklich der Fall ist, locker und gruppenweise und des einigenden Bandes ermangelnd dargestellt seyn. Da der uns zugemessene Raum nicht erlaubt, uns in eine ausführliche Entwicklung einzulassen, so beschränken wir uns auf eine kurze Andeutung der Ideen des größten und edelsten Demokraten der römischen Geschichte; es wird sich dann zeigen, daß die Ideen des Cäsar nicht neu, sondern ein von Cajus

Gracchus erhaltenes Erbgut der demokratischen Partei überhaupt waren. — Was zunächst den Unterschied zwischen beiden Brüdern betrifft, so dürfte er mit folgenden Worten richtig bezeichnet seyn: Tiberius hat keine andere Absicht als dem verarmten und sittlich verkommenen Volke zu helfen, aber er benützt revolutionäre Mittel, dadurch gibt er seinen Feinden einen erwünschten Anlaß, ihn als Feind der Verfassung anzugreifen und zu vernichten. Cajus aber will die allmächtige Nobilität stürzen und dieß ist das Grundprincip aller seiner Gesetze, aber er benützt bloß die von der Verfassung erlaubten Mittel und Waffen, daher die Nobilität ihn so lange er im Amt war, nicht direkt zu bekämpfen wagte. Auf den Sturz der Nobilität, die im Senat ihre Burg hatte, sind folgende Gesetze direkt berechnet: das Verbot, die Consuln durch Senatbeschluß mit außerordentlicher, wesentlich diktatorischer Macht auszustatten; das Verbot des bisherigen Gebrauchs, den Consuln erst nach der Wahl die Provinzen anzuweisen, der Senat mußte von jetzt an vor der Wahl — also ohne Rücksicht auf die etwa gewählten — die Provinzen der nächsten Consuln bestimmen; die Lostrennung des mächtigen Ritterstandes von den Interessen der Nobilität, daher übertrug ihnen Cajus die dem Senat abgenommenen Richterstellen und verlieh ihnen wesentliche finanziellen Vortheile. Dieser Plan gelang dem genialen Tribunen so gut, daß in der langen Periode von 122 bis 63 vor Christus die Ritter die heftigsten Gegner des Senats waren; erst dem Consul Cicero gelang es, sie wieder mit dem Senat auszusöhnen. Sollte aber die Nobilität für alle Zukunft ihre Allmacht verlieren, so mußte das bisher geknechtete Volk in jeder Beziehung gehoben und durch die Ausdehnung des Bürgerrechts auf sämmtliche Italioten bedeutend verstärkt werden, dahin zielen folgende Gesetze des Cajus: an das Volk wird um einen ermäßigten Preis aus den vom Staat anzulegenden Magazinen das nöthige Quantum Getreide abgegeben; die unterbrochene Landanweisung an die armen Bürger wird wieder aufgenommen

und daher das Ackergesetz seines Bruders erneuert; kein römischer Beamter darf einen Bürger körperlich züchtigen oder gar eigenmächtig hinrichten lassen, wer dieses thut, wird mit Verbannung bestraft; die zuerst stimmende Centurie (die praerogativa) wird nicht mehr bloß aus der ersten, sondern aus allen Classen durch's Loos bestimmt (dieser Antrag ging übrigens nicht durch); die Kosten der militärischen Ausrüstung der Bürger werden aus dem Staatsschatz bezahlt und nicht mehr wie bisher vom Sold abgezogen; die Dauer der Dienstzeit wird abgekürzt und vor dem 17. Jahr darf Niemand ausgehoben werden; das unterbrochene Colonialsystem, dieses treffliche Mittel der Altrömer zur Romanisirung Italiens, wird wieder aufgenommen und neue Colonien gegründet in Unter- und Oberitalien; aber auch in die Provinzen soll sich die römische Civität und mit ihr die römische Cultur verbreiten, daher beantragte Cajus die Colonie Narbo Martius in Südfrankreich und Karthago in Afrika, ein wahrhaft genialer Gedanke, der später glänzende Früchte trug! Ferner beantragte der unermüdliche Tribun, um eine Menge unbeschäftigter Menschen im Interesse des Staats zu verwenden, großartige Straßenbauten durch ganz Italien zur Förderung des Verkehrs und des Handels und — was schwerlich in Zweifel zu ziehen ist — um in diesen kräftigen, ihm mit Begeisterung anhänglichen Arbeitern eine stets schlagfertige Armee seinen Feinden gegenüberstellen zu können. Die letzte, aber zugleich verhängnißvollste Forderung war die Verleihung des römischen Bürgerrechts an sämmtliche Italioten, um sie endlich für ihre zahllosen Verdienste um die Republik zu belohnen. Verhängnißvoll war dieß so gerechte Gesetz deßwegen, weil während der Abwesenheit des Cajus in Afrika, um die Colonie Karthago zu gründen, seine mächtigen Feinde in Rom, an deren Spitze wieder ein pflichtvergessener Tribun steht, M. Livius Drusus, den Neid der Altbürger gegen die beantragte große Ausdehnung des Bürgerrechts über ganz Italien heftig zu steigern wußten, so daß

der große Tribun, als er sich auch für 121 v. Chr. — also zum dritten Mal — wählen lassen wollte, bei dem undankbaren Volk eine Niederlage erlitt und nun als Privatmann seinen wüthenden Feinden gegenüberstand. Da Cajus dennoch den Muth hatte, die vom Senat beantragte Aufhebung der Colonie Karthago mit einer Schaar von Getreuen zu bekämpfen, so kam es zu blutigem Gemetzel, in welchem Cajus mit 3000 seiner Anhänger den Tod fand. Der Senat und die Nobilität hatte wieder, zwar mit Strömen von Blut, aber entscheidend gesiegt und die Ackergesetze und die Emancipation Italiens hörten längere Zeit auf, den Senat zu belästigen; aber von wirklichem Frieden und Beruhigung der Gemüther war keine Rede, denn, bemerkt der Verfasser sehr treffend, „wenn in Mitte eines allgemeinen Wohlstandes gefährliche Utopien auftauchen ohne Wurzeln im Lande, so genügt die einfachste Anwendung der Kraft sie zu beseitigen; wenn dagegen eine von reellen und dringenden Bedürfnissen tief aufgeregte Gesellschaft Reformen verlangt, so ist der Erfolg der gewaltsamsten Dämpfung nur momentan: die unterdrückten Ideen erscheinen immer wieder aufs neue und wie an der Hydra der Fabel wachsen für einen abgeschlagenen Kopf hundert andere nach" (pag. 220).

Wie bei der Leichenfeier vornehmer Römer fechtende Sklaven sich hinwürgen mußten, um die Manen des Todten zu sühnen, so wurden zur Sühnung der edeln gracchischen Brüder ganze Berge von Leichen aufgethürmt und zwar nicht verachteter Sklaven, sondern vornehmer Römer, der Beherrscher der Welt. Der grausenerregenden Geschichte der Republik vom Untergang der Gracchen bis zum Tode Sullas*)

*) Sulla heißt vollständig nicht *Publius* Cornelius Sulla, wie der Verfasser p. 224 schreibt, sondern *Lucius* Cornel. Sulla. Ebenso ist der Name des Prätors, der die latinische Colonie Fregellä zerstörte (p. 213), nicht Marcus Opimius, sondern *Lucius* Opimius.

ist der letzte Abschnitt des ersten Buches gewidmet: der Krieg mit Jugurtha, in welchem sich die Nobilität mit unauslöschlicher Schmach bedeckte; die derbe und unerschütterliche Soldatennatur des Marius und sein Feldherrngenie, aber auch sein wüthender Haß gegen die Nobilität; die furchtbaren Greuel des endlich in hellen Flammen auflodernden Bundesgenossenkriegs, der die schönsten Gefilde Italiens in Wüsten verwandelte; der gleichzeitige höchst gefährliche, mit unbeschreiblicher Wuth und Grausamkeit geführte Sklavenkrieg; die mit der Ermordung von 80,000 in Kleinasien lebenden Römern verbundene Erhebung des pontischen Königs Mithridates, welcher die große innere Bedrängniß der Republik zur Gründung eines östlichen Weltreichs benützen wollte; die rasche und vom Glück auffallend begünstigte Bezwingung dieses asiatischen Despoten durch Sulla; das grausame Wüthen des alten Marius und seines demokratischen Anhangs gegen die durch Sulla's Abwesenheit führerlos gewordene Nobilität; die schreckliche Rache Sulla's nach seiner Rückkehr, die unbarmherzige Vernichtung der demokratischen Partei durch Sulla's Proscriptionen und wohldurchdachte Gesetzgebung. All diese furchtbaren Ereignisse sind von dem Verfasser lebhaft und wahr und nicht selten wirklich ergreifend geschildert und wir stimmen ihm vollkommen bei, wenn er am Schluß dieses Abschnitts über Sulla's blutige Restauration sich also ausspricht:

„Die Täuschung des Diktators bestand darin zu glauben, daß ein durch Gewalt auf egoistische Interessen gegründetes System ihn werde überleben können. Es ist leichter die Gesetze zu ändern als den Lauf der Ideen zu hemmen... Die Großen besaßen wieder die Macht, aber ohne moralisches Ansehen; sein Anhang war bereichert, aber zitterte für seinen Reichthum; die zahlreichen Opfer der Tyrannei lagen zu Boden, aber knirschend unter dem Druck; Rom endlich war gewarnt, daß es von nun an vertheidigungslos sei gegen die Kühnheit eines glücklichen Soldaten" (pag. 244 u. 247). Um Rom und Italien und das römische Weltreich zu retten,

bedurfte es eines Mannes, „der mit der Seelengröße einiger Tribunen und ihrer Liebe zum Volke das militärische Genie der großen Feldherrn und das tiefe Gefühl des Diktators für die Ordnung und Regierung verband. Der einer so erhabenen Mission gewachsene Mann lebte schon, das durchdringende Auge Sulla's hatte ihn erkannt: es war Cäsar!"

LII.

Aphorismen über die social-politische Bewegung.

(Zu den „Zeitläufen".)

I. Die Trennung des „vierten Standes" von der Bourgeoisie und ihrem Liberalismus.

Als wir vor einem Jahre in diesen Blättern daran gingen, den beginnenden Kampf zwischen den Massen der fabricirenden Arbeiter und dem industriellen Capital zu schildern: da mochte das Phänomen noch Vielen wie ein leichtes Wölklein erscheinen, das gefahrlos wieder verdunsten oder sich gar in den befruchtenden allgemeinen Landregen Schulze'scher Sparvereine auflösen werde. Wie ganz anders sieht die Sache sich heute an! Unter dem massenhaft aufgeworfenen Staube diplomatischer und politischer Fragen hat sich ruhig und ungestört eine Bewegung consolidirt, welche ohne Zweifel binnen Kurzem die Parlamente und Kammern aller Industrie-Staaten der Welt, seien sie groß oder klein, ausschließlich beschäftigen und beherrschen wird. Ehe man nur eine eigentliche Agitation bemerkte, standen die unabsehbaren Arbeiter-

Bataillone nicht nur in England, Belgien und Italien, sondern auch in Frankreich und Deutschland in Reih und Glied geordnet da, ausgerüstet mit fertigen Systemen ihrer Politik, deren einfache und klare Sätze jeder Arbeiter auswendig weiß, und entschlossen das Ziel ihrer Politik zu erreichen um jeden Preis. Wenn das bekannte Wort: „wir tanzen auf einem Vulkan", jemals wahr gewesen, so ist es jetzt in den industriellen Staaten Europa's wahr.

Seitdem, wie auf ein gegebenes Signal und im Verlauf weniger Monate, nicht bloß mehr in England, Belgien und Italien, sondern selbst unter dem eisernen Polizei-Regiment des französischen Imperators und in den bureaukratischen Musterstaaten des deutschen Bundes die Praxis der Strike's sich eingebürgert hat, d. h. die verabredeten Einstellungen der Arbeit, um von den Arbeitgebern höhere Lohnsätze zu erzwingen: seitdem fällt es Niemanden mehr ein, die Gefahr der Bewegung zu läugnen. Es war wie wenn eine plötzlich einreißende Epidemie über Europa hinbrauste, und insbesondere über Frankreich, wo Ein Gewerk nach dem andern bis zu den Portiers herab zu feiern begann, und zum Ueberfluß noch in der einzigen Stadt Lyon nicht weniger als 64,000 Seelen im tiefsten Elende schmachteten, weil sie zwar arbeiten wollten, aber keine Arbeit bekommen konnten. Es ist glaubhaft berichtet worden, daß diese socialen Erscheinungen dem Imperator viel mehr Unruhe und Besorgniß bereiteten als selbst die Lage der Dinge in Mexiko, und daß seine Gemahlin auf ihrem Regenten-Sitz zu zittern begann.

Aber man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß mit diesen Arbeits-Einstellungen die eigentliche Bewegung schon in Fluß gekommen oder gar abgethan sei. Keineswegs. Die Strike's gehören nicht einmal zum Wesen der letzteren, sie gehören nicht zum System. Die Arbeitseinstellungen sollen nur ein augenblickliches Bedürfniß befriedigen, das System hingegen soll einen dauernden Zustand begründen, in welchem es der Strike's nicht mehr bedürfen wird. Mit andern

Worten: die sociale Frage, vor deren Krisen wir stehen, ist einerseits die Ernährungsfrage des armen arbeitenden Volks, eine „Magenfrage", wie der verstorbene Lassalle sich ausdrückte; sie ist aber andererseits die größte politische Frage unserer Tage, die nicht mehr und nicht minder erzweckt als die Realisirung eines ganz neuen Staatsbegriffs und den Neubau der Gesellschaft auf einer völlig veränderten Basis der Volksarbeit. Mit diesem großen Ziele der Zukunft haben die Strike's gar nichts zu schaffen.

In der vorliegenden Abhandlung soll nun die Bewegung weniger von ihrer Seite als Ernährungsfrage — das ist ohnehin schon genug geschehen und gewöhnlich der Fall — aufgefaßt werden, sondern vielmehr von ihrer hochpolitischen Seite. Die Abhandlung soll eben deßhalb in der Gestalt zwangsloser Aphorismen fortgesetzt werden. Denn die Bewegung ist eben erst im Fluß und ihr System, wenn es auch in sich fertig dasteht, ist doch auch in fortschreitender Abklärung begriffen. Andererseits steht das neue System mit der Gesammtheit der bisherigen socialen und politischen Entwicklung der Mitwelt, mit der ganzen „modernen Civilisation" in so mannigfaltigem Gegensatz, daß es gar nicht möglich ist alle diese verschiedenen Gesichtspunkte in einem oder ein paar Journal-Artikeln zusammenzufassen. Man kann darüber nur ein dickes Buch schreiben, oder seinen Stoff in aphoristische Betrachtungen zerfällen. Ich thue das Letztere.

Um noch einmal auf die epidemisch gewordene Praxis der Arbeitseinstellungen zurückzukommen: dieselben stehen noch völlig auf der bisherigen volkswirthschaftlichen Basis, nämlich innerhalb des Systems der freien Concurrenz, welche durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage sich selber regeln soll. Was in der schwülen Atmosphäre der Sommerszeit die Gewitter sind, das sind im System des „liberalen Oekonomismus" die Strike's. Sie mäßigen aber immer nur für kurze Zeit die Hitze des Tages und der Arbeiter-Noth. „In England", sagt das Berliner Organ der letztern ganz richtig,

„werden seit einem Menschenalter die Arbeitseinstellungen in so systematischer und großartiger Weise betrieben, daß man in Deutschland kaum eine Vorstellung davon hat, und trotzdem sind die Arbeitslöhne noch heute auf das zur Fristung des Lebens nothdürftig erforderliche Maß beschränkt"*).

Es ist auffallend: wir haben auch in Deutschland den ungeheuersten Umschwung der volkswirthschaftlichen Principien erlebt und mitgemacht, ohne daß wir eigentlich wußten, wie uns geschah. So gibt es Staaten, in welchen die alten Schranken der freien Concurrenz längst niedergebrochen waren und der liberale Oekonomismus unbedingt herrschte; trotzdem dauerten die polizeilichen Verbote der Arbeitseinstellungen und die Entziehung des Coalitionsrechts für die Arbeiter — Maßregeln, welche offenbar nur unter dem frühern Regime der allseitigen gewerblichen Gebundenheit einen Sinn hatten — unbeweglich fort, als wenn nichts geschehen wäre. So war es selbst in Preußen. Die Arbeit war daher nicht nur als solche der Uebermacht des Capitals unterworfen, sondern auch noch mit gebundenen Händen. Diese polizeiliche Fessel ließ sich nun zwar nicht länger halten, und die auch in Deutschland epidemisch gewordenen Strike's beweisen eben, daß dieselbe definitiv zerbrochen ist. Damit ist aber keineswegs auch schon die volkswirthschaftliche Fessel der Arbeit gebrochen; die Herrschaft des Capitals nämlich, des fremden Capitals, steht nach wie vor unerschüttert und ungeschwächt über der Arbeit. Erst die eigentliche Entfaltung des neuen Systems müßte diese Herrschaft stürzen, und sie will es.

Hiezu, also zu dem wahren Zweck der Bewegung, sind die Strike's nur ein entfernt vorbereitendes Mittel. Aber allerdings ein sehr gutes; sie dienen trefflich als Exercitium für die taktischen Maßnahmen der Zukunft. Der Pariser Correspondent eines höchst liberalen Wiener Blattes hat einen

---

*) „Social-Demokrat" vom 19. April 1865.

tiefen Blick in diese Verhältnisse gethan, indem er aus der französischen Hauptstadt schreibt: „Die Arbeiterfrage wird eines schönen Tages, bälder als wir in Deutschland glauben mögen, ihr drohend Haupt erheben. Die Arbeitseinrichtungen geben den Arbeitern Gelegenheit sich zu organisiren, sich zu zählen und ihre Kraft zu messen. Die Verhandlungen im gesetzgebenden Körper, die alten und neuen Berühmtheiten, welche uns hier beschäftigen, haben eine ganz untergeordnete Bedeutung im Vergleiche zu dem, was sich von unten herauf vorbereitet. Die Herren mit ihren Debatten kommen mir vor wie die Kinder eines Hauses, die in einer Ecke der Stube ungestört mit ihrem Puppentheater spielen, während in der Mitte derselben das ernsteste Drama sich abwickelt, in dem es sich um ihre Zukunft, um ihr eigenes Schicksal handelt.“

So ist es. Und wir können daran gleich unsere Betrachtung über das erste Merkmal des neuen Systems der Arbeiter-Politik anknüpfen. Die Arbeiter haben ihre Politik von der Politik der Bourgeoisie und von dem vulgären Liberalismus der letzteren getrennt. Eine höchst wichtige Thatsache, die in Deutschland ganz und gar neu ist. In Frankreich ist dieselbe Erscheinung allerdings schon dagewesen, damals als unter der Republik vom Februar der peuple seine eigene Politik gegen die der bourgeoisie durchsetzen wollte, und dafür in den grausigen Junischlachten von 1848 mit blutiger Gewalt zermalmt wurde. In Deutschland aber war eine solche Trennung bis jetzt unerhört. Der Grund leuchtet ein. In Frankreich waren schon seit zwei Menschenaltern alle Hindernisse der freien Concurrenz weggeräumt, eben so lange herrschte der liberale Oekonomismus unbedingt, und eben so lange hatten die Arbeiter die Segnungen des wirthschaftlichen Systems der Bourgeoisie kennen und fühlen gelernt. In Deutschland erhielt der liberale Oekonomismus erst seit ein paar Decennien allmählig die Oberhand; in manchen Ländern hat er bis heute noch nicht alle

Schranken vor sich niedergeworfen. Bei uns ging daher bis auf die neueste Zeit die Masse der Arbeiter am Leitseil der Bourgeoisie-Politik; das was man in Frankreich peuple (untere Volksschichte) nennt, hatte bei uns nirgends eine eigene oder Sonderpolitik, sondern gab allenthalben für die politischen Bestrebungen der Bourgeoisie, ob nun dieselben „Liberalismus" oder „Fortschritt" oder „Nationalverein" hießen, die streitbare Mannschaft, die Soldaten und Rekruten ab. Die groben Fäuste der Arbeiter erkämpften seit 1830 die Siege der Bourgeoisie-Politik. Das hat nun auch bei uns ein Ende; und man muß es wohl der unglaublichen Raschheit zuschreiben, womit sich in unserer dampfigen Zeit alle Dinge entwickeln, daß auch in Deutschland so urplötzlich die politische Trennung von peuple und bourgeoisie vor sich geht, ja vielfach schon vor sich gegangen ist.

Eine solche Ausscheidung und Trennung zu verhindern: das war der Grundgedanke der socialen Thätigkeit des Hrn. Schulze-Delitzsch. Daß die Arbeiter in der politischen Gemeinschaft mit der Bourgeoisie nie und nimmer auf ein grünes Zweig kommen könnten, daß sie auf diesem Wege immer nur zu den selbstsüchtigen Zwecken der letzteren ausgebeutet werden würden: das war hingegen die Grundlehre Lassalle's. Ganz folgerichtig predigte jener die Verbesserung der Lage der Arbeiter auf dem Wege der „Selbsthülfe" innerhalb des wirthschaftlichen Systems des liberalen Oekonomismus, während der letztere lehrte, daß den Arbeitern in Masse nur geholfen werden könne durch den Sturz des liberalen Oekonomismus, und zwar mit Hülfe derselben Staatsmacht, welche das volkswirthschaftliche Ungethüm habe aufkommen lassen. Das sind die zwei himmelweit getrennten Systeme der Social- und respektive der Staats-Politik, welche nun um den Beifall der deutschen Arbeiter concurriren.

Beide Parteien haben ihre eigenen Preßorgane, und es ist höchst interessant den Unterschied der politischen Haltung derselben zu beobachten. Die „Allgemeine deutsche Arbeiter-

Zeitung", das Organ der Schulze'schen Arbeiter-Fortbildungs-Vereine, erscheint in Koburg und ist redigirt von Matadoren des Nationalvereins, von Advokaten und Literaten. Es vertritt gleichzeitig die Partei-Politik des gedachten Vereins; als Organ für das gemeine Volk bewährt es sich dabei bloß durch die höhere Gemeinheit in Ton und Ausdruck. Als höchstes Interesse der Arbeiter erscheint in dem Blatt die blinde Wütherei gegen die „Pfaffen" und „Junker". Die Vereins-Berichte könnten gerade so gut in jedem andern radikalen Schmutzblatt prangen; denn sie reden viel weniger von der specifischen Lage der Arbeiter, als sie das Weihrauchfaß schwingen für die feingekleideten Doktoren der Fortschrittspartei, welche sich um die „Bildung" der arbeitenden Classen bemühen, indem sie Reden halten über „Ludwig Uhland und seine Bedeutung als Dichter", über „Samuel Johnson und seinen Biographen Macaulay", über Shakesspeare und Lessing u. s. w.*). Was für die geistige Cultur der Arbeiter dabei herauskommt, das hat einer der entschiedensten Badischen Fortschritts-Führer, übrigens ein ehrlicher Mann, vor Kurzem warnend dargelegt: „Wir finden gegenwärtig Arbeiter, welche vor lauter Gelehrsamkeit ihren eigenen Vater nicht mehr kennen und sich selbst gar nicht. Ueber Fragen, worüber die größten Gelehrten noch nicht einig sind, und über welche die Wissenschaft noch lange nicht entschieden hat, sind diese Leute bereits ganz fertig. Solche gelehrte Arbeiter gibt's sehr viele. Ueberhaupt werden den Leuten oft unter dem Namen „Wissenschaft" eine Menge Geschichten und Dinge in den Kopf gesetzt, die sie weder glücklicher noch gescheidter machen, und an die sie doch nur glauben können, so sehr sie Feinde alles Glaubens geworden sind. Sie haben es doch nur höchstens zu allgemeinen Begriffen gebracht; oft aber wird

---

*) Wörtlich aus dergleichen Vereins-Berichten „Allg deutsche Arbeiter-Zeitung" vom 7. August 1864.

ihr Gedächtniß so vollgestopft, daß sie nur dümmer werden, und über die gewöhnlichsten Dinge, wenn sie gefragt werden, nichts zu reden wissen, oder nur Unsinn sprechen"*).

So sucht die Eine Partei die Arbeiter-Massen zu „bilden", um dieselben für die Bourgeoisie und ihre Politik zu gewinnen und unter deren Einfluß zu erhalten. Ganz anders das Organ der eigentlichen Arbeiter-Bewegung, der Berliner „Social-Demokrat". Gemeinsam ist den beiden Blättern der Hintergrund materialistischer Weltanschauung, wie denn einer der beiden Redakteure des Berliner Blattes — merkwürdiger Weise sind beide adeliche Herren**) — sich auch als materialistischer Schriftsteller bekannt gemacht hat. Aber Ton und Ausdruck ist ein ungleich würdigerer; während jede Nummer des Koburger Blattes einen empörenden Eindruck macht, kann Unsereiner manche Nummer des Berliner Organs durchlesen ohne einen Anstoß zu nehmen; die materielle Lage der arbeitenden Classen und deren Abhülfe bildet im Grunde den alleinigen Inhalt der Debatte. Wirkliche Arbeiter schreiben Artikel und Correspondenzen und lassen die von ihnen gehaltenen Reden abdrucken. Das Blatt behandelt allerdings auch die Fragen der inneren und äußern Politik, aber nicht als die Hauptsache. Es nimmt in der deutschen Frage den großen und weitherzigen Standpunkt Heinrich Wuttke's ein, es vertritt ungenirt die Uridee des deutschen Gesammt-Reichs. Es straft die kleinlichen Nergeleien der preußischen Kammermehrheit gegen die „ächtpreußische" Politik Bismarks mit Unglaube und Verachtung. Es ist so hoch erhaben über die gesammten liberalen Partei-Standpunkte, daß es die stehende Rubrik nicht scheut: „Parlamentarischer Humbug." Es traut den „Pfaffen" und den „Junkern" gleichfalls nicht, aber in Folge einer freiern Geschichtsanschauung weiß es wenigstens

*) Moritz Müller von Pforzheim in der „Wochenschrift des Nationalvereins" vom 26. Jan. 1865

**) J. B. von Hofstetten und J. B. von Schweitzer.

deren gewesene Bedeutung zu würdigen. Es läßt sich vollends nicht zu Schimpfereien gegen die Geistlichkeit und die Aristokratie herbei; denn es findet hiezu schon nicht die Zeit und Gelegenheit, weil es nicht diese zwei Stände, sondern den „dritten Stand", die Bourgeoisie für den Hauptfeind und eigentlich für den einzigen Feind des Arbeiterwohls ansieht.

Kurz, das Koburger Blatt treibt im Namen der Arbeiter die Politik des Liberalismus gegen „Pfaffen" und „Junker", an deren Stelle sich das „Bürgerthum" als alleinherrschend gesetzt hat, um auf die Mehrheit der Volksstimmen gestützt, bis an's Ende der Welt das sociale und politische Scepter zu führen; das Blatt vertritt die Legitimität der Herrschaft des „dritten Standes". Der Berliner „Social-Demokrat" hingegen führt die offene Revolution gegen diese angemaßte Herrschaft; er will dieselbe zum Sturze bringen, indem er ihr die Basis, ihr bisheriges Gefolge aus den arbeitenden Classen, unter den Füßen wegzieht. Aus den Elementen, welche bisher die dienenden des dritten Standes waren, will er einen neuen „vierten Stand" heranbilden, der der Bourgeoisie das sociale und politische Scepter aus der Hand nehmen soll.

Das ist nun die ganz neue Stellung der Parteien. Die deutsche Bourgeoisie hat es bis jetzt für unmöglich gehalten, daß es noch eine andere zu politischer Zukunft berufene Macht geben sollte außer ihr; sie hat es für unmöglich gehalten, daß die gebrödeten Arbeiter-Massen aufhören sollten mit dem herrschenden industriellen Bürgerthum untrennbar verwachsen, und dem letztern auf den politischen Wink gewärtig zu seyn; sie hat es für unmöglich gehalten, daß unter dem arbeitenden Volke ein gesondertes Classenbewußtseyn erwache und forttreibe bis zu der Idee eines gesonderten „vierten Standes", dessen Interessen mit den Interessen des dritten Standes in unausgleichbarem Gegensatze stünden. Sie hat es mit Einem Worte für unmöglich gehalten, daß es jemals eine von der Politik der Bourgeoisie und ihrem vulgären Liberalismus

emancipirte „Arbeiter-Politik" geben könnte. Alles aber was sie für unmöglich gehalten hat, ist nun thatsächlich geworden, und die deutsche Bourgeoisie schaut mit schwerem Kummer und blasser Angst auf diese Thatsachen.

Es war die feste Ueberzeugung der Leiter des dritten Standes, um die Arbeiter-Massen für immer an sich zu ziehen und sich gleichsam geistig zu assimiliren, bedürfe es nur eines noch mehr forcirten Unterrichtes und einer mit allen Mitteln gesteigerten „Bildung" der Schule. Wenn England, meinten die Herren, einer socialen Katastrophe entgegentreibe, so sei dieß ganz natürlich; denn in England sei die sociale Frage durch die geistige Unzulänglichkeit der Politiker und durch die bekannte englische Verranntheit in's Herkömmliche allerdings auf eine sehr gefährliche Spitze getrieben worden. Man habe dort insbesondere versäumt, die Arbeiter durch Bildung zu sich hinaufzuziehen. In Deutschland sei dieß ganz anders; hier habe man es als eine der höchsten und edelsten Aufgaben der Menschheit erkannt, „das aus der rohen Gewalt her datirende Classensystem in der Gesellschaft nach und nach zu vernichten." Dieß geschehe durch die Bildung, wie auch umgekehrt durch die Wiederkehr des Classenbewußtseyns die Bildung von Jahrhunderten wieder ausgelöscht werden würde. So calculirte man. Aber gerade hierin hatte man sich verrechnet! Je mehr die Arbeiter geistig angeregt wurden, sei es geschickt oder ungeschickt, desto leichter erwachte unter ihnen das Classenbewußtseyn und das Gefühl der Standesunterschiede und Standesrechte. Das Resultat der socialen Agitation Schulze's war daher gerade das, daß in den Arbeitern die Ideen erwachten und wunderbar rasch um sich griffen, welche um keinen Preis hätten erwachen sollen. Das Organ der Schulze'schen Vereine charakterisirt in der folgenden Stelle die Situation selber ganz richtig, sobald man nur die verdächtigenden Ausdrücke des Partei-Hasses abzieht:

„Am besten scheiden sich vielleicht die beiden Parteien durch den Begriff des C l a s s e n b e w u ß t s e y n s und der Machtherrlichkeit

des vierten Standes. Die Radikalen oder Communisten (?) predigen den Arbeitern ein Classenbewußtseyn, d. h. sie trennen sie von der ganzen übrigen Welt, sie lehren sie jeden Menschen hassen, der bereits, sei es auch durch Arbeit, etwas vor sich gebracht hat und somit Capitalist geworden ist; sie setzen den Arbeiter in unversöhnlichen Gegensatz zu Wohlstand und Reichthum des Bürgerthums; sie hausiren nach französischer Schablone mit den Wörtern: Bourgeoisie und Ouvriers. Als ob der wohlhabende Bürgerstand etwas Festes, Ererbtes oder Abgeschlossenes wäre wie weiland der Adel und Klerus in Frankreich" *)!

Zu einer klaren Einsicht in die neue Lage dient nichts besser als ein historischer Vergleich mit den Stellungen von 1848 und der seitdem stattgehabten Entwicklung. Eine „Bourgeoisie" gab es damals in Deutschland noch nicht; sie ist erst seitdem und in Folge der Resultate von 1848 erwachsen. Die große politisch-liberale Partei glaubte damals nur eine politische Bewegung zu machen, aber sie hat einer socialen Revolution, der Herrschaft des liberalen Oekonomismus, Bahn gebrochen. Die „Ablösung" war das charakteristische Merkmal der Umgestaltung; die Naturalwirthschaft mußte abdanken an die Geldwirthschaft. Auch auf dem gewerblichen Gebiet und in der Ordnung des Gemeindewesens sollten alle Schranken niederfallen, um der ungebundenen Entfaltung der Capitalmacht Raum zu machen; dieser Zweck wurde zwar nicht auf einmal, wohl aber allmählig erreicht, er ist zur Zeit fast überall gesichert. Kurzgesagt: alles Unbewegliche, alles fest in sich Abgeschlossene, alles „Ständische" sollte in Fluß gebracht werden. Die Vernichtung alles Classenbewußtseyns, das allgemeine und gleiche Staatsbürgerthum war das Ideal der Bewegung; nur zum Schein war dieselbe bloß gegen Klerus und Adel bis an die Fürstenthrone hinauf gerichtet; in Wahrheit hat Niemand furchtbarer darunter gelitten als der ächte bürgerliche Mittelstand.

---

*) S. Wochenschrift des Nationalvereins vom 16. Februar 1865. Vergl. „Social-Demokrat" vom 8. Februar 1865.

Betrachten wir die damals noch vorhandenen Elemente des Widerstands, so werden wir bemerken, daß es die Ueberreste des Classenbewußtseyns und des Standesgefühls waren, welche sich, um so zu sagen, zur Vertheidigung des heimathlichen Herdes vereinigten. Klerus und Adel boten hiezu dem eigentlichen Bürgerthum im Unterschiede von der Bourgeoisie die Hand zur Abwehr. Ja, der Mittelstand bildete damals die breite Basis der jetzt gänzlich gebrochenen Elemente des Widerstands. Zur Zeit des Frankfurter Parlaments sind nicht weniger als 540 Petitionen eingelaufen, welche den Schutz der Nationalversammlung für die gefährdeten Standesrechte des Handwerks anriefen, und vom 15. Juli an tagte zu Frankfurt einen ganzen Monat lang der große Handwerker-Congreß, welcher „einen feierlichen, von Millionen Unglücklicher besiegelten Protest gegen die Gewerbefreiheit einlegte"*). Was das Handwerk damals fürchtete, das ist jetzt fast überall gesetzlich durchgesetzt. Denn die Regierungen achteten nicht weiter auf die Bedürfnisse des wahren Bürgerthums, sondern sie glaubten nichts Besseres thun zu können, als allen Wünschen der capitalmächtigen Classen zu Willen zu seyn. So ist, in Verbindung mit den ungeheuren Aenderungen der großen Erwerbs- und Verkehrs-Verhältnisse an und für sich, das eigentliche Bürgerthum, die erhaltende Macht im Mittelstande untergegangen, und das in Deutschland sonst fremde Gewächs der kosmopolitischen Geldmacht, die Bourgeoisie zur Herrschaft gelangt.

So weit nun als es sich um die bloß negativen Zwecke handelte, nämlich darum die alten Stände aus ihrer Stellung zu treiben und das sociale Gesammtleben in allgemeine Beweglichkeit zu verwandeln, soweit sind die Arbeiter-Massen mitgegangen. Historisch genommen, sagt die Arbeiter-Zeitung von Berlin, ist die liberale Bürgerpartei ein Fortschritt. „Denn sie hat den mittelalterlichen Druck der Priester-

*) Moufang: die Handwerkerfrage. Mainz 1864 S. 10 ff.

und Adelsherrschaft, die mit eiserner Wucht auf dem Volke lastete, für immer gebrochen." „Mit Recht", fährt sie fort, „standen daher dem mündig gewordenen Bürgerthume in seinem Kampfe gegen das Kirchenthum und den Feudalismus die Fäuste des Proletariats zu Gebote" *). An diese ihre Verdienste erinnernd reklamiren nun die Organe der Bourgeoisie auch heute noch von den Arbeitern die alte Solidarität der politischen Interessen. So in Frankreich bei den letzten Deputirtenwahlen; als da 60 Arbeiter ein abgesondertes Manifest erließen, lamentirte die ganze liberale Presse über solch' ein schreckliches Attentat des „Kastengeistes" gegen die gemeinsame Sache des Liberalismus, der eine bürgerliche Spaltung in zwei Classen schlechthin nicht gestatte. In demselben Sinne hat ein rheinisches Blatt der Arbeiter-Partei jüngst zugerufen: „sie müsse vereint mit der bürgerlichen Demokratie gegen die Regierung gehen; so sei es auch 1848 proklamirt worden" **).

Damals hatten nun die Regierungen, gerade aus Furcht vor den groben Fäusten der untersten Schichten, sich der Bourgeoisie, welche das unwidersprochene Commando über die Massen zu führen schien, als Schutzsuchende völlig in die Arme geworfen. Daher kam das System der indirekten Wahlen und die verschiedenen Classen- oder Census-Wahlsysteme. Die Reaktion glaubte die Throne am besten zu sichern, wenn sie das constitutionelle Uebergewicht dem großen beweglichen Besitz in die Hand legte und denselben dadurch sich verbindlich machte, daß sie ihm alle andern Stände zum Opfer brachte. Wie sehr sich die Reaktion täuschte, zeigen die Früchte des Drei-Classen-Wahlsystems in Preußen, durch welches namentlich der Einfluß des eigentlichen Mittel- und Bauernstandes fast ganz vernichtet ist. Es war so nur consequent, wenn vor ein paar Jahren die Adresse der rheinpreußischen „Notablen" ihre Forderung, daß das Regierungssystem in

*) Berliner „Social-Demokrat" vom 8. Februar 1865.
**) Berliner „Social-Demokrat" vom 5. Februar 1865.

Berlin geändert werden müsse, damit begründete, daß die Unterzeichneten ein Steuercapital von 300 Millionen Thalern repräsentirten. Auch der Nationalverein hat in einer seiner jüngsten Versammlungen sein Gewicht in die Thatsache gelegt, daß er so und so viele Millionen deutschen Capitals vertrete. Wie weit solche Gesetze in der Unterdrückung des eigentlichen Mittelstandes gehen konnten, hat sich unter Anderm in der freien Stadt Frankfurt bewiesen, wo die Handwerker mit ihrem Drittel der Stimmen im Wahlcollegium endlich nicht einen einzigen Candidaten mehr durchbringen konnten, gegenüber den Stimmen der vereinigten Bourgeoisie. Aehnlich ist es in Baden und in andern deutschen Ländern. Unter diesen Umständen kam denn die Bourgeoisie allenthalben und rasch ihrem Ideale nahe oder hat es bereits erreicht: „ihre Classenherrschaft als Parlamentarismus unter dem hergebrachten Nimbus des Königthums zu etabliren" *).

In der That benahm sich das „Bürgerthum" seit einigen Jahren bereits als die geborne Repräsentation des „ganzen Volks" und als absoluter König zumal. Wie oft haben wir mit Staunen die Manifeste der neuen Politik gelesen: das „Bürgerthum" sei das unsere Zeit allein beherrschende Princip, vor dem jeder Widerstand verstummen müsse; alle andern Stände, namentlich Adel und Geistlichkeit, müßten im dritten Stande auf- oder untergehen, denn dieser dritte Stand sei fortan der einzig mögliche Stand, der Staat selber und der Stand katexochen; die ganze geistige Arbeit der Nation sei im Bürgerthum vertreten, ihm gehöre die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, die berühmte freie Wissenschaft, sammt dem unzählbaren deutschen Professorenthum mit wenigen rebellischen Ausnahmen; in dem Bürgerthume allein habe das deutsche Volk die Bürgschaft einer bessern und freiern Zukunft. Dieses Bürgerthum, d. h. die Bourgeoisie, hatte auch schon seine Dichter und Romantiker. Einer der berühmtesten derselben

*) Berliner „Social-Demokrat" vom 8. Februar 1865.

ist Gustav Freitag; aus seinen leitenden Ideen läßt sich am klarsten die Höhe der Stellung ermessen, auf welcher sich unsere Bourgeoisie bereits befestigt wähnte. Hören wir nur! „In seinen Romanen ist es der Triumph des Bürgerthums über die verfallende Aristokratie, es sind die Posaunenstöße des dritten Standes, der auserlesenen Classe des Volks, vor denen die Mauern des Vorurtheils zusammenstürzen. Wenn dort der Grundadel sich mit den Tendenzen der Zeit einläßt, industriell zu werden und zu spekuliren anfängt, so gereicht ihm das so wenig zum Heil wie hier dem Fürsten und dem Hofadel, wenn sie sich mit der Wissenschaft einlassen, die in ihren Kreisen nur entarten kann. Die Kluft ist eben unausfüllbar, der Krieg unvermeidlich im Bienenkorb der Gesellschaft zwischen Drohnen und Arbeitsbienen, welchen allein der Stock und die Zukunft angehört" *).

Trefflich gesagt! Es war in der That ein schöner Traum der Bourgeoisie, daß nur noch einige verrotteten Reste von Priesterschaft und Adelsthum zwischen ihr und ihrer Einsetzung auf dem Volksthron der Zukunft lägen. Aber der Traum war kurz. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fiel ein gellendes Geschrei dazwischen und es lautete wie folgt: „Ja freilich Drohnen und Arbeitsbienen! Aber wir sind die letzteren, nicht ihr; ihr seid nicht viel weniger Drohnen der Gesellschaft als die alten Junker und Pfaffen! Ihr seid nicht die Nation, sondern ihr seid auch nur wieder ein einzelner selbstsüchtiger Stand, und euer Regiment ist auch wieder nichts als eine Classenherrschaft zur Ausbeutung Anderer; gegen euch muß nun das Volk aufgerufen werden, „„den größten Oligarchie-Despotismus der sie je erhoben, über den Haufen zu werfen."" Was immer euere Verdienste seyn mögen, indem ihr die selbstständige Macht des Priester- und Adelsstandes gebrochen habt, jetzt habt ihr euch selbst an die Stelle dieser Stände gesetzt, und „„wie die Dinge jetzt liegen, steht

*) S. Augsburger Allg. Zeitung vom 3. März 1865.

ihr der Volkspartei nicht freundlicher, vielleicht feindlicher gegenüber als jene""*).

So spricht jetzt die Arbeiter-Partei. Sie schreit nun auf offenem Markte aus, was sie vor 17 Jahren kaum zu murmeln wagte, und bei der epidemischen Verbreitung, welche derlei Anschauungen gewinnen, darf man annehmen, daß dieselben von Lassalle nicht erst in die Herzen hineingelegt, sondern nur daraus hervorgelockt worden sind. Allerdings ist der entscheidende Bruch mit der Bourgeoisie nicht ohne schwere Kämpfe unter der socialen Demokratie selber vor sich gegangen. Die alten Doktrinäre von 1848 mißbilligten den Bruch. Die berüchtigte Freundin Lassalle's und ein Theil der Londoner Flüchtlinge mit Marx an der Spitze, „die Agenten der Schwefelbande und der Gräfin Hatzfeld", verursachten in den Vereinen und in der Redaktion des Berliner Organs schwere Störungen. Sie verlangten, die Arbeiter sollten nicht eher mit ihren Forderungen gegen die Bourgeoisie hervortreten, vielmehr so lange mit derselben gehen, bis die letzten Zwecke der Bourgeoisie selbst erkämpft seien, bis nämlich die — deutsche Republik hergestellt sei. Sie wollten ein neues Jahr 1848 durch die Solidarität der Bourgeoisie und der Arbeiter-Massen herbeiführen. Indeß wurden diese Doktrinäre mit ihrer Lehre ausgeworfen, und seitdem steht die sociale Demokratie rein und unvermischt mit den Resten der alten kosmopolitischen Demokratie vor der Welt da.

Sie geht von dem Princip aus, daß den großen Massen des Volks immer bestimmter die Wahrheit einleuchte: Politisches und Sociales lasse sich nicht von einander trennen, es seien vielmehr nur verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben Sache. Die Bourgeoisie selber wisse dieß recht wohl, daher seien auch ihre gegenwärtigen Kämpfe gegen die Reaktion mehr Komödie als Ernst. Von der Fortschrittspartei solle man sich leiten lassen?! Aber dieselbe sei ja nur

*) Berliner „Social-Demokrat" vom 5. und 8. Februar 1865.

liberal nach Oben, nicht nach Unten. Sie vertrete eben jene „jüdisch-englisch-materialistische Richtung", die von Habgier beseelt, immer nur ihren eigenen größtmöglichen Vortheil vor Augen habe. Wie wenig es den Nationalvereinlern und Fortschrittsmännern darum zu thun sei den Arbeitern zu helfen, das beweise ja eben das System Schulze's, wo man den Arbeitern nichts Besseres zu rathen wisse, als von der äußersten Nothdurft noch zu „sparen" und sich der Kinderzeugung zu enthalten. Ueberhaupt solle man die bloßen Gelehrten von den Vereinen fernhalten und sie immer mit Mißtrauen betrachten, da sie einem andern Interesse als dem der Arbeiter folgten. Von den Fortschrittlern dürfe man sich nicht am Gängelbande führen lassen. Denn darum handle es sich, wie der Iserlohner Aufruf sagt, die europäische weiße Sklaverei zu brechen, wie Lincoln jenseits des Oceans die schwarze Sklaverei gebrochen habe; die weißen Sklavenhalter seien aber gerade die Männer der Fortschrittspartei. Die Arbeiter müssen daher jetzt eine geschlossene Phalanx bilden, ihre Classenlage erkennen und die Politik ihres eigenen Standes verfolgen, um gerüstet dazustehen, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt. Was die Fortschrittspartei in ihren Parlamenten treibt, das wird als „Humbug" mit souverainer Verachtung betrachtet und keine liberale Phrase will mehr bei der neuen Arbeiter-Partei verfangen*). In Frankreich verhöhnen ihre Sprecher das hohle Getriebe der liberté; eine Abhülfe erwarten sie ausschließlich vom Imperator, wenn nämlich die liberale und parlamentarische Opposition nicht Alles thäte, um den Imperator von den Arbeitern zu trennen. In Preußen werden sie des geheimen Einverständnisses mit der „Reaktion" verdächtigt, weil sie dem Treiben der Fortschrittspartei die unbarmherzigste Kritik entgegensetzen. Ohne Scheu hat ihr Organ schon wiederholt die wahrhaft preußische Grundlage

*) Aus den Reden, Aufrufen und Briefen im Berliner „Social-Demokrat" vom 28. Jan., 19. März, 5. April, 7 u. 28. Mai 1865.

der Politik des Herrn von Bismark nachgewiesen, die der preußischen Kammermehrheit aber als ohnmächtig und unvernünftig verurtheilt*). Kurz, der herrschende Liberalismus ist für die ganze Partei ein überwundener Standpunkt.

So steht es. Das viel genannte „Bürgerthum" enthält die Arbeiter-Massen nicht mehr in sich, diese haben die politische Gemeinschaft mit der Bourgeoisie gekündet, sie stehen als eigene Classe, als vierter Stand da mit einer gesonderten Arbeiter-Politik, die schnurgerade gegen ihre früheren politischen Leiter gerichtet ist. Der dritte Stand hat den Untergrund seiner politischen Macht verloren; die Ursachen weßhalb die Regierungen ihm seit 1848 so allmächtigen Einfluß eingeräumt haben, bestehen nicht mehr. Die Erhebung des vierten Standes bedingt auch eine Frontänderung der innern Politik aller Regierungen, und in den industriellen Staaten kann dieselbe nicht zu lange auf sich warten lassen. Diese Aenderung, die uns bevorsteht, greift ungleich tiefer als die drohende Aenderung der Karte Europa's.

Ohne Zweifel wird die neue Arbeiter-Politik allmählig die ganze Arbeiter-Welt mit sich fortreißen; wer hätte vor Jahr und Tag auch nur ihre Dimensionen von heute geahnt! Die liberale Presse spricht nicht gerne von der Sache, aber die Sache hat nichtsdestoweniger ihren unaufhaltsamen Fortgang. Wir stehen, wie der Herr Bischof von Mainz in seiner berühmten Schrift richtig bemerkt, erst am Anfang einer Entwicklung, die immer größere und ernstere Verhältnisse annehmen wird, und deren gründliche und allseitige Beurtheilung erst dann eintreten kann, wenn ihre verderblichen Folgen auf allen Gebieten zu Tage getreten sind**). Wahrlich, nicht umsonst hat die herrschende Bourgeoisie anfangs sogar die Unternehmungen Schulze's mit mißgünstigen Augen angesehen; sie

---

*) Vergl. „Social-Demokrat" vom 19. Februar 1865.

**) Von Ketteler: die Arbeiterfrage und das Christenthum. Mainz 1864. S. 5.

ahnte ganz richtig, daß die sociale Frage ein ausgewitterter Berg sei, den ein leiser Anstoß in Bewegung setzen, dann aber keine menschliche Macht mehr in ihrer leitenden Hand behalten würde. Wunderbare Nemesis! während die vereinigten Parteien der Bourgeoisie eben noch im Gefühle der höchsten Macht schwelgten, hatten sie bereits ihr Capua gefunden.

LIII.

Die Frage des Schulzwangs in Frankreich.

(Aus Berlin eingesendet.)

Gelegentlich der von dem jetzigen, wenig kirchenfreundlichen Unterrichtsminister Duruy beabsichtigten Einführung des Schulzwangs in Frankreich und der daran sich knüpfenden Anträge und Verhandlungen in den französischen Kammern beschäftigten sich wiederum alle deutschen Blätter nicht ohne selbstgefällige Befriedigung mit der bei den guten Deutschen sprichwörtlich gewordenen französischen Unwissenheit und dem schlechten Zustand des öffentlichen Unterrichts in Frankreich. Dabei begingen fast alle deutschen Zeitungen, selbst gut unterrichtete, den unverzeihlichen Fehler, trotz der gerühmten deutschen Gründlichkeit mit einer Einseitigkeit über diese hochwichtige, tiefgreifende Frage zu urtheilen, die geradezu empörend genannt werden muß. Indem man sich auf einige durchaus nicht unbestreitbar günstige Ergebnisse berief, die der Schulzwang in Deutschland hervorgebracht, urtheilte man ohne Weiteres mittelst statistischer, eigens zu dem Zweck zusammengestellter Zahlen über die Zustände eines Landes ab, dessen innere Verhältnisse in Allem wesentlich verschieden von denjenigen Deutschlands sind.

In Deutschland ist der, mit dem Protestantismus entstandene, dem polizeilichen Despotismus und der neuern Staatsallmacht entsprechende Grundsatz des Schulzwangs allgemein zur Geltung gekommen. Der schon bei seinem Entstehen in sich uneinige und grundsätzlich unklare Protestantismus konnte seinen Anhängern niemals feststehende und bestimmte religiöse und philosophische Dogmen und Grundsätze lehren und somit auch dem angehenden Menschen keine bestimmte sittliche Weltanschauung, keinen eigentlichen festen Anhalt für das Leben einprägen und mitgeben. Er suchte vielmehr diese wesentliche Lücke dadurch auszufüllen, daß er seine Anhänger auf die Aneignung gewisser, fast mechanischer Fertigkeiten und Kenntnisse verwies, mittelst deren es denselben möglich werden sollte, sich selbst das Fehlende an festen religiösen und sittlichen Grundsätzen nach Belieben auszuwählen und zuzulegen. Schon ein Blick auf die Tendenz und die Werkzeuge, deren die deutschen Fürsten und Stadtobrigkeiten bei der gewaltsamen Protestantisirung ihrer Unterthanen sich bedienten, deutet zur Genüge die Richtung an, die sich innerhalb des Protestantismus folgerichtig herausbilden mußte und auch herausgebildet hat. Die den armen Unterthanen durch die Unterdrückung und Ausrottung der Kirche entzogene innere Befriedigung des religiösen Herzensbedürfnisses mußte durch ebenso gewaltsam aufgedrungene Kenntnisse ersetzt werden. Das leere Herz sollte durch überfüllten Verstand übertäubt werden. Aus der ihres Heiligthums beraubten Kirche trieb man das Volk in die Schule. Der Protestantismus ist keine Religion des Bekenntnisses sondern eine Religion der Schule.

Daß der Schulzwang thatsächlich erst lange Zeit nach der Kirchenspaltung in den protestantischen Ländern wirklich durchgeführt wurde, ändert durchaus nichts an der ganzen Sache. So lange trotz des neuen Bekenntnisses immer noch ein wesentlicher Rest des Katholicismus in dem Geiste und in den Gewohnheiten des Volkes fortlebte, so lange machte sich auch die Leere der Herzen weniger fühlbar. Die fortschreitende Abschwächung dieses katholischen Restes wird dem entsprechend von einer Seitens der Regierungen und der stets in deren Diensten stehenden Prediger immer stärker werdenden Nöthigung zum Schulbesuch begleitet. Als 1817 die preußische Regierung durch die gewaltsame Vereinigung des lutherischen mit dem calvinischen Bekenntniß auf die Vertilgung des letzten Restes von wirklich positivem Christenthum, d. h. von Katholicismus innerhalb des Protestantismus abzielte, erließ sie auch ganz folgerichtig das Gesetz über Einführung des Zwangsunterrichts. Staatspolizeilicher Schulzwang und unbestimmte religiöse Begriffe, Verschwommenheit des religiösen Bekenntnisses nebst dem daraus entspringenden Mangel an wirklicher Erziehung und lebendiger Bildung neben und trotz aller schulmeisterlichen Ab-

ahnte ganz richtig, daß die sociale Frage ein ausgewitterter Berg sei, den ein leiser Anstoß in Bewegung setzen, dann aber keine menschliche Macht mehr in ihrer leitenden Hand behalten würde. Wunderbare Nemesis! während die vereinigten Parteien der Bourgeoisie eben noch im Gefühle der höchsten Macht schwelgten, hatten sie bereits ihr Capua gefunden.

LIII.

Die Frage des Schulzwangs in Frankreich.

(Aus Berlin eingesendet.)

Gelegentlich der von dem jetzigen, wenig kirchenfreundlichen Unterrichtsminister Duruy beabsichtigten Einführung des Schulzwangs in Frankreich und der daran sich knüpfenden Anträge und Verhandlungen in den französischen Kammern beschäftigten sich wiederum alle deutschen Blätter nicht ohne selbstgefällige Befriedigung mit der bei den guten Deutschen sprichwörtlich gewordenen französischen Unwissenheit und dem schlechten Zustand des öffentlichen Unterrichts in Frankreich. Dabei begingen fast alle deutschen Zeitungen, selbst gut unterrichtete, den unverzeihlichen Fehler, trotz der gerühmten deutschen Gründlichkeit mit einer Einseitigkeit über diese hochwichtige, tiefgreifende Frage zu urtheilen, die geradezu empörend genannt werden muß. Indem man sich auf einige durchaus nicht unbestreitbar günstige Ergebnisse berief, die der Schulzwang in Deutschland hervorgebracht, urtheilte man ohne Weiteres mittelst statistischer, eigens zu dem Zweck zusammengestellter Zahlen über die Zustände eines Landes ab, dessen innere Verhältnisse in Allem wesentlich verschieden von denjenigen Deutschlands sind.

In Deutschland ist der, mit dem Protestantismus entstandene, dem polizeilichen Despotismus und der neuern Staatsallmacht entsprechende Grundsatz des Schulzwangs allgemein zur Geltung gekommen. Der schon bei seinem Entstehen in sich uneinige und grundsätzlich unklare Protestantismus konnte seinen Anhängern niemals feststehende und bestimmte religiöse und philosophische Dogmen und Grundsätze lehren und somit auch dem angehenden Menschen keine bestimmte sittliche Weltanschauung, keinen eigentlichen festen Anhalt für das Leben einprägen und mitgeben. Er suchte vielmehr diese wesentliche Lücke dadurch auszufüllen, daß er seine Anhänger auf die Aneignung gewisser, fast mechanischer Fertigkeiten und Kenntnisse verwies, mittelst deren es denselben möglich werden sollte, sich selbst das Fehlende an festen religiösen und sittlichen Grundsätzen nach Belieben auszuwählen und zuzulegen. Schon ein Blick auf die Tendenz und die Werkzeuge, deren die deutschen Fürsten und Stadtobrigkeiten bei der gewaltsamen Protestantisirung ihrer Unterthanen sich bedienten, deutet zur Genüge die Richtung an, die sich innerhalb des Protestantismus folgerichtig herausbilden mußte und auch herausgebildet hat. Die den armen Unterthanen durch die Unterdrückung und Ausrottung der Kirche entzogene innere Befriedigung des religiösen Herzensbedürfnisses mußte durch ebenso gewaltsam aufgedrungene Kenntnisse ersetzt werden. Das leere Herz sollte durch überfüllten Verstand übertäubt werden. Aus der ihres Heiligthums beraubten Kirche trieb man das Volk in die Schule. Der Protestantismus ist keine Religion des Bekenntnisses sondern eine Religion der Schule.

Daß der Schulzwang thatsächlich erst lange Zeit nach der Kirchenspaltung in den protestantischen Ländern wirklich durchgeführt wurde, ändert durchaus nichts an der ganzen Sache. So lange trotz des neuen Bekenntnisses immer noch ein wesentlicher Rest des Katholicismus in dem Geiste und in den Gewohnheiten des Volkes fortlebte, so lange machte sich auch die Leere der Herzen weniger fühlbar. Die fortschreitende Abschwächung dieses katholischen Restes wird dem entsprechend von einer Seitens der Regierungen und der stets in deren Diensten stehenden Prediger immer stärker werdenden Nöthigung zum Schulbesuch begleitet. Als 1817 die preußische Regierung durch die gewaltsame Vereinigung des lutherischen mit dem calvinischen Bekenntniß auf die Vertilgung des letzten Restes von wirklich positivem Christenthum, d. h. von Katholicismus innerhalb des Protestantismus abzielte, erließ sie auch ganz folgerichtig das Gesetz über Einführung des Zwangsunterrichts. Staatspolizeilicher Schulzwang und unbestimmte religiöse Begriffe, Verschwommenheit des religiösen Bekenntnisses nebst dem daraus entspringenden Mangel an wirklicher Erziehung und lebendiger Bildung neben und trotz aller schulmeisterlichen Ab-

richterei bedingen und ergänzen sich daher gegenseitig und stehen in der engsten Wechselbeziehung.

Dank dem Einflusse des protestantischen Princips mit seiner Schreibseligkeit und Literatur gewann auch in den wenigen, von katholischen Fürsten beherrschten Ländern Deutschlands das System des Schulzwangs die Oberhand. Indem man sich nun in neuerer Zeit auf einseitige und parteiische Zusammenstellung statistischer Angaben verlegte, um daraus wiederum höchst einseitige Schlußfolgerungen zu ziehen und dieselben als unumstößliche Beweise aufstellte, gelangte man sehr bald dazu den Procentsatz der schreiben- und lesenkönnenden Bevölkerung als den Gradmesser für die wirkliche Bildung, Sittlichkeit und Wohlfahrt eines Volkes hinzustellen. Das „deutsche Nationalbewußtseyn“ hob sich in den Herzen aller einseitigen Schuleiferer, wenn man statistisch nachweisen konnte, daß in Deutschland der sechste oder siebente Mensch ein Schuljunge sei, während in Frankreich bloß der neunte oder zehnte diese Eigenschaft besitze, oder wenn man von einem fremden Schuleiferer hören konnte, daß es in Deutschland unbedingt die wenigsten Menschen gebe, die keine Schulkenntnisse aufzuweisen hätten. Während man die grauenhafte Verwahrlosung der unbeschulten 7 bis 800,000 französischen Kinder mit den schwärzesten Farben ausmalte, unterließ man es wohlweislich hinzuzusetzen, daß in Frankreich der Schulbesuch gewöhnlich mit dem vollendeten zwölften Jahre aufhört, was wesentlich auf den Prozentsatz einwirkt. Die statistisch nachgewiesene Thatsache, daß in Deutschland unendlich mehr Kinder sterben, ehe sie das zwölfte und fünfzehnte Jahr erreicht haben, als in Frankreich, hat bis jetzt noch kein einziger der deutschen Humanisten auch nur mit einer Silbe erwähnt.

Auf diese Weise hat man sich hinsichtlich des Schulzwangs einer Einseitigkeit hingegeben, man hat sich so sehr in die dieser Einseitigkeit entsprossenen Anschauungen und Thatsachen eingelebt, daß der Gesichtskreis sich vollständig in den engen Grenzen des Zwangsunterrichts verglast hat. Ueber diesen Gesichtskreis hinaus hören für den ächten Deutschen alle Begriffe auf, schweigen alle Thatsachen: denn ohne Schulzwang kein Heil in dieser noch in jener Welt, lautet der Schlußsatz dieser Folgerung welche der gerühmten deutschen Gründlichkeit und Unparteilichkeit wenig Ehre macht. So ist man bei uns eigentlich gar nicht mehr im Stande, über die Verhältnisse anderer Länder unbefangen zu urtheilen, insofern etwa nicht Einer durch längern Aufenthalt in einem Lande ohne Schulzwang und genaue Prüfung von dessen Verhältnissen aus diesem Banne befreit worden ist. Daher kommt es daß, während die katholischen und unabhängigen Zeitungen Frankreichs den Schulzwang ohne Ausnahme scharf bekämpften, manches katholische Blatt Deutschlands, z. B. die „Kölnischen Blätter“ denselben

wärmer befürworteten als die kirchenfeindlichen Blätter, und das Mißlingen des Duruy'schen Angriffs auf die Freiheit der Familie, der Erziehung und des Unterrichts auf's tiefste beklagten.

Niemand hat dabei daran erinnert, daß die Schulfrage für Frankreich wesentlich eine religiöse Frage ist, und daß es nur die seit 1850 errungenen sehr bedeutenden Erfolge der Ordens- also der freien kirchlichen Schulen und Erziehungsanstalten sind, welche die Freimaurer und sonstigen Feinde der Kirche bestimmen, die Einführung des Schulzwangs zu einer offenen „Frage" zu stempeln. Mit dem Gesetz des Schulzwangs in der einen und dem Polizeistock in der andern Hand könnten diese Feinde der Freiheit und der Kirche nach Belieben die ganze katholische Jugend Frankreichs zwingen katholikenfeindliche Staatsschulen zu besuchen, gerade so wie es die badische Regierung gegenwärtig im Sinne hat. Schon der Umstand, daß ein Mann wie Duruy die Sache befürwortete, hätte jedem Katholiken die Augen öffnen sollen. Hat denn Niemand dessen Programm des Unterrichts in der neuern Geschichte gelesen, welches ausschließlich auf eine Verherrlichung der „modernen Principien", des Protestantismus, des Fortschritts u. s. w. hinausläuft? Weiß Niemand daß derselbe beabsichtigt, neben dem Religionslehrer einen „Lehrer der Moral" an den höhern staatlichen Schulen anzustellen, um so den Einfluß des Erstern auf die religiöse Erziehung abzuschwächen und denselben vielleicht zuletzt ganz aus der Schule zu verdrängen? Davon soll nun gar nicht die Rede seyn, daß es noch schlimmere, der Kirche noch viel feindlichere Unterrichtsminister, vulgo Schuldespoten, geben kann als Herrn Duruy.

Wie steht es aber in der That mit dem französischen Volksunterricht, und wie rechtfertigt die thatsächliche Lage desselben ein solches Vorgehen? Sehen wir einmal nach was hierin in den letzten zwanzig Jahren geschehen.

Zur Zeit Ludwig Philipps stand es nun freilich sehr schlecht mit dem Volksschulwesen. Nicht etwa, daß es wirklich an Schulen oder selbst an solchen Lehrern gefehlt hätte die nach fortschrittlichen Begriffen als „befähigt" gelten mußten. Schulen gab es damals schon fast in jeder Gemeinde die über 250 Seelen zählte, wobei freilich mehrere tausend Gemeinden, die eine geringere Seelenzahl besitzen, immer noch derselben entbehren. Wer kann aber dafür, daß die französischen Jakobiner jeden Weiler zu einer unlebensfähigen und daher auch ganz unselbstständigen Gemeinde machten. Wären also die damals vorhandenen Schulen nur gehörig benutzt worden, so wären sicher kaum einige Hunderttausende von ungefähr vier Millionen schulfähiger Kinder — im Alter von 6 bis 12 Jahren — ohne Schulunterricht geblieben. In der That besuchten wenig mehr als die Hälfte der Kinder dieses Alters die bestehenden öffentlichen Schulen. Eine erhebliche Wirksamkeit der Privat-, also

der geistlichen Schulen konnte sich nicht geltend machen, da die bürgerkönigliche Freiheit sich durch Verbote, Beschränkungen und Polizeimaßregeln gegen die Verbreitung eines andern als des staatspolizeilichen Unterrichts schützen mußte. Einer armen Gemeinde war es nicht erlaubt ihre Schulen Ordensleuten anzuvertrauen, die nur halb so viel beanspruchten als weltliche Lehrer. Nur bei den weiblichen Schulen zwangen gewisse unumgängliche Umstände die Staatsregierung etwas nachsichtiger zu seyn. Für einen Gehalt von 240 bis 400 Franken — 67 bis 107 Thaler — war nicht überall eine weltliche Lehrerin zu finden, man mußte also nothgedrungen seine Zuflucht zu Nonnen nehmen. Um aber nicht allzu viele derselben anstellen zu dürfen, mußten dieselben sich ohne Ausnahme einer Prüfung unterwerfen, die gewöhnlich von einer nichts weniger als kirchen- und ordensfreundlichen Commission abgenommen wurde.

Die Regierung hielt stets darauf, den Verband zwischen Schule und Kirche möglichst lose zu erhalten, weil widrigenfalls die „Staatshoheit“ hätte geschmälert werden oder gar Gefahr laufen können. Dem Pfarrer konnte es daher nie sehr am Herzen liegen, seinen Einfluß zur Aufmunterung des Schulbesuchs anzuwenden. Lief er doch Gefahr, seine Schützlinge von aller Religion entledigt aus der Schule zurückzuerhalten. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, vor 1850 in einem großen lothringischen Flecken mich des Sommers gewöhnlich mit noch 4 bis 6 andern Knaben in der Knabenschule des Ortes befunden zu haben, während es doch 170 bis 180 schulfähige Knaben gab, die freilich im Winter sich so ziemlich alle einfanden. Mit der von Nonnen geleiteten Mädchenschule stand es um vieles besser. Selbst ohne die Ermahnungen des Pfarrers hatte da es keine Noth die Schülerinen zusammenzubringen. Die Eltern hatten ein fast unbegrenztes Vertrauen in die Schwestern und die Mädchen hingen mit einer wahren Liebe an denselben. Dazu lernten sie außer den nothwendigen Schulkenntnissen auch alle weiblichen Handarbeiten sehr tüchtig bei denselben, ohne daß die Anstellung einer „Handarbeitslehrerin“ nothwendig gewesen wäre, wie dieß in den Mädchenschulen des hochgelehrten Norddeutschland der Fall ist.

Da der gegenwärtige Napoleon sich nur durch abwechselnde Beschwichtung aller Parteien halten kann, so sah er sich auch schon öfters, besonders im J. 1850, genöthigt der immer stärker werdenden katholischen Partei Zugeständnisse zu machen. Dieß geschah durch ein Schulgesetz, durch welches der Geistlichkeit ein größerer Einfluß auf die weltlichen Schulen eingeräumt und den Gemeinden das Recht zugestanden wurde ihre Schulen auch Ordensleuten anvertrauen zu dürfen. Den Ordensleuten wurde die behufs Anstellung an einer öffentlichen Schule erforderliche staatliche Prüfung insoweit

erlassen, als dieselben nur mehr von dem Vorsteher oder der Vorsteherin einer Schule verlangt wird.

Da hiemit der gerechte Einfluß der Kirche auf die Schule wiederhergestellt und die geistlichen den weltlichen Lehrern gleichgestellt waren, so konnte es nicht fehlen, daß der Volksunterricht von nun ab einen raschen Aufschwung nahm. Ordensschulen schossen überall gleich den Blumen im Mai aus der Erde und regten die weltlichen Schulen zur Miteiferschaft an. Der Schulbesuch vermehrte sich außerordentlich. Während vor 1850 kaum mehr als die Hälfte der schulfähigen Kinder die Schule besuchten, gab es im J. 1864 kaum noch 780,000 Kinder außer der Schule, während gegen drei und eine halbe Million dieselbe regelmäßig besuchen. Die Anzahl der unbeschulten Kinder vermindert sich noch alljährlich um 50 bis 60,000, so daß man fast ganz genau den Zeitpunkt vorausberechnen kann, wo die Anzahl der ohne Schule aufwachsenden Kinder auf eine Zahl herabgesunken seyn wird die derjenigen Preußens, das stets noch über 100,000 unbeschulte Kinder zählt, entspricht. Es ist also nur eine Frage der Zeit, daß man in Frankreich ohne Schulzwang und mit der Freiheit für geistliche Schulen dasjenige erreicht, was man anderwärts mit dem Zwangsunterricht schon erreicht hat. Daß man überhaupt angesichts dieser, von dem Duruy'schen Berichte selbst zugestandenen Thatsachen und Zahlen noch von der Nothwendigkeit der Einführung des Zwangsunterrichts in Frankreich sprechen kann, erklärt sich nur entweder aus dem Haß gegen die Kirche oder aus den oben angegebenen Ursachen der deutschen Einseitigkeit in dieser Angelegenheit.

Es gibt jetzt in Frankreich 37,000 weltliche Lehrer und 3600 geistliche Knabenschulen, von denen jede mindestens zwei, viele aber mehr, bis zu zwanzig und dreißig Classen zählen, so daß mindestens 12,000 geistliche Lehrer, größtentheils Schulbrüder, angenommen werden müssen. Ueber 25,000 Nonnen beschäftigen sich ebenfalls mit Elementar- und etwa 8 bis 10,000 mit höherem Unterricht.

LIV.

Ein Beitrag zur bayerischen Schulfrage.

(Aus dem Algäu eingesendet.)

Vor Kurzem traf der Verfasser nachfolgender Zeilen mit einem Landmanne zusammen, welcher im Verlaufe des Gespräches äußerte, nach einer alten Weissagung werde noch das römische Reich untergehen. Ich bedeutete ihm, das sei ja längst schon geschehen zu Napoleons Zeiten. Aber der gute Mann meinte, es sei ja Alles wieder in altem Geleise, der Kaiser in Wien, Napoleon aber vertrieben und zum Ueberflusse gestorben. Er beurtheilte eben die Sache nach äußerlichem Aussehen in nächster Umgebung und fand Alles in Ordnung.

Auch in unserer bayerischen Schulfrage fürchten Viele immer noch eine Trennung der Schule von der Kirche, und wären wohl fast wie aus den Wolken gefallen, falls man ihnen sagte: „die Trennung ist längst vollzogen." Es geht ja ein schwarzgekleideter Mann in die Schule, schreibt die Absenten auf, darf sogar Religionsunterricht ertheilen und den Titel Lokal-Schulinspektor führen; also wie kann da von Trennung der Schule und Kirche die Rede seyn? Möge nun dagegen unser Einem die kurze Aeußerung seiner Ansicht gestattet werden.

Die Schule als Anstalt der Gemeinde ist grundsätzlich von der Kirche getrennt, wenn sie nicht mehr Eigenthum der Kirche ist. Die Schule (es ist hier Elementarschule oder Volksschule gemeint) ist nicht mehr Eigenthum der Kirche, sobald sie als eine Anstalt der politischen Gemeinde, nicht der Pfarrgemeinde gilt.

Als durch das Gesetz vom 10. November 1861 in Bayern die Schule als Gemeindeanstalt erklärt wurde, waren sonderbarer Weise jene Stimmen ganz zufriedengestellt, die sich sonst so laut gegen Trennung erhoben hatten. Unsere Gemeinde ist ja gut evangelisch, denkt man da, und die unsrige gut katholisch, denkt

man dort, also ist ja gesetzlich wieder der confessionelle, kirchliche Charakter der Schule gerettet. Erst als es sich um Aufbringen des Bedarfes für die Schulen handelte, müssen sich doch Zweifel erhoben haben, was denn unter Gemeinde zu verstehen sei. Eine Regierungsinstruktion gab sodann die Aufklärung, hier sei die politische Gemeinde zu verstehen. (Kreisamtsblatt für Schwaben und Neuburg 1862. Seite 372). Welche Folgerungen ergeben sich aber aus dem Satze: „die Schule ist Anstalt der politischen Gemeinde?"

1) Ist die Schule eine Anstalt der politischen Gemeinde, dann ist sie confessionslos, denn die politische Gemeinde als solche ist weder katholisch noch protestantisch, sondern gut bayrisch oder württembergisch ꝛc. Sie ist ja ein Bestandtheil des Staates; nur die Pfarrgemeinde ist Bestandtheil der Kirche.

2) Es folgt ferner, daß auch das Schulvermögen (wo es nicht, wie in ehemaligen Reichsstädten, schon längst nach Confessionen ausgeschieden ist) nun mit einem Schlage auch Eigenthum der confessionslosen Gemeinde, also paritätisch geworden ist.

Befindet sich in einer Gemeinde, die seit den Tagen Emerans katholisch war, auch nur ein Protestant oder Jude als Gemeindebürger, nun warum soll er nicht Miteigenthümer des Schulvermögens seyn, welches ja der Gemeinde nunmehr ebenso gehört, wie der Wasserthurm, die Feuerspritze und die Viehweide? Nur wo die Pfarrgemeinde Schulvermögen besitzt, ist solche Forderung unzulässig. Allerdings sind in den statistischen Handbüchern die Schulen mit confessioneller Benennung zur Zeit noch aufgeführt, aber nur in Folge einer Inconsequenz welche dermal nach der Mehrzahl der einer Confession Angehörigen einer Gemeinde confessionelle Namen gibt.

Soll aber wirklich die Mehrzahl in Betreff des confessionellen Charakters einer Schule den Ausschlag geben, dann wird manche Schule sammt Vermögen in Bälde ihren Besitzer und Namen geändert haben. Denken wir uns eine kleine Gemeinde einer bestimmten Confession. In dieser Gemeinde wird eine großartige Fabrik erbaut und es setzt sich eine der Zahl nach überwiegende Bevölkerung anderer Confession in die Gemeinde. Die Fabrik erwirbt durch Kauf einige Häuser mit Gemeinderechtsantheilen. Da stellt sich heraus, daß mit Einrechnung der Gewerbesteuer die Aktionäre mehr Steuer bezahlen als sämmtliche Gemeindeglieder. Folgerichtig werden sie auch in gleichem Verhältnisse zu den Gemeindeumlagen, also auch der Schule concurriren, in welcher sich mehr Kinder der Fabrikarbeiter als der Gemeindeglieder befinden. Wer kann unter solchen Verhältnissen den Aktionären verargen, wenn sie nun bei Wiederbesetzung der Lehrerstelle einen Lehrer ihrer Confession verlangen zum großen Erstaunen der Landleute, welche zwar als Gemeindeglieder, aber nicht

mehr als Einwohner die Mehrheit bilden? Welche Verwicklungen da noch möglich sind, ist kaum vorauszusehen — und doch wäre kurz vorgebeugt, wenn die Schule Eigenthum der Pfarrei als solcher wäre.

3) Bisher war nur von Folgerungen die Sprache, die sich selbst dann ergeben, falls die Grenzen der kirchlichen Gemeinde mit denen der politischen Gemeinde zusammenfallen. Das trifft sich aber nicht überall. Die nämliche politische Gemeinde kann zur Hälfte in der Pfarrei X und zur Hälfte in der Gemeinde Y liegen. Eine ausgedehnte Pfarrei kann umgekehrt sich ganz und theilweise über verschiedene Gemeinden ausdehnen, folglich auch recht wohl ein Theil der Pfarrkinder einer Schule zugetheilt seyn, die in einer fremden Pfarrei liegt. Der eigene Pfarrer sieht solche Kinder bei der Taufe, bei der Communion und nach dreißig Jahren bei der Copulation; im Uebrigen bleiben sie ihm fremd, weil sie auch den Religionsunterricht nicht bei ihm genossen haben.

Ist aber die Schule nun Anstalt der politischen Gemeinde, dann ist der Staat, in dessen Befugniß es liegt, die politischen Gemeinden ohne Rücksicht auf kirchliche Verhältnisse zu arrondiren, vollkommen berechtigt, ein Gleiches mit der Schule zu thun, und also den Schulsprengeln eine Eintheilung zu geben, die den Einfluß des eigenen Pfarrers auf die Schulkinder zur Unmöglichkeit macht. Es ist hiemit nicht gesagt, daß die Regierungen solches beabsichtigen, sondern nur, daß sie jetzt wenigstens kein Recht mehr verletzen, falls sie es thun.

4) Ist die Schule Eigenthum und Anstalt der politischen Gemeinde, dann wird sie ganz folgerichtig auch wieder nur vom Staate beaufsichtigt und regiert werden können, und die Kirche wird nur so viel Einfluß genießen, als ihr in Gnaden gestattet ist. Hier ist der Staat im doppelten Vortheile. Einerseits hat er nicht die Pflicht, für den Bedarf der Schulen aus eigenen Mitteln zu sorgen, weil das die Pflicht der Gemeinden ist; andererseits kann er doch das entscheidende Wort führen, weil die Verwaltung der politischen Gemeinde unter der Staatsregierung steht. Das Letztere hat er auch stets gethan. Seit Menschengedenken haben die weltlichen Regierungen Schulverordnungen erlassen, Schulpläne gemacht und auch — manchmal abgeändert, Schulbücher vorgeschrieben. Jetzt haben wir constitutionelles Leben, d. h. wenn Regierung und Ständeversammlung einig sind, wird ein Schulgesetz erlassen ohne Begutachtung der Kirche. Aber die Lokalinspektoren und Distriktsinspektoren sind doch lauter Geistliche! So, wirklich? Wird denn vergessen, daß an der Spitze der geistlichen Schulinspektoren durchaus nirgends ein Bischof steht, sondern ein weltlicher Herr Regierungsrath? Dieser mag ein religiöser Mann seyn, aber es handelt sich hier um Principien, nicht um Persönlichkeiten, was nie sollte vergessen werden.

5) Aus dem ausgesprochenen Grundsatze ergibt sich, daß es Sache des Staates ist, die Lehrer zu bilden und die Lehrbücher vorzuschreiben. Diese Consequenz haben die Regierungen auch sehr gut begriffen, denn man findet allenthalben wohl königliche, großherzogliche ꝛc. Seminarien für die Heranbildung der Lehrer, aber wohl schwerlich bischöfliche oder vom protestantischen Consistorium regierte. Die Lehrer der Seminarien sind zwar ebenfalls meistens Geistliche, aber sie haben ihre Mission vom confessionslosen Staate. Ferne sei es, den Lenkern des modernen Staates immer nur das Arge zumuthen zu wollen; wiederholt sei es gesagt, es handelt sich um Principien, nicht um Persönlichkeiten. Ist es einmal Grundsatz des Staates, im Interesse der „freien Wissenschaft“ sich in religiöser Hinsicht ganz neutral zu benehmen, kann man ruhig zusehen, daß an höhern Anstalten die Studirenden um den Rest des kindlichen Glaubens gebracht werden — nun warum soll denn dem nämlichen Staate mehr liegen an der Religiosität der Lehrer als der auf Universitäten gebildeten Beamten, Pfarrer und Aerzte, und warum sollte der nämliche Staat, welcher das „Leben Jesu“ von Renan in die Hütte des Landmannes verbreiten läßt, nicht auch gleichgültig zusehen, wenn in den vorgeschriebenen Schulbüchern eine Auffassung der Geschichte und Naturwissenschaft vorkommt, die mit der religiösen und speziell confessionellen Anschauungsweise des christlichen Volkes nicht harmonirt?

Genug der Consequenzen. Ein paar Inconsequentheiten können wir aber doch nicht umgehen. Die Schule ist Anstalt der politischen Gemeinde, und doch verschmäht sie die Besoldung nicht, die ihr von der Kirche zufließt, insoferne der Lehrer auch den Gehalt des Meßners, Organisten und Chorregenten bezieht. Die Schule ist Anstalt der ganzen politischen Gemeinde; falls aber diese mehrere Schulsprengel umfaßt, so hat die Deckung des Bedarfs durch Umlagen auf die einzelnen Schulsprengel zu geschehen. Hiebei sind die Schulsprengel der Filialgemeinden offenbar im Nachtheile, obwohl sie ohnedieß meistens die ärmeren sind. Insoferne die Filialisten zur Pfarrei gehören, haben sie den Meßner zu besolden, dessen Einkünfte der Hauptschule am Pfarrorte zu Nutzen kommen, für ihre speziellen Schulbedürfnisse haben sie eigens zu sorgen.

Was thun? das ist die Frage. Für jetzt ist kaum eine Hoffnung, daß bei einem neuen Schulgesetze die Schule als Anstalt der Pfarrgemeinde erklärt werde, denn in diesem Falle wäre sie wieder grundsätzlich Eigenthum der Kirche. Zwar ist beim westphälischen Friedensschlusse noch die Schule als annexum exercitii religionis, als nothwendiger Bestandtheil freier Religionsübung angesehen worden; aber wir leben in der Periode der überwundenen Standpunkte und der Erhabenheit über vergilbte Ver-

träge. Wer weiß aber was die Vorsehung beabsichtigt! Vielleicht müssen wir alle bitteren Folgen falscher Grundsätze erst erleben, bis den Leuten die Augen aufgehen In Folge des hier besprochenen Grundsatzes, die Schule gehöre der politischen Gemeinde, kann der Seelsorger recht wohl noch alles Einflusses auf die Schule beraubt werden. Das Unglück ist aber für Klerus und Kirche bei weitem nicht so groß, als Viele sich es vorstellen. Der Klerus namentlich hat sich vielfach im Dienste des Bureaukratismus dem christlichen deutschen Volke mißliebig und verdächtig gemacht, ohne andererseits viel Lohn zu empfangen, und gerade im Schulsache ist nicht immer im Geiste der Kirche verfahren worden, deren Grundsatz es seyn muß, geistige Wohltbaten anzubieten, aber nicht aufzunöthigen, also auch Niemand eine Bildungsstufe mit Kenntnissen aufzudrängen, wozu weder Empfänglichkeit noch Bedürfniß vorhanden ist. Obwohl die Kirche nur eine Religion für die allein wahre hält, so hütet sie sich davor, dieselbe gewaltsamer Weise Jemand aufzudrängen. Der Schule dagegen sind weitgehende Zwangsrechte, welche das Recht der Eltern auf ihre Kinder fast ignoriren, vom modernen Staate nahezu ohne Widerspruch vindicirt worden. Wenn alle Monopole im Geiste des Fortschrittes aufhören, wird doch nicht der Staat alleinig fortwährend Oberstschulmeister bleiben können und gerade dann, wenn einmal die Geistlichen aus den Schulen gejagt sind und der Schulterrorismus auch dem gutmüthigsten Deutschen zu bunt sich zeiget, wird er erst begreifen, wie es gemeint war. Kommt dann endlich die allgemeine Lehr- und Lernfreiheit, dann laßt uns auch zugreifen, laßt uns Schulen gründen, confessionelle, Pfarrschulen. Laßt uns nicht fortwährend wieder beim Staate um Hülfe betteln, denn „dieser Adler bleibt uns nicht geschenkt.“ Mögen Bischöfe und Pfarrer sich an den Wohlthätigkeitssinn des christlichen Volkes wenden, und nicht bloß neue gothische Altäre und theure Meßgewänder anschaffen, sondern unaufhörlich verkünden, daß Beförderung eines christlichen Schulwesens eines der größten Werke christlicher Barmherzigkeit sei. So ganz und gar ungegründet ist der Vorwurf nicht, daß von kirchlicher Seite für die Schule besser hätte gesorgt werden sollen. Würde jede Landgemeinde gute Straßen und Brücken bauen, dann würde der Staat gewiß nicht auf seine Kosten solches besorgen lassen. Er hätte vielleicht auch nicht so tief in das Schulwesen hineinregiert, wenn er die Sache überall besser gefunden hätte, als es leider nicht selten der Fall war. Mit edlem Eifer gehen die Vorkämpfer religiöser Freiheit daran, eine freie katholische Universität zu gründen — laßt uns andererseits die Lehrer und Kinder der Volksschule darüber nicht vergessen!

